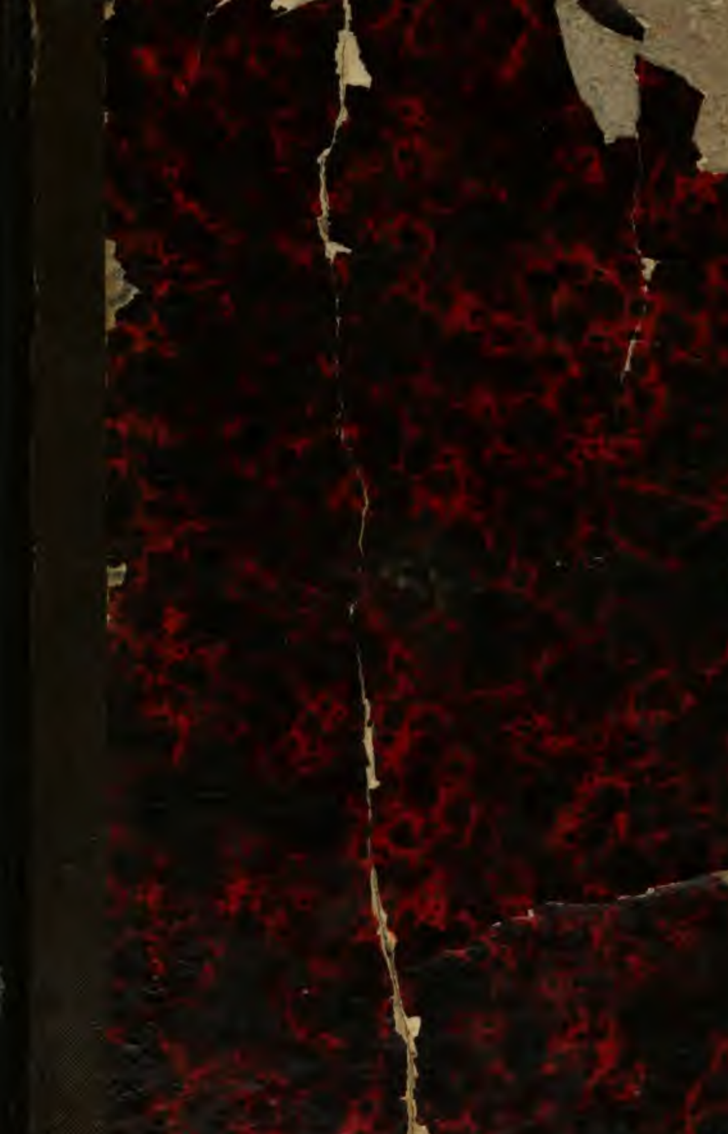
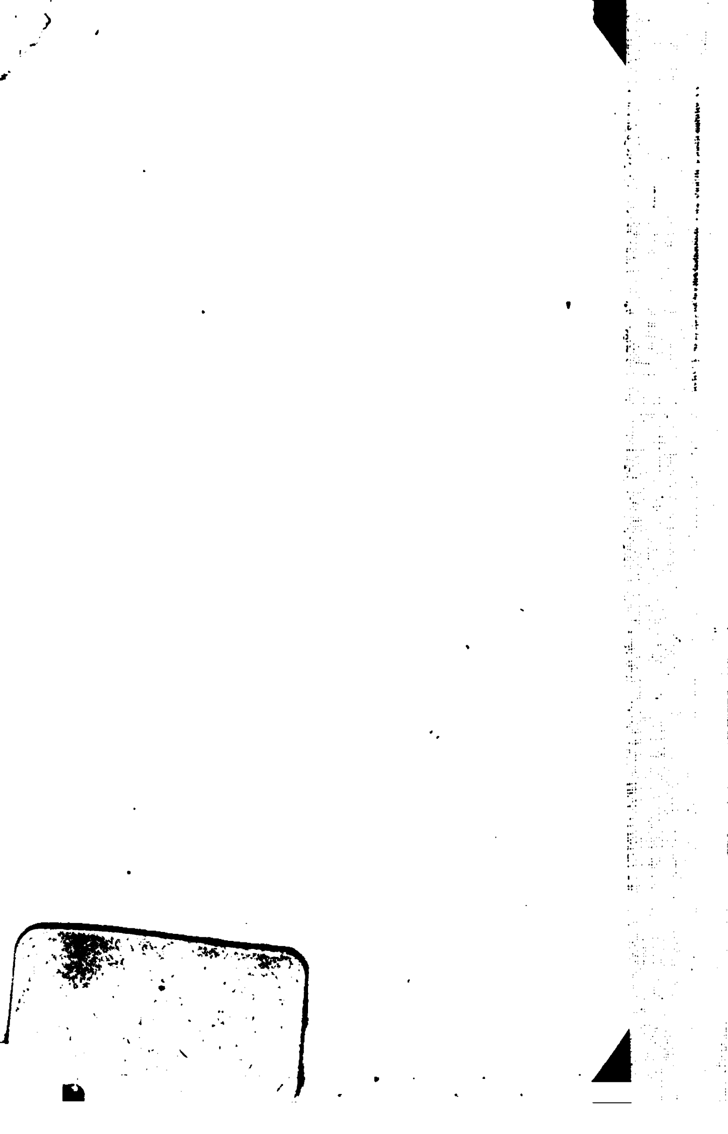






Gynäologie

oder

das Geschlechtsleben

in seinem ganzen Umfange;

enthaltend:

Zeichen und Werth der verletzten und unverletzten Jungfrauschaft nach Nationalbegriffen, Physiologie und Moral; über Liebe und Anmuth, Schönheit und häusliches Glück; über physische Liebe, Naturzweck, Sittlichkeit, Einfluß und Leitung des Geschlechtsgenusses; über Mysterien, Verirrungen und Curiositäten mancher Art; über das Band der Ehe, Empfängniß und Schwangerschaft; über Unvermögen, Unfruchtbarkeit, Krankheiten und deren Behandlung, und so weiter.

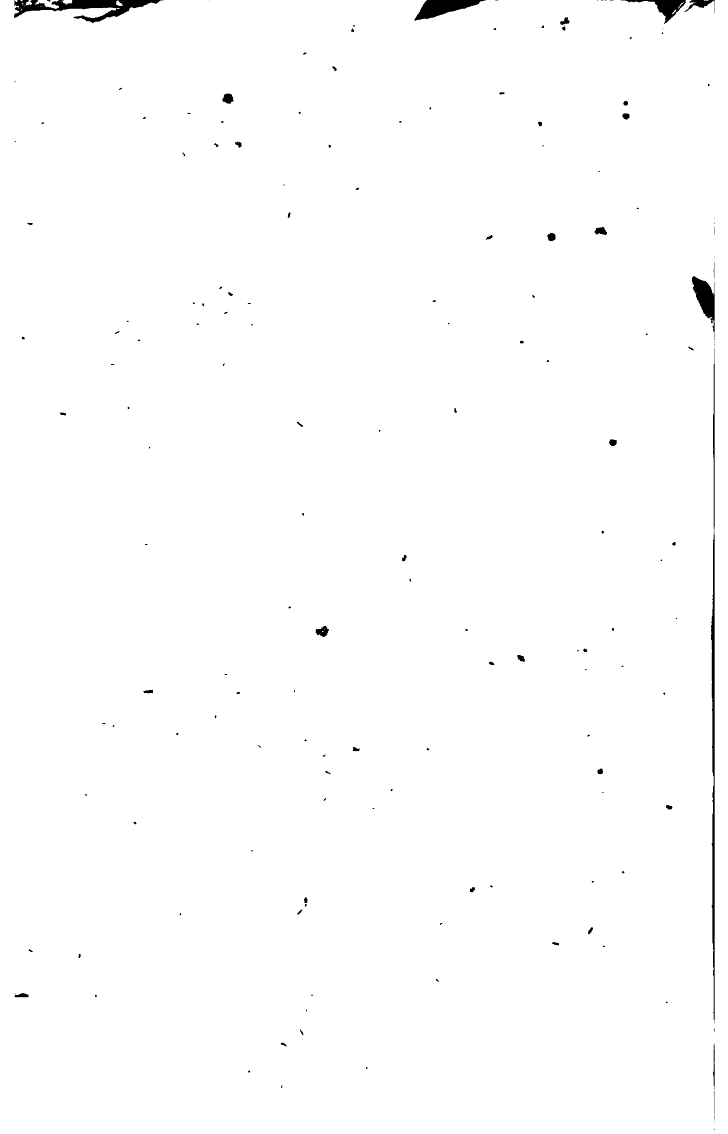
Ein

umfassendes Handbuch zum Wohle der Staatenbürger.

Vierte, vollständige und wohlfeilste Auflage.

Dritter Band,
oder fünfter und sechster Theil.

Stuttgart:
Druck und Verlag von Fr. Henne.
1843.



Vorbericht.

Wenn in dem ehelichen Leben das vereinigte Paar gleichsam eine moralische Person ausmachen soll, welche durch den Verstand und die Würde des Mannes regiert und veredelt, durch die Anmuth und den Geschmack des Weibes verschönert und belebt wird, so muß das Verlangen nach einer so innigen Vereinigung um so stärker und dringender seyn, je mehr die Individuen eines Geschlechts ihre Ideen von dem physischen und geistigen Charakter des andern Geschlechts entwickelt und vervollständiget haben; Mann und Weib werden der Liebe desto fähiger seyn, je vollkommner sie die eigenthümlichen körperlichen und geistigen Anlagen ihres Geschlechts besitzen.

Wie viel Jünglinge mögen aber wohl wissen, was ein Weib ist, wie viel Mädchen, was ein Mann ist? Wie wenige haben wahren Sinn und Gefühl für die Elemente eines Bundes, der auf der Erde der schönste und erhabenste ist?

Mangel an wahrer Liebe und Hochachtung in der Ehe, der verlorne Geschmack für häusliche Freuden und ein ungezähmter Hang zu Vergnügungen sind unter den nothwendigen Folgen dieser gegenseitigen Unkunde der Geschlechter.

In dem ewigen Wirbel von Gesellschaften wird der Keim jeder Tugend nicht nur erstickt, sondern unzählige Laster werden hervorgerufen: Eitelkeit, Koketterie, Selbstsucht, Verläumdung, Verschwendung, Kleinigkeitsgeist, Kälte gegen alles wahre Gute und Schöne, Frechheit in den Sitten, Verstellung und Falschheit werden beinahe nothwendig gemacht. List gilt für Weisheit, Artigkeit führt den Namen Redlichkeit, ein geschmackvoller Anzug ist das geltende Verdienst und Plauderei das höchste Talent. Die Familien sind nichts als Assembleen.

Der erste Schritt zur moralischen Verbesserung der Ehe sowohl als der ganzen Menschheit wird von Häuslichkeit begleitet seyn müssen. Sie zwingt uns schlechterdings zu Tugenden gewisser Art. In den Armen unserer Familie, in dem engeren Kreise unserer Freunde lernen wir allein die Tugend lieben. Das Laster, das sittliche Verderben, die Verstellung können nur mitten in den lärmenden Freuden der Welt glücklich machen.

Ich habe jene Elemente der ehelichen Glückseligkeit und diese feindliche Störerinnen derselben mit wenigen nur schwachen Zügen zu bezeichnen gesucht — doch nicht ohne die süße Hoffnung, den in der Seele manches Mädchens und Jünglings schlummernden Funken ihrer eigentlichen Geschlechtsbestimmung zu beleben, und vielleicht den von der Seite manches ehelichen Paars trauernd entflohenen guten Genius wieder auszusöhnen. —

Gynäologie.

V.

Das

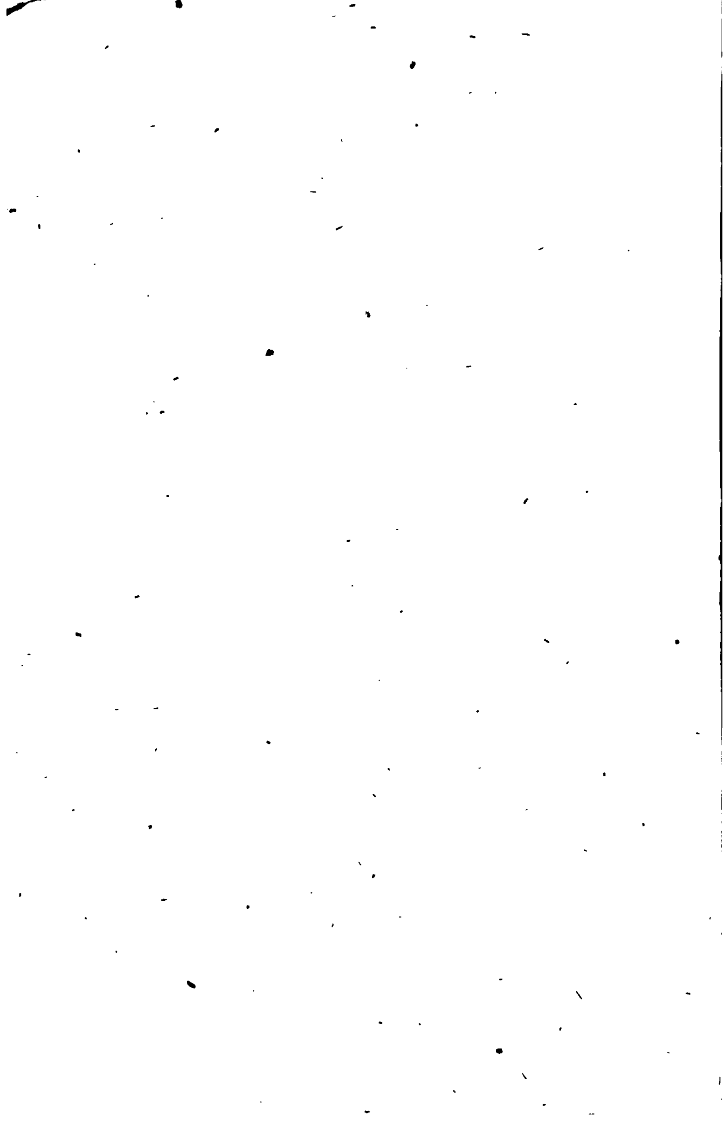
Band der Ehe

aus

dem Archiv der Natur und des Bürgerstandes.

Zweiter Theil.

> Nach Freiheit strebt der Mann,
> das Weib nach Sitte.



Einleitung.

Ueber die Tendenz des Geschlechtsunterschieds.

Verknüpfung des Mannigfaltigen zu einem Ganzen, Streben nach Einheit, dies ist der große, schöne Plan, welchen die Natur durch die ganze Kette hervorbringender Wesen in der Körper- und Geisterwelt unter tausendfachen Gestalten durch zauberähnliches Wirken zahlloser Kräfte nach ewigen Gesetzen verfolgt.

So wie sich die höchste Einheit ohne höchste Kraftanwendung nicht denken läßt, die höchste Kraft aber die Vereinigung widersprechender Bedingungen erfordert, so ist die höchste Einheit ohne entgegengesetzte Richtungen nicht möglich. Um daher ein unendliches Wirken zu Stande zu bringen, mußte die Natur den verschiedenen Kräften eine eigenthümliche Ungleichartigkeit mittheilen, und denselben, indem sie ihre Verbindung zu einem Ganzen erreichen wollte, ein gegenseitiges Bedürfniß beilegen, dies Ganze durch Wechselwirkung herzustellen. Sie genügte dieser Anforderung, und der Geschlechtsunterschied erhielt sein Daseyn.

Der Drang eines Bedürfnisses zu gegenseitiger Einwirkung setzt Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit (wirkende und rückwirkende Kräfte) voraus, und diese beiden Merkmale sind gerade die einzigen, in denen wir den Geschlechtsbegriff in seiner völligen Allgemeinheit auffassen und denselben weit über die Grenze

der Zeugung ausdehnen können. Ohne ihn würde die Körperwelt eine todte Masse seyn, die Geister würden in eine ermattende Gleichgültigkeit versinken.

Wohin wir auch unsern Blick wenden in der organischen oder intellectuellen und moralischen Welt, sehen wir beide Welten sich in ein großes Ganze vereinigen, in beiden die Wirkungen unter einerlei Gesetzen erfolgen. Ungleichartiger Stoff verknüpft sich, das Verknüpfte wird wiederum ein Theil des größeren Ganzen, bis ins Unendliche umfaßt jede neue Einheit eine reiche Fülle, dient jede neue Mannigfaltigkeit einer schönern Einheit. Stoff und Form so vielfach in einander verschränkt, vertauschen ihr Wesen, und nirgends ist etwas blos bildend oder gebildet.

Während in den Operationen unsers Verstandes Form und Materie sich unaufhörlich begatten, strebt unsere Vernunft das Mannigfaltige auf ein Object zu beziehen und unsern Erkenntnissen Einheit zu verschaffen. Aus der Verbindung der Materie geht die Form hervor. Je größer die Fülle und Mannigfaltigkeit der Materie, je erhabener die Form. Je indeenreicher die Fülle des Menschen und je gefühlvoller seine Ideen, desto unerreichbarer seine Erhabenheit. Denn auf diesem ewigen Verbinden der Form und der Materie oder des Mannigfaltigen mit der Einheit beruht die Verschmelzung der beiden im Menschen vereinten Naturen, und auf dieser seine Größe.

Indem wir das Genie, das männliche Kraft besitzt, zeugend, mit selbstthätiger Vernunft auf das idealische Object einwirken sehen; das Genie hingegen, dem weibliche Fülle eigen ist, empfangend, die Einwirkung dieses Objects durch das Uebergewicht der Phantasie erfahren und erwiedern sehen, bezeichnen wir nur diejenigen Produkte mit dem Stempel des ächten Genies, in denen der formende Wille beide Kräfte zur Einheit erhoben und bis zur gänzlichen Verkennung in ein reines Gleichgewicht gestimmt hat, in denen wir die Tiefe der männlichen Vernunft mit der üppigen Fülle der reizenden Anmuth der weiblichen Phantasie in eine unauflösliche Harmonie verschmolzen sehen.

Deutlicher noch bemerken wir diesen Geschlechtsunterschied im moralischen Leben. Wenn die Tugend, im Bündniß mit der Phantasie, durch ihre Anmuth reizt, so ist das moralische Gefühl mehr empfangend als zeugend, die tugendhafte Handlung ist das Werk einer zurückwirkenden Kraft. Wenn aber das moralische Gefühl sich zur Form eines reinen Vernunftgesetzes erhoben und der Tugendhafte, von tiefer Achtung gegen dieses durchdrungen, der Ausübung seiner Pflicht sein Glück und sein Leben opfert, da ist die tugendhafte Handlung das Werk einer völlig frei und selbstthätig wirkenden männlichen Kraft.

Reicher und von größerem Umfang sind jedoch die Merkmahle, die der Geschlechtsbegriff der beiden Menschenhälften enthält. Körperliche und geistige Züge der männlichen und weiblichen Natur beziehen sich wechselsweise auf einander, der Ausdruck von Härte und Kraft in der einen wird durch den Ausdruck von Sanftheit und Schwäche in der andern gemildert. Die weibliche Zartheit richtet sich an der männlichen Festigkeit auf, und das Abstractum beider zu einer Einheit verschmolzen, nähert sich dem Ideale der höchsten Schönheit und der menschlichen Vollkommenheit.

In dem Körper des Weibes bietet sich ein zarter Gliederbau von verhältnißmäßiger Größe, eine sanfte Fläche von wellenförmigen Linien begränzt, in allen Theilen Fülle und Weichheit, eine sanfte und doch lebhafte Farbenmischung dar.

Auf dem Körper des Mannes erhebt sich die ihm eigenthümliche Kraft und Heftigkeit, hervorragende Sehnen und sein stärkerer Bau, weniger mit milderndem Fleische bedeckt, deutet alle Umrisse sichtbarer an.

Da in der weiblichen Seele die Phantasie immer dem Verstande, die Empfindung der Vernunft zuvoreilt, und dadurch beide, indem sie auch selbst unaufhörlich in einander übergehen, gemeinschaftlich die Einheit des Gemüths hervorbringen, nach welcher der Mann nur mit mühsamer Anstrengung strebt, so ist bei den Weibern auch das innere Leben weniger von der äußern Erscheinungsweise geschieden, und mit freiwilliger Leichtigkeit malt sich die Seele in dem bildsameren Bau; und eben

daher, weil Wahrheit und Freiheit von allem Zwange die höchste Realität der Schönheit ausmacht, so steht die weibliche Gestalt überhaupt der Schönheit näher als die männliche.

Wenn aber das Auge von der einen Form des Geschlechts unbefriedigt auf die andere sich wendet, indem es bei der Schönheit des Mannes mehr den Verstand durch die Oberherrschaft der Form und die Bestimmtheit der Züge, bei der Schönheit des Weibes mehr das Gefühl durch die freie Fülle des Stoffs und durch liebliche Anmuth der Züge bewundert, so bringt, während das Gemüth zwischen beiden Empfindungen unaufhörlich schwankt, jede beider Bildungen eine gemischte Stimmung hervor, in welcher der eigentliche Charakter einer jeden durch den entgegengesetzten gemäßigt ist. Die weibliche Gestalt legt durch die Verbindung ihre erschaffende, die männliche ihre anspannende Kraft ab; und indem die erstere mit Kraft und Würde beseelt, die letztere mit Anmuth und Lieblichkeit gemäßigt wird, fühlt sich der Künstler von dem Ideale der vollendeten Schönheit begeistert.

Weit auffallender doch werden wir das Ringen ungleichartiger Kräfte nach Einheit an beiden Geschlechtern in organischer und moralischer Rücksicht gewahr.

Die Natur beseelte ihre Söhne mit Ausdruck von Kraft, Feuer und Lebhaftigkeit, und hauchte ihren Töchtern Haltung, Wärme und Innigkeit ein.

In der männlichen Kraft spricht freies Geben aus eigener Fülle, in der weiblichen ist Stärke des Auffassens durch festes Umschließen des Aufgenommenen sichtbar.

Alles Männliche zeigt mehr Selbstthätigkeit, alles Weibliche mehr leidende Empfänglichkeit. So wie in dem einzelnen Menschen, so sehen wir auch in beiden Geschlechtern immer Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit einander gegenseitig entsprechen. Der selbstthätigste Geist ist auch der reizbarste, und das Herz, das für jeden Eindruck am meisten empfänglich ist, gibt auch jeden mit der lebhaftesten Energie zurück. Aber aus dem Ganzen Umfange ihres Gebiets hat die Natur blos unthätiges Leiden verbannt; daher überall gleichviel Entgegen-

wirken als Leiden, und jener Geschlechtsunterschied besteht nur in der Richtung, nicht in dem Vermögen.

In der Männlichkeit ist das Vermögen: Kraft des Lebens bis zur Dürftigkeit von Stoff entblößt, entbehrende Sehnsucht auf ein Wesen gerichtet, das der Energie zugleich Stoff zur Thätigkeit gebe, und, indem es durch Rückwirkung ihre Empfänglichkeit beschäftigt, ihre glühende Heftigkeit lindre.

In der Weiblichkeit ist das Vermögen: eine üppig überströmende Fülle, zu reich, als daß die eigene Kraft allein ihrer Belebung genügte; indeß die entbehrende Sehnsucht ein Wesen sucht, das zugleich den innern Stoff erwecke, und der eigenen Kraft, indem es sie durch Einwirkung zu selbstthätiger Rückwirkung nöthigt, eine größere Stärke ertheile. Auf dieser unaufhörlichen Wechselwirkung der Form und des Stoffs beruht die innige Vereinigung, und auf dieser das Geheimniß der Organisation.

Wenn das weibliche Herz sich von mannigfaltigen Empfindungen bewegt, und von einer edlen Strebsamkeit beseelt, reich in sich selbst fühlt, aber den kühnen Muth vermißt, sich eine eigene Richtung zu geben; von unruhiger Sehnsucht gefoltert, sich selbst unverständlich, und arm im Schooße des Ueberflusses, ein Wesen findet, das den verschlungenen Knoten seiner Gefühle freundlich löset; wenn sich stärkere Saiten der männlichen Seele zu einem harmonischen Einklang mit den sanfteren Melodien der weiblichen Empfindung stimmen, so geht eins in das andere über, das einzelne Daseyn wird vertilgt, und beide vergessen, daß sie zu getrenntem Daseyn verurtheilt sind.

Die Griechen schon haben uns diesen innigen Bund zweier Wesen in einem schönen Mythus dargestellt. „Anfänglich waren die Menschen (so läßt Plato in seinem Gastmahl den Aristophanes den Ursprung der Liebe erzählen) doppelte Wesen, Mann und Weib machten nur Eins aus, das mit vier Armen, vier Beinen und zwei Leibern und mit außerordentlicher Stärke begabt war. Sie empörten sich aber aus Uebermuth gegen die Götter, und Jupiter beschloß zur Strafe, sie zu trennen und zwei Wesen, wie die gegenwärtigen aus ihnen zu bilden.

Seitdem ist nun die Liebe ein Naturtrieb der Menschen, ein Drang, die ursprüngliche Beschaffenheit wieder herzustellen: jeder suche daher die ihm zugehörige Hälfte, um seine Verstümmelung wieder herzustellen und seine Gattung zu verewigen."

So ahnete das zarte Gefühl der Griechen frühe schon, was die Vernunft noch nicht zu verdeutlichen fähig war, und nach einem Ausdruck strebend, erborgte es von der Einbildungskraft Bilder, da ihm der Verstand noch keine Begriffe darbieten konnte.

Entkleidet man diesen Mythus von seiner allegorischer Hülle, so errathen wir auf den ersten Blick die erhabene Idee des Plato, daß durch die innige Vereinigung zweier Wesen ihre physische und moralische Natur ergänzt werde, und in dieser harmonischen Einheit der höchste Genuß der Liebe bestehe.

Sind nun die Naturanlagen des Mannes auf die Naturanlagen des Weibes, und die des Weibes auf die des Mannes so berechnet, daß beide sich wechselseitig unterstützen und zu einem harmonischen Ganzen umschlingen, so muß mit der Entwickelung der männlichen Kräfte die Vorstellung von einem Etwas erwachsen, dessen der Mann bedarf, weil seine ganze Natur sich darauf bezieht, und auf gleiche Weise muß mit der Entfaltung der weiblichen Anlagen die Vorstellung eines Etwas hervorgehen, dessen das Weib bedarf und was auf ihre ganze Natur gerichtet ist.

Leis' und dunkel regt sich zwar anfangs diese Vorstellung in der Seele des Mannes und des Weibes, aber sie dämmert allmählig mit den reifenden Trieben zur heißeren Sehnsucht, von zahllosen Ahnungen begleitet, die das Wesen sich selbst nicht klar entwickeln kann, die aber eben deswegen seine ganze Seele mit Wollust und Wehmuth erfüllen, indem das ganze geheimnißvolle Dunkel in der Phantasie ein zauberisches Spiel erweckt.

Wenn die Philosophen diese Uranlagen in der Natur der Geschlechter, diese wunderbare, in ihrer Art einzige Vorstellung in der Seele des Mannes von dem Weibe, und in der Seele des Weibes von dem Manne noch nicht ergründet haben, so haben doch Dichter darauf hingedeutet.

Wie schön und kraftvoll schildert uns der unsterbliche Naturmaler Geßner in seinem ersten Schiffer das im Busen der jungen Melida erwachende Streben nach jener innigen, genußvollen Gemeinschaft.

Einsam und abgeschieden von der ganzen Menschenwelt, ist auf einer wüsten Insel Melida an der Seite ihrer Mutter aufgewachsen; sie weiß nichts von Menschen außer ihnen, nichts von einem andern Geschlechte; sorgfältig verbirgt ihr die liebende Mutter das traurige Geheimniß ihres Schicksals und die Bestimmung ihres Geschlechts. Aber was die gute Mutter dem Mädchen verhehlt, offenbart ihm in starkem Verlangen und rührenden, obgleich nur dämmernden Ahnungen, die Natur.

Melida sieht rings umher die Geschöpfe sich mehren, „warum bleiben wir zwei, fragt sie, immer nur zwei?" sie bemerkt das Nisten der Vögel und findet die Jungen in den Nestern, „o wenn ich einmal, seufz't sie, so kleine Menschen fände, die auf die oder auf irgend eine andre Art entstanden oder ausgebrütet wären! Götter, wie wollt ich sie pflegen, wie wollt ich sie lieben!"

Mit schwärmerischem Hinstaunen sieht sie die geselligen Spiele der Thiergeschlechter, „wenn unserer mehrere wären," ruft sie der Mutter zu, „wie entzückend würd' es seyn, wenn wir mit vereinten Kräften uns bemühten, dich zu erfreuen. Ach, wenn auch nur Eins, nur Eins noch wäre! Jemand, der jede meiner kleinen Freuden mit mir theilte, der immer an meiner Seite wäre, der — — Ach! es ist — Mein Herz liebt dich über alles, aber es ist, als wenn noch mehr Liebe da wäre, Liebe für Etwas, das ich nicht finde und nicht kenne."

Melida erblickt zum erstenmale einen Jüngling, den Jüngling, den ihr die Götter zum Retter sandten; sie steht unbewegt, ihre Blicke schweben auf der ganzen schönen Gestalt des Jünglings umher; jetzt spricht sie: O, die Götter haben meine Wünsche erhört, diese schöne Gestalt haben sie mir zur Gesellschaft geschaffen,

Dies ist der Zeitpunkt, wo das triebmäßige Gefühl erwacht und sich bis zum deutlichen Bewußtseyn entwickelt, wo wir es in seinem Ganzen Umfang empfinden, was es heiße, lieben und geliebt werden.

Eben so mannigfaltig die Temperamente und die verhältnißmäßige Ausbildung der Seelenvermögen ist, so verschieden äußert sich auch diese Leidenschaft in ihrem Entstehen und in ihren Fortschritten. Den einen macht sie heiter und ausgelassen, den andern in sich gekehrt und grämlich, der umfaßt im Gefühl seines Glücks die ganze Welt mit Liebe und dehnt den Kreis seiner Theilnahme ins Unendliche aus; jener ist für alles todt und unempfindlich, außer für den Gegenstand seiner Zuneigung; der eine wird schüchterner und verlegner im Umgange mit Personen des andern Geschlechts, sobald er liebende Triebe fühlt, ein andrer wird dreister, freier und anhänglicher ꝛc.

Wie wenig Kenntniß des Menschen verrathen daher unsere Romanenschreiber, die gewöhnlich der Entwickelung dieser Leidenschaft einen so ganz einförmigen Weg vorzeichnen, und von welchem gefährlichen Einfluß für die unbefangene Jugend ist es, das Erwachen und Wachsen dieser Leidenschaft mit den brennenden Farben einer erhitzten Phantasie zu malen! Da finden, erkennen sich zwei für einander bestimmte Liebende, und erklären sich, wie himmelfroh sie von nun an durch alle Ewigkeiten hindurch seyn werden; sie sinken einander an den Busen, sie sehen, sie hören und fühlen nichts, als nur immer sich selbst und die Wonne ihrer Liebe, sie lassen die ganze Welt rings um sie her in Nichts verstieben ꝛc.

Solche überspannte Vorstellungen unserer excentrischen Romanenhelden, welche sich nirgends in der Wirklichkeit finden, können leicht ein unerfahrnes Herz verstimmen, indem sie Erwartungen dessen erregen, was nur Bilder der Phantasie sind; und wenn sie denn Vergleichungen solcher Schilderungen mit ihrer Liebe anstellen, finden sie sich bei dem eingesehenen Abstand höchst unglücklich. —

Ehe wir den Tempel des Hymens betreten, werde ich noch mancherlei Bemerkungen voranschicken müssen, die den Pfad aufhellen und mit den glänzenden Vorhöfen

bekannt machen, durch welche wir zu diesem Heiligthum der Menschheit eingehen.

Zuvörderst etwas

Ueber Liebe und ihre Wirkungen, besonders in psychologischer Rücksicht.

Auch die geistigste Liebe gründet sich auf Sinnlichkeit*), und eben diese ists, was Liebe auch von der zärtlichsten Freundschaft unterscheidet. Darauf deutet Wieland, wenn er in seinem Agathon sagt: die Liebe wächst bis zu dem Punkt, wo die Natur sie haben will; und das erfährt jeder Liebende, der öfters Gelegenheit hat, ohne Zurückhaltung mit seiner Geliebten umzugehen.

Selbst die Erfahrung manches Heißverliebten beweist dagegen nichts, daß nämlich gerade dann, wenn die Liebe den höchsten Grad erreicht hat, man sich die grobe Befriedigung der Sinnlichkeit ohne Ekel nicht denken kann. So geistig auch diese Liebe uns scheint, so ist sie doch nur eine durch die Einbildungskraft verbrämte Sinnlichkeit. Zwar ist sie in diesem Falle so sehr als möglich vergeistigt, aber man bedenke nur fürs erste, daß ihre Entstehung, der erste Eindruck, der sie hervorbrachte, sinnlich seyn mußte, daß das Band, welches die Herzen zweier Personen von verschiedenem Geschlecht an einander kettet, immer zuerst von den Sinnen gewebt wird; fürs zweite, daß das Ende einer jeden noch so sehr vergeistigten Liebe wieder sinnlich ist, weil jede Liebe den Wunsch nach gänzlicher, nicht blos geistiger, sondern auch körperlicher Vereinigung, mithin selbst nach Befriedigung der gröberen Sinnlichkeit einschließt, wiewohl der Heißverliebte diesen Wunsch sich nicht gesteht und ihn nicht zu haben wähnt; und fürs dritte, daß die Verbindung unserer Seele mit einem thierischen Körper die Modifikation unserer Triebe durch diesen Körper nothwendig macht. Der Körper mischt sich in alle noch so geistigen Triebe und modificirt sie. So entstehen aus Trieben reiner platonischen Liebe nach geistiger Vereini-

*) Wer einen Gruß an der Liebe Fleisch zu bestellen hat, der wende sich an den Geist. (Miller in Kabale und Liebe.)

ausschließend zu besitzen, so würde man fragen, warum denn Eifersucht nie wegen einer Person desselben Geschlechts in demselben Grade, wie bei Personen verschiedenen Geschlechts eintritt? Die zärtlichste Freundschaft ist wohl empfindlich, wenn sie der andere erkalten läßt oder einem Dritten vorzüglich zuwendet; aber nie wird diese Empfindlichkeit so heftig oder so schwach seyn, daß sie die ganze Seele ergreift und zu der fürchterlichsten Wuth und Rache entflammt, oder bei den bessern, obgleich schwächern Seelen, in eine finstre Melancholie versenkt und in wehmüthige Thränen ausbricht. Nie hat noch die Freundschaft auf solche ausschließende Rechte Anspruch gemacht.

So dauert ebenfalls Liebe selbst dann noch fort, wenn sie nicht mit Gegenliebe gekrönt wird; Freundschaft hingegen kann ohne Erwiederung nicht statt finden. Selbst dann, wenn der Liebende nach langem standhaftem Ausharren keine Gegenliebe findet oder unaufhörlich neue Hindernisse sich ihm entgegenthürmen, wenn er dann voll Unwillen sich zurückzieht, das Verfolgen seines Zwecks aufgibt und vielleicht gar der Liebe flucht, auch dann liebt er vielleicht heftiger noch als zuvor. Um nicht mehr zu lieben, dazu gehört kalte Gleichgültigkeit gegen den bisher geliebten Gegenstand. Hier aber ist nicht Kälte, es ist Zorn und Unwille, ein Zustand, der, weil er abermal Extrem ist, der Liebe noch weit näher ist, als der kalten Gleichgültigkeit. Denn so sehr sich auch diese Menschen zu bereden suchen, sie lieben nicht mehr, so beweist doch eben dies geflissentliche Bemühen, sich von der Vertilgung der ehemaligen Leidenschaft zu überzeugen, was immer noch leidenschaftliche Beschäftigung mit dem Gegenstande derselben voraussetzt, daß sie nur zu sehr noch lieben, daß der Feind ihrer Ruhe nicht besiegt ist, sondern nur in einem Hinterhalte lauscht, um bei guter Gelegenheit mit desto gewisserem Siege hervorzubrechen. Denn es bedarf nur eines schwachen Strahls von Hoffnung, um diesen Zorn wieder in das andere Extrem, in Liebe umzuwandeln.

Auch gleicht Liebe die äußern Verhältnisse des Lebens sehr oft, Freundschaft fast nie. Liebe, mächtiger als

Alles unter der Sonne, lockt bald von seidnen Polstern in fürchterliche Wildnisse, bald aus Einöden auf seidne Polster.

So verschieden aber das Wesen der Liebe von Freundschaft ist, so darf sie doch erst dann auf den Namen Liebe Anspruch machen, wenn Freundschaft mit ihr in demselben Busen wallt. Ist der Grad der Seelenneigung so gering, daß er gar nicht in Anschlag kommt, so ist die Liebe unedel, ist nur grobe Sinnlichkeit, bei der ich hier nicht verweile. In der edlen Liebe hingegen sind Freundschaft und Geschlechtsliebe auf das genaueste vereinigt, wirken so unbegreiflich in einander, wie die Seele in den Körper; jemehr die Seelenneigung den körperlichen Reiz überwiegt, desto mehr nähert sie sich jener Höhe der Empfindungen, zu welcher freilich nur wenige Seelen sich erheben können, und welche wir mit dem Namen der erhabenen Liebe krönen, durch welche, wie Pope seine Elise ausathmen läßt,

> Die ganze Brust besitzt, besessen wird;
> Kein gierig schmerzend Leer im Busen bleibt;
> Von zweien Lippen jede Rede fließt;
> Aus zweier Herzen jeder Wunsch sich drängt;
> Lacht Seligkeit hienieden, ist es die! —

Und von welcher geistigen Vermählung Klopstock uns folgendes schöne Bild gezeichnet hat:

> Alles empfind' ich von dir; kein halb begegnendes Lächeln,
> Kein unvollendetes Wort, welches in Seufzer verflog,
> Keine stille, mich fliehende Thräne, kein leises Verlangen,
> Kein Gedanke, der sich mir in der Ferne nur zeigt,
> Kein halbflammender Blick voll unaussprechlicher Reden,
> Wenn er den ewigen Bund süßer Umarmungen schwört,
> Auch der Tugenden keine, die du mir sittsam verbirgst,
> Eilet mir unerforscht und unempfunden vorbei.

Aber je deutlicher die Sinnlichkeit sich zeigt, desto mehr verliert die Liebe von diesem himmlischen Zauber. Auch das wußte Wieland, als er die schöne Züricherin liebte. In Zimmermanns Einsamkeit lesen wir folgende Stelle davon: „Wer gern im Stillen nachdenkt und Liebe erfahren hat, findet in diesem unerschöpflichen Nachdenken den höchsten Genuß der Liebe. Ein gewisses asiatisches Volk theilt die Zeiträume des höchsten Alter-

thums der Welt so ein: es haben sich die Menschen, damals noch paradiesische Geister, Jahrtausende zuerst durch Blicke geliebt, nachher durch einen Kuß, durch eine blose Berührung. So stille erhaben und so unaussprechlich edel liebte Wieland in seinen frühesten und feurigsten Jahren ein schönes liebevolles Frauenzimmer in Zürich, denn dieser grosse Geist wußte wohl, daß das Geheimniß der Liebe auf gewisse Weise schon in dem ersten Kusse, im ersten Seufzer erstirbt. Ich fragte, sagt Zimmermann, einst dieses Frauenzimmer: Mademoiselle, wann hat Wieland sie zum erstenmal geküßt? „Wieland küßte mir zum erstenmal am Ende des vierten Jahrs unserer Bekanntschaft die Hand,“ erwiederte die schöne Züricherin.

Liebe wird also immer durch Wohlgefallen an dem Körper, nicht durch Neigung der Seele erregt; veredelt oder etwa veranlaßt kann sie aber werden, wenn die Vorzüge des Geistes erst die Gelegenheit zu der persönlichen Vertraulichkeit geben.

Das Wohlgefallen am Körper wird nicht immer von Schönheit hervorgebracht. Es ist etwas, das vielleicht nur diesen Mann reizt, das er sich selbst nicht erklären kann, indeß er für ein anderes Frauenzimmer, dessen Schönheit er mit Ueberzeugung bewundert, nur Freundschaft fühlt, gegen ein anderes kalt bleibt, oder gar ein Widerstreben empfindet. Es scheint daher, jeder Mensch finde eine eigene, von allen andern durch die feinsten Züge unterschiedene Theorie des Schönen in sich aufgezeichnet.

Daher liese sich erklären, daß meistentheils der Anfang der Liebe das Werk der ersten Bekanntschaft, des ersten Augenblicks, alles folgende nur Entwickelung und Bestimmung der Leidenschaft ist; wo dann oft die geistige Liebe oder Freundschaft mit bedächtlichem, weiserem Schritte sich erst dazu gesellt und die Liebe veredelt. Doch ist auch der seltnere Fall nicht unmöglich, daß beide in einem Augenblick aufkeimen oder die Liebe der Freundschaft nachfolge.

Aber wie oft ist dieser sympathetische, auf den ersten Blick kettende Zug, nicht blose Täuschung, Rausch der Sinnlichkeit, den man für Genuß des Herzens nimmt,

Aufwallung eines minder edlen Bedürfnisses, das man mit edler Liebe verwechselt, eine Verwechselung, auf die oft Jahre voll bittrer Reue folgen! —

Mißtrauen gegen sich selbst bei den ersten Symptomen der Liebe sollte jedem Jüngling und Mädchen heilige Pflicht seyn, sie sollten nicht, der Mücke gleich, in blendendem Irrthum

> Sich ahnungslos der Flamme nahn.
> Wie lieblich zieht der Glanz die sanfte Wärme an?
> Durch ihre Unschuld selbst betrogen,
> Umtaumelt sie das Licht in immer kleinern Bogen,
> Und plötzlich, ach! verbrennt sie ihre Flügel dran *).

Meistens steht nur die Tugend sofern in unserer Gewalt, als wir sie nicht der Gefahr aussetzen; kein Sterblicher kann auf seine Enthaltsamkeit trotzen, dies bedachte wohl manches Mädchen nicht, das durch Vernunft und Religion eine unübersteigliche Mauer um ihre Tugend hergezogen zu haben glaubte, und am Ende für einen anfangs unbedeutend scheinenden, lieblich glänzenden Wahn schrecklich büßen mußte.

Es ist die größte Thorheit, einer Liebe Raum zu lassen, bei der die eheliche Verbindung weder absichtlich noch wahrscheinlich ist; das heißt seine Tugend in Versuchung führen, um in der Gefahr zu glänzen; oder will man indessen einen süßen Trieb nähren, das wäre eben so viel, als in einer Rennbahn, wo ich gar kein Ziel gesteckt sehe, mich athemlos zu laufen und bei jedem weiteren Schritt meine Qual vermehren. Schnelles, schweigendes Abbrechen, Entfernung, und die Gründe dazu höchstens nur andeuten, nicht ausführen, dies ist der weiseste Rath, Pflicht, Tugend und Sieg, der gewiß mit reichem Lohn gekrönt wird.

Die Sinnlichkeit, als Grundlage der Liebe, abgerechnet, besteht also diese theils in Bewunderung, theils in Wohlwollen. Beide verstärken sich gegenseitig. Bewunderung allein kann freilich keine Liebe hervorbringen, denn sie ist, wie Ninon Lenclos sagt, der kälteste und vorübergehendeste aller Affecte. Wohlwollen

*) Wieland im Oberon.

kann ohne eigentliche Bewunderung, nur mit einem gewissen Grad von Achtung, zur Liebe hinreichend seyn, aber sie bleibt alsdann ziemlich gemäßigt, wenn sie nicht ganz in Sinnlichkeit ausartet. Kommt aber zu einem hohen Grade von Wohlwollen noch Bewunderung, so steigt sie zu einer gefährlichen, ganz betäubenden Leidenschaft. Es wird nicht mehr die stilldulbende, bis in den Tod sich härmende Liebe, die die Wange entfärbt und die Glut des Auges verlöscht, nicht die Liebe Abelards und Heloisens, sondern die Liebe einer Minora, einer Elisabeth, eines Werthers, der die Wange glühen, das Auge blitzen macht, die selbst dem Tod mit brennender Begierde entgegen eilt. —

Wenn einmal die Liebe zum Mechanismus geworden, wenn sie unserm ganzen Nervensystem, und vielleicht besonders den Gehirnfibern eine gewisse Tendenz mitgetheilt hat, so kann Bewunderung ersterben und Wohlwollen erkalten, und doch die Liebe bleiben. Zorn und Liebe sogar können zugleich beisammen seyn, wie es gewöhnlich bei einer starken Eifersucht ist. Daher die Erfahrung, daß Liebhaber ihre Geliebte nicht nur in der Hitze ihres ersten Eindrucks, sondern nach langer Ueberlegung ermorden können. —

Der Grad der Eifersucht ist immer dem Grad der Liebe proportionirt. Der wirklich Verliebte wird ihren Regungen, auch beim gesichertsten Besitze des tugendhaften Mädchens, nicht ausweichen. Ausschließender Besitz der Einen ist der charakterische Wunsch der Liebenden. Je heißer dieser Wunsch, desto peinigender der geringste Verdacht, etwas von diesem Besitz abgeben zu müssen. Je zärtlicher das Herz, desto scharfsinniger der Verstand, Verdacht aufzufinden, wo keiner ist. Der Heißverliebte glaubt, so wie seine Geliebte gebe es keine mehr, er dichtet ihr Vorzüge an, die sie weit über alle Sterbliche erheben würden, wenn sie solche besäße. Daraus folgt auf der einen Seite die Vorstellung, daß der Werth des Liebenden gegen den der Geliebten verschwinde, und auf der andern die Vorstellung, daß ein Mädchen mit solchen Vorzügen ein jeder, der sie sieht, eben so heiß lieben müsse, wie er. Indem die erstere Vorstellung

das Gefühl der Unwürdigkeit einer Gegenliebe erzeugt, erscheint durch die letztere in jeder Mannsperson ein gefährlicher Nebenbuhler; beide zusammen müssen nothwendig die Leidenschaft einer heftigen Eifersucht und die Furcht hervorbringen, das geliebte Mädchen, dessen man sich nicht werth fühlt und das man von jedem andern eben so heiß geliebt glaubt, zu verlieren. Eifersucht ist daher von jeder heftigen Liebe unzertrennlich; jeder Heißverliebte quält sich, und, nachdem er eine Temperamentsanlage hat, auch sein Mädchen damit. —

Der Gedanke, verachtet zu werden, ist das unerträglichste Leiden für einen Verliebten: verachtet von dem Gegenstand seiner Liebe! — Verachtung der ganzen übrigen Welt rührt ihn nicht, vielleicht freut sie ihn noch, wenn dadurch die vielfachen Bande, die ihn wider seinen Willen noch an sie knüpfen, aufgelöst werden; aber von der, der man alles seyn möchte, verachtet zu werden, das Bewußtseyn, ihr nun nichts seyn zu können! — Viel leichter, viel erträglicher ists, sich von ihr gehaßt zu sehen: denn Haß setzt schon Anerkennung gewisser Vorzüge, gewisser Ueberlegenheiten voraus: Verachtung hingegen gründet sich auf anerkannten Unwerth. Haß beruht auf einzelnen Befriedigungen, die sich wieder gut machen lassen; Verachtung auf physischer und moralischer Unfähigkeit, etwas zu unserm Wohlseyn beitragen zu können. —

Apologie der Liebe.

Voltaire sagt, wen die Pfeile der Liebe treffen, der sey entweder schon ein tugendhafter Mann, oder doch auf dem Weg, es zu werden. Allgemein wahr möchte dieses wohl nicht seyn. Aber etwas davon ist sicher wahr.

Es gibt edle Männer, die über das Verliebtseyn erhaben sind. Das beste Weib ist, als Weib betrachtet, ihnen ein zu unwichtiger Gegenstand. Ihr Weg geht an ihr vorbei; wie eine Blume des Ufers verliert sie sich in ihrem Laufe, ohne sie anzuhalten. Schönheit wirkt vielleicht zu mächtig auf sie, als daß sie die Liebe zum Vergnügen eines thierischen Bedürfnisses erniedrigen können, oder ihre Seele ist zu sehr beschäftiget, um sie

mit Träumen geistiger Liebe zu erfüllen. Jener ernsthafte, spekulirende Geist, indem er seinen Empfindungen dem magischen Spiele seine Phantasie entreißt und ihnen mit einem ernsten, in sich gekehrten Blick nachforscht, verliert ihren Genuß und bleibt kalt. Wer wollte solchen Männerseelen Fähigkeit zur Tugend absprechen? Doch gibt es noch weit mehrere, die zu stumpf, zu roh, zu empfindungslos, zu feindselig sind, als daß dieser schöne Funken der Gottheit ihre Brust beleben könnte.

Wahre Liebe setzt immer eine Anlage zum Wohlwollen, eine gewisse Empfänglichkeit fürs Schöne, Harmonische und Edele voraus: lieben wir's gleich in einem Gegenstand, wo es nicht zu finden ist, so finden wir's doch in ihm, oder glauben es vielmehr zu finden, und es ist immer ein Beweis, daß wir Gefühl dafür haben. Ein großer, durch Erfahrung und Philosophie gebildeter Geist hat das Universum vor Augen, und bewundert und liebt in diesem weit edler, weit unvermischter, weit glücklicher das Schöne, Große und Erhabene. —

Wir müssen straucheln, ehe wir gehen können. Lebensweisheit wird uns nicht angeboren. Wir müssen oft geirrt haben, wenn wir richtig urtheilen sollen. — Ein verschlungeneres Gewebe von Irrthümern läßt sich freilich nicht leicht denken, als das im Kopfe eines Verliebten. Aber eben daher desto mehr Stoff zum Nachdenken. Wenn die Seele lange genug Irrthum auf Irrthum, Bilder auf Bilder gehäuft hat, wenn ihre Phantome sie unaufhörlich verfolgen, so kann sie sich doch einmal in einsamer Stille nicht enthalten, mit der Fackel des Verstandes zu beleuchten, und zu sehn, was Wesen und was Schatten ist.

Ein solcher Zustand hat allerdings viel formellen Nutzen für unsern Verstand, und unsere Seele gewinnt unaussprechlich an Intensität ihrer Kraft. Es gibt gar zu viele Verhältnisse zu vergleichen, gar zu viele Gelegenheiten sorgfältig aufzusuchen, gar zu viele Hindernisse aus dem Weg zu räumen, als daß sich eine Erschlaffung der Seele bei einem liebenden Jüngling befürchten ließe. Oft wurden schläfrige, sorglose, idolente Köpfe durch Liebe zu muntern, thätigen, aufmerksamen Leuten gebildet.

Man weiß von dem berühmten Sanz, der in seinen ersten Universitätsjahren ein sehr träger und unfleißiger Mensch war. In diesem Zeitpunkte verliebte er sich in die Tochter eines seiner Professoren, die ihm aber zu verstehen gab, daß er ihr bei seiner Trägheit und seinem Unfleiß unmöglich gefallen könnte. Von nun an strengte Sanz alle seine Kräfte an, war unermüdet fleißig, wurde dadurch einer der ersten Gelehrten der nämlichen Universität (Jena), und seine Geliebte gab ihm zur Belohnung seines Fleißes die Hand.

Alles kommt hierbei auf die Seele an, deren die Liebe sich bemächtigt. Sie vermag nie in einer großen Seele den Keim der Thätigkeit zu ersticken, sie muß ihn vielmehr stärken, weil sie unsere Wünsche mehrt, und alle Thätigkeit im Drang der Wünsche besteht. Eigentlich sollte man ihr aber nicht das als Wirkung aufs Herz zu gute schreiben, was Wirkung des Herzens auf sie war. Liebe nimmt immer die herrschende Farbe des Charakters an, und wenn er auch durch sie erwacht, so ist dies nur, weil er, durch sie bewegt, seine Aeußerungen schneller hervorbringt. Daher ist es oft glücklicher Zufall, daß eine solche leidenschaftliche Triebfeder der Seele sich bemeisterte und sie mit unaufhaltsamer Thatkraft ausrüstete. —

Aber nicht nur auf Ausbildung des Verstandes, sondern auch des moralischen und geselligen Charakters wirkt die Liebe unglaublich. Was wäre die Erde für ein trauriger Wohnplatz, wenn die Gottheit nicht durch das heilige Band der Liebe Wesen an Wesen gekettet hätte, was wären die Menschen, wenn Liebe nicht der erste Zug zur Gesellschaft, der Reiz wechselseitiger Gefälligkeit, der Urquell jeder bessern Kunst gewesen wäre, wenn sie nicht unsere Herzen milder, unsre Sitten sanfter, unsre Gesinnungen feiner gemacht hätte; vielleicht würden wir Männer noch als Wilde in unsern Wäldern irren, wenn nicht das Weib mit holdem Lächeln uns den Weg zum bessern Leben gezeigt hätte.

Zwar hat unglückliche Liebe manches gute Mädchen schon zur Menschenhasserin, manchen feurigen Jüngling zum entschlossenen Bösewicht gemacht, hat wohl auch schon

manches Dämchen und Herrchen ins Tollhaus befördert; aber werden wir deswegen andere große und für die Menschheit wohlthätige Leidenschaften verdammen, wenn sie zur brausenden Flamme auflodern, alles um sich her vernichten und auf die gefährlichsten Irrwege gerathen. Wie leicht kann nicht das natürliche edle Gefühl für Freiheit in Wuth und Raserei ausarten?

Es gibt eine unglückliche, schwärmerische Liebe, deren fürchterliche Symptomen zurückschaudern machen, der die menschenfreundlichste Hand vergeblich rettende Hülfe darbietet. Wir sehen das treulos verlassene Mädchen, gleich einer schönen aufblühenden Frühlingsblume, unter den brennenden Strahlen eines schwülen Mittags hinwelken, wir sehen vertrocknen die Säfte ihres Lebens, und kein Tropfen Balsam triest mehr in ihr unheilbares Herz; keine lebendige Wärme befördert mehr die Triebkraft ihrer Natur; ihre Einbildung wird von Schreckbildern geängstet; ihr Innerstes von bittren Gefühlen durchwühlt und zerrissen. Die einzige Quelle ihrer Freuden ist versiegt, das Daseyn wird ihr zur Last; bleicher Harm nagt an den feinsten Fäden ihres Lebens, und sie wird allmählig ein Raub des Todes.

Der feurige Jüngling hingegen, von der verschmäheten Liebe oder der Unmöglichkeit des Besitzes seiner Geliebten plötzlich aus seinem süßen Traume aufgeschreckt, sieht sich an den fürchterlichsten Abgrund hingeschleudert, seinen Blick umhüllt tiefe, schwarze Nacht, durch die kein belebender Strahl der Hoffnung schimmert. Der Flug seiner Einbildungskraft, sonst mit der Engelsgestalt seiner Geliebten, mit lachenden Bildern einer glücklichen Zukunft belebt, ist plötzlich gelähmt; in seinem Herzen und in seiner zerrütteten Seele wühlt es dunkel und drängt das stockende Blut mit Beklemmung durch die Adern; sein vernichteter Verstand zeigt ihm keinen Ausweg. Er sieht nur das täuschende Bild, das ihn bisher beseligte, seine feste Verschlingung mit demselben, all seine Kraft, sein Glück in demselben; sieht nur die fürchterliche Trennung, das Gewand des Todes, sieht nur die unheilbare Wunde offen, die sein Leben schmerzend verblutet. Alle Besonnenheit verläßt ihn, vor ihm schwindet die Erde, sein

Knie wankt, das Haupt schwindelt, der Abgrund öffnet sich, und er sinkt hinab, — dem Tod in die Arme.

Kann man dergleichen traurige Katastrophen auf Rechnung der Liebe schreiben? Müssen wir sie nicht vielmehr dem Liebenden selbst zurechnen, der als ein Feiger sich unter das tyrannische Joch des Schicksals beugt, seine Freiheit und seine Menschenwürde verläugnet? Zum Glück aber dauert sie selten so lang und steigt zu einem so unnatürlich hohen Grad; oder sie ist allzu sinnlich, und daher sind auch diese fürchterlichen Wirkungen immer sehr seltene Erscheinungen.

Vielmehr sind die Beispiele von Muth, Entschlossenheit, Standhaftigkeit, welche Liebende gegeben haben, weit häufiger. Zu welchen Aufopferungen wäre nicht mancher feurige Jüngling, manches tief empfindende liebende Mädchen geneigt! Dies gibt der Seele einen Schwung, den sie durch ihre Berufs- und Alltagsbeschäftigungen nie erhalten hätte, dies gibt ihr die Fähigkeit, einen großen Zweck mit unerschütterlicher Standhaftigkeit durchzusetzen, Hindernisse, die uns überall entgegen trotzen, muthig zu vernichten; dies erhebt das Gemüth über die ungünstigen Blicke des Schicksals, die die stumpfe Seele zurückscheuchen, während der stärkere Geist nur desto muthiger vordringt. Wir werden gleichgültig gegen die vielfachen geselligen Verhältnisse, denn wir gewöhnen uns, immer nur einen Gesichtspunkt vor Augen zu haben, nach einem Ziel zu ringen, unaufhaltsam einer Zukunft entgegen zu streben, ohne uns von der Gegenwart zerstreuen zu lassen. —

Wo Einheit der Neigungen entsteht, da macht sich die Einheit des Wandels von selbst, da bildet der Mensch seine erwählte Lage aus, formt sie je mehr und mehr zum Ganzen; und nun je eingeschränkter von der einen Seite, desto freier von allen übrigen; verletzbar nur in einem Punkte seines Wesens; in ihm selbst gewiß, muthig, begnügt, und darum unabhängig, edel, gefällig und von ganzer Seele gut.

Wo findet man wohl bei den entgegengesetzten Eigenschaften und Bedürfnissen der Menschen jene innige Theilnehmung, wo ein Herz nur alle seine Regungen von dem andern empfängt, wo Freiheit, Leben, Glück, Thun und

Seyn alle Kräfte in einen Willen zusammenschmelzen und den Menschen wirklich verdoppeln? Die Liebe allein schafft diese kleine Welt, zu deren Schöpfung und Regierung beide vereinigt sind, und die ihnen tausendfaches Organ wird, sich einander zu fühlen, zu fassen. Das gemeinschaftliche Interesse gibt jedem dazu beitragenden Vermögen einen gefühlten Werth, und so regen sich in dem Wesen des einen alle Kräfte des andern. Und je vielfacher, je verschiedener nun die Kräfte, desto merkbarer der Gewinn, desto entzückender das Bündniß. Wenn unterschiedenes, einander entgegengesetztes Interesse jeden einzelnen Menschen in sich selbst theilt, was für eine Wonne erquickt ihn, so oft er ein wahrhaftes Einverständniß nur zwischen etlichen davon bewirkt hat. Einstimmig halten wir denjenigen für den Größten und Glücklichsten, welcher, ohne eine seiner Fähigkeiten, seiner Kräfte daran zu geben oder zu schwächen, alle seine Triebe unter einen Willen vereinigt — mächtig zu einem Heere sie geordnet hat. Und nun Zwei, die so Eins werden — welche eine Fülle, eine Seligkeit! — Welche unerschöpfliche Quelle von Sittlichkeit! —

Und wenn Genießen und Leiden die Bestimmung des Menschen ist, wo gibt es wohl einen schöneren Genuß, wo eine schönere Gelegenheit, seine Seele durch Leiden und Aufopferungen zu erheben, als in der Sphäre der Liebe! Durch die Liebe werden Männer gebildet, deren Busen dem leisesten Andringen eines freudeschaffenden Gefühls entgegenschwillt, sie ist es, die ihnen so leicht jeden Punkt verrückt, von dem sie zu Haß und Gram ausgehen konnten, die sie fähig macht, das Wohl ihrer Brüder mit Aufopferung ihres Vortheils und ihrer Bequemlichkeit zu befördern.

Der Liebe opfert der Jüngling seine stärksten Neigungen auf. Wie mancher war auf dem Wege, ein Sclave der gröbsten Sinnlichkeit, ein Spieler, ein Trinker, ein Taugenichts zu werden. Liebe ergriff ihn. Was er seiner Existimation vor der Welt nicht aufopferte, das opfert er dem Urtheil seiner Geliebten auf. Umgang mit edeln, liebenswürdigen Frauenzimmern ist überhaupt am fähigsten, dem Jünglinge die schönste Ausbildung seiner

selbst und die Verfeinerung seiner Sitten und seiner ganzen Denkart zu verleihen.

Und wer könnte wohl dem schönen Geschlechte einen gewissen Scharfblick absprechen, die Schwächen der Männer aufzufinden, die ganz eigene Art, ihnen dieselben, ohne beleidigend zu werden, in einem so lächerlichen Lichte darzustellen, daß diese sich derselben selbst schämen und sie ablegen werden. — Die Neigungen des Jünglings bekommen übrigens während seiner Liebe wenigstens eine unschädliche Richtung, bis er im Stande ist, nach Vernunftprincipien zu handeln.

Die üppige Danae wird durch die Liebe zu Agathon sittsamer. Agathon durch die Erinnerung an seine tugendhafte Psyche vor der Verführung des Sophisten gewarnt.

Selbstüberzeugungen werden durch nichts so leicht und schnell umgewandelt, als durch die Liebe.

„Denn," sagt Wieland im Oberon:

„Groß ist des Geliebten Mund,
Der Wahrheit Kraft: Das Herz voraus mit ihm im Bund,
Horcht ihm mit Lust und lehrbegier'gem Schweigen.
Was ist so leicht zu überzeugen,
Als Lieb'? Ein Blick, ein Kuß ist ihr ein Glaubensgrund.

Auch Rousseau war nie tugendhafter, als während seiner reinen Liebe zu der Frau von Warens.

Schmiegen lernt sich der Liebende unter die Launen der Menschen, mit denen er umgehen muß. Er wird ihre Wünsche so wie die seiner Geliebten mit zuvorkommender Gefälligkeit ausforschen, und sich zu manchem unangenehmen Geschäft mit Ergebung und Sanftheit des Geistes bequemen.

Kurz, Liebe ist die stärkste Feder in der menschlichen Seele, ihre Fähigkeiten zu wecken und zu erhöhen, ihre Neigungen von Kleinigkeiten abzuziehen und ihnen eine Richtung nach etwas Größerem zu geben; Muth und Beharrlichkeit, Duldungsfähigkeit, Menschlichkeit, Gefälligkeit, Liebe zum Schönen, Selbstverläugnung, Anstrengung, Thätigkeit an die Stelle der Verzagtheit, Rohheit, Misanthropie, Gleichgültigkeit, Kleinlichkeit und

Trägheit zu setzen. Sie wirkt weit stärker, vielseitiger und besonders für den sittlichen Charakter vortheilhafter, als der Ehrgeiz. Wer mit guten Fähigkeiten des Kopfes und des Herzens in die Schule der Liebe kommt, wird sich ihrer im Alter noch freuen.

Es bedarf kaum der Erinnerung, daß alles dies nicht zu erwarten ist von einer Liebe, die der herrschende Ton des Zeitalters, die die Quelle eines thatenlosen Lebens ist, die wie ein um sich greifendes Unkraut in der Seele alle Eigenschaften besserer Art verdrängt, einer Liebe, die nur gefallen, nur nach leichten Vorzügen hascht und das Schwere verachtet; bei der sich der Jüngling der Arbeit entzieht und auf Verführung denkt; bei der der Mann seine Pflicht vergißt und sich zu einem Buhler erniedrigt; bei der der Greis ein Thor wird. —

Die Männer sind's, die die Weiber verdorben, die sie schwindeln gemacht, die ihnen den Kopf verrückt, die sie dahin gebracht haben, in allen jenen kindischen, armseligen, elenden Prätensionen ihren stolzen Werth zu suchen, durch welchen sie die Ordnung der Natur umzustürzen und ihre Majestät über die Männer geltend zu machen versuchen.

Wenn so ein Mann niedlich, wie eine weinende Puppe zu den Füßen seiner aufgespreizten, übermüthigen, hirnlosen Gebieterin liegt, die ihn mit dem Narrengewand ihrer eigenen Launen bekleidet — bringt da Liebe der Gottheit näher! — Oder wenn der wimmernde Süßling im Schooße der Wollust oder falscher Empfindsamkeit schlummert, — ist da Veredlung des Mannes! —

Eine solche Liebe, die nur Elende macht, ist keines Seitenblicks werth. Aber auch selbst jene edle, reine, begeisterte Liebe, die uns veredelt, die eine neue Welt voll paradiesischer Freuden um uns her zaubert, kann zu Thorheiten, zu Verbrechen hinreißen. Darum dringende Warnung an alle Jünglinge und Mädchen, sich der Allgewalt dieser Leidenschaft nicht blindlings zu überlassen, bei ihrem ersten Erwachen sorgfältig alle Umstände und Verhältnisse zu prüfen, bei jedem Fortschritt an den vielleicht bald nöthigen Rücktritt zu denken, damit nicht das, was zum Segen ihnen gegeben wurde, in ihrer

Hand zum Fluche — nicht die Quelle tausendfachen Jammers werde.

Nähere Bestimmung der Naturanlagen der Geschlechter.

Der Kontrast zwischen Mann und Weib, ihre körperliche, ihre aus der verschiedenen Organisirung des Körpers entspringende geistige Verschiedenheit zu einer liebenswürdigen Einheit aufzulösen, dies war das große Meisterstück der Natur, das sie mit so bewunderungswürdiger Schönheit vollendete.

Traurig, daß durch die Entartung der Menschheit, hier durch Verwilderung, dort durch Erschlaffung, so viele Züge dieser schönen Komposition erloschen oder doch wenigstens so verblichen sind, daß die glücklichste Phantasie oft vergebens sie zu beleben versucht.

Die Bedingung der Vereinigung beider Geschlechter sind Form und Materie, thätige und leidende Kräfte (zeugende und empfangende, wirkende und rückwirkende). Als das Princip der thätigen Kräfte erkennen wir Wärme und Trockenheit, als das Princip der leidenden Kälte und Feuchtigkeit. Hierin liegt der Grund, warum des Mannes Temperament warm und trocken, das des Weibes aber kalt und feucht ist, warum jener die Kraft der wirkenden, dieses aber die Kraft der sich leidend verhaltenden Ursache besitzt. Man darf nur die organische Bildung beider Menschengeschlechter betrachten, um sich von dieser Wahrheit zu überzeugen.

Die Natur gab dem Mann eine breite Brust, starke Schultern, freie Gelenkverbindung, weite Oeffnungen der Nase, einen großen Mund; einen dicken Hals, festes und muskulöses Fleisch, große und starke äußere Gliedmaßen, gröberes Haar; ein viereckiges Gesicht, eine etwas starke Nase, dünne Lippen, ein breites, minder abgerundetes Kinn; einen freien, hohen, geraden Wuchs, erhabene Augenbraunen, edle Haltung und kraftvollen Gang des Körpers, lebhafte Augen; einen starken Kopf, eine minder gerundete, beinahe viereckige Stirn; sie bestimmte diese mannigfachen Organe zum Dienst eben so

mannigfacher Seelenkräfte, und deutete dabei überhaupt auf Energie, insbesondere auf Kühnheit, Stärke, Großmuth und hohen Muth, Stolz, Verstand, Weisheit, Gerechtigkeit.

Alle diese Naturanlagen entsprechen dem Princip der Thätigkeit, nämlich der Wärme und Trockenheit. Wärme ist die Quelle der Stärke und des Muths, und flößt der Seele Vertrauen in sich selbst ein, daher ihre Herrschbegierde, ihre kühne Thatkraft, alles ins Werk zu richten, über alle Hindernisse muthig hinwegzuschreiten, Verachtung kleiner Gefahren. Vermöge dieser Kühnheit ist sie freimüthig, gerade, arglos. Sie ist freigebig, weil es der Wärme eigen ist, sich auszubreiten, und weil das Selbstvertrauen alle Besorgniß eines künftigen Mangels verscheucht. Sie verzeihet dem Feinde, weil sie sich vor Beleidigungen gesichert fühlt. Trockenheit macht hingegen, daß die Dinge in ihren Grenzen bleiben, und verhindert, daß sie nicht abfließen und sich zerstreuen. Von diesem Princip fühlt sich die Seele in sich selbst gestärkt, verändert nicht leicht den gefaßten Entschluß, erträgt muthig die Schläge des Schicksals, ist standhaft und treu in ihren Versprechungen, mäßigt das wilde Feuer der Einbildungskraft, und gibt dem Verstande dauernde Kraft, zu denken und zu urtheilen.

Ueberschreitet hingegen die Temperatur der Wärme das gehörige Maß, so wird sich die edle Kühnheit in tolle Verwegenheit, der edle Stolz in Hochmuth, Großmuth in Uebermuth, Freigebigkeit in Verschwendung, Gerechtigkeit in grausame Strenge, Gnade in unzeitige Nachsicht, Dankbarkeit in eitle Prahlsucht verwandeln; und bei zu großer Trockenheit wird die Festigkeit der Seele in Halsstarrigkeit, Härte, Unempfindlichkeit und finstres Wesen ausarten.

Hingegen gab die Natur dem weiblichen Körper einen lockereren Bau, allen Fasern mehr Geschmeidigkeit, den Nerven mehr Weichheit und Beweglichkeit, machte sie allen Eindrücken empfänglicher, verstärkte ihre Reizbarkeit, um von Gegenständen leichter gerührt zu werden, gab ihrer Einbildungskraft mehr Schnelligkeit, um geschwinder und lebhafter zu empfinden und die Aehnlich-

kiten der Dinge schleuniger zu übersehen, dieselben zu ordnen und mit einander zu verbinden. Sie goß so viel Allmacht über ihre Reize, formte ihr Antlitz nach einem ursprünglich schönen Umrisse, zeichnete jeden Zug nach Wellenlinien, umhüllte jeden Muskel mit feinem Fette, lockerte jedes Kügelchen auf, um seiner Bewegung mehr Anmuth zu verschaffen; streute weichen Flaum über die Oberfläche, um Licht und Schatten desto besser zu mischen; erweiterte die feinen Gänge um jede Welle Bluts, die dem gerührten Herzen entquillt, an die Wangen hinzuleiten, daselbst gleichmäßig zu vertheilen und die Rosenfarbe zu ergänzen; füllte die Behälter des Auges mit größerer Menge Feuchtigkeiten, um sie da willkührlicher zu versenden; um den Lichtstrahl mannigfaltiger und freundlicher zu brechen, und die Blicke sanfter, rührender und zärtlicher zu bilden; wölbte, rundete, ebnete alles, und zog die Federkraft minder an, um selbst den Gegendruck wollüstiger zu machen.

Die Kleinheit, Kürze, Zartheit und Rundung des weiblichen Körpers und aller seiner Theile entsprechen den Wirkungen der Kälte und Feuchtigkeit des weiblichen Temperaments. Die Kälte drängt alle Stoffe zusammen und schränkt ihre Ausdehnung ein. Das Weiche und Fleischichte verräth Feuchtigkeit und einen Ueberfluß von schleimichtem Blute. Die Runde der Theile hängt zum Theil von der Feuchtigkeit ab, denn sie entsteht bald vom Fett, welches die Zwischenräume ausfüllet, wie an den Armen, den Backen, der Brust, den Lenden u. s. w., bald von der Kälte, welche die Gestalt der Theile zusammenzieht.

Das sanfte Wesen, die Bescheidenheit und Schamhaftigkeit, welche auf dem Gesicht und in allen Handlungen des Weibes sichtbar werden, sind Wirkungen der Kälte, die den Muth niederschlägt und die Bewegung der Theile zurückhält oder mildert. Die Kälte macht auch die Stimme helle und schwach, indem sie das Organ, worin sie sich bildet, verengt und die Lebenskraft schwächt.

So wie nun Wärme das Princip der Stärke, des hohen Muths und der Kühnheit, so ist Kälte das Princip der Schwäche, der Kleinmüthigkeit und der Furcht. Aus

diesen drei Eigenschaften entspringen alle übrigen, welche das kalte Temperament begleiten.

Mißtrauen und Argwohn rühren von Schwäche und Furchtsamkeit her.

Die List ist gleichfalls im Gefolge der Schwachheit, weil sie den Mangel der Kraft ersetzen soll.

Aus der List und dem Mißtrauen erfolgen Verstellung, aus dieser Schmeichelei, Lügenhaftigkeit. Der Schwache ist allen Arten von Kränkungen ausgesetzt, und eben darum leicht zu beleidigen, daher auch zur Rache geneigt; denn die Rache, welche keinen andern Zweck hat, als fortgesetzte Beleidigungen zu verhindern, findet sich überhaupt am gewöhnlichsten bei schwachen Personen. Die Rache des Weibes ist aber grausam, weil Grausamkeit aus Schwachheit und Furcht entspringt. Ein Großmüthiger begnügt sich mit dem Siege; ein Feiger hingegen, der nun endlich den Feind in seiner Gewalt hat, treibt die Rache immer aufs äußerste, aus Besorgniß, der Gegner könnte Kräfte zur Gegenrache gewinnen.

Den stärkeren Hang zum Aberglauben, den wir beim weiblichen Geschlecht wahrnehmen, entspringt aus der nämlichen Quelle, denn die Schwäche bringt die furchtbare Einbildung hervor, der Himmel sey nicht leicht zu befriedigen, und man dürfe es daher ja nicht etwa an Gunstbewerbungen bei ihm fehlen lassen.

Der Geiz hat gleichen Ursprung; die Furcht, in Noth zu gerathen, erzeugt das Bestreben, sein gegenwärtiges Eigenthum zu erhalten und sich dazu noch mehr zu erwerben.

Da ferner mit der Schwäche Reizbarkeit und Beweglichkeit verknüpft sind, so nimmt die weibliche Seele eine Neigung zu allen Fehlern an, welche diesen körperlichen Eigenschaften entsprechen, als zum Leichtsinn, zur Unbeständigkeit, Ungeduld, Treulosigkeit und Geschwätzigkeit, Leichtgläubigkeit und Mitleidigkeit.

Daß aber alle diese fehlerhafte Neigungen schon durch eine geringe Kultur veredelt werden können, dafür bürgt gleichfalls die weibliche Empfänglichkeit. Einige derselben

können sogar unter diesen Bestimmungen für eben so viele natürliche Tugenden gelten, und beweisen uns, daß das weibliche Temperament von der richtigen Temperatur weniger abweicht. Mißtrauen und Verstellung verdienen alsdann den Namen der Klugheit; ein mäßiger Geiz kann Wirthschaftlichkeit heißen, ein feiner Aberglaube ist eine Art von Gottesfurcht, Rache in ihren gehörigen Schranken ist Gerechtigkeit, und Furchtsamkeit, welche bei diesem Geschlechte die Schamhaftigkeit bildet, ist die größte Zierde des Weibes, und ein Zügel, der seinen Hang zu Verirrungen am besten zurückzuhalten vermag. —

Wenn schon die Ueberschreitung dieser Temperatur die einem jeden Geschlechte eigenthümlichen Neigungen fehlerhaft machen und Geist und Körper verunstalten, wie weit auffallender ist nicht die Abweichung von der Natur, wenn wir in dem Manne weibliche Neigungen, und in dem Weibe männliche Neigungen verpflanzt sehen, sie mögen nun aus der Temperatur selbst oder durch Erziehung und Gewöhnung entstehen. Weiber, denen männliche Kühnheit und Herzhaftigkeit eigen ist, sind in der Regel tollkühn, unverschämt, verschwenderisch u. s. w. Denn was sich einmal von dem Naturzweck entfernt, muß ein Gefolge von Untugenden nach sich ziehen, und je größer der Abstand ist, desto ausgezeichneter müssen die Untugenden seyn. Es befremdet uns daher weit weniger, ein sehr furchtsames, geiziges, leichtsinniges und veränderliches, als ein kühnes, verschwenderisches und halsstarriges Weib zu finden; denn die letztere Eigenschaften entspringen aus einem dem Weibe ganz entgegengesetzten, die erstern aber aus einem Temperamente, welches dem Weibe eigenthümlich ist, gesetzt auch, es habe sein gehöriges Maß überschritten.

Eben so ist es mit dem Manne. Verzagtheit, Geiz und Leichtsinn sind für ihn größere Fehler, als Tollkühnheit, Verschwendung, Hartnäckigkeit, weil diese letzten aus einem ihm eigenthümlichen, jene aus einem ihm entgegengesetzten Temperamente entstehen.

Reine Männlichkeit würde indessen Rauheit statt Stärke, reine Weiblichkeit würde Weichlichkeit, statt jener liebens-

würdigen Schwäche seyn. Weibliche Milde muß die rohen Seiten des Mannes abschleifen und seine Rauhheit in die Schranken des ruhigen Ernstes zurückführen; so wie im Gegentheil und des Mannes kühlereres Blut die weibliche Seele vor Ueberspannung sichern kann. Wie könnte zwischen dem blos steifen Mann und dem blos weichen Weib jene Harmonie der Seelen, jene Höhe der Empfindungen, jene erhabene Liebe sich finden? Ihm mangelte an der Wonne des Lebens, und ihr an des Lebens Würde zu viel. Darum finden wir nirgend reine Männlichkeit, nirgend reine Weiblichkeit, denn der Schöpfer goß jedem einige Tropfen aus dem andern Becher ein, und verwebte mit ihren entgegengesetzten Naturanlagen den Zug, das dringende Bedürfniß, welche sie unwiderstehlich an einander zieht, und es vermittelt, daß ihre beiden Wesen sich identificiren und geistig Eins seyn können.

Im Weibe sollte der Keim des künftigen Menschen liegen, in ihm entwickelt, der Mensch durch dasselbe erzeugt worden, und die erste, die nothwendigste Pflege bekommen. Darum gab ihm die Natur jene instinktmäßige und eben deswegen unüberwindlich in ihm wirkende Liebe zum Gebornen, darum jenen herrschenden Sinn für Wohlgestalt und Schönheit, welcher so wohlthätig zur Erhaltung und Ausbildung der zarten Sprossen der Menschheit mitwirkt, jene mütterliche Wärme, jene alles umfassende Sorgfalt, die sie zur vollen Blüthe emportreibt.

Dieses Wesen bedurfte eines Schutzes, einer Sicherheit für sich und seine Kinder; und diese ward ihm in der Verbindung mit dem Manne gewähret.

Alles, was der Mann Eigenthümliches hat an Leib und Seele, das hat er für Weib und Kinder; gegenseitig besitzt das Weib seinen ganzen Charakter nur für Mann und Kind; alles übrige, was zu dieser Beziehung nicht mitwirkt, ist beiden gemeinschaftlich.

Der Mann scheint zwar manches eigenthümliche Geistestalent zu besitzen, worin man den Naturzweck für die Gattung nicht sogleich auffindet, z. B. seine umfassendere Denkkraft, die Fähigkeit, mit unermüdetem Ausdauern sein Denken auf einen Gegenstand zu heften, u. s. w.

Aber die Natur hat offenbar ihren Plan für die Geschlechter der Menschen auf den Staat angelegt, und dem Mann sein Vermögen in dieser Hinsicht zugemessen. Indem sie ihn mit jenen Talenten ausstattete, übergab sie ihm zugleich das Geschäft, den Staat zu bilden, zu erhalten und zu vertheidigen, und in eben diesem Plane finden wir gerade den Zweck der Natur für die Fortpflanzung und Sicherheit der aufkeimenden Generationen in seinem größeren Umfang wieder, und sehen demselben am schönsten genügt.

Selbst jenen geistigen Vorzügen des Mannes entsprechen die geistigen Anlagen des Weibes, und kündigen die schöne Bestimmung seines Geschlechts an. Indem den Mann anstrengendes Denken durch seine unaufhörlich trennend wirkende Verstandskräfte aus sich selbst herausreißt, sehen wir aus der Phantasie und Empfindung und selbst aus dem mehr verbindend als trennend wirkenden Verstande des Weibes die schöne Erscheinung hervorgehen, die wir Geist und Witz nennen, die der Mann nicht immer mit gleicher Leichtigkeit erwirbt, und mit denen es dem Weibe gelingt, den Mann wieder in sich zurückzuführen, den langsamen Fortschritten seines Verstandes zuvorzueilen und die höchste Vernunfteinheit, nach der er strebt, ihm in der Sinnlichkeit darzustellen; daher beruhet auch die Macht des Weibes vorzugsweise auf der lebendigen Gegenwart, wo nicht vor den Sinnen, doch vor der Einbildungskraft. —

Da das Weib von sehr vielen äußern Beschäftigungen gänzlich frei, fast nur mit solchen umgeben ist, welche das innere Wesen fast ungestört sich selbst überlassen: stärker durch das, was sie zu seyn, als was sie zu thun vermag, ausdrucksvoller durch die stille, als die geäußerte Empfindung; mit aller Fähigkeit des unmittelbarsten, zeichenlosesten Ausdrucks, bei dem zarteren Körperbau; den beweglicheren Augen, der mehr ergreifenden Sinne reicher versehen; im Verhältniß gegen andere mehr bestimmt zu erwarten und aufzunehmen, als entgegen zu kommen; schwächer für sich, und doch nicht darum, sondern aus Bewunderung der fremden Größe und Stärke inniger anschließend; in der Verbindung unaufhörlich

strebend, mit den vereinten Wesen zu empfangen, das empfangene in sich zu bilden und gebildet zurückzugeben; zugleich höher von dem Muthe beseelt, welchen Sorgfalt der Liebe und Gefühl der Stärke einflößt, die nicht dem Widerstande, aber dem Erliegen im Dulden trotzt; — da die Weiber mit allen diesen Anlagen reichlicher versehen, dem Ideale der Menschheit näher sind als der Mann*), so müssen sie gerade jede weibliche Eigenthümlichkeit mit schonender Sorgfalt zu erhalten bemüht seyn, um nicht jenen lebendigen Ausdruck ihres Wesens zu vernichten, und wenn dem Weibe dieß Bemühen gänzlich mißlingt, so sinkt es allein zu seiner Naturbestimmung herab, oder geht zu Beschäftigungen über, die eigentlich nicht zu seinem Kreise gehören.

Wenn hingegen der Mann in dem ganzen Adel seiner Bildung auftreten will, mit jenem einfachern, aber eindringendern und stärkern Ausdruck, der auch seiner Gestalt eigen ist, der das Herz mächtig ergreift und die Stimmungen seiner Seele mit den feinsten Zügen malt, so muß er, um sein Inneres zu dieser Zartheit zu stimmen und um seinen äußern Bau einer solchen Bildsamkeit fähig zu machen, sich von seinem Geschlechte gleichsam lossagen und über die Gränzen des bloßen Naturzwecks hinausgehen. —

Der charakterbildende Nutzen der Vereinigung des Ungleichartigen in beiden Geschlechtern wird also auf dem beruhen, in welchem sich die Selbstständigkeit eines jeden zugleich mit der Innigkeit der Verbindung erhält. Denn wenn ohne diese Innigkeit das eine das andere nicht genug aufzufassen vermag, so ist die Selbstständigkeit nothwendig, um das Aufgefaßte gleichsam in das eine Wesen zu verwandeln. Beides aber erfordert Kraft der Individuen, und eine Verschiedenheit ist, die nicht zu groß, damit eine das andere aufzufassen vermöge, auch nicht zu klein, um einige Bewunderung dessen, was der andere besitzt, und den Wunsch rege zu machen, es auch in sich überzutragen. Diese Kraft nun und diese man-

*) Und wenn es nicht unwahr ist, daß sie es selten erreichen, als er, so ist es vielleicht nur, weil es überall schwerer ist, den unmitttelbaren steilen Pfad, als den Umweg zu gehen.

nigfaltige Verschiedenheit vereinen sich in der Orginalität, und das also, worauf die ganze Größe des Menschen, die reifsten Früchte seiner Humanität zuletzt beruhen, wornach der einzelne Mensch ewig ringen muß (und was der, welcher auf Menschen wirken will, nie aus den Augen verlieren sollte), ist Eigenthümlichkeit der Kraft und der Bildung. —

Weil also der Grade der Mischung in den Geschlechtscharakteren eben so viele seyn können, als der Temperamentsanlagen sind, so ist es nicht genau zu unterscheiden, bei welchem Grade die glücklichste Mischung sey; da aber ist sie gewiß nicht, wo ein Wesen halb Mann und halb Weib ist, ein Gemälde, wo weder Licht noch Schatten vorwirkt, ein in den meisten Handlungen in sich selbst widersprechendes Geschöpf. So viel ist gewiß, daß das Eingemischte unter der Hälfte seyn muß.

Um jedoch diese Mischung etwas genauer zu bestimmen, so würde ungefähr ein Dritttheil Weiblichkeit in die Männlichkeit verflossen, den Mann zum Liebens- und Hochachtungswürdigsten machen. Seine Stärke würde seiner Empfindsamkeit das Gleichgewicht halten; er würde zwar von den Scenen des Lebens zum Mitgefühl bewegt werden, aber davon nur so viel in seine Entschließungen aufnehmen, als sein Ernst und seine Ehre es billigten; es würde dem männlichen Extrem in Ehrgeiz, Herrschsucht und Grausamkeit die eigentlichen Gränzen setzen, indem es eine nähere Prüfung über die Moralität der Handlung vor dem Richterstuhl der Vernunft veranlassen würde.

So etwa ein Fünftheil männlichen Sinnes in den weiblichen Charakter verbreitet, würde eine vortreffliche Frau machen, die mit kluger Güte das Haus ordnen, die Kinder erziehen, den Gatten voll Anhängigkeit und Zutrauen gewinnen, und seine erwählteste Gesellschafterin seyn würde.

So deutlich uns auch die Natur die Grade der Mischung der Geschlechtscharaktere bezeichnet, so häufig finden wir doch Beispiele von einem fehlerhaften Uebermaß. Wenn sich die Natur selbst bei ihrer Mischung vergriff, so werden wir wenigstens von dem Gegenstande

zurückgedrängt; wir können dem männlichen Weib unmöglich huldigen, das Weib kann den weibischen Mann unmöglich lieben. Wenn aber jene Verkehrtheit Wirkung einer modischen Erziehung, Gewöhnung und Affectation ist, so muß bei einem solchen Anblick in uns das widrigste Gefühl erregt werden.

Die Männer irren daher gewaltig, wenn sie glauben, daß ein hübsches Gesicht, ein schöner schlanker Wuchs hinreichend sind, den Frauenzimmern zu gefallen, und wenn sie vollends durch aufgeblasene Selbstgenügsamkeit, eitlen Stolz auf ihre äußerlichen Reize in den Augen des Frauenzimmers alles zu gewinnen sich bemühen, so müssen sie für jedes unverstimmte weibliche Gefühl unerträglich und eckelhaft seyn.

Männer, die ihrer Männlichkeit sich schämen, immer voll süßer Empfindsamkeit überströmen, nach jeder Blume der Freude haschen, und, von den Stacheln der Dornen verletzt, weinend ihr zartes Händchen zurückziehen, die im Gelingen ihrer Wünsche von Glücke taumeln, und bei deren Fehlschlagen in Verzweifelung sich stürzen wollen, solche Männer haben von alle dem nichts, was die Weiber zu ihnen hinzieht; diese werden höchstens Mitleiden für sie empfinden können.

Selbst jene Sprache, jene Manieren der feinen Welt, wie leicht geben sie nicht dem Manne einen weibischen Anstrich, welche Behutsamkeit erfordern sie nicht, wie leicht werden sie nicht durch Uebertreibung lästig, und lassen Kälte um Langeweile, statt angenehmer Unterhaltung zurück.

Ich habe Männer gekannt, die von jeher den Weibern wenig sogenannter gesellschaftlicher Ehre bezeigt haben, und gerade darum um so besser mit ihnen standen. Sie beleidigten sich anfangs, lernten sich kennen, und der Mann trat in die Rechte, sich in seinem Charakter zeigen zu dürfen. Die Abwechselungen desselben, sobald er in seiner Unbefangenheit erschien, ersetzten den Mangel konventioneller Feinheiten, und so kamen sie näher, ehe sie es vermutheten.

Gewiß, sie fühlen ihre Schwäche die Weiber, sie verachten ihre kriechenden Sclaven, und ehren nur den,

der frei und stark sich zeigt, um in seinem Fluge sich selbst zu erheben. Sie vertrauen dem, der mit erhabener Kraft für jede Drohung Sicherheit, für jede Gefahr thätige Rettung erwarten läßt, und wenn sie ihn auch nicht lieben, so ist sein Naheseyn doch ein geheimes Vergnügen ihrer Seelen, die bald in jedes Wort, in jede Handlungen seines Geistes sich innig schmiegt und froh wird, daß endlich der Mann gekommen ist, der sie gegen das Summen alltäglicher Geschöpfe entschädigen kann.

Gemäßigtes Selbstgefühl seiner Würde, Festigkeit im Handeln und Denken; gesetzter Ernst, ohne in Pedanterei auszuarten; Muth ohne stürmisches Betragen, und Unerschrockenheit ohne Verwegenheit oder Tollkühnheit; Bescheidenheit, Sanftheit und eine gewisse liebenswürdige Schwärmerei, ohne romantische Ueberspannung, darin legte die Natur den großen Zug, der das Weib unwiderstehlich, ewig an den Mann fesselt.

Wir können, ohne uns zu erniedrigen, dem weiblichen Geschlecht gewisse Grillen und Launen verzeihen; wir werden solche, wenn wir sie in ihrer Blöße aufzufinden verstehen, zu unserm Vortheil leicht benutzen können, aber wir werden dies nur durch offnen, unbefangenen Umgang erreichen; lassen wir unsern Forschungsgeist gewahr werden, so werden wir zugleich das Weib zur natürlichen Begleiterin seiner Furcht und Schwäche, zur Verstellungskunst, aufrufen, und es wird unserm spähenden Blick nie gelingen, in den weiblichen Charakter einzubringen.

Eben so mißfällt uns ein Frauenzimmer, das sich seiner Weiblichkeit schämt, das mit männlichem Ernst denken und handeln will, und als Pedantin oder Amazone den reizenden Unterschied unkenntlich macht, den die Natur zwischen zwei Menschengattungen hat treffen wollen.

Mit eben so viel Recht, als das andere Geschlecht in der Haltung des männlichen Charakters Würde und edlen Anstand verlangt, so unnachläßlich ist unsere Forderung der Anmuth und Schönheit im Weiblichen.

Nach dem allgemeinen Gefühl der Menschen ist Leichtigkeit der Hauptcharakter der Schönheit, und was angestrengt wird, kann niemals Leichtigkeit zeigen. Tie-

fes Nachdenken und eine lange fortgesetzte Betrachtung erfordern eine große Anstrengung. Sie können daher der Schönheit nicht günstig seyn, welche die Natur nicht anders als in ihrer Freiheit hervorbringt. Mühsames Lernen oder peinliches Grübeln, wenn es gleich ein Frauenzimmer darin weit bringen sollte, vertilgen die Vorzüge, die Grazie und Anmuth, die ihrem Geschlechte eigen sind, und können dieselbe wohl der Seltenheit wegen zum Gegenstand der Bewunderung machen, aber sie werden zugleich die Reize schwächen, wodurch sie ihre Gewalt über das andere Geschlecht geltend machen. Ein Frauenzimmer, die den Kopf voll Griechisch hat, wie die Frau Dacier, oder über die Mechanik gründliche Streitigkeiten führt, wie die Marquisin von Chastelet, mag nur immerhin, wie Kant sagt, — noch einen Bart dazu haben.

Und so wie sich in der Gestalt des Mannes eine durchaus strengere, in der Gestalt des Weibes eine liberalere Herrschaft des Geistes offenbart, dort der Wille, hier die Natur lauter spricht; so muß die Tugend des Weibes eine schöne Tugend, die des männlichen Geschlechts eine edle Tugend seyn. Das schöne Geschlecht wird das Böse vermeiden, nicht weil es unrecht ist, nicht weil es die Pflicht mit einer alle Grazien zurückschreckenden Härte gebietet, sondern weil es häßlich ist; und tugendhafte Handlungen bedeuten bei ihnen solche, die sittlich schön sind. Nichts von Sollen, nichts von Müssen, nichts von Schuldigkeit; nicht aus Grundsätzen, sondern aus jenen gütigen wohlthätigen Empfindungen, aus jenem feinen Gefühl für Anständigkeit, aus jener gefälligen Seele, die ihnen die Vorsehung gegeben, werden sie mit einer Leichtigkeit, als wenn blos Instinkt aus ihnen handelte, die schönen Pflichten der Menschheit ausüben, und ihre einzelnen Handlungen werden eigentlich nicht sittlich, sondern ihr ganzer Charakter wird es seyn.

Auch wird es dem Weibe seltener gelingen, sich zu der höhern Idee sittlicher Reinheit zu erheben, sie wird es fast nie weiter als zu affectionirten Handlungen bringen; sie wird der Sinnlichkeit oft mit heroischer Stärke, aber nur durch die Sinnlichkeit widerstehen. Und ob zwar

immer die Sittlichkeit des Weibes nur auf Seiten der Neigung ist, so wird es sich in der Erscheinung eben so ausnehmen, als wenn die Neigung auf Seiten der Sittlichkeit wäre, und Anmuth wird also der Ausdruck der schönen Tugend seyn.

So wenig wir ein Weib lieben und achten können, das der Sittsamkeit, Bescheidenheit und Scham entsagt, das Bildung des Verstandes mit Freigeisterei, Ungezwungenheit mit Frivolität, Muthwillen mit Koketterie, Spott mit Persiflage, und Welton mit Ungebundenheit in Sprache und Betragen verwechselt, eben so wenig werden wir uns einem Weibe nähern können, das mit ihren Tugenden alles überflügelt, was man jemals in der Welt vom Thron bis zur Hütte an einem Weibe als Gattin und Mutter bewundert hat. Einen solchen Engel in weiblicher Gestalt hat uns Iffland in dem Schauspiel, der Frauenstand, dargestellt.

Sophie Lestenfeld*), vernachläßigt, kalt und unfreundlich von einem Manne behandelt, in dem ihre ganze Seele lebt, für den sie Freude und Glückseligkeit unaufhörlich empfindet und wirkt, und gerade um dieser Sorgfalt und immer zuvorkommenden Liebe willen zurückgesetzt, ist sie dennoch immer dieselbe, immer gut, freundlich und liebevoll. Doch hierin hat sie zur Ehre des Geschlechts ihres Gleichen. Aber eine Kokette, ein neidisches, hämisches, medisantes, verschrobenes, gelbsüchtiges Geschöpf vergiftet ihre häusliche Ruhe, tödtet Wärme und Zutraulichkeit in dem Herzen ihres Gatten, streut den Saamen des Mißtrauens, der Zurückhaltung, der Uneinigkeit zwischen ihn und ihr, — und doch wird ihr Gleichmuth nicht erschüttert. Ein vertrockneter, verlebter Wüstling verstimmt die reine Harmonie des Charakters, der ihren Gatten sonst so liebenswürdig machte, durch unselige Grillen von höherer glänzender Wirksamkeit, durch seichte Grundsätze von Weltton und Figurmachen, verleitet ihn zu einem Aufwand, der seine Kräfte übersteigt, zu Unternehmungen, die seine Vermögensumstände zernichten, die den völligen Umsturz seines häuslichen Wohlstandes, unausbleiblichen Ruin herbeiführen; und die-

*) So heißt die Heldin in gedachtem Schauspiel.

sem allen ungeachtet bleibt Sophie, was sie ist; sie duldet und schweigt. Sie vergißt sich sogar gegen ihre unwürdige Mitbuhlerin, gegen den fühllosen Verführer des geliebten Verführten nicht. Mit unermüdend thätigem Fleiße, mit entsagender Wirthlichkeit, mit Aufopferung ihres eigenen Vermögens sucht sie wieder gut zu machen, was sein unbesonnener Aufwand verdirbt, und hält diese Aufopferung für so gar nichts, daß sie dieselbe sich nicht einmal zum Verdienst macht, sie blos für ihre Pflicht erkennt. Sie wirkt alles Gute so verborgen, daß auch nicht die geringste Vermuthung davon in ihres Mannes Seele kommen kann, blos um ihm die kleinste Beschämung, die mindeste Verlegenheit des Dankes zu ersparen. Nur wenig Minuten des Tags über ist es ihr vergönnt, ihn zu sehen, und auch für diese wenige Minuten dankt ihm ihr vor Freude röther glühendes Gesicht. Ihre einzige Schadloshaltung für diese peinvolle Einsamkeit ist der Genuß einiger Sommermonate auf einem reizenden Landgut, das ihre Sorgfalt zu einem eben so angenehmen, als nützlichen Aufenthalt gemacht hat. Hier besitzt sie den geliebten Irregeführten auf eine kurze Zeit ganz; hier sieht sie ihn doch einige Wochen für sie und ihr Kind lebend, und vergißt im Schooße der Natur die Leiden der Stadt. Das ganze Jahr hindurch freut sie sich auf diesen Genuß, den einzigen Zeitpunkt, wo sie ganz froh und glücklich ist. Und auch um diese einzige reine Freude bringt sie der Undankbare. Das Gut ist verkauft, an ihre Nebenbuhlerin verhandelt. Hart trifft dieser Schlag ihr blutiges Herz; aber auch hier faßt sie sich bald, heitert ihren trüben Blick auf. Keine vorwerfende Thräne, kein verklagender Ausruf läßt ihre wehmüthigen Empfindungen über dieses letzte, ihr verkümmertes Vergnügen laut werden. Sie spricht und handelt, als kostete ihr dieses auch nicht die mindeste Aufopferung, und in dem nämlichen Augenblick gibt sie ein Stück ihres Schmucks weg, um eine Schuld ihres Mannes zu bezahlen; nimmt sogar ihre, über das Herz ihres geliebten Mannes triumphirende Nebenbuhlerin verbindlich und höflich bei sich auf; sie sieht mit stechendem Schmerz sogar ihren Gemahl von dieser persiflirenden, schiefen,

weiblichen Seele mißhandeln, und läßt es ihn doch auf keine Art fühlen, wie tief er sich durch den Umgang mit dieser Elenden herabwürdigt. — Ihre freie, offne Miene, ihr lauterer Ton, womit sie ihrem Gatten entgegen geht, verscheucht auf einen Augenblick seine Kälte, stimmt ihn wärmer, zutraulicher, und sie gibt sich ihm hin, als wäre nichts vorgefallen, als hätt' er ihr nie Ursachen zu Klagen und Thränen gegeben. Aber hingerissen durch eine Nichtswürdige, die ihn an entehrenden Fesseln wie ein Kind am Gängelbande herumzerrt, kehrt bald Mißtrauen und Kälte bei ihm zurück. Sie sieht ihre edelsten Handlungen, ihre zärtlichsten Besorgnisse in den Augen ihres Ungetreuen verkannt und ihr selbst zu Verbrechen gemacht; ohne irgend einen Ersatz für alles, was sie thut, empfindet und leidet, unerschütterlich bei allen Kränkungen, ruhig gefaßt bei dem immer näher rückenden Umsturz ihres ganzen Familienglücks, hört man keine Klage; keinen Vorwurf in ihrem Munde; nicht einmal gegen die Stifter ihres bittern Schicksals. Sie erliegt fast unter ihrem Jammer — und nie verläßt sie ihre Standhaftigkeit, ihre Duldung, ihre Sanftheit, ihre Ergebenheit in allem, was sie trifft. Kurz, in ihrem durch Größe, Festigkeit und Stärke hoch hervorragenden Charakter ist nichts von allem, was sonst das Geschlecht bezeichnet, zu dem sie gehört, nicht eine Falte, nicht ein Zug von Schwäche, nicht eine Spur von den Eigenheiten, die sonst das Erbtheil der weiblichen Natur sind. —
Dieses Tugend- und Hoheits-Ideal kann uns als Werk der Kunst, als glücklich ausgeführte Dichterkomposition interessiren; aber als Wesen unserer Sphäre uns an sich zu ziehen, wird es nie; und ein solches hat auch nie auf dieser sublunarischen Erdkugel im Weiberrocke existirt, und wenn es je existiren sollte, wenn die Natur in der Bildung eines Weibes einmal so über sich selbst und ihre weisen Zwecke hinaus zu schreiten im Stande wär', möcht' ich keinem Manne so einen Phönix zur Gefährtin seines Lebens wünschen: er würde zu seiner Höhe nicht hinauf reichen, nicht herzlich und treulich sich ihm anschmiegen, nur blos es bewundern können; Bewunderung aber ist ein zu kalter Affect, um je das warme

Band des Einverständnisses, des liebevollen Zusammenwallens zweier Herzen zu knüpfen.

Der Mensch sey auch noch so sehr am Geist und Herzen gebildet, bleibt immer Mensch, und nie so ganz und gar Meister seiner Grundsätzen und Entschlüssen, seiner Aufwallungen und Empfindlichkeiten. Am allerwenigsten kann sich die menschliche Natur in einem Weibe so verläugnen, mit welcher Schwäche so unzertrennlich verbunden ist. Und gerade diese Schwäche, die des Schutzes, der Leitung des Mannes bedarf, macht das Weib so liebenswürdig, gibt ihm die Sanftheit, Unterwürfigkeit und Ergebung, die das Band der Sympathie zwischen ihr und dem Mann so innig zusammenweben.

Gewiß geht es sich, sanft vom Weibesarm umwunden, schön durchs Leben, gewiß sind Sanftmuth, Liebe und Duldung Tugenden, die das Weib zur schönsten Gabe des Himmels machen; aber Weiblichkeit muß alle diese Tugenden charakterisiren oder sie hören auf, reizend zu seyn; sie müssen keinen Anstrich von Männlichkeit haben, oder sie beleidigen den männlichen Stolz, und verlieren das, was ihnen das größte Interesse gibt, was den männlichen Trotz beugt, die männliche Härte schmilzt, die männliche Säure mildert.

Darum willkommen uns ein Weib, das wirklich Weib ist, schwach, aber doch liebenswürdig, nicht ohne Fehler, aber darum nicht minder unserer Achtung werth; wir wollen gern seine Schwäche tragen, so wie es die unsrigen trägt, gern seinen kleinen Launen nachgeben, wie es Nachsicht mit den unsrigen haben wird. Durch diese Verschmelzung der Stärke und Schwäche, der verschiedenen Naturen der Geschlechter, wo einer der Toleranz des andern bedarf und keiner sich über den andern zu erheben Ursache hat; durch jenes daraus folgende wechselseitige Ertragen und Nachgeben wird das Band der Sympathie um so fester geknüpft werden; Liebe wird mit Liebe in Hand gehen, und der Mensch mit dem Menschen so glücklich seyn, als er es hienieden zu seyn vermag.

Ich bin unvermerkt an die Gränze gekommen, wo sich die Frage aufdringt: welches ist denn eigentlich der Stand-

punkt, auf welchem das Weib als sittliches, vernünftiges Wesen stehen soll?, oder mit andern Worten:

Welcher Grad geistiger Ausbildung ist der Bestimmung des Weibes angemessen?

Man hat sich von allen Zeiten her bis auf den heutigen Tag bei Beantwortung dieser Frage in zwei Hauptpartheien getheilt. Die eine behauptet, man müsse die Weiber zu guten Haushälterinnen erziehen, alles übrige Wissen sey ihnen unnütz. Das Hauptprincip dieses Erziehungssystems läßt sich auf den Satz zurückführen: lernt kochen, den Haushalt führen, dem Ehemann gehorchen, die Kinder kleiden, und sterbt. In den höhern Ständen, wo die Damen der Kinderstube, der Küche und Kellergeschäften überhoben sind, würde die Formel dieses Erziehungssystems also lauten: Putzt euch, und lernt liebäugeln!

Die zweite Hauptparthei dringt darauf, dem schöneren Theile der Schöpfung eine völlig gelehrte Bildung zu geben, um ihnen hierdurch den Weg zu öffentlichen Staatsämtern so gut wie uns zu öffnen.

Die ersten sind Anhänger des Muhameds, die andern — des Plato. Gewiß, es ließen sich aus den Philosophien beider manche Seiten mit dem Für und Wider anfüllen; ein solches Kapitel läßt sich auch mit viel Witz behandeln, wie uns der Verfasser über die Ehe und über die bürgerliche Verbesserung der Weiber bewiesen hat.

Um doch einmal zu sehen, worin die Klagepunkte der weiblichen Partei bestehen, wollen wir sie kürzlich abhören.

„Sehen sie," — so werden meine Leser schon aus manchem schönen Munde vernommen haben, wenn sie diese Saite des weiblichen Ehrgeizes berührten — „sehen sie, wie unglücklich wir sind: unser Haus ist unsere Welt, unser einziger Wirkungskreis; nur ein Vergnügen, ein Kaffeebesuch führt uns aus dem Hause hinaus, nie ein Geschäft; die Kinderstube, die Küche, der Arbeitstisch sind unsere einzigen Beschäftigungen. Und sind wir außer den Grenzen unseres Hauses, so macht die Sitte aus allem, was wir unternehmen, beinahe ein Verbrechen;

der Name Weib ist eine Kette, die unsern Geist und seine Kräfte, wie den Körper fesselt. Wißbegierde ist uns verboten, Selbstüberzeugung uns untersagt; wir sind die Sclavinnen von Gebräuchen, Sclavinnen von dem Geiste der Männer, weil wir glauben müssen, was die Männer behaupten. Warum darf ein Weib nicht reisen, um zu sehen, um zu lernen, ohne nicht in den meisten Fällen ihrem Ruf zu schaden? Wie listig hat der Mann für uns die Ketten der weiblichen Schicklichkeit erfunden, die er nicht kennt! Er, der Mann, geht allein, wohin er will. Dem Manne erlaubt man ganz gleichgültige Dinge, bei denen man, wenn wir sie thäten, Ach und Weh über uns schreien würde. Kurz, wie groß ist die Freiheit des Mannes! und wie groß die Sklaverei des Weibes! Alle öffentliche Geschäfte, alle Unternehmungen, alle große Handlungen gehören dem Manne, und dem Weibe das einzige kleine Rad in der ungeheuren Maschine, — das Rad der Haushaltung."

Gegen diese ganze Tirade der weiblichen Klage wird niemand ein Wort zu sagen haben. Es ist wahr, der Mann ist, gegen das Weib gehalten, allein frei. Aber das ist wahrlich doch keine willkührliche Einrichtung des männlichen Geschlechts, es ist Einrichtung der Natur, Folge der körperlichen Beschaffenheit beider Geschlechter. Niemand wird läugnen, daß ein Frauenzimmer, welches so erzogen würde wie ein Mann, eben die Kenntnisse, eben die Schärfe des Geistes erhalten, und durch diese Bildung zu eben den Aemtern so fähig seyn würde, als es der Mann ist; allein die Natur, nicht der Mann, hat dem weiblichen Geschlecht die Thüre zu den öffentlichen Geschäften selbst verschlossen. Das Weib ist nicht immer allein Weib, so wie der Mann immer allein Mann ist, sie wird auch Mutter, und dieses Muttersey ndrängt sie schon von allen öffentlichen Geschäften. Alle Staatsgeschäfte müssen ununterbrochen ihren Gang gehen; der Arzt, der Rechtsgelehrte, der Lehrer muß unausgesetzt in Thätigkeit seyn; der Handwerker, der Landmann kann seine Arbeit nicht aufschieben, ohne nicht seine Kunden oder seine Erndte zu verlieren, u. s. w.

So ungerecht es wäre, den Mann der Herrschsucht

anzuklagen, eben so ungerecht wäre es, der Natur Partheilichkeit Schuld zu geben. War die Natur gegen den Mann parteiisch, wie sie ihm seine eisernen Muskeln gab und ihn von der Schwangerschaft befreiete, um ihn täglich, ununterbrochen zu ermüdenden Geschäften zu bestimmen? Man denke hierbei an die schwerern Professionen u. s. w. Selbst die bessern Beschäftigungen der höhern Stände sind fast alle ermüdend, ohne Abwechselung, lange anhaltend. Wie mannigfaltig, wie reizend sind dagegen nicht die Beschäftigungen der Frauenzimmer aus den bessern Ständen? Sie können ihre Geschäfte wählen; die Wissenschaften sind ihnen nicht verschlossen; sie können anfangen und aufhören, wenn sie wollen, sie können überschlagen, wo sie wollen. Wissen ist nicht ihre Pflicht, es ist ihre Zierde, ihr Vergnügen. Wie lange dauert es aber, ehe dem Manne seine Beschäftigung durch die Gewohnheit zum Vergnügen wird!

So unnütz und naturwidrig es für das Weib seyn würde, es für den Gelehrtenstand zu erziehen, so schädlich würde es auch für das schöne Geschlecht seyn, sich zu Philosophinnen zu bilden. Gesetzt, es wäre möglich, daß ein Frauenzimmer eben so gut in der Koch- und Haushaltungskunst, als in Kants Kritik, Newtons, la Mettrie, Pöpen's, Voltaire's und andern tiefsinnigen Werken bewandert ist; daß es Pleiel's und Bach's Kompositionen mit eben der Fertigkeit spielt, als es die Nadel zu führen im Stande ist; in fremden Sprachen eben so gut liest und schreibt als in seiner Muttersprache; eben so gut eine Kennerin von Kunstsachen, wahren und falschen, als eine warme Freundin, zärtliche Mutter und getreue Gattin seyn kann, wäre die Existenz eines solchen Wesens, das mit einer solchen Geistesbildung die Fähigkeit zu allen weiblichen Geschäften verbände, möglich, so würden wir unsere Knie vor ihm beugen, wir würden es anstaunen und bewundern; aber lieben würden wir es nicht können, weil es selbst zur Liebe unfähig seyn würde. Eine Seele, die nur für tiefe Philosophie thätig bleibt, ist keiner zärtlichen Gefühle empfänglich. Wer zu viel denkt, behält keine Zeit und keine Kraft zum Empfinden. Je überfüllter der Geist,

desto leerer das Herz. Wer hat wohl je in der Geschichte ein Beispiel von einem eigentlich gelehrten Frauenzimmer gefunden, das zärtliche und feurige Gefühle gegen einen Mann gehegt hätte? Man denke sich nur einmal den Anblick eines liebenden Weibes, die zugleich tiefdenkende Philosophin und Dichterin wäre! Die Gesichtsfalten, das ernste Gepräge eines Philosophen auf der Stirne, und die Physiognomie einer Verliebten zusammen vereint! die höchste Geistigkeit und die höchste Sinnlichkeit! welch ein Kontrast!

Und eine gute Haushälterin, wie läßt sich die mit einer tiefdenkenden Philosophin zusammenreimen! Alle weibliche Geschäfte müssen einer solchen so kleinlich werden, daß sie sich auch bei dem besten Willen unter den Gegenständen ihrer Aufmerksamkeit gänzlich verlieren; sie wird als gelehrte Dame allenfalls mit sprechen können, und in Gesellschaften mit den Theorien der Oekonomie brilliren, aber gewiß nicht im Stande seyn, an der wirklichen Beschäftigung mit derselben ein wahres und dauerndes Vergnügen zu finden.

Und wenn auch wirklich die Natur Weiberseelen mit allen Anlagen zur Gelehrsamkeit hervorbringt, wenn sie einen unaufhaltsamen Trieb nach Kenntnissen und nutzbarer Wirksamkeit in dieselbe pflanzt, brauchen sie sich darum in die Sphäre der Gelehrten zu erheben, um Nahrung und Befriedigung zu finden? werden sie nicht vielmehr auf der Laufbahn, die ihnen die Natur eröffnet hat, ein reiches fruchtbares Feld finden, das sie mit desto mehr Gewinn bearbeiten können, je größer die Masse ihrer Kräfte ist, die sie darauf verwenden? Ja, es ist gewiß, daß ein Frauenzimmer, welches in ihrem weiblichen Fache zu einer gewissen Vollkommenheit gelangen und alles wissen, alles verstehen, alles practisch studirt haben will, was eine Mutter von dem Umfange ihrer Pflichten in Beziehung auf ihrer Person sowohl als in Absicht auf physische und moralische Erziehung der Kinder wissen; — was eine Gattin von ihren Rechten und Obliegenheiten und von allen den Regeln der Moral und Ethik wissen muß, welche zum weisen Verhalten gegen einen Gemahl erfordert werden, wenn man diesen fesseln,

seine Liebe erhalten, seine Fehler mildern, seine Laune leiden, kurz — ihn glücklich machen und sich selbst in Verbindung mit ihm dauerhafte Freude und Zufriedenheit schaffen will; — was endlich eine Hausfrau wissen und verstehen muß, wenn sie ihr Gesinde gut regieren und anführen, in der Kochkunst bewandert seyn, Einkauf und Verwahrung aller Vorräthe verstehen, in dem Keller alle Arten der Getränke zu behandeln wissen, vielleicht in Gärtnerei, Viehzucht erfahren seyn, mit ihrer Nadel umgehen, ihre Wasch- und Geräthschaftsinventarien in Ordnung halten, ihre Ausgaben und Einnahmen-Rechnungen führen, und in Absicht auf Geschmack und Lebensart auch in Gesellschaften eine gewisse Klugheit behaupten will — daß, sage ich, eine Dame, die in allem diesem vollkommne Kennerin und Ausüberin werden will, schon ganz vorzügliche Talente besitzen und ihre ganze Lebenszeit lernen, beobachten und fortstudiren muß. Und wenn sie nun dabei noch theils für die häuslichen Zwecke, theils zum Vergnügen und zur Würze des gesellschaftlichen Lebens, das Wichtigste und Interessanteste aus der Naturgeschichte erlernen, die besten Historiker und Reisebeschreiber lesen, und die herzerhebende, sanfterquickende, die ganze Seele in gute Stimmung setzende Tonkunst verstehet, so wird sie mehr ächte Philosophie besitzen, als wenn sie sich mit den Werken tiefdenkender Philosophen Tag und Nacht beschäftiget hätte, und bei ihnen bleich, ungesund, unverstimmt geworden wäre.

Hat nun die Natur die Weiber weder zu den Staatsgeschäften, noch zu Gelehrten und Philosophinnen bestimmt, so haben sie doch als sittlich vernünftige Wesen unverlierbare Rechte auf die allgemeine Menschenbildung.

Die allgemeinen wesentlichen Charakterzüge des Menschen, Freiheit und Sittlichkeit, kündigen die Menschheit im Manne wie im Weibe an, daher ist auch moralische Perfektibilität diesem sowohl als jenem eigen. Alle Pflichten, deren Erfüllung der ganzen Gattung von der Gesetzgebung der Vernunft als unverletzlich vorgeschrieben worden ist, müssen dem Weibe so wie dem Manne heilig und unübertretbar seyn; auch den Weibern muß

daher der erhabene Beruf des Menschengeschlechts, alle in uns gelegte Kräfte auf das möglichste zu vervollkommnen, unsere Talente und Kräfte immer weiter zu entwickeln, unser Herz zu veredeln und uns unserm Urbilde, der Gottheit, zu nähern, die ehrwürdigste und angenehmste Beschäftigung seyn.

Indem aber nun der Mensch das schöne Werk beginnt, die innigste Uebereinstimmung zwischen seinen beiden Naturen zu stiften, immer ein harmonirendes Ganze zu seyn und mit seiner vollstimmigen ganzen Menschheit zu handeln, so werden wir — wie aus dem Vorhergehenden überall hervorgeht, von diesem Bemühen nur dann wahre Charakterschönheit, reife Früchte der Humanität erwarten können, wenn es sich innerhalb den Grenzen des beiden Geschlechtern vorgesteckten Naturzwecks thätig erweist.

Ist also die Vollkommenheit der Gattung ihrem Princip nach nicht verschieden, so ist sie doch, der besondern Bestimmungen beider Geschlechter gemäß, in jedem auf eine eigenthümliche Art modificirt, und die moralischen und intellectuellen Kräfte des Mannes und des Weibes nehmen, indem sie sich entwickeln, eine eigene Richtung, und indem sie sich in Gesinnungen und Handlungen darlegen, eine eigene Gestalt an, wiefern sie der Eingebung der Natur zu Folge auf gewisse eigene Zwecke hinstreben.

Nun sehen wir aber sehr deutlich, daß indem beide Geschlechter zu einem harmonischen Ganzen vereinigt werden sollen, die Natur des Mannes auf Würde, die des Weibes auf Schönheit angelegt ist; Verstand des Mannes wird also tief, seine Tugend edel und würdevoll, der Verstand und die Tugend des Weibes werden schön und anmuthig seyn müssen.

Hierdurch wird nun nicht verstanden, daß das schöne Geschlecht aller edlen Eigenschaften ermangele, oder daß das männliche aller Schönheit gänzlich entbehren müsse; vielmehr soll jedes Geschlecht beide so vereinbaren, daß bei einem Frauenzimmer alle andere Vorzüge sich dazu vereinigen, um den Charakter des Schönen zu erhöhen, welcher der eigentliche Beziehungspunkt ist, und dagegen unter den männlichen Eigenschaften das Erhabene, als das Kennzeichen seiner Art, deutlich hervorstechen.

Und hierauf müssen eigentlich alle Urtheile über beide Geschlechter, sowohl die rühmlichen, als die des Tadels sich beziehen, und alle Erziehung gegründet werden.

Der schöne Verstand wählt zu seinen Gegenständen alles, was mit dem feinern Gefühl nahe verwandt ist, und überläßt das gründliche Studium irgend einer Wissenschaft, abstracte Speculation, Kenntnisse, die nützlich aber trocken sind, dem gründlichen und tiefen Verstand. Die Philosophie des schönen Geschlechts wird also nicht Vernünfteln, sondern Empfinden seyn; sein Unterricht wird nur auf die Erweckung solcher Gefühle abzwecken müssen, die so nahe wie möglich mit ihrem Geschlechtsverhältnisse verknüpft sind.

Jedes Mädchen ist bestimmt, Frau, Mutter, Hausfrau, Gesellin des Mannes und Gesellschafterin der Freunde des Hauses zu seyn, und für diese Verhältnisse muß sie gebildet werden, glücklich in diesen Verhältnissen zu seyn, und glücklich in diesen Verhältnissen zu machen, denn Eins läßt sich ohne das Andere nicht denken. Für diese Verhältnisse bedarf sie Aufklärung ihres Verstandes und der ganzen möglichen Güte und Schönheit ihres Herzens.

Unter einem aufgeklärten Verstand versteht man das Vermögen, seine Vorstellungen auf klare Begriffe zurückzuführen, seinen Glauben und seine Ueberzeugungen nicht blos nach dunklen Gefühlen, sondern nach Einsichten zu bestimmen; ein aufgeklärter Mensch überzeugt sich nicht anders als durch eigene Prüfung.

Die edelste Verstandesaufklärung des schönen Geschlechts wird die moralische seyn, die die sittlichen Gefühle zur sittlichen Vernunft erhebt, die keine andere Würdigung einer Handlung als die Moralität erkennt; die den innern Sinn über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Lebens aufhellt, die es in den Stand setzt, sich und ihre eigentliche Bestimmung kennen zu lernen, die ihm seine Pflichten in dieser Welt lehrt und ihm Aussichten in eine andere aufschließt, welche der Verstand ahnet und das Herz hofft; es wird diejenige Aufklärung seyn, die thätiges Wohlwollen des Herzens gegen alle Menschen, und feste Ruhe der Seele bei

Unglücksfällen zum Ziel hat; denn diese beiden Grundsäulen aller Erdenglückseligkeit, jene, weil man dadurch glücklich macht, diese, weil man dadurch glücklich ist, werden nur zu oft durch Vorurtheile, durch Unwissenheit, durch Irrthümer, durch Aberglauben, durch Verblendungen, durch Verführungen, durch die Vorspiegelungen der Phantasie gehindert, gestört und oft ganz vernichtet; nur ein heller, aufgeklärter Verstand vermag diese Feinde der menschlichen Glückseligkeit zu besiegen und in der Thätigkeit aller seiner Kräften die reizendste Harmonie zu bewirken.

Dies ist die Geistesbildung, nach welchem jedes Mädchen streben sollte, welche das schöne Geschlecht zugleich zum liebenswürdigsten Geschlecht macht, welche jedes Frauenzimmer erlangen kann, ohne die großen Dichter und Philosophen gelesen zu haben, ohne ein Wort Französisch zu wissen, ohne je einen Krayon oder die Taste eines Klaviers berührt zu haben.

Und eben so wird ein Frauenzimmer, welches französisch, englisch und italienisch spricht und schreibt, singt und spielt wie eine Mara, zeichnet und malt wie eine Angelika, und redet wie ein Buch, dennoch ein sehr ungebildetes Frauenzimmer seyn können.

Damit ist aber nicht gesagt, daß jene schöne Talente ganz verloren gehen sollen; sie gehören ebenfalls mit zur Verschönerung der weiblichen Natur, nur können sie nicht als Hauptsummen aufgeführt werden.

Wenn Wohlwollen und Ruhe der Seele, der Zweck der ganzen Bildung, nur durch einen hellen, reinen und vorurtheilsfreien Verstand erreicht wird, so gehört auch alles, wodurch der Verstand und alle übrige Seelenkräfte geübt werden, als Mittel mit zur Bildung, folglich auch das Erlernen aller möglichen Kenntnisse, sofern sie nicht allein blos Mittel seyn sollen, die Eitelkeit eines Mädchens, wie leider so häufig der Fall ist, zu befriedigen. Vorzüglich verfeinern schöne Wissenschaften, Tonkunst, Zeichnen den Geschmack dieses Geschlechts, und stehen in der genausten Verbindung mit den sittlichen Regungen.

Ohne die Geschichte in den Quellen studirt zu haben, kann man doch ihren höchsten Zweck, die Belehrung durch Beispiele und die Beförderung der Menschenkenntniß völlig

erreicht, und sie als Schule der Moralität gehörig benutzt haben. Ohne Newton in seinen Berechnungen zu folgen, ohne mit Herschel durch bewaffnete Augen den Lauf der Gestirne zu beobachten, ohne mit Reaumur und Bonnet den bewunderungswürdigen Bau eines Polypen oder Raupe ergründet zu haben, kann man doch richtige Begriffe von dem Weltall und der Größe seines Urhebers besitzen. Ueber alle diese und andere Gegenstände genügen dem Aufgeklärten deutlich begriffene Resultate, indessen der eigentlich Gelehrte mit forschendem Geiste zu ihren letzten Gründen hinaufsteigt.

Die Erwerbung solcher schönen und nützlichen Talente, sofern sie den Kreis der Weiblichkeit nicht überschreiten, erleichtern die feste und vollendete Bildung des Geistes, und geben allen Gefühlen Milde und Güte, selbst in Zeitpunkten, wo auch das beste Herz kälter wird, oder doch zu werden scheint.

Das ist die Ausbildung, die die Vernunft der größten, interessantesten und liebenswürdigsten Hälfte der Menschheit zuerkennt, auf die das Weib vermöge seiner Menschennatur als denkendes, sittliches, bis ins Unendliche perfectibles Wesen die unverlierbarsten Rechte hat; und es ist ungerecht, unmenschlich, wir entheiligen den Zweck der Menschheit, ihnen solche nicht zu gestatten.

Außerdem haben wir selbst das größte Interesse bei der weiblichen Bildung; wir stehen zu ihnen in den genauesten aller menschlichen Verhältnisse, in Verhältnissen, die mit unserer Glückseligkeit aufs innigste verwebt sind und wovon das Weh und Wohl unsers Lebens abhängt. Diese schönere Menschenhälfte kann uns nie in einem interessanteren Licht erscheinen, als wenn wir auf die zärtlichen und entzückenden Verbindungen Rücksicht nehmen, wodurch aus seiner Mitte unsre Gattinnen und Mütter hervorgehen. So wie es hierdurch an unserer warmen Theilnahme gewinnt, öffnet sich ihm auch ein neuer Wirkungskreis, den es ohne Geistesbildung nie gehörig auszufüllen im Stande seyn wird.

Die Hauptbestimmung des Weibes als Gattin besteht in der klugen und fleißigen Besorgung aller häuslichen Angelegenheiten, in der steten Bemühung, dem

Gefährten ihres Lebens seine Existenz, so viel als nur immer möglich, angenehm zu machen, und durch die sanfte Stimme der Freundschaft ihm jedes Ungemach zu versüßen.

So wenig sie unmittelbar auf den Staat und seine Regierung wirket, so ausnehmend vermag sie es dagegen mittelbarerweise durch ihren Gatten. Welch ein süßer Lohn für den Gatten, der von den Arbeiten für seine Familie oder aus dem Dienst seiner Mitbürger in die Arme einer Gattin zurückkehrt, in deren traulichem Umgang sein Streben nach Glückseligkeit zu einem neuen schönen Aufschwung belebt wird; wenn ihre Empfindungen beim freien Erguß ihrer Herzen in einander verschmelzen, wenn im Fluge ihrer Phantasie sie einander wechselseitig sich unterstützen, oder bei den Vergnügungen des Geistes, bei dem gegenseitigen Umtausch ihrer Ideen ihr Verstand an Stärke und Umfassenheit gewinnt; oder wenn in stürmischen Tagen des Lebens, bei harten Schlägen des Schicksals, bei Verfolgung von Neid und Bosheit die Gattin den niedergebeugten und gekränkten Mann trösten, lindernden Balsam in seine Wunden träufeln und den gesunkenen Glauben an die Menschheit zu erhöhen vermag; welch' eine erhabene Bestimmung des Weibes! Und zugleich welche schwere Erfüllung dieser Pflichten! Und doch nicht so schwer, daß ihnen das gebildete, veredelte Weib in ihrem ganzen Umfang nicht genügen könnte.

Und wenn wir das Weib in einem neuen Verhältniß als Mutter betrachten, als die erste Erzieherin des ganzen Menschengeschlechts, wie wichtig, allumfassend ist da nicht ihr Einfluß, ihr Wirkungskreis!

Die ersten Jahre unserer Existenz sind vielleicht die entscheidendsten für unser ganzes Leben; wenn auch der Charakter in ihnen nicht entwickelt wird, so erhält er doch unstreitig seine ersten Grundzüge, die oft nie wieder auszurotten und mit neuen zu vertauschen sind. Wie leicht wird es nicht für eine edle Mutter seyn, den ersten Keim der Tugend in unsere zarte Seele zu pflanzen; wie leicht fließt der Unterricht aus dem Munde einer liebevollen Mutter durch das Herz in den Kopf! —

Wenn man die Geschichte aller Männer genau wüßte, sagt der würdige Iselin, die sich durch Rechtschaffenheit und durch Tugend ausgezeichnet haben, so würde man vielleicht finden, daß unter Zehn Neune sind, welche diesen Vortheil ihrer Mutter schuldig waren. Es ist noch nicht genug anerkannt, wie wichtig eine unschuldige und untadelhaft zugebrachte Jugend für das ganze Leben eines Menschen ist, wie fast alle, die diesen Vortheil genossen haben, ihn fast Niemand schuldig gewesen sind, als ihren Müttern, und wie sehr überhaupt die Vollkommenheit und das Glück der Menschheit sich auf Weibertugend gründet.

Wer sollte wohl unter uns diese Wahrheit nicht mit voller Ueberzeugung unterschreiben! Aber bei aller dieser Ueberzeugung, bei allen vortrefflichen Vorschlägen zur Erziehung des weiblichen Geschlechts, wie weit ist unser Frauenzimmer von jener Stufe der Bildung noch entfernt! Wir wollen doch einmal die Begriffe von Bildung von gebildeten Mädchen, welche man in unserm Zeitalter mit diesen Ausdrücken verknüpft, näher beleuchten.

Da tritt ein reizendes Mädchen in die Gesellschaft, geschmackvoll gekleidet; sie verbeugt sich mit einem unübertrefflichen Anstande; sie setzt sich, sie strickt, sie nähet, sie trinkt, sie redet, sie lacht; sie thut alles, was sie thut, mit Grazie. Sie ist gefällig ohne große Ansprüche, sie ist artig, gesittet, sie weiß zu schweigen, wenn es Zeit ist, und redet, wenn man es wünscht. Kurz, in jeder Gesellschaft sagt man von diesem Mädchen: ein artiges, wohlgesittetes Mädchen! und Tausende setzen hinzu: ein sehr *gebildetes* Mädchen!

Offenbar verwechselt man hier die *äußere Bildung*, Politur, Lebensart mit der Bildung selbst; man verwechselt ein blos *artiges* Mädchen mit einem *gebildeten*. Diese äußere Politur, die äußere Bildung ist sicher etwas Gutes, und gehört als Kleid, das die *innere Bildung* umhüllt, zur Bildung mit, allein es ist nicht Bildung selbst; ja, es läßt sich sogar von einem sehr *gebildeten* Mädchen denken, daß ihr die äußere Politur größtentheils fehlt. Ich kann mir ein Mädchen denken, fern von allen gesellschaftlichen Verhältnissen er-

zogen, mit dem allerhellsten Verstande und dem schönsten Herzen; wie sehr dieser bei aller innern Bildung diese äußere Bildung abgehen müßte! Nur keine Gurli; diese ist ein ungeschlachtes, unnatürliches Geschöpf ohne äußere und innere Bildung, obgleich Kotzebue dabei das gebildete Weib ohne Politur im Sinn gehabt zu haben scheint.

Sehr viele Mütter fordern von ihren Töchtern nicht mehr als diese äußere Politur, und sehr viele halten noch viel weniger für den höchsten Grad der Bildung. Kann das Mädchen tanzen, L'hombre, Whist und Tarok spielen, eine Blume sticken, eine Suppe vorlegen, laut plappern, und noch lauter lachen, unter zwanzigmal neunzehnmal am unrechten Ort, so ist die stolzeste Forderung der Mutter befriedigt, und wehe dem Manne, der nur einmal das kleinste Aber hierbei wagte.

Und wenn es nun auch wirklich darauf angelegt wird, den Töchtern eine Bildung des Geistes zu geben, wie ist denn diese beschaffen?

Eine Französin oder eine französische Schule bearbeitet mit dem fünften Jahre des kleinen Mädchens den Geist des Kindes, und ein Tanzmeister den Körper. Nach einigen Jahren fängt der Klavierunterricht und das Zeichnen an. Geographie und Naturgeschichte gehören noch zu diesem Kursus. Das Mädchen ist zwölf Jahr: sie zeichnet, sie spielt und singt, sie spricht und liest Französisch, sie weiß die Hauptstädte aller Reiche der Erde, sie weiß niedliche Anekdoten von Affen, Elephanten rc. zu erzählen, sie liest alle Bücher der Lesegesellschaft, worin sie ein Mitglied ist. Ist die Bildung bis dahin geglückt, fängt man Italienisch an, dann Englisch, macht Briefaufsätze, hält sich ein Excerptenbuch, und nun ist der Bildungskursus vollendet, nun hat das Mädchen die erforderliche Bildung des Geistes erworben, tritt in alle Gesellschaften ein, und fordert die Belohnung für ihre Mühe, die Bewunderung und das Anstaunen aller Menschen.

Man bewundert das Mädchen wirklich, man betet sie an, und man thut wahrhaftig nicht mehr, als was man soll und muß; sie verlangt es; denn, bemerkt man das

Mädchen nicht, so schwatzt sie so lange, bringt bald französische Brocken hervor, singt bald ein Sonetto von Petrarca, oder sagt eine Bemerkung von Yorik, oder ergreift die erste beste Gelegenheit, über ein Buch zu urtheilen, und treibt dies so lange, bis man merkt, daß man mit einem gebildeten Frauenzimmer in Gesellschaft ist.

Ist man nun davon benachrichtigt, dann geben die Prätensionen an, zu denen das Mädchen durch ihre Mühe ein Recht zu haben glaubt; mit jedem Körnchen Weihrauch, den man ihnen aufstreut, vermehren sich ihre Anmaßungen, und man setzt sich in Gefahr, von ihr mit dem Titel eines Dummkopfs oder Arrogants beehrt zu werden, wenn man nicht Zeit oder nicht Lust hat, das Rauchfaß beständig zu schwingen. —

Dies ist mein Glaubensbekenntniß über die Bildung des weiblichen Geschlechts und über das, was ich unter einem gebildeten Frauenzimmer verstehe. Nach diesem wird man nicht leicht einen Mißgriff thun unter einem wirklich gebildeten und unter einem talentvollen Frauenzimmer. Die Talentvolle kennt man sehr leicht an den Prätensionen, die sie macht; die Gebildete an einer natürlichen, unschuldigen, sanften Bescheidenheit, der köstlichsten Perle im Schmuck des weiblichen Charakters.

Zu einer wahren Ausbildung hat nun gewiß jedes Frauenzimmer aus den höhern und wohhabenden Ständen die schönste Gelegenheit*), und bei allen ihren weiblichen Berufsarbeiten so viel Muße, um darin durch Denken und Lesen jeden Tag einige, wenn auch noch so kleine Fortschritte zu machen.

Dies Lesen wird man auch ohne mein Erinnern nicht mit jener Sucht nach Romänen verwechseln, die der gerechte Vorwurf unsers Zeitalters ist, und die manchen biedern Mann veranlaßt, sich für die Parthei der Feinde

*) Daß diese Forderungen der weiblichen Bildung nur an die höhern und reichern Klassen der bürgerlichen Gesellschaft gehen, versteht sich von selbst, und daß der Druck, unter dem die niedrigen Klassen leben, und das unglückliche Loos der Armuth, bei so mancherlei andern Kümmernissen, auch noch zur härtesten aller Strafen, zur Unwissenheit verdammt, das ist leider! traurig und bekannt genug.

aller weiblichen Geistesbildung zu erklären. Dies gibt mir Gelegenheit, einige Augenblicke bei der Frage:

Darf man jungen Frauenzimmern Romane in die Hände geben?

stehen zu bleiben.

„Unsere Großmütter lasen keine Romane, und waren tugendhafter als unsere Töchter! Ja, viele sehr respectable Frauen, die ihre Männer liebten, ihrem Hauswesen mit Ordnung und Fleiß vorstanden, ihre Kinder nach damaliger Sitte sehr gut erzogen und alle Pflichten des Weibes, der Mutter und der Hausfrau eifriger erfüllten, als tausend Weiber jetzt, kannten keine andere Bücher, als die Bibel, das Gesangbuch und den Kalender, und die Sitten waren damals einfacher, die Heiligkeit der Ehe gesicherter, und die Reinheit der jungfräulichen Unschuld weniger in Gefahr, als jetzt!"

So klagen häufig Knaben, Jünglinge, Männer, Greise und Matronen, und schieben die Schuld von der ganzen Unordnung auf die leidige Romanenlectüre.

Daß es mit den Lobenserhebungen der guten alten Zeit, die ein Jahrhundert dem andern gibt, nicht immer ganz richtig ist, will ich hier nicht weiter untersuchen, aber wozu hätten denn wohl unsern Großmüttern Romane nützen sollen?

Sie waren Hausfrauen, Ehefrauen und Mütter in dem engsten Sinn dieser Worte und weiter nichts, und man verlangte auch nichts mehr von ihnen; und diese drei Beschäftigungen gingen, nach dem alten löblichen Herkommen, einen Tag wie den andern.

Die Hausfrau (wenigstens die aus dem Mittelstande) stand des Morgens um fünf Uhr auf, arbeitete den Vormittag mit den Mägden um die Wette, aß Mittags, spann den Nachmittag bis an den Abend, aß um sechs, und um neun Uhr lag sie wieder in ihre Kissen gehüllt; sie machte keine Besuche und erhielt keine; außer den Quartalvisiten der Familie sah sie Niemand in ihrem Hause, der auf den Einfall gekommen wäre, Unterhaltung von der Hausfrau zu fordern; sie ließ ihre Kinder Morgens, vor und nach Tische, und vor Bettegehen

tieten; hielt die Knaben zur Schule und die Mädchen zum Spinnen und Schweigen an; sie bürstete ihrem Mann Hut und Rock ab, wenn er ausging, und brachte ihm das gewärmte Kassakin, wenn er zu Hause kam; sprach mit ihm über die Wirthschaft, las ihm den Morgen- und Abendsegen vor, und alle ihre Pflichten waren erfüllt.

Die Jungfrau war gar eine Null; da steht sie und lächelt schamroth, wenn man sie anredet, faltet ihre Hände über ihre Schürze, und flieht zu ihrer Mutter, die auch das Lächeln für ein leichtfertiges Geschwätz erklärt. Sie sah keinen jungen Menschen, außer ihre nahe Verwandten, und mit dem verlegensten Gesicht gab sie dem Manne die Hand, dem sie die Eltern zugesagt hatten, und spielte nun völlig die Rolle der Mutter.

Und nun stelle man gegen dieses Bild das Gemälde des jetzigen Weibes.

Das junge Frauenzimmer wird schon früh in die Welt eingeführt, ihren freien Umgang mit dem männlichen Geschlecht beschränkt kein altes Herkommen; nur seine eigene feinere Empfindung des Anständigen setzt ihm die beliebigen Schranken. Alle Leidenschaften werden in Bewegung gesetzt: Eitelkeit, Eifersucht, Liebe zum Glanz, Liebe zum Gefallen u. s. w. Tausend Jünglinge flattern um sie her und wenden alle Künste der Beredtsamkeit, der Schmeichelei und des Witzes an, seinen Beifall zu erringen.

Ein einziger Irrthum des Mädchens, eine einzige Unvorsichtigkeit, eine einzige Schwäche ihres Herzens zur unrechten Zeit, ein einziges Verkennen des wahren Werths des Mannes, dem sie ihr Herz schenkt, stürzen sie unwiderbringlich in den Abgrund des Unglücks.

Das Mädchen wird Frau. Ganz andere Verhältnisse als vor hundert Jahren. Sie soll nun ihrem Hauswesen vorstehen, Ordnung erhalten, und überall mit dem feinsten Geschmack, mit einer Leichtigkeit handeln, die nirgend sich festhängt, nie mürrisch ist, immer lacht und thut, als ob keine Geschäfte da sind: sie soll dem Manne nicht Ehefrau allein seyn, sondern seine Gesellin, eine heitere unterhaltende Freundin, eine lieblich la-

chende Grazie, die ihm das Haus zum Elysium macht, damit der Mann nicht die Leichtigkeit nützt, womit er jetzt außer dem Hause Freuden für alle Sinne findet, damit nicht der Haushalt zerrüttet und seine Liebe kalt werde; und wenn dies letztere geschieht, wie ihn gewinnen? er liebt ein anderes Weib! wie ihn wieder aufs neue fesseln? wie ihn behandeln, daß er die Fesseln nicht sieht, die man aufs neue um ihn schlingt? Die Frau ist von Liebhabern umringt; wie sich gegen die vertheidigen? wie sie in der anständigen Entfernung erhalten? Der Mann ist Verschwender; wie ihn bessern? —

Das Weib ist Mutter: wie viel tausend neue Verhältnisse für die jetzige Mutter, welche sonst keine Mutter kannte.

Die Frau altert; die Schönheit, der Reiz der Jugend ist dahin. Wie nun die Menschen, die Liebe, die Freundschaft des Gatten festhalten? wie die gewohnten Vergnügungen an sich knüpfen, die sich so gern von dem frostigen Alter trennen? —

Will man konsequent handeln, so kann man das Mädchen in dieses Labyrinth nicht hinausstoßen, ohne ihm den Faden der Ariadne aufs wenigste mitzugeben, der sie glücklich durchführen kann. Das Mädchen sowohl als die junge Frau, das Weib, die Mutter und die Matrone brauchen gewiß in diesen so mannigfaltigen Verhältnissen Belehrung, die feinste Menschenkenntniß, die Ausbildung aller ihrer Geisteskräfte.

Wie soll aber nun das Mädchen zu diesen ihr so unentbehrlichen Kenntnissen gelangen? Etwa durch eine gelehrte, spitzfindige Zergliederung des menschlichen Herzens, durch tiefes Studium der Anthropologie, Psychologie oder der Moralsysteme?

Aber die Spekulation, die ist ja nicht für das schöne Geschlecht, weil sie so unerbittlich alle weibliche Grazie verscheucht! Und gesetzt, es gelänge der weiblichen Anstrengung einmal, mit ächt philosophischem Geiste über alle diese Dinge zu räsonniren, so würde das Weib weiter nichts als eine schöne Schwätzerin seyn, und das Herz würde ihr, trotz ihres systematischen Kopfes, alle Augenblicke die schlimmsten Streiche spielen.

Peu d'hommes, sagt ein französischer Philosoph, peuvent saisir les vérités purement métaphysiques. Nous ne verrions pas la lumière du soleil, si elle ne s'arrêtoit sur des corps, ou au moins sur des nuages. Elle nous échappe hors de notre atmosphère, et nous éblouit à sa source. Il en est de même de la vérité; nous ne la saisirions pas, si elle ne se fixoit sur des événemens sensibles, ou au moins sur des métaphores et des comparaisons, qui la réfléchissent; il lui faut un corps, qui la renvoie. (Zu deutsch: Wenige Menschen sind im Stande, die Wahrheiten in rein übersinnlicher Gestalt [metaphysisch] aufzufassen. Wir würden sogar das Licht der Sonne nicht sehen, wenn es sich für uns nicht durch Körper, oder wenigstens durch Wolken vermittelte. Außerhalb unseres Dunstkreises entschwindet und an seiner Quelle blendet es uns. Gerade so ist's mit der Wahrheit; wir könnten sie nicht erfassen, wenn sie sich nicht an handgreifliche Ereignisse anknüpfte, oder wenigstens in Bildern und Vergleichungen, aus welchen sie zurückstrahlt, ausdrückte; sie bedarf eines Körpers, der sie wiederspiegelt.)

Und zu diesen Menschen gehört das schöne Geschlecht am vorzüglichsten. — Was ist aber dieser Körper, von dem das Licht der Wahrheit in unsere Seele zurückstrahlen soll, anders und was kann er anders seyn, als die Erzählungen solcher Begebenheiten, worin das menschliche Herz mit allen seinen Leidenschaften, Schwächen und Verirrungen, und mit alle den oft schauderhaften, lächerlichen, angenehmen Folgen seiner Verhältnisse, auf dem großen Theater der Welt den ersten Schauspieler macht! —

Wie kann nun dieser Zweck erreicht werden, wie kann man den Frauenzimmern deutliche Vorstellungen von dem Entstehen, dem Fortgange und den Wirkungen der Leidenschaften geben, wie können sie die mannigfaltigen Seiten des menschlichen Herzens kennen lernen, die vielfachen Verhältnisse, in die sie als Mädchen, Gattin, Mutter und Matrone kommen können, wie kann man ihnen zugleich die Mittel zeigen, sich auf diesem klippenvollen Meere glücklich durchzusteuern, wie kann man

ihnen diesen Unterricht anschaulich und interessant machen, ohne denselben mit Beispielen und Erzählungen zu belegen? Und diese Beispiele und Erzählungen, was sind sie anders als Romane? Ob sie einem jungen Mädchen erzählt oder von demselben gelesen werden, vorausgesetzt, daß beide von gleichem Werth sind, das läuft wohl auf eins hinaus. Und diese Beispiele und Erzählungen, worin es der Phantasie so leicht wird, die geheimsten Züge des menschlichen Herzens aufzufassen, die den Weibern mehr werth sind, als die gelehrteste Zergliederung desselben, müssen gerade der vornehmste Theil des belehrenden Unterrichts seyn.

Aber in diese Klasse der Romane, die zur Bildung des weiblichen Geschlechts beitragen sollen, gehören bei weitem nicht alle Bücher, die man Romane nennt; nicht jene Producte der Einbildungskraft, wozu weder die wirkliche Natur den Stoff gab, noch die Farben lieh. Zu dieser Klasse gehören leider die meisten Romane und Schauspiele. Sie zeigen uns Welt und Menschen nicht in ihrer wahren Gestalt, sie ziehen uns unwiderstehlich in eine Welt, die sie aus der gefährlichsten aller Seelenkräften, aus der Einbildungskraft schufen, für die wir unsern Geist, unsere Kräfte bilden, entwickeln und ihnen Richtungen geben sollen, die nicht zur Welt passen, worin wir leben, und uns daher den bittern Gram verursachen, daß wir nicht erkannt werden. Denn im Gebiete unserer Imagination ist alles so gefällig, läßt sich alles so modeln, wie es uns gut dünkt. Alle unsere Launen, unsere Schwächen passen wir so schön hinein, daß sie da mit aller Kraft und Unbändigkeit in voller Ehre wirken können. Und wer sich uns entgegenstellt, uns tadelt oder verurtheilt, den schaffen wir um, daß er uns verherrlichen und dienen muß. Und hat unser Geist erst einmal den Schwung erhalten, daß er über die wirkliche Welt hinausragt in das Gebiet der Phantasien, so schweben wir in einer Zauberwelt, finden da nach Wohlgefallen Engel oder Teufel, und sind selbst nach Wohlgefallen Engel oder Teufel; da werden Wünsche erregt, Begierden aufgereizt, die unbefriedigt bleiben müssen und Qualen der Hölle verursachen. Die Ruhe unsers Herzens

wird uns entrissen, die schöne Harmonie zwischen uns und der wahren Welt wird zerrüttet; wir werden bei den Geschöpfen unserer Phantasie weinen, und Kälte und Leere finden in der Mitte unserer Brüder. Wir werden zu allen Geschäften von Werth unfähig, zu den Freuden dieses Lebens zu matt und verstimmt, wir werden in dem leidenschaftlichen Drang von hohem Kraftgefühl zu rasender Wuth übergehen, unsere Kräfte verzehren, und in dem Wahne, diese Welt sey unserer nicht werth, uns zu den unglücklichsten Wesen machen. Und wenn nun vollends solche Romane dem Laster einen reizenden Schleier umwerfen, im Gewande einer glänzenden Einkleidung Leidenschaft und Sinnlichkeit unwiderstehlich fortreißen, mit allen Zauberkünsten einer schlauen Sophystik Tugend und Laster mischen, oder wenn sie vielleicht gar durch Zweideutigkeiten und schlüpfrige Scenen den Leser in leidenschaftliche Wallung setzen, dann morden sie gleich einem feinen, aber desto tiefer eindringenden Gift, Reinheit, Unschuld und Tugend.

Zum Glück verdienen aber nicht alle unsere Romane diese Vorwürfe; wir besitzen deutsche Originalromane, und auf deutschen Boden verpflanzte englische, die mit dem feinsten und richtigsten Beobachtungsgeiste Welt und Menschen schildern, wie sie sind, und die wir ohne Furcht unsern Weibern und Töchtern in die Hände geben können; und selbst der Roman, der nur Charaktere und den Gang der Leidenschaft richtig zeichnet, und keine Schwäche unbestraft, keine Güte und Klugheit unbelohnt läßt, kann theilweise nützlich seyn und nicht zu den schlechten Romanen gezählt werden.

Der gute Roman ist die Schule, wo das Mädchen, ehe es selbst auf den Schauplatz der Welt tritt, alle die Erfahrungen macht, die es so nothwendig zur Sicherung seiner Ruhe braucht, wenn es nun selbst als Actrice handelt; im Romane lernt es die Herzen anderer Menschen und sein eigenes kennen, lernt seine eigene Schwächen kennen und fremde dulden; hier lernt es die Lebensweisheit, die es als Geliebte, als Gattin, als Mutter, als Gesellin, als Matrone braucht; mit den reizendsten Farben sind die Tugenden und die häuslichen

Freuden geschildert, die schönsten Belohnungen erhält das gute, das edle, das kluge, vorsichtige, sanfte und ausharrende Weib am Ende, und so lernt die junge Leserin diese Tugenden, diese häuslichen Freuden lieben und ihre Belohnungen begehren. Unbesonnenheiten, Kokketterie, Untreue, Heftigkeit, Herrschsucht, Selbstsucht, Prätensionen sind Fehler, die der Dichter mit Verachtung; Kälte, Einsamkeit, Spott und Leiden aller Art bestraft, und das Mädchen wird die Fehler fürchten lernen, die so unglücklich machen.

Durch eine solche Lectüre wird das Gefühl für Tugend, der Geschmack für das Schöne und Anständige verfeinert, die Menschenkenntniß gegründet, daß es wunderbar zugehen müßte, wenn ein so gebildetes Mädchen, dessen Herz Interesse an der Tugend nimmt, sich nicht erträglich in allen Verhältnissen und in allen Verlegenheiten sollte zu benehmen wissen.

Unter diesen Voraussetzungen ist der Roman für junge Frauenzimmer eine zweckmäßigere Lectüre, als die Geschichte. Die Geschichte gibt Menschenkenntniß, wenn sie gut und mit Räsonnement vorgetragen ist, aber gerade nicht die Menschenkenntniß, die wir dem schönen Geschlecht wünschen.

Unsere Mädchen sollen das Herz und die Leidenschaften kennen lernen, allein nicht nur im Allgemeinen, sondern hauptsächlich den Gang des Herzens, die kleinsten Fortschreitungen der Leidenschaften bis zu der größten Höhe; aber die Geschichte erzählt in den meisten Fällen nur die letzten Wirkungen der Leidenschaften, ohne den Gang zu zeichnen, die sie genommen haben, diese Wirkungen hervorzubringen; die Geschichte erzählt z. B., Antonius habe aus Liebe zur Kleopatra den besten Zeitpunkt versäumt, seine Gegner zu schwächen, und Kleopatras Liebe habe ihm Ehre und Leben gekostet. Wie aber stieg seine Leidenschaft so hoch? welche Künste wandte Kleopatra an, den thätigen Mann so mit dieser Leidenschaft zu betäuben, daß er sich selbst so weit vergißt? — Das, was die Geschichte erzählt, gibt nichts als die Behauptung: Die Liebe raubt dem thätigsten Mann seine ganze Kraft und Thätigkeit; der Roman hingegen würde erzählen, wie die Liebe dem Mann die Kraft raubt.

Wir stoßen so oft in wirklich historischen Charakteren auf Inkonsequenzen, auf Sonderbarkeiten, auf Handlungen, die schlechterdings nicht aus dem Charakter zu erklären sind, weil uns die geheimsten Triebfedern unbekannt sind, weil in der wirklichen Welt bald Leidenschaften der Politik, bald Politik den Leidenschaften zur Decke dienen müssen. Hingegen ist im Roman kein Widerspruch, kein Sprung; alles wird hell aus der Begebenheit und aus dem Charakter, und der Mensch ist hier das konsequenteste Wesen von der Welt.

Und wenn es uns in der wirklichen Welt scheint, daß Menschen nicht immer nach ihrem Charakter handeln, so ist diese Inkonsequenz selten etwas anders, als eine bloße Inkonsequenz, nach unserer Art zu denken; wir schieben andern unsere Begriffe, Schlüsse, Vorstellungen und Empfindungen unter, beurtheilen sie darnach und schreien über Widerspruch im Charakter.

Daher werden auch feine Menschenkenner weit seltner Inkonsequenz bei andern Menschen finden, werden sich auch seltner mit andern Menschen entzweien, als diejenigen, welche den Menschen nur nach seinen jedesmaligen Handlungen immer einzeln und immer anders beurtheilen.

Weit mehr als die Geschichte, gibt uns der gute Roman Festigkeit und Sicherheit in Beurtheilung anderer Menschen, und sichert gegen die kleinen Hetzereien und Mißverständnisse die reichen Quellen des menschlichen Mißmuths am gewissesten.

Unter allen Vorzügen aber, die der Roman vor der Geschichte behauptet, ist unstreitig der am größten, daß der Roman der Gerechtigkeit zu Hülfe kommt, und die Geschichte hingegen sie zweifelhaft macht. Die Geschichte stellt uns nämlich gegen Einen Redlichen, der glücklich ist, zehen Schurken auf, die es ebenfalls durch ihre Schurkerei sind; gegen Einen Schurken, der leidet, zwanzig redliche Herzen, welche die Tugend zum Leiden verdammt. Phozion, Aristides, Sokrates, Brutus, Kato, Pompejus, Seneka, und nun dagegen Cäsar, Alexander, Alcibiades, Dionys u. s. w.

Und wenn es wirklich so im menschlichen Leben ist, so

sollte man eben deswegen mit der höchsten Sorgfalt dahin sehen, daß die Blicke der Jünglinge und Mädchen so spät als möglich mit dieser bedenklichen Seite des menschlichen Lebens bekannt würden; wenigstens erst dann, wenn ihre Grundsätze befestiget, wenn Achtung und Gefühl für Tugend schon in seiner Kraft ist.

Wenn also der gute Romandichter die Menschen darstellt, wie sie sind, nicht wie sie seyn sollten; so wird er hingegen das Schicksal seiner Helden zeichnen müssen, wie es seyn sollte; wie es seyn würde, wenn ein tugendhaftes menschliches Herz den Plan davon zu machen gehabt hätte. Das erste wird uns sagen: Das ist Tugend! und das letzte wird uns die Tugend liebenswürdig machen. —

Welches nun die Romane eigentlich sind, die unsern Töchtern und Weibern in die Hände gegeben und wie sie mit Nutzen gelesen werden können, das beruht auf individuellen Umständen, und muß hier der Beurtheilung vernünftiger und kluger Väter, Männer und Erzieher überlassen bleiben. Als das erste Buch der weiblichen Romanlectüre darf ich jedoch Marmontels moralische Erzählungen ohne weitere Rücksicht empfehlen.

Aber die Bücher sind es bei weitem nicht allein, wodurch der Verstand des Frauenzimmers begründet wird; vielmehr ist

Bildung durch Umgang

noch eins der vortrefflichsten Hülfsmittel hierzu.

Wie auffallend ist der Unterschied von zwei sonst gleichen Mädchen, wovon das eine durch das Leben, das andere blos durch Lectüre gebildet ist; die erste erzählt lebendig, nimmt für sich und für den Gegenstand ein, von dem sie redet; bei der andern hingegen hört man einen richtigern Gang der Rede, sieht eine größere Ordnung der Gedanken, aber das Ganze ist ohne Leben, und der Zuhörer vermißt jene schöne weibliche Geschlechtseigenthümlichkeit, die reizende Leichtigkeit.

Aber dies ist nicht der Umgang mit jungen Frauenzimmern, wo sich nur die Zunge in ihrer Geläufigkeit übt, oder mit jungen Herrn, die nichts wissen, als

Schmeicheleien oder Zweideutigkeiten zu sagen, wo man mit witzigen Antworten zu glänzen sucht oder mit schalen Tändeleien die Zeit verdirbt, oder wo das Herz in Bewegung gesetzt wird; es ist vielmehr der Umgang mit achtungswerthen Männern und Matronen; mit Männern, die nicht mehr nach zärtlichen Mädchenblicken seufzen, die dem jungen Gecken gern das Feld räumen, wenig reden, nur lächeln, statt lachend aufschreien; sich besinnen, ehe sie etwas sagen, nicht gleich anmaßend urtheilen. Im Umgang mit diesen Männern wird der Verstand entwickelt, gebildet und mit den Reizen der liebenswürdigen Kenntnisse und Erfahrungen geschmückt; der Umgang mit diesen Männern ist die Schule der Lebensweisheit, die sich nicht brüstet, immer gefällig ist, die nützt ohne Geräusch, und das Leben genießt, ohne eine weitläuftige Opernanstalt dazu zu machen, durch den alle todten Kenntnisse der Bücher erst lebendig und nützlich werden.

Und wodurch kann wohl ein Mädchen seinen Charakter und Geschmack besser zeigen, wodurch kann sie leichter die Anfälle des flatterhaften Gecken von sich abhalten, als durch Unterhaltung mit einem vernünftigen und geachteten Manne? Sie ist weit weniger der Bekanntschaft mit leichtsinnigen Männern ausgesetzt, die so leicht ihrem guten Rufe schaden kann, weit weniger der Gefahr, in die Schlingen eines Verführers zu gerathen und unwiederbringlich unglücklich zu werden; und sie wird weit leichter den Mann finden, der sie liebt, ohne es ihr zu sagen, — der ihrer würdig ist.

In den Grenzen eines solchen gesellschaftlichen Umgangs wird einem Mädchen gewiß gelingen, junge Männer mit Kälte und mit Unpartheilichkeit zu beobachten, um in der

Wahl eines Liebhabers und Gatten

mit desto mehr Vorsicht und Prüfung zu Werke zu gehen. Sie wird Männer kennen lernen, die die Kunst, sich bei Weibern einen glücklichen Augenblick zu verschaffen und zu nützen, vollkommen verstehen; die sich durch ihren leichten, freien heiteren Ton unvermerkt in den weiblichen Umgang schleichen, und durch ihr biegsames, nach

giebiges Wesen in alles zu finden wissen; die aber eben deswegen, weil jede rauhe Seite bei ihnen abgeschliffen ist, alle Spur von Selbstständigkeit verloren haben. Sie besitzen eine gewisse Anzahl Ideen, über die Begebenheiten des Tags, über Schauspiele, Moderomane, Schriftsteller u. s. w., die sie mit Geläufigkeit und mit sehr mannigfaltigen Veränderungen vorzutragen wissen. Sie schwatzen viel von Verbindungen mit vornehmen Männern, wissen manche Geschichte zu erzählen, die sich in glänzenden Cirkeln zugetragen hat, als wenn sie solcher mit beigewohnt hätten. Sie haben viele herzrührende Redensarten aus empfindsamen Modeschriften auswendig gelernt, und kommt hierzu noch ihre angenehme Figur, wie leicht ists ihnen, das staunende, unerfahrne Mädchen zu berücken. Sie sind sehr schlau, schon im ersten Umgang die Schwächen eines Frauenzimmers aufzufinden, um bei der ersten günstigen Gelegenheit bald mit kluger Vorsicht, bald mit kühnen Streichen darauf loszugehen. Gewiß wagt ein Mädchen schon viel, sich mit solchen Menschen auch nur in die scheinbarste Vertraulichkeit einzulassen, sie handelt aber vollends nachtheilig für sich selbst und für ihren guten Ruf, wenn solche Leute zu dem Glauben berechtiget werden, daß es möglich sey, für ihre Liebe Gehör zu finden, denn sie sind einmal gewohnt, sogar mit Gunstbezeugungen von Frauenzimmern zu prahlen, die nie die entfernteste Idee hatten, ihnen solche zu bewilligen. Ein solcher Mensch wird selten fähig seyn, in den engeren Banden der Ehe glücklich zu seyn und glücklich zu machen.

Eben so wenig sind jene Männer, die von einem Gelage zum andern schwärmen, für ächte Liebe und häusliche Freuden verdorben, die, wenn sie alles verschwendet haben, nun an nichts als an der Hoffnung hängen, ihre zerrütteten Glücksumstände durch eine Heirath zu bessern. Wie thöricht handelt ein Mädchen, das sich durch die Eitelkeit verführen läßt, ihr Glück einem solchen zu übergeben, der sich nie um sie beworben haben würde, wenn er seine Glücksumstände nicht durch eine unordentliche Lebensweise zu Grunde gerichtet hätte! —

Der lächerliche Wahn: „ein gebesserter Wüstling gebe

den besten Ehemann," hat schon manches unglückliche Schlachtopfer gemacht. „O, wenn der Wollüstling ausgetobt hat," hört man wohl bisweilen sagen, „dann ist er so gesetzt, so ordentlich, sanft und geschmeidig, er hat in seiner vorigen Lebensart den Werth des Geldes nur zu sehr kennen gelernt, er weiß es nun zu schätzen, und ist sparsam; er hat alles schon im vollen Maße genossen, was ihn reizen konnte, nun fällt es ihm nicht schwer, zu entbehren, wär es auch nur um Ruhe zu haben, die ihm mehr gilt, als alles; und er wird auch aus demselben Grunde mit Lammsgeduld seiner Erwählten hingeben, was sie nur fordern mag." Man will behaupten, es gebe nicht wenig schlaue Schönen, die einen solchen Mann sehr richtig zu berechnen wissen, und man müsse sich auf gewisse weibliche Charaktere wenig verstehen, um über ihre seltsame Wahl zu erstaunen. — Herrschen, ihre Eitelkeit und ihren Luxus in vollem Maße befriedigen ist ihre Absicht; die Ehe ist ihnen nur ein Prunkmäntelchen, hinter welchem sie die Niedrigkeit ihrer Leidenschaften verbergen können, was Wunder! wenn sie ihre Rechnung bei Männern finden, deren Kraftlosigkeit ihnen alles gewährt, und deren etwanigen Vorwürfen sie ruhig trotzen dürfen, weil sie, selbst dem bittersten davon, einen noch bitteren entgegensetzen können. Aber solche feine Rechnerinnen werden zuweilen entsetzlich betrogen; die Kraftlosigkeit geht in Eigensinn über, der krampfende Aerger über die Summen, welche Jugendsünden kosteten, gebiert einen niedrigen Geiz; Selbstüberdruß, Ohnmachtsgefühl und Point d'Honneur bewirken die quälende Eifersucht, die Eifersucht ohne Liebe: der vormalige Sittenlose macht sich die Rolle eines Sittenrichters eigen, der mit unerbittlicher Strenge über jeden Schritt seiner Gattin entscheidet; er eignet den Männern vor der Ehe ein Privilegium der Ausschweifung zu, während er von dem Mädchen und dem Weibe wahre Heiligkeit fordert; kurz, der Elende, dessen Reue und Büßung unendlich seyn sollte, wird der Tyrann seines Weibes. Denn ein Mann, der sich lange Zeit hindurch in niedrigen Wollüsten sättigte und entnervte, der mit buhlerischen, verworfenen

Weibspersonen im Umgang war, ist geneigt, vom weiblichen Geschlecht überhaupt eine schlimme Meinung anzunehmen und es mit Verachtung anzusehen. Unfähig ein Frauenzimmer hochzuschätzen, ist er argwöhnisch gegen alle; eifersüchtig ohne Ursach, zornig ohne Reizung, ist seine eigene stumpfe und verschrobene Einbildungskraft eine beständige Quelle übler Laune. Gewährt wohl die Verbindung mit einem so gebesserten Wüstling nur einen Schatten von glücklicher Aussicht? Und gesetzt, es gäbe einmal eine Ausnahme von dieser Erfahrung, würde es nicht ein, ganz am unrechten Orte angebrachter Edelmuth von einem Frauenzimmer seyn, einen verirrten Mann zur Tugend zurückführen zu wollen, oder welche Gewissenlosigkeit von Eltern, ihre Tochter zu einem Bekehrungsgeschäfte dieser Art zu bestimmen!

Wie sehr sich überhaupt ein Frauenzimmer irrt, das sich aus jener Herrschbegierde einen Mann von schwachem Verstand wählt, in der Hoffnung, desto uneingeschränkter das Regiment führen und ihre Wünsche befriedigen zu können, lehrt die tägliche Erfahrung; denn Hartnäckigkeit und Stolz sind die gewöhnlichen Gefährten des Mangels an Verstand; die einfältigsten Leute bestehen gerade am festesten auf ihrem Kopf, und sind daher am schwersten zu behandeln.

Unter den vielen Männern, die der Liebe eines edlen Mädchens unwerth sind, denen der gute Wille glücklich zu machen nicht eigen zu seyn scheint, ist auch der auszuzeichnen, der ein unschuldiges Mädchen verführt hat und es gewissenlos verläßt. Man sagt auch hier, ein jedes Mädchen habe eine ihm ganz eigene Grille — von der es aber zu wünschen wäre, daß sie in dem Vorsatz bestände, einen solchen Mann, aus Liebe zum eigenen Geschlecht, überall, wo er sich finden läßt, zu verachten. Glüht noch ein Funken von Rechtschaffenheit in dem Busen eines solchen Pflichtvergessenen, so muß Gewissensangst seine Stirne mit Schwermuth überziehen, seine Seele muß voll von dem Bilde eines weiblichen Geschöpfs seyn, das ihn verflucht, weil er es unglücklich machte; und wie kann dieser den hohen Beruf erfüllen, den ein Mann auf sich nimmt, wenn er zu einem

[illegible]den sagt: Sey mein! ich will dein Daseyn verschönern, ich will dich glücklich durchs Leben führen. — Und indem ein Mädchen einem solchen die Hand reicht, muß es nicht vor dem schrecklichen Gedanken erzittern, Theilnehmerin an einem Verbrechen zu werden, das unter allen das hassenswertheste ist! —

Ich habe viele Frauenzimmer gesehen, die sich über alle andere Bedenklichkeiten bei der Wahl eines Liebhabers hinwegsetzten, sobald sie versichert zu seyn glaubten, in ihm ein gutes Herz zu finden. Aber gerade diese Eigenschaft des guten Herzens läßt sich schwerer als irgend eine andere bestimmen; man ist besonders sehr oft dem Irrthum ausgesetzt, das gute Herz mit der guten Laune zu verwechseln, obgleich beide aus zwei himmelweit verschiedenen Quellen entspringen. Unter dem guten Herzen verstehe ich jenes ächte Wohlwollen, welches an dem Glück des ganzen Menschengeschlechts Theil nimmt, welches das Glück jedes Einzelnen innerhalb der Sphäre seiner Wirksamkeit befördert, welches dem Bedrängten hilft, den Betrübten tröstet, und Wohlwollen verbreitet, so weit sein Wirkungskreis nur reichen kann; welches in den Privatscenen des Lebens, in dem gehorsamen Sohn, in dem zärtlichen Gatten, in dem nachsichtsvollen Vater, in dem treuen Freund, und in dem mitfühlenden Herzen gegen Menschen nicht nur, sondern auch gegen vernunftlose Geschöpfe hervorleuchtet. Gute Laune hingegen ist nicht mehr, als ein frohes, angenehmes Betragen, welches entweder aus einem von Natur aufgeweckten Temperament, oder aus Affectation von Popularität entspringt, und mit einem gesprächigen, herablassenden Wesen, der Folge guter Erziehung und der Bequemung nach dem Geschmacke jeder Gesellschaft, verbunden ist. Diese Art von bloßer guter Laune wird oft irrig mit dem Namen wahre Gutherzigkeit beehrt, und schon mancher erwarb sich durch diesen einnehmenden Schein den Ruf eines guten Herzens, der doch in allen Handlungen seines Privatlebens ein mürrischer, grausamer, rachsüchtiger, finstrer, stolzer Tyrann war. Auf der andern Seite geschieht es eben so häufig, daß man üble Laune mit Bösartigkeit verwech-

felt; wie leicht kann nicht der Mensch von wahrhaftig wohlwollenden Gesinnungen durch zufällige Ursachen zu Ausbrüchen von finstrer Grämlichkeit veranlaßt werden, die von Personen, die seinen wahren Charakter nicht kennen, für Wirkungen von Bösartigkeit gehalten werden, da sie doch weiter nichts als Aeußerungen von übler Laune sind. Man wird daher sein Urtheil über den Charakter eines Mannes nie aus dem öffentlichen Umgang und nach der allgemeinen Meinung mit Zuverläßigkeit bestimmen können. Nur aus den weniger in die Augen fallenden Scenen des Lebens, aus der einsamen Sphäre der Handlung, dem kunstlosen Gehalt des häuslichen Betragens läßt der wahre Charakter mit einiger Gewißheit sich folgern. Der Mann, der von seinen Untergebenen und Hausgenossen ohne Unterschied verehrt, hochgeachtet und geliebt wird, von diesem ist immer zu erwarten, daß er ein wohlwollendes Gemüth besitzt; wird er hingegen von jenen verachtet und gehaßt, dienen sie ihm blos aus Furcht ohne Liebe, so kann man versichert seyn, so vortheilhaft auch sein öffentlicher Ruf und so anziehend sein gesellschaflicher Umgang ist, daß er wenig Anlagen hat, die ihn zur häuslichen Glückseligkeit fähig machen.

Wird das gute Herz bei einem Manne durch tugendhafte Grundsätze befestigt und durch Verstand geleitet, so besitzt er gewiß alle wesentlichen Eigenschaften, die den Bund einer Ehe beglücken können. Freilich hängt noch sehr viel von äußern zufälligen Umständen, unzähligen Verhältnissen, von Reichthum, Stand, Rang u. s. w. ab, die, an sich betrachtet, das Leben weder glücklich noch unglücklich machen, die aber doch bei einer klugen Wahl reiflich überlegt werden müssen. Nichts thörichter, nichts gefährlicher ist aber, als Reichthum zum ersten und einzigen Zweck beim Heirathen zu machen. Gemeiniglich wird er dem, der ihn sucht, so vergrößert, daß er sich desto elender fühlt, je größer seine getäuschte Erwartungen waren: großer Reichthum ist fast immer eine Quelle zu ehelichem Zwist, entweder dadurch, daß ihn der Suchende so groß nicht findet, als er es sich eingebildet hatte, oder daß er ihn so nicht zu

genießen bekommt, wie er wünschte, oder daß er ihm alle Augenblicke durch Troz und Vorwürfe von der andern Seite verbittert wird.

Unedel ists besonders für den Mann; auf einem Wege Geld zu suchen, der geradezu die Würde seines Standes entehrt; seine Bestimmung fordert von ihm, seine Talente, seine Geschicklichkeit, seine Thätigkeit als die edelste Quelle des Reichthums zu betrachten. Hiezu kommt dann noch, daß durch diesen Zweck beim Verheirathen die bessern Zwecke, die Rücksichten auf Tugend, Sittsamkeit und Häuslichkeit, gemeiniglich aufgeopfert werden, weil nie alles vereinigt ist, und die schönsten Eigenschaften einer Gattin gewöhnlich da am seltensten sind, wo man die größten Reichthümer findet. Damit ist aber nicht gesagt, daß man gar nicht auf Vermögen sehen soll, es soll nur nicht der erste und einzige Zweck seyn. Man kann in der Welt mit wenigem vergnügt seyn; aber man kann nicht vergnügt seyn beim Mangel. Aus bloßer Liebe heirathen, ohne alle Mittel, sein nothdürftiges Auskommen zu erwerben, zieht schreckliches Elend nach sich. Die Hoffnung auf gut Glück und bessere Zeiten ist in sehr vielen Fällen täuschend, und gewöhnlich dann am meisten, wenn eine bedrängte Lage uns nöthigt, sie am stärksten zu hoffen. Die Liebe erkaltet sehr bald beim Mangel. Das Herabsinken zur äußersten Armuth verdirbt die Seele, macht muthlos zu Geschäften, und verleitet endlich zur Ergreifung entehrender Mittel. —

Es bleibt immer ein nicht geringes Wagestück, sich so unbedingt der Willkühr eines Mannes zu überlassen, der, so edel und gut er auch seyn mag, es doch nicht immer in dem Grade seyn kann, als er es gern scheinen möchte, und vielleicht auch zu seyn wünscht.

Ein Mann, der auf die Heirath ausgeht, pflegt sich zu putzen, um seine verschönerte Person zu empfehlen. Sollte er es vielleicht nicht eben so machen mit seinem Charakter, auf welchen man, wie er wohl voraus sieht, vorzüglich aufmerksam seyn wird. Und wäre es nicht voreilig, wenn man nun glauben wollte, er wende zu Haus eben die Sorgfalt auf sein Aeußeres und Inneres,

und werde als Gatte eben das unveränderlich seyn, was er als Bewerber und Bräutigam zu seyn sich Mühe gab. Tritt von Seiten des Mädchens die Liebe ins Spiel, so ist die Täuschung vollkommen, und doch ihre Auflösung in der Ehe unvermeidlich: denn nur allzugewisser wacht die eingewiegte Vernunft, wenn die Liebe nach dem ersten großen Rausche entschlummert, und sieht gerade das zuerst, was jene vielleicht nie würde gesehen haben, weil sie es so lange übersah. Die Liebe ist eine Bezauberung der Sinne, die besonders das Auge trifft, weil in ihm jede sichtbare Schönheit sich spiegelt. Und was dem Auge entzogen wird, ergänzt die Phantasie in einem mit den sichtbaren Theilen harmonirenden Verhältniß, und so entsteht ein Ideal von Vollkommenheit, das, wahr oder eingebildet, alle übrige Sinne electrisirt, alle schlafende Triebe aufregt, und das ganze System wohl oder übel geordneter Wünsche in einen Brennpunkt sammelt, um sie in einem Einzigen zusammenzuschmelzen. Dieser Zustand ist eine Krankheit, deren Keim in der Natur aller lebendigen Wesen liegt, die jeder gewiß einmal bekommt, mancher auch zehen und mehrmal, die um so wenig tödtlich wird, je schneller und heftiger sie anhebt. Sie hat ihre mannigfaltigen, aber unverkennbaren Symptome; ihren Ausbruch verhindern, vermag keine Kunst; und sie heilen, wenn sie da ist, vermögen nur allein Vernunft und Zeit. Aber gefährlich bleibt immer diese Periode; denn Tausende von Jünglingen und Mädchen wurden in derselben die unglücklichen Opfer eines zu raschen Schritts.

Ein gewisses, auf Selbstprüfung gegründetes Mißtrauen kann hier nicht genug empfohlen werden; Mißtrauen kann nie so schrecklich werden, als die entgegengesetzte Zuversichtlichkeit, vorzüglich in diesem Punkte, leider! nur allzuhäufig es geworden ist.

Aber wann ist man wohl weniger geschickt, ruhige Prüfung, ernstliche Untersuchung anzustellen, wenn Phantasie und Sinnlichkeit, Kopf und Herz mit romanhaften Ideen und feurigen Gefühlen angefüllt sind! Und wo bedürfen wir wohl mehr den Rath vernünftiger und erfahrner Eltern und Freunde, als da, wenn unsere Ver-

nunft mit der Zauberbinde der Sinnlichkeit gefesselt ist? Unerlaubt und grausam ist es für Eltern, ihr Kind zu zwingen, sich mit einer Person zu verbinden, gegen die es einen entschiedenen Widerwillen empfindet; es ist grausam, ein weibliches Geschöpf dazu zu verdammen, die schönsten Tage seines Lebens in zerstörendem Gram zu vertrauern; aber es ist auch Pflicht, ein Mädchen zurückzuhalten, das im Wonnegefühl seiner Liebe nur paradiesische Freuden ahnet, dem das magische Spiel der Phantasie nur entzückende Bilder vormalt. —

Zeit und Vernunft, Verzögerung seiner Entschließung; Prüfung ohne Vorurtheile und Leidenschaft, dies ist in solchen Fällen das beste Mittel, seine Wahl mit wahrer Freiheit, das ist, mit Vernunft zu bestimmen; denn wer wollte die Handlung frei nennen, die ich im Rausche der Sinnlichkeit vollziehe? Und wenn man nun beurtheilt, geprüft, überlegt und sich hingegeben hat, dann Bund auf ewig! Vertrauen, Liebe bis in den Tod; weder dem Gedanken Raum: „ich hätte wohl besser thun können;" noch der Lästerzunge Gehör, die die reine Liebe in dem Herzen zu dem Einzigen zu vergiften wagt. —

So grausam oft die Liebe Verbindungen rächt, die ohne sie geknüpft wurden, so gibt es doch auch Beispiele, daß Verbindungen, die ohne ihre Dazwischenkunft geschlossen worden, noch nachmals alle Segnungen derselben genossen haben. Und was noch mehr ist, es gibt Menschen, die in der Ehe sehr zufrieden leben, ohne sich eigentlich zu lieben; ja, ich glaube, daß die Anzahl unglücklicher Ehen bei weitem größer seyn würde, wenn Liebe ein durchaus nothwendiges Erforderniß zu einer glücklichen Ehe wäre. Aber des Gefühls der Liebe empfänglich muß der Mann seyn; er muß, wenn er auch für das weibliche Geschöpf, mit dem er sich zur Ehe verband, keine Liebe empfindet, doch für das Geschlecht überhaupt Liebe fühlen, und von diesem Gefühle Delikatesse und weise Schonung im Umgange mit seiner Gattin entlehnen. Und eben so muß das Weib, wenn es auch den Gatten nicht eigentlich liebt, den das Schicksal ihr zuführt, doch für Liebe empfänglich seyn; muß es seine Schwäche fühlen, und durch dieses Gefühl zu

der Ueberzeugung gebracht werden, daß es eines Schützers und Vertheidigers bedarf — und wenn diese Ueberzeugung, die wohl nur selten bei dem Weibe fehlt, erst einmal da ist, so wird es sich gewiß an der Seite eines vernünftigen Gatten, wenn sie ihn auch gerade nicht eigentlich liebt, sehr glücklich fühlen können. Diese Empfänglichkeit für Liebe, dieses Gefühl für das Geschlecht wird sich immer in die innigste Freundschaft, oft vielleicht auch in wirkliche Liebe verwandeln, und unter dieser Einschränkung könnte es wahr seyn, „daß die Liebe schon mit der Zeit kommen werde," womit man gewöhnlich die Konvenienzien entschuldigen und rechtfertigen hört. Aber ehe die ganze Empfindungsweise des Menschen von dem tobenden Meere unruhiger Begierden und Wünsche in den sanften Strom des Lebens glücklich hinabgeleitet; welchen gefährlichen Prüfungen setzt eine solche Verbindung ohne Liebe nicht aus! Wie, wenn Leidenschaft den jungen Gatten oder die Gattin zu einem andern Gegenstand mächtig ergreift, welche unabsehbare Zerrüttung alles häuslichen Glücks! — Wenn der Kluge ein Wagestück unternimmt, wird er gewiß auf Umstände sehen, die die wenigste Gefahr befürchten lassen.

Das Mädchen, welches seine Liebe einem jungen Manne versichert hat, tritt in ein Verhältniß, das auf den Umgang mit andern Männern einen großen Einfluß haben muß!

Das verlobte Mädchen soll sich nicht gerade für den Erwählten so hingeben, daß jede Theilnahme für andere durch die Zuneigung für diesen verschlungen werde; solche Liebende sind wenigstens für alle Freuden und Reize der gesellschaftlichen Unterhaltung verloren. Unerschütterliche Standhaftigkeit in der Liebe für einen Einzigen kann sehr gut mit der frohen Laune bestehen, die überall den gesellschaftlichen Umgang verschönert, und auch dabei bleibt uns immer Gelegenheit übrig, öffentlich zu zeigen, daß der wahre Freund unsers Herzens uns über alles lieb sey. Aber den Spott eines jeden edlen Mannes wird sich das Mädchen zuziehen, wenn sie aus buhlerischer Politik oder aus Furchtsamkeit den Verlobten gleichgültig behandelt, um diejenigen nicht zu entfernen, die

seiner Eitelkeit süßen Weihrauch streuen. — Ueberhaupt führt die übertriebene Sucht, zu gefallen, ein Mädchen gewöhnlich zu dem Schicksal, verachtet zu werden. Sie will mit ängstlichen Blicken alles, was männlich ist, an sich ziehen, von allen gehuldigt seyn, um sich einst, wenn die Zeit seine Reize zerstört hat, von allen — verspottet zu sehen. Die Menschen bezahlen ungerne einen Tribut, den man ihnen abzwingen will. Sie wenden gern ihre Blicke von den Vorzügen weg, wofür Lob verlangt wird, und suchen emsig nach Fehlern, die diese Vorzüge etwa verdunkeln könnten, damit sie nichts zu bezahlen brauchen. Weit weniger haben wir von dem öffentlichen Urtheil zu fürchten, wenn wir mit dem Gefühle unserer Schwäche auftreten und es der Diskretion anderer überlassen, unsern Vorzügen Gerechtigkeit zu beweisen.

Gesetzt, ein Mädchen brächte aus einer Gesellschaft das Bewußtseyn mit, durch seine Vorzüge, durch seinen Reiz und Witz ein halb Dutzend Anbeter angelockt zu haben, die alle gern in seinen Reizen schwelgen möchten, ohne jedoch den hohen Preis dafür zu bezahlen, und es müßte sich nun in der Stille sagen: Ach! der edle Mann, der mir sein ganzes Leben geweihet hat, blickte heute mit Vorwürfen zu mir her; sicher wird er mich nun verachten, weil ich ihn so gleichgültig behandelte! Was hätte eine Solche bei ihren Eroberungen wohl gewonnen? Nichts — aber gewiß sehr viel verloren; sie hätte recht viele Lüsterne zu den Blüthen ihrer Jugend gelockt, aber auch vielleicht auf immer den Einzigen entfernt, der sein Freund auch dann noch gewesen wäre, wenn die Blüthen seiner Jugend schon lange verwelkt sind.

Es scheint manchem Mädchen hart, eine Verbindung einzugehen, wobei der freie Wille und die sanfteren Gefühle durch Gesetze der Religion und durch die Stimme des Publikums zu einem einzigen Gegenstand hingezwungen werden. Die Vergleichung des ungebundenen Willens und die ungezwungene Richtung der Neigungen, die das Eigenthum des Mädchenstandes sind, mit den Pflichten, die ein Mädchen sich auflegt, wenn es zum Manne sagt: Ich will auf ewig die Deinige seyn! lassen oft ein trauriges Gefühl in einem weiblichen Herzen

zurück, das nur das hängt an dem, was es dadurch verliert und nicht betrachtet das, was es dabei zu gewinnen hat.

Es ist allerdings für ein Mädchen ein ganz angenehmer Gedanke, im Besitz der Freiheit zu seyn, die es erlaubt, Wohlwollen und Liebe für diejenigen auf eine unverholne Art zu äußern, die ihm am meisten gefallen, ohne durch die Furcht zurückgehalten zu werden, einen Mann zu beleidigen, der einen ausschließenden Anspruch auf solche Aeußerungen hat; — aber ist es nicht weit angenehmer, liegt nicht eine Fülle von tiefer, unaussprechlicher Ruhe und Seligkeit darin, wenn es zu sich sagen darf: Ich habe einen Auserwählten, der mir sein ganzes Leben weihet, der mich liebreich belehret, wenn ich fehle, der mich tröstet, wenn ich traurig bin, der mich nicht verläßt, wenn Krankheiten und die Last der Jahre meine Reize zerstört haben, der in jeder Scene des Lebens mein Schutzgott ist, und bei meinem Tode beweist, daß ich ihm über alles lieb war.

Für einen solchen Gewinn ist es doch der Mühe werth, die phantastischen Mädchenwünsche, die von einem Gegenstande zum andern flattern, auf den einzig und allein fest zu heften, der sich so freiwillig zu einem Opfer erbietet, das die Schmeicheleien einer ganzen Welt nicht aufwiegen.

Und das Mädchen, das noch in voller Unschuld, schön, blühend wie eine Rose, an der der lüsterne Hauch eines vorübergehenden Schwelgers noch nichts vergiftete, das von seinen Gefühlen noch keins für einen niedrigen Preis hingeopfert hat; — mit welchem Gefühl seines eigenen Werths, mit welchem edlen Stolz kann es nicht sich dem Einzigen hingeben und den Preis seines ganzen Lebens dafür fordern! Schiller läßt einen seiner weiblichen Charaktere in dem Don Karlos dieses hohe Gefühl unübertrefflich ausdrücken:

— — — bis jetzt
War es mein Stolz, der meine Tugend schützte.
— — — Liebe ist
Das Einzige auf diesem Erdenrund,
Was keinen Käufer leidet, als sich selbst.

Die Liebe ist der Liebe Preis. Sie ist
Der unschätzbare Diamant, den ich
Verschenken, oder ewig ungenossen
Verscharren muß — — —
Man nenn' es Grille, Eitelkeit. Gleichviel.
Ich theile meine Freuden nicht. Dem Manne,
Dem Einzigen, den ich mir auserlesen,
Gab ich für Alles, Alles hin. Ich schenke
Nur einmal, aber ewig. Einen nur
Wird meine Liebe glücklich machen. — Einen —
Doch diesen Einzigen zum Gott. Der Seelen
Entzückender Zusammenklang — ein Kuß —
Der Schäferstunde schwelgerische Freuden,
Der Schönheit hohe himmlische Magie
Sind eines Strahles schwesterliche Farben,
Sind einer Blume Blätter nur. Ich sollte,
Ich Rasende, ein abgerißnes Blatt
Aus dieser Blume schönem Kelch verschenken?
Ich selbst des Weibes hohe Majestät,
Der Gottheit großes Meisterwerk verstümmeln,
Den Abend eines Prassers zu versüßen?

Aber selbst bei aller klugen Vorsicht in der Wahl eines Gatten, bei den schönsten Aussichten in den Tempel des Hymens, — nicht allein bei Personen, die an Kopf und Herz verwahrloset sind, sondern auch bei Personen von ausgezeichneter Bildung, denen man Einsicht und Kenntnisse eben so wenig als Erfahrung absprechen kann, die sich in ihre anderweitigen Verhältnisse recht gut zu finden und in den meisten Fällen recht wohl zu benehmen wissen, gleichwohl in dem Verhältnisse, worin sie als Gatte stehen, so wenig Glück genießen, bei allen diesen günstigen Umständen,

Woher die tägliche Erfahrung so vieler unzufriedenen Ehen?

Mit dem Glücke der Ehe verhält es sich wohl überhaupt, wie mit so manchem andern Glücke des Lebens: es erhält seinen ganzen Werth oder Unwerth von dem Gebrauche, den die Menschen davon zu machen pflegen. Es gibt Menschen, die sich in keiner Lage wohl befinden, man mag sie versetzen, wohin man will. Es gibt aber auch andere, die sich in Zeit und Umständen so wohl zu schicken wissen, daß ihnen alle Dinge zum besten dienen müssen. Diese letztern, welche die große Kunst verstehen,

sich, wie Horaz sagt, nicht den Zufällen, sondern die Zufälle sich zu unterwerfen, sind die Wenigen unter allen, denen man es zutrauen darf, daß sie auch in der Ehe sich ein glückliches Leben bereiten werden. Wenn andere sich hingegen in ihren Erwartungen von den Freuden ehelicher Verbindung eben so, wie in vielen andern Erwartungen getäuscht finden, so ist davon weniger die Ursache in den zufälligen Umständen zu suchen, welche sie auf die bestimmte Wahl ihres Ehegatten geleitet haben, als vielmehr in ihrem eigentlichen Charakter, in ihrer eigenthümlichen Denk- und Handlungsart.

Das Herz des Menschen ist die ursprüngliche Quelle aller seiner Freuden und Leiden; und in der Art, wie wir die Eindrücke von den äußern Gegenständen aufnehmen, wie wir uns bei allen Vorfällen des Lebens betragen, liegt der Grund von unserer Zufriedenheit oder Unzufriedenheit.

Was überhaupt häusliches Glück zerstört, das wird auch insbesondere das eheliche vernichten; als

Allgemeine Quellen häuslicher Unruhe und Unzufriedenheit,

als große Hindernisse der freien Geistesmittheilung und der dadurch zu bewirkenden wechselseitigen Aufklärung und Veredlung, sind vorzüglich jene eigensinnige Empfindlichkeit, Rechthaberei und jener Jähzorn anzusehen.

Eine traurige Erfahrung lehrt, daß manche Menschen alle Widersprüche in ihren eigenen Gesinnungen, Handlungen und Sitten eher zu übersehen und zu vertragen vermögen, als die, welche sie von andern erfahren. Der Streit in ihrem Innern läßt sie ganz ruhig, ja er bleibt ihnen selbst meistentheils verborgen, während der geringste Angriff von außen ihr ganzes Wesen in Flammen setzt. Wäre es die gute Sache der Wahrheit und Sittlichkeit, deren Vertheidigung ihnen am Herzen läge, so möchte man auch eine voreilige Wärme und einen unbehutsamen Eifer für ihre Ueberzeugungen nicht nur verzeihlich, sondern sogar achtungs- und liebenswürdig finden. Allein gewöhnlich sind es Kleinigkeiten,

über die sich der Empfindliche und Eigensinnige mit dem andern entzweit, und der Widerspruch beleidigt ihn nicht, weil ihm die Wahrheit, sondern weil seine Behauptung, die er jetzt durchzusetzen eben Antrieb und Lust fühlt, darunter zu leiden scheint; und in kurzem fällt es ihm vielleicht selbst ein, das Gegentheil mit allen Machtsprüchen gegen Jeden zu vertheidigen, der nur einige Zweifel blicken läßt.

Fragte man einen solchen Menschen nach dem Grund seiner Behauptung, so würde er theils alle Angabe oder Untersuchung der Gründe als eitles philosophisches Räsonnement verspotten, theils sich auf seine Einsicht und Thatsachen der Erfahrung berufen, sollte es auch blos die Thatsache seyn, daß Er sich die Sache so vorstelle, oder wenigstens, daß Er sie behaupte.

Eine solche eigensinnige Empfindlichkeit gegen Widerspruch kann so sehr überhand nehmen, daß man ihren Ausbrüchen auch bei dem arglosesten Herzen und dem unbefangensten Sinne nie völlig zu entgehen vermag. Oft legt sogar der rechthaberische Mensch durch verwirrte Begriffe und von Eigenliebe genährten Argwohn in die Aeußerungen des Andern erst das Abweichende hinein, über welches sich früher oder später merklicher oder unmerklicher seine Galle ergießt; er mißdeutet aus einer ihm fast unvermeidlich gewordenen und von ihm selbst nicht bemerkten Streitsucht wohl sogar diejenige Urtheile, deren Uebereinstimmung mit den Seinigen ihm unmöglich verborgen bleiben konnte, wenn er ihnen tiefer auf den Grund ginge, nicht so mißtrauisch wäre, und nur erst mit sich selbst aufrichtiger verführe.

Der ächte Wahrheitsfreund weiß, daß Einseitigkeit zum Irrthum führt, daß hingegen eine vielseitige Betrachtung der Gegenstände uns der Wahrheit näher bringt. Mißtrauisch in seine eigene Einsichten, wagt er Behauptungen, fern von Machtsprüchen, mit Bescheidenheit, und vernimmt gern die Einwendungen und Gegenbemerkungen Andrer, die mit ihm einem Ziele nachgehen. Je mehr sein ganzes Betragen uneigennützige und anmaßungslose Wahrheitsliebe verräth, je weniger Eigenliebe und kleinliche Rechthaberei ihn zu unbesonne-

ner Hitze und Erbitterung hinreißen, um so weniger kann er auch muthwillige Angriffe zu befürchten haben, um so mehr wird man selbst seine Privatmeinungen mit eben der Schonung und Nachgiebigkeit aufnehmen, die er fremden Ueberzeugungen widerfahren läßt. Allein je reizbarer sein eigenliebiges Herz für jeden auch blos scheinbaren Widerspruch ist, je weniger er die geringste Abweichung von seinen Urtheilen ohne Aergerniß und Unwillen zu ertragen weiß, um so mehr setzt er sich bei denen, welche alle eitle Ansprüche auf Unfehlbarkeit eben so sehr hassen, als sie die Denkfreiheit lieben, einer unnachsichtlichen Beurtheilung und vorsätzlichen Einwürfen aus.

Wie unleidlich für die Gesellschaft ein Mensch werden muß, der überall in den schuldlosesten, unbefangensten und naivesten Aeußerungen irgend eine boshafte Bestreitung und Mißbilligung seiner Urtheile, Gesinnungen und Handlungen, und eben darin Beleidigung seiner selbst zu finden meint, kann man sich leicht denken, sollte man auch nicht selbst die traurige Erfahrung davon gemacht haben.

Ein solcher mißtrauischer Eigensinn, eine solche mürrische Empfindlichkeit und übellaunige Rechthaberei verscheuchen alle Offenheit im Gespräch und im Umgang überhaupt; glücklich genug, wenn sie nicht Heuchelei und kriechende Schmeichelei erzeugen! Ihre Forderungen scheinen allerdings auf einen blinden Glauben, und ein sclavisches Nachbeten auf ein bequemes und behagliches Bejahen hinzugehen, und würden, wenn sie nicht so sehr die Vernunft empörten, noch von weit mehr Ruhe liebenden Menschen, als gewöhnlich geschieht, äußerlich erfüllt werden; aber da sie tief die Würde freier Wesen erniedrigen, so vermögen nur wenige, bei aller Liebe zum Frieden, den nach Wahrheit strebenden Trieb zur freien Geistesmittheilung in seinen Aeußerungen zurückzuhalten.

Der Empfindliche und Streitsüchtige zerrüttet oft die schönste Zufriedenheit seiner Familie, ja er verhindert die Entwickelung und Bildung der Talente des Umgangs und der geselligen Unterhaltung, welche durch zwanglose und offne Mittheilung und Darlegung der Gesinnungen, Urtheile und Handlungen allein möglich

sind, durch erzwungene oder veranlaßte Zurückhaltung, Verschlossenheit und Verstellung aber verhindert und oft völlig rückgängig gemacht werden.

Wahrscheinlich schreibt sich nicht selten aus einer solchen argwöhnischen Härte Empfindlichkeit, Rechthaberei und eigenliebige Streitsucht, der auffallende Mangel an offenen, liebenswürdigen, geraden, mittheilenden Seelen her, deren Spuren nur hier und da sichtbar werden. Oft entfaltet sich erst nach vielen Jahren in glücklicheren Verhältnissen ein gefühlvolles, freiheitliebendes, nach Wahrheit und Tugend strebendes Herz, das lange unter dem Druck kleinlicher und eingeschränkter oder herrschsüchtiger Sclavenseelen hatte schmachten müssen.

Jener egoistische Sinn entspringe aber aus Geistesschwäche oder aus einem unlautern Willen, immer wirkt er durch seine niederschlagende und furchtbare Härte, die oft in Jähzorn ausbricht, und in eine anhaltende Erbitterung übergeht, als ein starkes Hinderniß gegenseitiger Belehrung, Aufklärung und Veredlung.

Der Gallsüchtige, der Empfindliche beraubt sich aller der Vortheile, welche er wenigstens zufällig und mittelbar aus der freieren Geistesmittheilung andrer schöpfen könnte. Sollte sein Blick wirklich alles so ganz von allen Seiten umfassen und bis ins Innerste dringen, sollten seine Ueberzeugungen wirklich so ganz unbezweifelt gewiß, seine Urtheile so unumstößlich, seine Gesinnungen so unverwerflich und rein, seine Handlungen so völlig untadelhaft seyn, daß er über jedes fremde Urtheil wirklich erhoben, daß jeder Zweifel an seiner Unfehlbarkeit oder auch nur eine geringe und vielleicht blos anscheinende Abweichung von seinen Aussprüchen und Forderungen, daß jeder fremde, selbst der anmaßungsloseste Versuch einer noch schärfern und ausgebreiterern Betrachtung und tiefern Untersuchung des wahren für eine unverzeihliche Beleidigung seiner Person gehalten werden müßte? Sollte ihm nicht die Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte, sollte ihm nicht jedes Alter, selbst das kindliche nicht ausgenommen, etwas in irgend einer Rücksicht Lehrreiches darbieten? Aber er müßte die Wahrheit mehr lieben, als sich selbst mit allen seinen Vorurthei-

len, wenn er für solche Belehrungen einige Empfänglichkeit haben sollte. —

Die freie wechselseitige Mittheilung unserer Gedanken und Gefühle bringt unsere Ueberzeugungen, Neigungen, Gesinnungen und Grundsätze immer mehr an den Tag. Mit allen unsern Schwächen wird zugleich manches Gute offenbar; wir geben und empfangen wechselseitig Gelegenheit, unsere Einsichten und Ueberzeugungen zu erweitern und zu berichtigen, unsern Willen zu läutern, unsern Muth zu stärken, und unsern Eigendünkel niederzuschlagen. Durch freien Umtausch unserer Gefühle erhalten Geist und Herz immer mehr Ausbildung, Belebung und Erweiterung.

Mag indessen auch der unverträgsame und rechthaberische Mensch, der alle Abweichung von seinen Ansprüchen und Meinungen haßt und verfolgt, zur Kultur und Veredelung derer, die mit ihm umzugehen genöthigt sind, beitragen, indem seine Härte bei Andern Mäßigung der Ansprüche, ernsthaftes Ringen nach dem Beifall eigener Vernunft und Werthschätzung der Unabhängigkeit von fremden Urtheilen und einer darauf beruhenden moralischen Selbstständigkeit und Selbstzufriedenheit befördert; so ist dies alles doch nicht sein Verdienst: Er wollte diese Veredlung nicht, zu welcher die Vorsehung auch die schlimmsten Handlungen hinleitet: und hätte er sie auch gewollt und frei beabsichtiget, so wären seine Mittel dazu doch ungerecht gewesen.

Und können wir gleich unserm Mißmuth, unsrer mißtrauischen, argwöhnischen, grämischen Gemüthsstimmung, unsrer eigensinnigen Reizbarkeit nicht zuvorkommen; so haben wir doch Vernunft und Freiheit, diese hassenswürdigen Ausfälle dieser Menschenfeindinnen, diese Störerinnen öffentlicher und häuslicher Glückseligkeit und Aufklärung selbst zurückzuhalten. Durch einen ernstlichen Vorsatz muß es uns doch gelingen, die Ausbrüche unserer selbstsüchtigen Empfindlichkeit, unserer wahrheitsscheuen Rechthaberei abzuweisen und sie niederzuschlagen. Nur der nähert sich dem Ideale eines wahren Menschenfreundes, der sich gleichsam über sich selbst zu erheben vermag, der geneigt ist, seine eigene Thorheiten und

Schwachheiten anzuerkennen und frei zu gestehen, der alle seine zufälligen Vorzüge, wo es darauf ankömmt, und wo er eben nur dadurch einen unabhängigen Werth behaupten kann, zu vergessen, und seine eigene Neigung zu gewissen Ansprüchen zu verlachen.

Je mehr und unerbittlicher wir uns selbst richten, um so weniger werden wir Grund finden, mit den äußern Umständen und mit andern unzufrieden zu seyn, immer wird es uns noch besser gehen, als wir verdienen; immer werden wir neue Gelegenheit finden, einen fremden Vorzug anzuerkennen, um unsere eigenen Fehler zu verbessern.

Je mißtrauischer wir gegen uns selbst verfahren, sobald sich der Hang in uns regt, uns geltend zu machen, ein desto unerwarteteres Geschenk wird uns fremdes Zutrauen seyn, und desto weniger wird uns auch das Mißtrauen befremden, das andre in unsere Kräfte setzen.

Wenn jene Auswüchse des menschlichen Charakters schon in den weiteren Verhältnissen des bürgerlichen Lebens jede gesellige Freude vergiften, wie groß werden nicht ihre Verwüstungen seyn in der engsten aller Verbindungen, in der Ehe? Wenn in den Herzen zweier Wesen, die nur durch das innigste Wohlwollen, durch das gegenseitige Auffassen der geheimsten Empfindungen, Wünsche und Gedanken, ununterbrochen streben, ihre Kräfte zu veredeln, die sich zu einem harmonischen Ganzen umschlingen, um desto tiefer zu empfinden, mit desto größerer Energie zu wirken; — wenn in solchen Herzen Kälte, Mißtrauen, Argwohn, Eigensinn und Selbstsucht alle jene offene, freie Mittheilung zurückgeschreckt, das erzeugt Scenen im ehelichen Leben, an deren Darstellung selbst die Kunst des Höllen-Breughel *) verzweifeln würde. —

Unter den besondern

Ursachen der ehelichen Unzufriedenheit

liegt unstreitig eine der gemeinsten darin, daß der Eifer, gegenseitige Zärtlichkeit zu erhalten, von

*) Ein niederländischer Maler, der von seinem berühmten Gemälde, die Hölle, so genannt wird.

dem Augenblick allmählig erkaltet, als der Priester den Segen gesprochen hat.

Man stellt sich vor, mit der priesterlichen Einsegnung in gewisse Rechte eingetreten zu seyn, die uns von nun an keine menschliche Macht mehr streitig machen könne. Alle Aeußerungen liebevoller Empfindungen, mit denen sich der Liebhaber Gegenliebe zu erwerben strebte, scheinen dem Ehegatten von dem Monate an entbehrlich zu seyn, wo er die Zärtlichkeit des Geliebten als einen gerechten Tribut betrachtet, der ihm auf immer entrichtet werden müsse.

Man vergißt, daß die Liebe ein freiwilliges Geschenk ist, welches man sich durch keine Versprechungen und Gelobungen, so feierlich sie auch seyn mögen, sichern kann; man weiß es nicht, oder achtet es nicht, darauf bedacht zu seyn, in dem Herzen des Liebenden alle die Empfindungen zu nähren und zu beleben, welche eine fortdauernde Liebe zur nothwendigen Folge haben müssen.

Hieraus läßt sich die Kälte erklären, welche zuweilen bald nach den ersten Tagen und Wochen der ehelichen Verbindungen zwischen Personen eintritt, die sich als Liebhaber mit tausend Zärtlichkeiten überhäuften. Hieraus läßt es sich erklären, wie es möglich sey, daß Menschen, die sich als Gatten vollkommen glücklich machen könnten, zuweilen andere Verbindungen eingehen, deren Süßigkeiten sie sich nicht selten mit der gänzlichen Aufopferung ihrer Ruhe, ihrer Gesundheit und Ehre erkaufen. Allerdings haben freiwillige Geschenke in unsern Augen immer einen unendlich größern Werth, als alle erzwungene Gaben, die wir aus den Begriffen von Pflicht und Schuldigkeit ableiten; und eine einzige Liebkosung, die wir dem Andern weder durch moralische noch politische Zwangsmittel abgedrungen haben, muß für uns süßer seyn, als alle mechanische Zärtlichkeiten, wodurch wir den andern in dem Wahne zu erhalten suchen, daß er sich im wirklichen Besitz unserer ausschließenden Liebe befinde.

Eine andere jener unglücklichen Veranlassungen, warum Zärtlichkeit in der Ehe sich nicht in gleicher Stärke erhält, beruht in den überspannten Begriffen

von der ehelichen Glückseligkeit, womit so viele Mädchen und Jünglinge ihre Einbildungskraft erhitzt haben, und an welchen sie sich nachmals betrogen finden. Viele kennen die wahre Zärtlichkeit gar nicht, sondern suchen sie in einem schwärmerischen Zustande, der doch seiner Natur nach unmöglich dauern kann. Vor der Verbindung schwebt man in einer idealischen Welt, hofft ein arkadisches Schäferleben, einen ewig heitern Himmel, seligen Genuß in Blicken, Worten und Umarmung. Aber schon die Flitterwochen lösen die Zauberbinde, man sieht seinen Irrthum, und schämt sich des Selbstgeständnisses, geträumt zu haben. Geheimer Unwille erwacht in der Seele und geht bald in undankbare Kälte über.

Begriffen nur diese Thoren, daß fortdauernder höchster Genuß kein Genuß mehr ist, noch bleiben kann, so würden sie ihre Erwartungen gewiß nicht so hoch gespannt haben.

Eben so wie jene von den Hoffnungen einer arkadischen Liebe täuschen lassen, so werden es andere von denen einer blos sinnlichen. Dieser dritte, nicht minder wichtige Grund, warum in der Ehe so Wenige das gehoffte Glück finden, welches der uneingeschränkte Genuß der Liebe zu versprechen scheint, liegt in der Hastigkeit, mit der so viele gleich von dem Zeitpunkt ihrer nähern Verknüpfung an von der feinen Zärtlichkeit des Liebhabers bis zu den dringendsten Anforderungen des Ehegatten auf einmal übergehen, und alle Stufen überspringen, welche von den bescheidenen Aeußerungen einer aufkeimenden Zuneigung bis zur innigsten Vertraulichkeit führen. Der Abstich ist allzu lebhaft, welchen die anmuthsvolle Schüchternheit der Frühlingstage unserer Liebe mit der dreisten Anmaßlichkeit des Ehegatten zu machen pflegt; die Geschichte der Ehen weiß so wenig von der allmähligen Annäherung zweier zärtlich liebenden Wesen gegen einander, wie sie die Natur unserer Empfindung verlangt, daß wir uns gar nicht wundern dürfen, wenn Personen sich in das neue Verhältniß nicht finden können, in welchem ein bürgerlicher Machtspruch aller Bedenklichkeit ein Ende macht, und Privilegien ertheilt, durch die sich der bescheidnere Theil auf allen

Seiten beeinträchtigt fühlt. Dieses unangenehme Gefühl von Freiheitsbeschränkung, dieses willenlose Hingeben, wozu sich der bisher frei Liebende, als Ehegatte durch Verträge gefesselt, verstehen muß, läßt in dem Herzen des feiner Empfindenden Spuren von einem Mißvergnügen, welches um so gefährlicher wirkt, je mehr man es geheim zu halten pflegt.

Und dieses geheime Mißvergnügen vermischt sich sehr bald mit dem Gefühle von Verlust aller Freuden und Süßigkeiten, die nur eine Liebe geben kann, welche man vorhin mit Sorgfalt zu nuanciren versuchte, und bei welcher jeder neue Grad von Vertraulichkeit eine natürliche Folge vorhergegangener Zärtlichkeit war, — nicht aber eine Folge des Bewußtseyns, daß es dem Gegenstande unserer Liebe nicht mehr frei stehe, den Freiheiten, die wir uns nehmen werden, Gränzen zu setzen.

Dieses Uebel zu vergrößern, dazu trägt nicht wenig die zwecklose Bildung der Frauenzimmer bei. Alles, was auch in unsern Tagen Eltern und Lehrer bei einem Mädchen thun, das sie einst der Welt mit der Empfehlung darstellen wollen: eine große Erziehung genossen zu haben, hat so wenig Beziehung auf die eigenthümliche Bildung des weiblichen Herzens, so wenig Einfluß auf die Entwickelung und Leitung der feinern und sanftern weiblichen Empfindungen, daß man zwischen schüchternen, an Kopf und Herz verwahrloseten Mädchen, und zwischen anmaßlichen Virtuosinnen ihres Geschlechts, die mit einer stolzen Kennermiene alle Menschen zur Bewunderung ihrer Talente einladen, fast gar kein Mittelwesen finden kann.

Was helfen alle wissenschaftlichen Kenntnisse, was hilft uns der vollständigste Unterricht in der Natur und Kunst, wenn wir ihn nicht dazu nutzen lernen, wie wir dadurch uns und andern das Leben versüßen wollen? Wer in den Fall kommt, sich einen Lebensgefährten zu wählen, den er durch Liebe beglücken soll, der sollte doch wohl vor allen andern Künsten in der Kunst zu lieben, in der schweren Wissenschaft, menschliche Herzen zu gewinnen, und nicht blos für einen Tag, für eine Stunde, sondern für immer an sich zu fesseln, mehr als die Anfangsgründe wissen.

Dem Weibe kann diese nothwendige Kenntniß Niemand leichter und vollständiger mittheilen, als das Weib. Wo sind aber die Mütter, wo sind die Lehrmeisterinnen, welche ihren weiblichen Zöglingen einen solchen Unterricht ertheilen? Mit welcher Behutsamkeit weicht man allen Gelegenheiten aus, wo man zu dem künftigen Weibe über den wichtigen und ernsthaften Gegenstand der ehelichen Verhältnisse ein Wort im Vertrauen sprechen könnte! Und in Gesellschaften — da dienen Gespräche über die Verhältnisse des Geschlechts nur zum Spiel eines üppigen, frivolen Witzes! Und hierdurch werden gerade die Funken geweckt, welche die Einbildungskraft entflammen und zu dem gefährlichen Leichtsinn führen. Wie viel Jünglinge mögen daher wohl wissen, was ein Weib ist, und wie viel Mädchen, was ein Mann ist! — Nützlicher ists auch freilich, daß man dem Mädchen schon am Morgen des Lebens die Manieren der Koketterie beibringe, um Männer zu bestricken, und den Jüngling die große Kunst der Geschmeidigkeit lehrt, um ein Amt zu erschleichen; wenn sie sich nur in der Welt fortzuhelfen wissen — sagen die Eltern; das häusliche Leben, das ist Kleinigkeit, darin wird sich jeder schon schicken lernen. Und durch dieses unzeitige Versagen aller vernünftigen Belehrungen nöthigt man die unerfahrenen Mädchen, ihre Zuflucht zu üppigen Romanen, oder zu unverständigen Gespielinnen, oder gar zu Ammen und Wärterinnen zu nehmen, wenn sie ihre Unwissenheit nur einigermaßen bedecken wollen.

Das Weib hat doch unstreitig die untrüglichsten Mittel in Händen, durch den weisen und vorsichtigen Gebrauch von Zärtlichkeit, wo ihr gerade die Natur die herrlichsten Anlagen verliehen hat, sich die Liebe des Mannes auf immer zu sichern. Das Weib hat Mittel in den Händen, durch ihr süßes Zuvorkommen sowohl, als durch ihre bezaubernden Weigerungen das Leben ihres Mannes mit einer Anmuth zu würzen, die ihn mit den zärtlichsten Banden einer immerwährenden Dankbarkeit unauflöslich an ihre Liebe knüpft.

Wer lehrt aber dem Weibe, wie sie ihrem Gatten den Genuß der Liebe erhöhen, versüßen, verlängern und ver-

vielfältigen soll? Wer lehrt ihr, mit welcher feinen Schonung sie ihrem Manne jedes bittre Gefühl von Zudringlichkeit ersparen soll, ohne ihm jemals mit ihrer Liebe lästig zu werden, oder die Süßigkeit seiner Empfindungen durch unzeitige Veranlassungen in Gleichgültigkeit zu verwandeln?

Leidend verhält sich das Weib, geschehen läßt sie's, daß der Mann über ihre Neigungen und Wünsche nach seinem Gutdünken schalte, ohne ihm weder auf halbem Wege zu begegnen, noch durch ihre Vorsicht ihn vor Ueberdruß zu schützen. Welcher Mann aber wird im Stande seyn, ein Wesen fortdauernd zu lieben, welches für die theuren Geschenke, die nur die innigste Liebe dem Gatten darbieten kann, keine Erkenntlichkeit verrathen will?

Wenn nun der Mann auf seiner Seite eben so wenig Behutsamkeit anwendet, sich vor der gewöhnlichen Uebersättigung zu verwahren — wenn er mit einer Gierigkeit über seine errungene Beute herfällt, die ihm gar keine Zeit zu dem Besinnen verstattet: wie unentbehrlich für einen verlängerten Genuß eine weise Sparsamkeit und Mäßigung sey; so liegt in diesem unklugen Verhalten des Mannes ein neuer Grund, warum das Glück und die Zufriedenheit der Ehe von keiner Dauer und Haltbarkeit seyn kann. Wer das Ziel der Stillung aller seiner Wünsche sich nicht weiter hinaussteckt, als bis auf den Tag, wo er den Anforderungen seiner bisher immer zurückgewiesenen Naturgefühle volle Genugthuung zu geben versprochen hat, — wer in seiner Gattin nichts weiter als das Werkzeug erblickt, durch dessen Gebrauch er sich für seine bisherige Enthaltsamkeit entschädigen will, die bei ihm mehr eine Frucht der Nothwendigkeit, als eine Folge von Betrachtungen war, welche heilige Pflichten wir der Erhaltung unserer Gesundheit und unsrer Kräfte schuldig sind; — wer sich vorstellt, daß jede Befriedigung unsrer oft nur vom Zufalle geweckten Bedürfnisse in einer Verbindung erlaubt sey, die uns entehren würde, wenn wir ihr nicht den bürgerlichen Stempel von Rechtmäßigkeit aufgedrückt hätten, unter dessen Gepräge auch die niedrigsten Empfindungen zollfrei passiren — wer so denkt und handelt, der wird seine

Unbedachtsamkeit frühzeitig genug mit Ersättigung, Ekel und Ueberdruß bezahlen müssen.

Wird er aber fortfahren, seine schwache Seite ohne alle Vorsicht bloszugeben, so wird er es sich auch gefallen lassen müssen, daß man ihn bei dieser schwachen Seite faßt, und ihm eine unsichtbare Kette anlegt, an der man ihn hinleitet, wohin man nur will, und die man zuweilen so enge zusammenschließen wird, daß er kein Glied mehr nach Willkühr bewegen kann. Alles, was der Ehegatte weder durch Bitten noch Gewalt erlangt haben würde, weil es mit unsern bessern Einsichten streitet, das erlangt er gewiß von uns durch Verweigerung der Zärtlichkeiten, von denen er weiß, daß wir ihrer jetzt nicht mehr entbehren können.

Und so wird der Mann, von dessen Anlagen und Kräften wir alles zu erwarten berechtiget waren, der Sclave eines Weibes, welches mit den Fähigkeiten, die ihr die Natur zur Beglückung verliehen hatte, einen schändlichen Wucher treibt, und die Empfindungen, mit denen sie sich und ihrem Gatten das Leben versüßen sollte, durch den zweckwidrigen Gebrauch entheiligt.

Eheliche Liebe also ist desto unedler und unbeständiger, je mehr sie sich von bloßer Sinnlichkeit nährt; sie ist ein Weinrausch, der, wenn er auch über die Grenzen des Genusses hinausreicht, doch immer schwächer und schwächer zurückkehrt und jedesmal einen größern Ueberdruß zurückläßt. Wie wäre es auch anders möglich? Körperliche Schönheit verblüht, Gewohnheit stumpft die schärfsten und feinsten Sinne ab, und wenn Genuß das Ziel aller Wünsche ist, so wird auch Genuß ihr unvermeidlicher Tod. Dieser vertilgt jene, sobald sie so nahe an einander gränzen, daß sie sich erreichen, und ach! dann entstehen aus der Asche der erstorbenen Wünsche neue, und — suchen neue Gegenstände.

Wehe dann dem Weibe, das keine andre Reize hat, als eine verblühende, der nahen Vernichtung entgegenreifende Schönheit, das nur mit den immer mehr nachlassenden, sich endlich ganz auflösenden Fesseln der Sinnlichkeit ihren Gatten umschlang! Nur allzugewiß verliert das Auge seine Allmacht, die zarte weiche Hand ihre

sonst so elektrische Kraft, und der schlanke, symmetrische Wuchs seine Grazie, wenn nicht ein höherer Zauber den entfliehenden dadurch fesselt, daß er die Aufmerksamkeit des Mannes von dieser Scene der Verwüstung auf sich selbst herüber lenkt und seiner Seele einen Genuß verschafft, der mit seinem unveränderlichen Reize ihn immer befriedigt, ohne ihn je in Ueberdruß sinken zu lassen, der alle seine sinnlichen und geistigen Gefühle so glücklich unter einander mischt, daß er diese für jene, und jene für diese ansieht. Beglückt durch eine so unschädliche Täuschung und getäuscht von eignen unentwickelten, aber um so seligern Gefühlen, wird er dann gewiß den Besitz seiner Gattin unter seine unentbehrlichsten Güter zählen.

„Drei volle Jahre war ich Ehemann" — so erzählt dem Pächter Martin sein Vater, — „und noch liebte, küßte und umarmte ich mein Weib so herzlich und so lüstern, wie ein Bräutigam seine Braut; denn meine Marie hatte mich schamhaft erhalten, weil sie es selbst blieb. Ihr möchts glauben oder nicht, aber wahr ists doch: ich sah in den drei Jahren bei meiner Frau nichts mehr, als ich bei meiner züchtigen Braut sehen durfte."

„Nach drei Jahren, gerade an unserm vierten Hochzeittage, trank ich mit meiner Braut ein Gläschen selbstgezogenen Wein, und fühlte es ganz, daß ich ein glücklicher Mann und meine Frau ein Goldschatz sey. Ein Goldschatz? Possen! Der große Mogul hätte mir können all sein Geld und all seine Herrlichkeit für meine Frau bieten, ich hätte ihn ausgelacht. So wahr ich das Leben habe, ich hätte keinen Himmel voll Seligkeit für meine Marie genommen! — Ach, ich war so glücklich, weinen hätte ich mögen in der einen Minute, und in der andern mich auf der Erde wälzen."

„Es war ein schöner Sommertag; hell und warm schien die Sonne durchs Fenster, warm machte der Wein, warm die Freude, und wärmer als Freude, Wein und Sonne — die Liebe. Ich dachte mich Adam, neben mir Eva, das Stübchen ward zum Paradiese; und zugleich fiel mir der natürliche Gedanke ein — daß im Paradiese kein Schneider war."

„Das muß ich gestehen, es war ein köstlich Stündchen,

aber tausendmal habe ich doch gewünscht, daß ich das köstliche Stündchen nicht gehabt hätte. Es ging mir gerade wie dem armen Adam, da er von der verbotenen Frucht genossen hatte. Wie er, hätte ich mögen Feigenblätter suchen, wiewohl sie mir so wenig als ihm möchten genutzt haben."

„Ich wurde aus dem Paradiese vertrieben, und bin in meinem Leben nicht wieder hineingekommen."

„Noch immer finde ich meine Marie schön und gut, noch kenne ich kein Weib, das mir lieber wäre als sie; und doch habe ich seit der paradiesischen Stunde nie bei ihrem Kusse wieder das gefühlt, was ich vorher fühlte. Dieselbe schöne Rose; aber entweder hat sie nicht mehr den vorigen bezaubernden Wohlgeruch, oder ich habe für ihren Wohlgeruch nicht denselben Sinn mehr. Ich liebe sie als meine beste Freundin, doch scheint mirs, als wenn ich vordem zwischen Freundschaft und Liebe einen wesentlichen Unterschied nicht bemerkt, aber gefühlt hätte. Es scheint mir, als wenn wir uns bis zu jener Stunde noch Jünglinge und Mädchen geglaubt hätten, und der süßeste Wahn wäre uns nun genommen. Auch schien mirs, als wenn ich zwischen jungfräulicher Schamhaftigkeit der Verheiratheten eine kleine Zwischenlinie wahrnähme, die ich aber nicht zeichnen kann."

„Ach, wer nur nicht im Paradiese gewesen wäre!" — Aber auch jene Liebe, deren ganzer Wirkungskreis sich nur auf Schmeichelei, Anbetung, Händeküssen und die Aufmerksamkeit auf alles, was der Geliebten angenehm ist, beschränkt, hört auf, sobald der Mann seinen Zweck erreicht, sobald er von dem Weibe nichts mehr zu wünschen hat, und auch bei dieser Liebe trifft leider! zu oft ein, was der witzige Verfasser der Buchs über die Ehe sagt: „Nicht weit vom Tempel des Hymens liegt der Kirchhof der Liebe;" eine solche Liebe findet gewöhnlich im Ehebette ihr Grab. Man sieht sich alle Tage, und mit der höchsten Vertraulichkeit; an die Stelle der gegenseitigen Aufmerksamkeit, der Anspannung, tritt plötzlich von beiden Seiten Ruhe. Der Charakter der befriedigten Liebe ist ganz von dem Charakter der Liebe, die noch wünscht und noch verfolgt, verschieden. Diese

unruhige Sehnsucht, diese an Anbetung gränzende Verehrung sind entzückende Freuden, so lange das Feuer des Verlangens und der Hoffnung sie beseligt; aber sie würden auf die Länge selbst unerträglich werden. Und dennoch verlangt manche, aus gänzlichem Mangel aller Kenntniß der menschlichen Natur, noch immer das Umherflattern dieses schmeichelnden Heeres von Liebesgöttern. Sie verschwinden, und die Thörin glaubt, ihr Mann habe aufgehört, sie zu lieben; Kummer und Gleichgültigkeit ist die Folge ihrer getäuschten Erwartung; eine kalte oder mürrische Frau ist noch weniger liebenswürdig; und dann fällt leider dem Manne nur zu oft seine Würde, sein Uebergewicht ein: ich bin Herr! ruft er: meine Frau muß gehorchen! und Verdruß und Sorgen ziehen in die neue Wirthschaft ein.

Allein jene reinere Liebe, die auf wahrer Achtung beruht, die der Mann nicht als Mann gegen ein Weib, sondern auch gegen einen andern Menschen empfindet: diese Achtung ist die ganze Quelle der Glückseligkeit seines Lebens; und diese Achtung schenkt der Mann dem guten weiblichen Charakter, der Sanftmuth und der Güte.

Recht hat ein Mädchen, jedem Jüngling ihre Hand zu versagen, den nicht ein Händedruck von ihm, der erste Kuß von ihren Lippen in einen begeisterungsvollen Rausch setzen; allein fordert sie, daß dieser Rausch ewig dauern soll, so wird der Ehestand für sie eine Wüste seyn, in die sie sich zu unaufhörlichen Qualen verbannt fühlt. —

Ist nun einmal bei solchen Eheleuten die Sache zur innigsten Vertraulichkeit gekommen, so verschwinden alle Empfindungen von Werthschätzung, alle Aeußerungen von Hochachtung und Ehrerbietung. Man kann sich hiervon täglich überzeugen, wenn man in Gesellschaften auf die Personen achtet, die sich die wenigste Aufmerksamkeit bezeigen, von denen es scheint, als wenn sie sich einander gar nichts angingen; man wird selten fehlschießen, wenn man glaubt, daß diese beide Personen im ehelichen Verhältnisse gegen einander stehen; man sieht Menschen, die gegen alle andere im Umgange freundlich, liebreich und zuvorkommend in Erweisung aller nur ersinnlichen Gefälligkeiten sind, und die ihrem Ehegatten

auch nicht die allgemeinsten Achtsamkeiten erweisen, die wir doch von jedem andern gesitteten Menschen verlangen und erwarten dürfen.

Keine von den Nachläßigkeiten in Stellung, Geberden, Worten und Handlungen, die wir oft mit so vieler Sorgfalt vor andern zu verbergen suchen, damit nicht ein Schatten von Lächerlichkeit oder Verächtlichkeit auf unser Bild geworfen werde — keine von diesen Nachläßigkeiten und Vergessenheiten entziehen wir den Augen und Ohren unsers liebenden Gatten, der es doch wohl eben so gut wie andere verdient, daß wir ihm alle widrigen und unangenehmen Empfindungen ersparen.

Oft scheint es, als wenn wir recht geflissentlich alle unsere Schwachheiten und Thorheiten der Person zur Schau stellen, von der wir verlangen, daß sie uns am meisten lieben soll, damit sie vielleicht sobald als möglich sich an diesen Anblick gewöhnen möge. Und dann soll eine Liebe noch fortdauern, deren Grundstützen: Hochachtung und gegenseitige Werthschätzung, niedergerissen sind, und von der man so thöricht glaubt, ihr Feuer werde sich von selbst erhalten, nachdem man es nur einmal angezündet habe.

Alles, was Odem hat, sehnt sich nach Liebe; alles, was Vernunft besitzt, strebt nach Achtung. Dem Menschen ist diese weit unentbehrlicher als jene, weil sie ausschließungsweise seiner veredelten Natur zugehört. Wenn jene oft nur Stundenlang beseligt, so macht diese durch ihren Besitz lange und immer glücklich und zufrieden; diese kann den Mangel an jener ersetzen; jene nur auf Augenblicke den Verlust von dieser vergessen machen. Aller menschliche Stolz, und der edelste vorzüglich, gründet sich auf sie; und bedarf die Tugend noch irgend eine Nahrung von außen, so ist es dieser befruchtende Thau, der den zartesten und schönsten Sprößling menschlicher Natur treibt und pflegt.

Eine Ehe ohne gegenseitige Achtung gleicht einem Garten ohne Sonne; es gedeiht nichts darin, am wenigsten die zarte Blume der Liebe; sie verwelkt, sobald sie dahin verpflanzt wird, und hinterläßt eine Stelle, auf der auch keine andere Staude fortkommt.

Freundschaft, sagt man, tritt in die Stelle der Liebe; allein dies geschieht nur dann, wenn nach der Auflösung aller Täuschung der Sinnlichkeit und nach der Entzauberung der Vernunft eben diese an dem Gegenstande des vollendeten Genusses noch etwas auffindet, das auch sie befriedigt und schadlos hält für die Verblendung, deren sie sich außerdem nicht selten zu schämen hat.

Das Gefühl der Freundschaft aber ist noch weit zarter, als die Leidenschaft der Liebe; es verlangt Uebereinstimmung des innern Menschen mit dem äußern; nicht die Blüthe, sondern die Frucht; Wahrheit, nicht Täuschung. Was die Freundschaft also für sich in der Ehe erwarten darf, entwickelt sich größtentheils erst in dem kritischen Zeitpunkt der sogenannten Flitterwochen, oder welches einerlei ist, in der Zeit der Abkühlung und des Streites zwischen Leidenschaft und Vernunft, zwischen Hunger und Sättigung, Durst und Ueberdruß, Rausch und Nüchternheit. Wenn hier die Liebe nicht ganz stirbt, so verwandelt sie sich wenigstens, und geht, wie der Seidenwurm, in die Hülle einer edlern, zweckmäßigen Thätigkeit über, um kurz darauf unter einer nicht minder schönen Gestalt zu erscheinen und fortzudauern.

Der wahre Gehalt der von der Liebe eingeflößten wahren Empfindungen wird hier erst entschieden, so wie der innere Werth des Gegenstandes nach und nach offenbar wird. Der verschönerte Schleier fällt mehr vom Auge des Sehenden, als vom Gesicht des Gesehenen; die Gestalten erscheinen, wie sie sind, gewöhnlich um so häßlicher, je mehr sie blendeten, und oft um so liebenswürdiger, je weniger sie die Macht der Kunst und die Zauberkräfte erborgter Reize in Anspruch nahmen. Das, was nun nicht mehr bis zum Paroxismus eines Fiebers die Sinne reizt, nicht mehr durch optischen Betrug die Seele täuschte, muß ihr dann ein reines Anschauen gewähren, das weder Ueberdruß noch Abscheu erregt; das, durch seine Wahrheit und Mannigfaltigkeit immer neu und immer schön, ihr ein Gefühl von Bewunderung und Wohlwollen abgewinnt, dem weder die Zeit noch die Gewohnheit etwas abnehmen, wohl aber das wachsende Bedürfniß hinzuthun kann.

Gesinnungen, die da, wo sie handelnd oder thätig werden, wohlthätige Wirkungen um sich her verbreiten, erwecken alle Wohlwollen und Achtung, und reißen mit unwiderstehlicher Gewalt die Bewunderung an sich, wenn sie durch einen Zusatz von Edelmuth die Grenzen der Pflicht erweitern und die Zahl menschlicher Tugenden vervielfältigen.

Jede in dem gemäßigten Klima der Ehe aufsprossende Tugend lockt eine Freude ins Haus, die, so lange jene blüht und Furcht trägt, sich gleichsam zum anschauenden Genuß da niederläßt, und die fallenden Blüthen und lachenden Früchte sammelt zu häuslichen frohen Festen. Tugend und Freude sind zwar nicht so ganz mit einander verschwistert; aber sie wohnen gern beisammen und lieben einander. Liegt in dem Herzen des Mannes nur irgend eine reingestimmte Saite, so wird sie gar bald zu der Harmonie der weiblichen tugendhaften Seele den Einklang hergeben.

Ohne gegen unser Geschlecht ungerecht zu seyn und ohne mich einer Schmeichelei gegen den schönern Theil der Menschheit verdächtig zu machen, darf ich wohl dreist behaupten, daß es im Ganzen mehr böse Männer als Weiber gebe. Wahrscheinlich entsteht diese Ungleichheit aus der mißverstandenen Herrschaft der Männer, welche zu unendlich vielen und unedlen Mißbräuchen des vermeinten Rechts sowohl, als Uebermacht, Veranlassung und Stoff gibt. Von der Liebe der Weiber erwartet man dabei, daß sie nach den Grundsätzen eines christlichen Apostels alles leiden und dulden müsse. Sie thut das zwar; aber nicht nach einer ihr eigenthümlichen Philosophie, sondern entweder aus Gefühl der Schwäche, oder mit Hülfe der stoischen Vernunft, die, wie allenthalben, so auch in der Ehe, das Steuerruder zur Hand nehmen muß, wenn das Schiff bei widrigen und stürmischen Winden nach den glücklichen Inseln kommen soll, wohin es doch bestimmt ist.

Vernunft, unterstützt von der Liebe, und Liebe, geleitet von der Vernunft, können allein das seltene Wunder einer glücklichen Ehe hervorbringen. Jene erkennt die Gesetze der Nothwendigkeit und Pflicht, und lehrt diese,

sich ihnen zu unterwerfen. Sie zeigt die Einheit und Untheilbarkeit und das gemeinschaftliche Interesse; sie schlichtet den Streit über die Gleichheit des Rechts, noch eh' er entsteht, und stellt Grundsätze und Regeln auf, die auf das einfache Verhältniß zweier Personen um so mehr passen müssen, je weniger die Möglichkeit ihrer Anwendung, als auf einen vielfach zusammengesetzten Staat, unleugbar ist.

Zwar ist, wie ich schon im Vorbeigehen gesagt habe, der Mißbrauch der Uebermacht in der Ehe eben so möglich und eben so häufig, als in einem Staate; aber darf man auch dann noch eine Ehe so wie einen Staat glücklich nennen? Despoten machen Sclaven, und es sey der Mann oder die Frau, der die Ketten trägt, wird er sie preisen? Der despotisirende Mann ist um so ungerechter, je schwächer die Frau sich fühlt, seine Ketten abzuschütteln, und ein monarchisches Weib hat um so mehr Ursach, sich ihrer Herrschaft zu schämen, je feiger der Mann ist, der sich ihrem Scepter mit Sclavensinn unterwirft. Das Haus eines Ehepaars muß im strengsten Sinne des Worts eine Republik seyn, wo keiner herrscht und keiner gehorcht; wo keiner für sich arbeitet, ohne dem andern unmittelbar zu nützen, wo jeder sich selbst bestiehlt, indem er den andern bevortheilt, und sein eigenes Recht beschränkt, wenn er den andern einzäunen will.

Bei ungleichen Ehen, das heißt bei solchen, deren ein Theil vernünftiger und verständiger ist, als der andere, da gehört zwar immer der Vernunft die Herrschaft und der Liebe der Gehorsam, nur darf der Vernünftigere nicht Despot und der Schwächere nicht Sclav seyn. Sey es also auch, daß die Vernunft des Einen allein herrsche, so wird der Vortheil und das Recht des andern um so weniger dabei gefährdet, je gewisser jene über das gemeinschaftliche Interesse wacht, und je sanfter das Joch ist, welches sie auflegt. Sie befiehlt nie, ohne ihren Befehl durch Gründe zu empfehlen und durch den Erfolg zu rechtfertigen. Gemeinsamer Nutzen ist der Zweck ihres Willens, und gemeinschaftliches Vergnügen Folge des Nutzens. So wird der Gehorsam gegen die Vernunft eben so gewiß Verdienst und Tugend, als es die

Vernunft selbst ist, wenn sie ihre Herrschaft nicht über die Grenzen des natürlichen Rechts ausdehnt, und wenn Vernunft selbst ein schönes Original ist, so wird der Gehorsam gegen ihren Willen wenigstens für eine sehr glückliche und täuschende Kopie der Vernunft gelten.

Alle menschliche Schwachheiten aus der Ehe, so wir aus der ganzen moralischen Welt verbannen wollen, wäre eine zu übertriebene Forderung und ein sehr unnützer Versuch. Wenn der schärfste Blick der Weisheit sie schon übersieht, so muß das kurzsichtige Auge der Liebe sie sogar liebenswürdig finden. Und so ist es gewöhnlich auch; wenigstens können und müssen sie um so leichter und lieber übersehen werden, wenn sie neben Tugenden stehen, die ihr sanftes Licht über sie verbreiten und ihren Schatten mildern.

Der Ausdruck Tugend aber ist an sich selbst leer und unbestimmt; er nimmt seine volle Bedeutung immer erst auf der Stelle an, auf welcher eine menschliche Eigenschaft gesehen und in ihrer wohlthätigen Wirkung von andern gefühlt wird. Ein unrechter Platz verändert ihren Werth, oft sogar ihren Namen.

Die Tugenden einer Gattin können und dürfen vorzüglich Bezug haben auf ihren Gatten und den engern Bezirk seines Hauses, das heißt: auf seine Gemüthsverfassung, seine körperlichen und geistigen Bedürfnisse, seine Gewohnheiten, Lieblingsneigungen, Launen, Geschäfte, Umstände und Verhältnisse. Eine weise und kluge Fügung in diese verschiedenen, oft sich widersprechenden Dinge; — eine Geschmeidigkeit, sich mit Vorsicht durch und um die Klippen, Strudeln und Untiefen des männlichen Charakters hinwegzuwinden; eine gewisse Leichtigket, ohne Leichtsinn unvermeidliche gegenwärtige Uebel, und für künftige die bestmöglichen Maßregeln daraus zu ziehen; eine Duldsamkeit, die, ohne Unempfindlichkeit zu seyn, daran zu grenzen scheint; eine Nachsicht, die weder den Anstrich des Stolzes und der Verachtung, noch den demüthigen Blick sclavischer Furcht hat, — und endlich eine Heiterkeit der Seele, die den Himmel des Mannes nicht nur wieder aufhellt, sondern auch alles um ihn her verschönert, wenn sein

Herz, zur Freude gestimmt, nach Freude sich umsieht; — solche Eigenschaften, verbunden mit Häuslichkeit, regelmäßiger, den Umständen und Neigungen des Gatten angemessener Oekonomie, mit wohlgeordneter Geselligkeit und Gastfreundlichkeit erheben das edle Weib zu dem Range eines liebenswürdigen Genius des glücklichen Mannes, schaffen sein Haus zu einem Himmel um, in welchem er allein der glückliche Gott ist; dies sind, leider! die selten vereinten Eigenschaften, die, ohne Glanz und ohne Geräusch, in bescheidener Stille wohlthätig wirken, in denen allein

die heiligen Mysterien einer glücklichen Ehe

verborgen liegen, die ich durch folgende Betrachtungen noch näher zu enthüllen versuchen werde.

Ich handle hier kein Moralsystem ab, und werde daher nicht von jenen Tugenden reden, die im Charakter der Humanität die Grundzüge sind, die zur gemeinsten Redlichkeit gehören; vielmehr jene kleine Schwächen, von denen auch der Beste nicht frei ist, die durch mancherlei Umstände so leicht zu Fehlern ausarten, wodurch das Glück einer sonst tugendhaften Ehe zerstört wird, diese sollen es seyn, die ich hier meine Leser eines ernsthaften Nachdenkens und einer aufrichtigen Prüfung zu würdigen bitte.

Selten sind es grobe Fehltritte und Verbrechen, wodurch Menschen sich selbst und andere quälen und mancherlei Elend um sich her verbreiten. Gegen Dinge, die offenbar das Gepräge der Unmoralität und Bosheit tragen, ist die Seele mit Mißtrauen bewaffnet, befürchtet und bekämpfet sie. Aber die kleinen Vernachläßigungen des täglichen Lebens überraschen unwillkührlich, sind um so gefährlicher, als sie unbedeutend scheinen, und zerstören oft unwiederbringlich die feinsten Freuden des Lebens. Es kommt nicht auf Eigenschaften an, die in irgend einer glänzenden Seelenkraft ihren Grund haben, sondern auf solche, welche mehr in einer strengen und unausgesetzten Aufmerksamkeit bestehen, und diese sind um so wichtiger, als im gewöhnlichen Menschenleben die wichtigen Vorfälle und die Anwendung großer Kräfte und Gefühle nur selten vorkommen.

Das Leben der meisten Menschen ist eine Zusammensetzung geringer Ereignisse, an einander gereiheter Augenblicke, von deren Beschaffenheit die ganze Summe des Glücks abhängt. Die Materialien zur Glückseligkeit liegen in dem Gebrauche eines jeden solchen Augenblicks, in der Vermeidung des gegenwärtigen Verdrusses und in der möglichsten Vermehrung der gegenwärtigen Zufriedenheit. Es wird also auch das Glück der Ehe auf dem Zusammenhang solcher kleinen, oft unmerklichen Umständen, auf dem Detail und Resultat von jeder Liebenswürdigkeit und Tugend beruhen.

In einer Ehe, wo eigentliche Liebe und Achtung das beseligende Band geknüpft haben, bedarf es freilich keiner Vorschriften, und wo jene gänzlich mangeln, da sind diese unnütz. Aber der Mittelzustand zwischen beiden ist der gewöhnlichste in unserer Welt. Ganz Paradies sollte sie nicht seyn, und daß sie nicht Hölle werde, pflanzte der Schöpfer in die Seele eines jeden Menschen in größerem oder geringerem Maße das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden, worauf seine ganze Fähigkeit, Glück zu geben und zu empfangen, sich gründet. Ungeheuer, bei denen Selbstsucht, Stumpfheit und Bosheit dieses Bedürfniß ganz unterdrückten, sind zum Glück äußerst selten; deshalb gibt es der ganz unglücklichen, hülflos elenden Ehen wohl eben so wenig, als der vollkommen glücklichen.

Die Haupteigenschaften, die ein jeder ohne Ausnahme von seiner Gattin verlangen kann, lassen sich ohne große Menschenkenntniß und Erfahrung aus dem bloßen Begriff der Weiblichkeit schon bestimmen und in den zwei Worten zusammenfassen: Sanftmuth und Ordnung. Zur erstern rechne ich alles, was den äußern Umgang angenehm macht, Gefälligkeit, Freundlichkeit, Gleichheit der Gemüther, Nachgiebigkeit u. s. w. Mit dem Begriff der Ordnung ist Sparsamkeit und weise Thätigkeit verbunden. Und so läßt sich das ganze System häuslicher Tugenden und Pflichten auf diese beiden Eigenschaften zurückführen.

Sanftmuth im eigentlichen Sinne des Worts ist Temperamentstugend, die sich nicht von jedem Indivi-

dann in gleichem Maße erwerben läßt. Es ist das ewige Thema der Männer, wenn sie weibliche Liebenswürdigkeit in Regeln und Vorschriften bringen. Das Prädikat sanft scheint ihnen jedes andere Lob zu überwiegen. Aber die Gesetze der Natur lassen sich nicht umstoßen, und das Weib von feurigem Geiste, starker Empfindung und lebhafter Phantasie wird nie der sanften Dulderin gleichen, die bei ungegründetem Widerspruch das Köpfchen auf die Seite hängt und in einem stillen Thränchen das Gefühl des erlittenen Unrechts wegschwemmt. Jene wird aufbrausen, wenn diese kaum seufzt, und selbst bei aller Anstrengung und Selbstbeherrschung vielleicht nie dahin gelangen, im ersten Augenblick des Verdrusses jederzeit zu schweigen, oder auch nur mit freundlicher Miene und schmeichelndem Ton ihre Gegengründe vorzutragen.

Indeß kann es den Männern, welchen ihre Lebhaftigkeit ein Anstoß ist, zum beruhigenden Troste dienen, daß wenigstens die Klasse der Heuchlerinnen nicht leicht aus diesem härteren Tone hervorgehet, sondern weit eher aus jenem schmelzenden Wachs geformt ist; daß die holde Madonna-Miene schon manchen ehrlichen Mann betrog, und zuweilen den Schalk verbirgt, der durch heimliche Ränke und schmeichelnde Tücke sich für äußern Zwang und verbissene Kränkung zu entschädigen sucht, statt daß die heftig Aufbrausende, sobald sie ihr Unrecht erkennt, oder gefühlt hat, daß sie selbst die gute Sache durch Ungestüm verderbe, schon in die Flucht gejagt und entwaffnet ist.

Hierdurch soll aber nicht der ungestümen Heftigkeit, die unter gesitteten Menschen gar nicht statt haben sollte, das Wort geredet werden. Der Mißbrauch des Ausdrucks sanft ist nur tadelnswerth, der so oft auf empfindsames Gezier, Gleisnerei und phlegmatische Stumpfheit angewandt wird; das Vorurtheil ist despotisch, welches den Weibern weder eigenen Willen, noch Muth ihn auszudrücken gestatten möchte; die Verblendung ist thöricht, die in einem schmachtenden Auge, in einer lispelnden Stimme und schleichenden Geberden das Ideal weiblicher Liebenswürdigkeit sucht — die vielleicht

das beste Herz verkennt, wenn feurige oder scharfgezeichnete Gesichtszüge, ein kühner, rascher Ausdruck, eine gewisse Bestimmtheit im Urtheilen fühlen lassen, daß die, welche es besitzt, auch allenfalls — Nein sagen kann.

Wahre Sanftmuth ist eine natürliche oder erlangte Fertigkeit, sein Gefühl, so warm und lebhaft es seyn möge, von der Willkür und Einwirkung äußerer Gegenstände so unabhängig zu machen, daß es nicht leicht gereizt und aufgebracht werden könne; oder wenn eine solche Verletzung unvermeidlich ist, doch so viel über sich zu vermögen, den Schmerz und Unwillen darüber weder unnützerweise noch mit beleidigender Heftigkeit ausbrechen zu lassen. Bei feurigen Gemüthsarten kann diese Fertigkeit nur durch strenge, unermüdete Selbstbeherrschung, durch richtige Kenntniß des Werths der Dinge, durch eine billige, nicht übertriebene Meinung von sich selbst, und vorzüglich durch eine Festigkeit des Sinnes erlangt werden. Eine schwere Aufgabe! aber auch gewiß ein hoher Grad von Vollkommenheit, dem jede schöne weibliche Seele nachstreben muß.

Welche große Vortheile wird sich nicht eine Gattin erwerben, wie manchen beschämenden, herznagenden Auftritten entgehen, wenn sie zur rechten Zeit schweigen, nachgeben, oder in Fällen, wo es nützlich und gut ist, ihren Willen mit gehöriger Klugheit und Vorsicht durchzusetzen weiß! Wie traurig ist nicht das Schicksal eines Mannes, dem eine tobende, zänkische, schnippische Ehehälfte sein Haus zur Hölle macht; der nicht wagen darf, seine Meinung zu sagen, wenn sie von der ihren abweicht, weil er immer Gefahr läuft, durch ungestümen Widerspruch gereizt, aus seiner Fassung gebracht, und in Gemüthsbewegungen versetzt zu werden, die der Gesundheit des Körpers und der Seele gleich nachtheilig sind.

Doch nicht allein durch grobe Ausbrüche des Unwillens, Geist des Widerspruchs und Aeußerungen einer mürrischen, eigensinnigen oder beißenden Laune wird das Glück der Ehe zerstört: zarte Gemüther haben eine andere Klippe zu vermeiden, woran sie durch ihr feines Gefühl nur zu leicht hingeworfen werden. Ich meyne das, was man gewöhnlich empfindlich seyn nennt;

jede lebhafte Reizbarkeit der Seele gegen alles Ungerechte, Lieblose, Kränkende, gegen Mißverstand, falschen Argwohn, Unachtsamkeit, kurz gegen alles, was ein zärtliches, feinfühlendes Herz anders zu verlangen und anders haben zu können glaubt.

Schön ist die Quelle dieser Reizbarkeit. Aus ihr entspringt zugleich der feine sittliche Takt, der dem geselligen Leben die süßesten Reize gibt und die Saiten der Empfindung zu den reinsten, zartesten Tönen stimmt. Es würde eine widrige Stumpfheit andeuten, wenn man beim veränderten, unfreundlichen Betragen einer geliebten Person gleichgültig seyn könnte. Wehe dem fühllosen Herzen, das nicht die leise Sprache der Empfindung versteht, nicht jedem freundlichen Blick, jedem stillen Händedruck dankbar entgegenschlägt, nicht auch jeden schweigenden Vorwurf des kälteren, traurigen Blicks empfindet, sondern erst durch laute Vorwürfe gestraft und zurechtgeführt seyn will. Ein solches Herz ist zum feinern Glück der Zärtlichkeit unfähig; und wenn je von Einer Seite Uebermaß seyn müßte, so bleibt gewiß eine etwas zu reizbare Empfindlichkeit jener Stumpfheit weit vorzuziehn.

Selbst dann, wenn diese Reizbarkeit den Druck unvermeidlicher Leiden erschwert und alle Pfeile des Schicksals schärft, ist sie doch zu sehr Vorrecht der bessern Menschheit, um nicht heilig gehalten zu werden; wenn sie uns durch Theilnehmung an den Kümmernissen der Freundschaft größeren Leiden aussetzt, welcher geheimer bezaubernder Reiz mischt sich dann zu der schmerzhaften Empfindung! — mitten unterm Gram fühlen wir Wonne. Ja bei weitem werden die Schmerzen durch die Freuden, die aus derselben Quelle entspringen, aufgewogen! —

Auch verstählen kann sich die Seele nicht mit Fühllosigkeit und Leichtsinn, ohne ihrem eigenthümlichen Wesen zu schaden; denn der Grad ihrer Verfeinerung bestimmt auch den Grad ihrer Reizbarkeit. Nur müssen richtige Einsichten, Billigkeit und Großmuth dieser Empfindlichkeit zur Seite gehen; nur muß sie nicht blos die Tugend der Eigenliebe seyn. So kann sie zum sichersten Mittel dienen, die Feinheit des Gefühls und des Betragens, die im Ehestande so nothwendig ist, und doch so leicht vernachläßigt wird, beständig zu unterhalten.

Das rechte Gleichgewicht in der Laune und Empfindlichkeit zu treffen, sey die tägliche und ernstliche Sorge der Gattin. Unter Freunden sind kleine Zwistigkeiten und Aussöhnungen unbedeutend und unschädlich; zwischen Ehegatten aber thun sie leicht nachtheilige Wirkung und müssen so viel als möglich vermieden werden, auch nicht in Weinerlichkeit übergehen. Es ist ein von Dichtern und Romanschreibern verbreiteter Wahn, daß Thränen eine Zierde der Weiblichkeit wären. Aber was sind sie in den meisten Fällen wohl anders, als ein trauriger Beweis der weiblichen Hülflosigkeit? Sie geben dem Weibe ein solches Ansehn von Schwäche und Gebrechlichkeit, daß es scheint, weibliche Eitelkeit könne allein schon hinreichend seyn, das Weinen, sofern es nur Gewohnheitssache ist, zu verekeln. Freund und Liebhaber können vielleicht in weiblichen Thränen einen Reiz finden und von der Gewalt dieses Eindrucks hingerissen werden; Ehemänner aber haben gewiß kein Wohlgefallen daran, wenn es nicht Thränen der Rührung und Zärtlichkeit sind, und auch diese müssen nur bei gültigen Anlässen und sparsam vergossen werden.

Ein weinerliches Weib, ist es auch sonst die beste Seele, erregt leicht eine Art von Ueberdruß, der das Glück des Umgangs tödtet. Werden Thränen vollends ohne Ursach vergossen; so verhärten sie das Herz des Mannes auf künftige Fälle, und erregen ein ungünstiges Vorurtheil in ihm. Hat er Anlaß gegeben, so können sie wohl anfänglich eine Rührung und Reue hervorbringen; doch auch diese Wirkung wird durch Gewohnheit bald entkräftet.

Ueberhaupt ist es dem männlichen Geist zuwider, Unrecht zu erkennen und Verzeihung zu erflehen; ungern thun sie es gewiß immer, und werden sie von Weibern dazu gezwungen, so rechnen sie ihnen sicherlich den nächst begangenen Fehler desto höher an. Die kluge Gattin wird daher sorgfältig suchen, ihrem Manne solche angreifende Auftritte so viel als möglich zu ersparen. Ist er sanft und gefällig, so wird sie sich bemühen, ihm so viel Zufriedenheit und Dankbarkeit zu bezeugen, daß er um seines eigenen Vortheils willen suchen muß, stets

so liebenswürdig zu seyn. Sie wird aber auch bedenken, daß es unbillig ist, von einem Menschen, mit dem man ununterbrochen umgeht und der durch mancherlei Sorgen und Geschäfte an einer strengen Aufmerksamkeit auf sich selbst verhindert wird, zu erwarten und zu verlangen, er sollte nie etwas thun und sagen, was ihr auf irgend eine Art empfindlich sey, da es doch so oft in der eigenen Stimmung der Weiber liegt, wenn sie Manches verwundet und kränkt, welches sie zu einer andern Zeit kaum bemerken würden.

Die kluge Frau wird dann bei jedem kleinen Zwist genau prüfen, ob sie ihn veranlaßt, ob sie ihn nicht hätte vermeiden, verkürzen und in Scherz verwandeln können. Sie wird bei jeder Anwandlung von Verdruß höchst wachsam auf sie selbst seyn, sich gleich im ersten Augenblick durch irgend ein Geschäft zu zerstreuen suchen, so viel Zwang es ihr auch kosten sollte. Sie wird sich nicht durch kleine Widerwärtigkeiten, vorübergehende Launen, unüberlegte Widersprüche, Aufwallungen der Heftigkeit und dergleichen aus ihrer Stimmung bringen lassen. So artig wie sie das schöne Liedchen:

Lerne Deines Mannes Herzen
Liebevoll entgegen gehn,
Leichte Kränkungen verschmerzen,
Kleine Fehler übersehn —

am Klavier singen wird, so treulich wird sie es in ihrem Betragen befolgen, und sich mit dem festen Vorsatz waffnen, alles, was nicht ihr wahres Glück auf eine wesentliche Art angreift, mit der möglichsten Gelassenheit zu ertragen.

Schwer und schmerzhaft wird es ihr freilich anfangs scheinen, sehr geschäftig wird die allezeit rege Eigenliebe ihr alle solche Dinge als wahre unerträgliche Leiden vorzustellen, und sie wird vielleicht nicht ohne peinliche Selbstbeherrschung es über sich gewinnen, einen Streitpunkt, worin sie unverkennbar recht zu haben glaubt, unentschieden zu lassen, einem Vorzuge, der ihr gebührt, zu entsagen, ein Verdienst, das sie sich erwarb, unerkannt zu sehen.

Dieses im weiblichen Herzen so mächtig wirkende Gefühl der Kränkung beim kleinsten erlittenen Un-

recht ist aus vielen Ursachen erklärbar. Die größere Zartheit der Organisation macht die Weiber für jeden Eindruck empfänglicher; ihre Erziehung lehrt sie ganz vom Urtheil andrer abhängen, macht Beifall und Bewunderung zum höchsten Ziel ihres Strebens, und die Bemühung, zu gefallen, zu ihrer ersten Pflicht. Natur und Gesellschaft, Vorurtheil und Nothwendigkeit haben ihren Zustand so eingeschränkt, daß sie wenig durch sich selbst sind und seyn können. Ruhm, Freude, Glück und Ruhe ihres Lebens hängen ganz von dem Wohlwollen, der Achtung, dem Vertrauen ab, welches die Männer gegen sie empfinden und bezeugen. Es ist daher sehr natürlich, daß sie bei der geringsten Verletzung oder Verweigerung dessen, was sie zu verdienen und verlangen zu können glauben, sich geängstet, gekränkt und eines wichtigen Theils ihrer Existenz beraubt sehen. — Möchte doch das ganze schöne Geschlecht die Gefahr erkennen, welcher dieses an sich unschuldige und natürliche Gefühl aussetzt! Möchten aber auch die Männer wissen und ernstlich bedenken, daß es die fruchtbarste Quelle der mehrsten Leiden des Ehestandes ist, daß es unzähligen Irrthümern und Thorheiten den Zugang öffnet, und daß sie durch keine Machtsprüche noch Gewaltthätigkeit wieder herstellen werden, was sie durch Unbilligkeit und Geringschätzung vernichteten.

Seelenherrschaft ist durchaus republikanischer Art, und muß in wilde Anarchie ausarten, sobald sie einen despotischen Anschein gewinnt und blos auf das Recht des Stärkeren sich gründen will. So wie in einem freien Staat der weisere Menschenkenner eine unmerkliche, aber unumschränkte Gewalt erlangen kann, wenn er sich Zutrauen erwirbt und durch Beförderung der allgemeinen und individuellen Zufriedenheit sich unentbehrlich zu machen weiß; so wird ein kluger Mann die Seele seiner Frau ganz nach Gefallen lenken, wenn er ihre Fähigkeiten, Neigungen und Kräfte zu behandeln und zu nutzen weiß.

Statt mit gebieterischer Kälte und unbilliger Geringschätzung ihr Selbstbewußtseyn zu zerstören, oder, wie es bei starken Seelen allemal der Fall ist, zur Empörung gegen sich zu bringen, wird es ihm leicht werden,

eben dieses Selbstbewußtseyn durch sanfte Pflege und Schonung zum unzerstörbaren Grund einer Anhänglichkeit zu machen, die vielleicht das erste und stärkste Bedürfniß des weiblichen Herzens ist.

Hiermit wird aber gar nicht gesagt, daß die Männer allen Thorheiten der Weiber schmeicheln, alle ihre Mängel ungerügt lassen sollen, aus Furcht, ihre Empfindlichkeit zu rügen. Dies wäre wohl eben so nachtheilig, als es unmöglich ist. Billigkeit aber sollten sie sich zur Pflicht machen; Billigkeit in Anerkennung weiblicher Liebenswürdigkeiten und Verdienste; Billigkeit in Beurtheilung anscheinender und wirklicher Fehler, mit Rücksicht auf Ursachen und Umstände, wodurch diese vielleicht unvermeidlich werden; Billigkeit in Gewährung aller kleinen Gefälligkeiten, wodurch der schon so eingeschränkte Kreis des weiblichen Glücks erweitert werden kann.

Wir dürfen uns nicht wundern, alle diese Erfordernisse einer glücklichen Ehe vernachläßigt zu sehen, wenn wir einen Blick auf die größere Anzahl derjenigen werfen, die sich anmaßen, Ehemänner und Hausväter zu werden. Theils sind es rohe, ungebildete Jünglinge, die nie Gelegenheit und Sinn hatten, das weibliche Herz zu studiren, oder was noch schlimmer ist, die es aus seichten Romanen und Spottschriften kennen; die nur in Versammlungen, wo der unbärtige Knabe schon Spöttereien, skurrischen Witz und hämische Anspielungen nachlallen lernt, gegen ein Geschlecht, welches die heiligsten Gesetze der Natur ihm ehrwürdig machen sollten, oder die im Umgang mit der verworfensten Klasse von Weibern sich ihre Kenntnisse erwarben; die selbst von stürmischen Leidenschaften hin- und hergeworfen, und dem blinden Triebe des gegenwärtigen Augenblicks zu folgen gewöhnt, nie einen ernsthaft forschenden Blick auf sich und andere, auf Verhältnisse und Bestimmung gerichtet haben. Wie ist es möglich, daß solche die Sprache der Seele eines zarten Geschöpfs verstehen, seine Geistesbedürfnisse kennen? Sie sollen es bilden und verfeinern; sie sollen Führer seyn? Ach die Blinden, die selbst eines Führers bedürfen! —

Fühlt sich dann die junge Frau im häuslichen Leben

leichtsinnig und rauh behandelt, findet sie keine Aufmunterung zur Tugend, keinen Lohn für erfüllte Pflicht, keine Nahrung für die sanften Gefühle ihres Herzens; so muß das Bedürfniß, zerstreut, betäubt zu werden, in ihr erwachen, und sie sinkt — in den Taumel leerer Zeitvertreibe hinab. So verwelkt die liebliche Blüthe weiblicher Anmuth und Unschuld; zerstört in ihrem Keim wird die zarte Knospe häuslicher Glückseligkeit, und elende Schattenbilder von Eitelkeit und Leichtsinn sind alles, was aus der Verwüstung übrig bleibt.

Eine andere Gattung von Männern ist reif geworden in trocknen Amtsgeschäften, in Verhältnissen, wo sie durchaus keine Menschenkenntniß und keine feine Biegsamkeit des Geistes erlangen konnten. Der Sinn für die feineren Freuden des Umgangs und die Empfindung für die zarten Schattirungen des weiblichen Charakters ging ihnen verloren. Sie wissen nicht, was Schonung und Nachsicht heißt, weil sie im eingeschränkten Kreise ihrer Begriffe und Pflichten ihrer nicht zu bedürfen glauben. Sie kennen keine Tugend, als die in ihrem Kompendium vorgeschrieben ist, und auch diese schätzen sie nicht einmal sehr hoch, weil sie meynen, daß sie sich von selbst verstehe. Die feinen Faden der Empfindungen, die mannigfaltigen Spiele der Leidenschaften und Ideen sind ihnen eine unbekannte Welt. Sie begreifen nicht, wie und warum ein Mensch anders seyn, handeln und denken könne, als sie. Daher richten sie mit unerbittlicher Strenge die kleinste Abweichung vom allbeliebten Schlendrian, von den Meinungen und Gebräuchen, die ein verjährtes Vorurtheil geheiligt hat.

Rechnet man nun noch zu diesen Männern diejenigen, welche durch äußere Umstände, durch mancherlei Leidenschaften, durch Kränklichkeit, mißlungene Plane, häusliche Sorgen und dergleichen verstimmt und erbittert werden; so wird die Zahl derer nicht groß seyn, von denen eine schonende großmüthige Behandlung sich erwarten läßt.

Rechtschaffene Weiber wollen geliebt, Närrinnen nur wollen angebetet seyn; zur Liebe aber wird eine gewisse Wärme der Seele, ein gemäßigter Grad des En-

thusiasmus, den jede moralische Schönheit rege machen kann, oder zum wenigsten doch ein unverletzter Sinn für alles Gute unumgänglich erfordert. Wie kann sich aber diese Stimmung lange in einer Seele erhalten, die in allem, was sie sieht und hört, Veranlassung findet, Mängel zu entdecken, Fehler zu rügen, Vorzüge zu verkleinern, und sich einer tadelsüchtigen Laune, wozu der Mensch im Ganzen nur zuviel Hang hat, zu überlassen! Wie könnte der Jüngling, der in seinem täglichen Gesellschaftskreise das weibliche Geschlecht unaufhörlich verachtet, verspottet, zum Gegenstand unsittlicher Scherze und bittrer Beschuldigungen mißbrauchen sieht, in dessen Seele kein Bild liebenswürdiger Weiblichkeit sich ungestört und unbefleckt einprägen kann, wie sollte der jene Zartheit, Milde und Reinheit des Gefühls erhalten, ohne welchen ein unverdorbenes weibliches Herz nicht glücklich seyn kann? —

Hieraus entsteht ein Mißton in der Harmonie der Empfindungen zwischen Eheleuten, dessen Folgen um so schrecklicher und unvermeidlicher sind, jemehr die Frau große Anlagen und Fähigkeit hat, zu lieben und geliebt zu werden. Einem jeden Menschen ist Unbilligkeit und Geringschätzung nachtheilig. Die Seele wird erniedrigt, der Muth geschwächt, die Kräfte gelähmt, und jedes feurige Streben nach Größe und Vollkommenheit erstickt. Und diese Wirkungen sind nach dem Maße verschieden, in welchem jedes Individuum ihrer mehr oder minder fähig ist. Weiberseelen von gemeinem Schlage, ohne Energie und Kraft, für diese Eindrücke zu stumpf, für Aufwallungen des Herzens zu kalt, laufen vielleicht unbekümmert durchs Leben hin, achten kaum der empfangenen Stöße, oder erwiedern sie, wenn sie können.

Aber je zärter und feiner das Gewebe der Empfindungen gesponnen ist, je leichter sind auch die Fäden zerrissen und verwirrt. Je reiner und richtiger das Selbstbewußtseyn, je größer ist die Gefahr, es zu verletzen, und manche edle Seele, die bei einer liebreichen Behandlung das höchste Ziel weiblicher Vollkommenheit würde haben erreichen können, verfällt in Geistes- und Leibesschwäche, in Melancholie oder Leichtsinn, in Verstimmtheit

und Thorheit mancher Art, einzig darum, weil sie verkannt, mißverstanden, unbillig behandelt, ihre Empfindlichkeit verletzt wurde, und die schöne Wärme ihres Herzens unbenutzt blieb.

Sanftmuth allein ist nicht hinreichend, dieses Uebel aufzuheben, oder ihm wenigstens seinen verderblichen Einfluß zu benehmen, obgleich heftiges Entgegenstreben dasselbe unendlich vergrößert. Sie, die duldende Sanftmuth, wird zwar Frieden und Anstand im Aeußern erhalten; aber den innern Gram, erschlaffende Muthlosigkeit, das allmählige Verstimmtwerden der Seele wird sie nicht abwenden können.

Jemehr aber selbst die besten Männer von dem allgemein verbreiteten Geist der Unbilligkeit gegen die Weiber nicht frei sind, desto dringender ist ein Verwahrungsmittel, das die Seele decken und ihre zarte Empfindungskräfte vor Verletzung schützen kann, und dieses einzige sichere Verwahrungsmittel ist Selbstständigkeit; eine Eigenschaft, die für das jugendliche, besonders das weibliche Herz, schwer zu erwerben ist. Es schließt sich so gern an alles, schätzt sich selbst nur immer nach dem Werth, den es sich von andern beigelegt sieht, und fühlt gewiß tiefer und lebendiger, als es kein männliches Herz vermag, was Rousseau gewissermaßen mit Recht sagt: unser wahres Selbst sey nicht ganz in uns. Aber gerade dies ist die Quelle der Eitelkeit, der Schwäche und vieler Leiden der Weiber; darum sind sie so oft das Opfer ihrer besten, reinsten Gefühle; darum sind ihre edelsten Grundsätze das Spiel der Vorurtheile und der Mode.

Beruf und Bestimmung macht es dem Weibe zu einem wichtigen und erhabenen Zweck, seine innere geistige Existenz so selbstständig und eigenthümlich als möglich zu machen; sie müssen ihre Denkarten, ihren Charakter in ihren eigenen Augen so ehrwürdig machen, daß ihnen das Urtheil über sich selbst nicht irre machen kann. Freiheit und Sittlichkeit sind mit der Menschheit des Weibes so gut als mit der des Mannes verknüpft, und Selbstständigkeit ist eine unmittelbare Folge der Idee von Freiheit und Sittlichkeit.

Ist das Streben des Weibes auf diesen großen Zweck

hingerichtet, wie werden dann alle jene kleinen, unrühmlichen Künste, die Schleichwege der Intriguensucht, das Gewirre widersprechender Neigungen und Triebe verschwinden? Ein höherer, reinerer Genuß wird ihre Seelen stärken zum Handeln und Leiden, zur Ruhe und Thätigkeit. Der Weihrauch, den ihnen die Männer streuen, wird sie nicht berauschen, ihr unverdienter Tadel nicht kränken, ihre Geringschätzung nicht niederbeugen. Und allmählig werden sich auch diese von selbst verlieren, wenn, nicht mehr durch weibliche Anmaßungen und kleinlichen Ränke gereizt, die Lust, sich durch Uebermuth zu rächen, ihnen benommen wird. Die guten und vernünftigen Männer werden es wohl fühlen, wie viel sie dabei gewinnen, wenn die Weiber einen festeren Charakter haben, wenn innere Würde des Gefühls sie lenkt und hebt.

Und in der weiblichen Seele, die sich eine gewisse Selbstständigkeit erworben hat, werden Sanftmuth, Heiterkeit, Geduld und alle leidende Tugenden Kraft und Dauer gewinnen. Ein solches Weib wird sich des Glücks freuen, einen Mann zu haben, der fähig ist, ihren Werth zu verstehen; sie wird bei aller Bemühung, ihm zu gefallen, doch mit den Reizen ihrer Seele bescheiden seyn, sie wird sie nicht absichtlich ins hellste Licht stellen, sie wird nicht zürnen, wenn er sie zuweilen verkennt und übersieht. Gewohnt, einen strengen Richter an sich selbst zu haben, wird sie auch dann, wenn sie dieser nicht anklagt, gegen Unbilligkeit, Tadel und Spott fühllos scheinen, ohne es zu seyn.

Zahlreich sind im häuslichen Leben die Gelegenheiten, wo diese zur Festigkeit erhobene Sanftmuth nothwendig ist. So ist z. B. das Betragen in Krankheiten oft Prüfstein und Klippe der Eintracht und Zufriedenheit. Oft ändern junge Weiber, die in gesunden Tagen heiter und sanft sind, ihr ganzes Betragen, sobald eine Unpäßlichkeit sie überfällt. Von innen und von außen treten dann Vernachläßigungen ein, übertriebene Klagen, Verzärtelung, Grämelei, ungenügsame Forderungen; lauter Dinge, wodurch sie ihren Männern zur Last werden und diese zugleich von sich entfernen.

Auch diese Unart ist eine Folge weiblicher Schwäche,

aber auch leider! ein wichtiger Grund, den die Männer anführen können, wenn sie sie beschuldigen, großgewachsene Kinder zu seyn. Der Grund davon liegt unstreitig in der zärteren Fühlbarkeit der Weiber; durch Natur und Erziehung fähiger, Theilnahme und Aufmerksamkeit auf fremdes Leiden zu verwenden, als es die Männer bei minder reizbaren Nerven, rauherer Erziehung und mehr zerstreuter Lebensart seyn können, verlangen die Weiber für sich selbst, was sie andern zu leisten sich fähig und willig fühlen.

Diese unbillige Forderung thut in der Ehe böse Wirkung. Da schon ohnehin die Männer etwas abgeneigt und ungeschickt sind, Kranke zu behandeln und zu pflegen, und nur durch einen hohen Grad von Liebe und Theilnehmung dazu gebracht werden können; so werden sie natürlich sehr bald ermüden, wenn etwas Widriges im Betragen der Frau jenen Empfindungen entgegenwirkt. Kälte, Bitterkeit und Unmuth sind nur zu oft die Folgen einer unbedachtsamen Vernachläßigung an ihrer Seite, einer rauhen Unfreundlichkeit an der seinigen, und zerstören gerade da Zärtlichkeit und Vertrauen, wo diese Empfindungen den köstlichsten Balsam des Lebens ausmachen sollten. Müßte daher nicht eine kluge und feinfühlende Frau sich gewöhnen, in kranken Tagen mehr als jemals über sich zu wachen, und alles zu entfernen, was den ohnehin drückenden Krankheitszustand lästiger macht; niemals übertriebene Klagen führen, nie dem Eigensinn mehr gestatten, als der Zärtlichkeit des Gefühls; nie einen Genuß darin suchen, sich aufgewartet und bedauert zu sehen; sondern immer großmüthig genug seyn, um eine Gefälligkeit höher anzurechnen, als zehn kleine Vernachläßigungen.

Und hierdurch wird es der klugen Frau auch in diesen Umständen gelingen, der höchsten Maxime des ehelichen Umgangs getreu zu bleiben: die Liebe ohne Wechsel und Störung zu erhalten. Je ruhiger diese ist und je mehr und länger sie sich gleich bleibt, desto seliger ist sie. Sie fürchtet nichts, weil sie nichts zu fürchten hat, und selbst die Furcht, ein solches Kleinod zu verlieren, versteckt sich hinter der Sorgfalt, es so lang als möglich zu bewahren.

Tugend erweckt keinen Verdacht, also keine Eifersucht. Eifersucht ist ein schleichendes Gift, das die kränkelnde Liebe in konvulsivische Bewegungen setzt, um sie desto gewisser zu tödten und mit ihr alle häuslichen Freuden zu begraben. Die Quellen, aus denen sie entspringt, heißen Bewußtseyn der eigenen Schwäche, Mißtrauen in sich selbst, Neid, Eitelkeit oder Melancholie. Jede Gattung äußert sich auf ihre eigene Weise. Die eine fühlt bescheidenen Kummer, die andere sucht ihren Trost im Verläumden, die dritte begnügt sich mit hämischem Spott, und die vierte trachtet in der verbissenen Wuth nach Mord und Tod.

Es ist ein thörichtes Vorurtheil: eheliche Liebe sey ohne Eifersucht undenkbar; das hieße ja, man könne nicht anders glücklich seyn, als unter immerwährenden Qualen; nicht anders ruhig, als durch gegenseitiges Mißtrauen; nicht anders sicher in dem Besitz eines Guts, als in der ewigen Furcht, es durch Verrätherei zu verlieren. Und die Liebe, die blos durch Eifersucht im Gleichgewicht erhalten werden soll, läuft sie nicht Gefahr, schnell über den Haufen zu stürzen! Diese augenblickliche Spannung eilt vorüber, und dann erblickt man in dem, der nur durch dieses Mittel zur Standhaftigkeit gezwungen wurde, weiter nichts, als den Nachhall der ehemaligen Liebe. Höchstens dient dieser Kunstgriff dazu, einen Schwachkopf länger zu fesseln!

Die Eifersucht eines Liebhabers und die Eifersucht eines Gatten unterscheiden sich sehr in Absicht ihres Gegenstandes: jene ist nur gekränkte Eigenliebe und gekränkter Stolz, diese beleidigte Ehre und beleidigtes Recht.

Aber die Weiber haben vermöge ihrer feinen Nerven, vermöge jener Anlage zum Neid, der aus dem Gefühl der Schwachheit aufkeimt, vermöge ihrer Eitelkeit viel mehr Hang zur Eifersucht als die Männer. Auch entdeckt man sie bei ihnen leichter, jeder Zug im Gesicht spricht deutlicher, und da man sie von Jugend auf gelehrt hat, auf ihre Reize stolz zu seyn, so fühlen sie die wahre oder eingebildete Beleidigung um desto tiefer; da sich das Weib von Seiten der unbegränztesten Eigenliebe beleidigt findet, so vermag ein eifersüchtiger Mann weit

eher besänftigt zu werden, als ein eifersüchtiges Weib.

Die Erfahrung bestätigt es täglich, daß Eifersucht mehr zur Untreue reizt, als davon abschreckt, mehr die unerlaubten Begierden aufregt, als unterdrückt, und die Wege, sie zu befriedigen, gerade durch die Aengstlichkeit entdeckt, womit sie dieselben zu verbergen sucht. Indeß der Eifersüchtige mit acht und neunzig blinden Augen wacht, schläft er gerade mit den zweien, welche sehen könnten.

Die Eifersucht sieht alles, was sie sieht, mit dem Vergrößerungsglase ihrer mißtrauischen Natur. Bei ihr wird der Zweifel blitzschnell zur Gewißheit, das Täuschende zum Wahrscheinlichen, Kleinigkeiten zu Wichtigkeiten. Schwarz ist der Gesichtspunkt, aus dem sie sieht, schwarz erscheint ihr alles, was ihrem trüben Auge aufstößt. Kein Irrthum ist hartnäckiger als der ihrige, keine Blindheit hoffnungsloser, keine Wunde unheilsamer, da sie jede Minute aufgerissen wird, so hoch sich auch der Eifersüchtige zu schonen versprach. Mit einer schrecklichfurchtbaren Phantasie schafft er sich Phantome und bebt vor seinen eigenen Geschöpfen. Wie ein Kind, das Gespenster glaubt, läßt er sich tausendmal belehren, aber niemals überzeugen, und zittert vor der eingebildeten Gefahr mehr, als vor der wirklichen.

Liebe, die ihre Nahrung in körperlichen Reizen sucht, muß sich diese herbe Verbitterung ihres Genusses fast ohne Ausnahme gefallen lassen: denn Schönheit zieht, auch wider Willen der Person, die sie hat, alle sinnlichen Menschen magnetisch an sich, und hält sie wenigstens so lange fest, als sie Hoffnung haben, ihren Sinnen ein ungewöhnliches Fest zu bereiten.

Sinnliche Menschen machen sinnliche Versuche, und je verfeinerter der Wollüstling ist, desto gefährlicher sind seine Netze und Künste. Soll der Mann diese fürchten oder verachten? Beides gleich traurig für ihn: denn in beiden Fällen kann er betrogen werden. Was die Furcht vielleicht blos vorspiegelt, erleichtert die Verachtung, und wenn jene leicht getäuscht werden kann, so wird diese um so sicherer an sich selbst gestraft.

So wie der Wahn in vielen Fällen weit glücklicher macht, als die Wahrheit, so macht er doch in diesem

Falle weit unglücklicher, und die Ungewißheit martert länger, als eine traurige Ueberzeugung. Was jene thun mag, um die gefürchtete Schmach abzuwenden oder zu ahnden, so sind ihre Maßregeln unzuverläßig, hart oder gar ungerecht: die Ueberzeugung hingegen gebraucht die Mittel ihrer Rache mit dem Bewußtseyn ihres Rechts, und findet schon darin Trost und eine gewisse Entschädigung für die erlittene Beschimpfung.

Was aber auch die Eifersucht immer thun mag, so fällt das Unangenehme und Traurige doch allezeit mehr auf die Seite dessen, den sie beherrscht, als auf den, gegen welchen sie mit oder ohne Grund erröthet, und nagt an dem Herzen ihres Sclaven wie ein nimmersatter Wurm, der desto gieriger wird, je weniger Nahrung er findet.

Wer geneigt ist, weibliche Tugend zu bezweifeln, der findet sie auch leicht verdächtig. Das Bewußtseyn eigener Schuld ist oft die reichhaltigste Quelle des Argwohns gegen andere; und hat ein Mann vielleicht Ausschweifungen vor der Ehe begangen, so hat er nicht selten seine guten Gründe, das Vergeltungsrecht eines Dritten zu fürchten. Mißtrauen entspringt gewöhnlich aus einem unreinen Herzen, wenigstens aus solchen Erfahrungen, die man zum Theil an sich selbst, zum Theil hie und da an andern machte.

Der schon bis zur wilden Rohheit ausgearteten Eifersucht kalte Wahrheit entgegenzusetzen, ist vergeblich; die übertriebene Lügnerin wird sie mit den feinsten Wendungen zu verdrehen wissen, sie wird sie wegläugnen, und die eigene ungereimte Aufführung mit dem äußersten Eigensinn zu vertheidigen wissen.

Leicht wäre es nun, im ernsten moralisirenden Ton schöne moralische Lehren zu geben, wie und auf was Art diesem Ungeheuer durch strenge Zucht und matronenhafte Ehrbarkeit der Zugang zu verwehren sey. Aber damit ist nicht viel gethan. Wer das menschliche Herz und alle die unendlichen Verwickelungen des Lebens kennt, hat zwar großen Respekt für jene Weisheit, sieht sich aber doch auch nach Hülfsmitteln um, wodurch das bischen Thorheit, das hie und da mit unterläuft, so unschädlich als möglich werde.

Ich will hier nicht von der Kokette reden, die sich keiner Grausamkeit weniger schämt, als der, wobei die Eitelkeit ihre Rechnung findet, die herzlos genug ist, alle Qualen, die sie verursacht, mit einem ruhigen kalten Lächeln zu überschauen, deren Triumph da am höchsten ist, wo ihn der eifersüchtige Liebhaber oder Gatte mit seiner Verzweiflung versiegelt; aber es geschieht nur allzuhäufig durch Unbesonnenheit der Weiber, daß der Eifersucht Schlupfwinkel geöffnet werden, wodurch sie sich in die Haushaltung schleicht. Tausend Uebel kehren mit ihr ein, und unter welcher Gestalt sie erscheinen mag, sey es mit dem zärtlichen Blicke der Liebe oder mit dem schielenden des Argwohns, so wird sie doch bald das Haus einem Staate gleich machen, in welchem bürgerlicher Krieg seine Greuel und Schrecken aufstellt. Nicht genug, daß sie in ihren leidenschaftlichen Anfällen die Liebe oft gänzlich tödtet, sie wüthet oft dann noch am stärksten, wenn jene schon längst an ihren Wunden gestorben ist.

Was kann also für Ehegatten wohl wichtiger seyn, als diese gefährliche Leidenschaft an der Schwelle des Hauses, in welches man Friede und Freude bringen soll, zurückzulassen, und jede Gelegenheit zu fliehen, wodurch diese im finstern Aufenthalt lauernde Feindin menschlicher Ruhe plötzlich hervorspringt.

Und ist er einmal da dieser höllische Asmodius, kann man ihn wohl leichter verbannen, als wenn man sich zum heiligsten Gesetze macht, nie zu eifern. Was ist ihm anders entgegenzusetzen, als jene sanfte Festigkeit, die, ohne sich zuviel zu vergeben, doch Bereitwilligkeit zeigt, immer wieder auf den rechten Weg einzulenken? Argwohn schmerzt und unbilliger Zwang verwundet, doch auch die Thränen, die sie kosten, müssen sanfte Thränen seyn, von keinem Troz begleitet, von keiner Erbitterung gefolgt. — Und wenn es einem beleidigten Weibe möglich ist, die Untreue ihres Mannes mit sanften Thränen oder gar nicht zu ahnden, dann richtet sie gewiß mehr aus, als die verführerische Buhlerin mit den raffinirtesten Kunstgriffen.

Verdoppelte Liebenswürdigkeit und Güte ist das einzige Mittel, das zu erhalten oder wieder zu gewinnen,

worauf es keine Zwangsrechte gibt. Längst veraltet ist die Meinung, daß bürgerliche Gesetze und liturgische Formeln der Empfindung gebieten können. Je weniger sich Ehegatten auf solche Gesetze berufen, je fester werden die sanftern schönern Bande sie umschlingen, die kein edles Herz, wenn es auch auf Augenblicke getäuscht und verleitet wird, jemals ganz abwerfen kann. Denn nicht selten zeigt die Erfahrung, daß gerade, was das Gesetz löst, die Sitte bindet. Die Idee des äußern Zwangs ist einem allein auf Neigung und innrer Pflicht beruhenden Verhältniß, wie die Ehe, völlig fremdartig.

Vielleicht liegt gerade hierin der Talisman zum ehelichen Glück, immer den andern glauben zu lassen, er sey zu nichts verbunden, er handle aus freier Willkür, oder doch nur aus Gesetzen allgemeiner Nothwendigkeit. Tugend und Liebe sind nur dann wahr und achtungswerth, wenn sie aus Freiheit und Sittlichkeit emporkeimen, und die Gesetze dieser kann kein Stand, keine Verfassung in der Welt umstoßen.

Ordnung ist nicht Unterwürfigkeit; physische Einrichtungen der Natur verlangen physischen Gehorsam. Das Weib, das sich und die Kinder nicht ernähren und forthelfen kann, muß freilich vom Manne abhängen; Regeln, die Ordnung und Wohlseyn festsetzen, muß keine Willkühr erweitern! —

Die reinen Begriffe dieser Naturordnung sind vielleicht gerade jetzt das einzige Mittel, dem Ehestande Glück und Würde wiederzugeben, denn mit der Einfalt alter Sitten ging mancher stillschweigende Vertrag, manche zur Gewohnheit gewordene Tugend verloren. Der Luxus hat Trennungen verursacht, hat jeden Theil sein eigenes Ich deutlicher zu fühlen gelehrt. Die Frau ist nicht mehr blos Haushälterin des Mannes und Gebärerin seiner Kinder; sie ist auch Erzieherin, ist Theilhaberin seiner oft sehr verwickelten Verhältnisse, und hat ihre eigene, zuweilen nicht unwichtige Rolle im gesellschaftlichen Leben zu behaupten. Soll sie nun behutsam und selbstständig handeln, so muß sie frei und eigenthümlich denken können, also nicht Maschine seyn, die nur vom Willen des Mannes abhängt. In allem, was nicht Be-

ziehung hat auf seinen Glücksstand, seine Ehre und seiner Kinder Wohl, muß er sich kein Herrscherrecht anmaßen. Sollte jedoch das Uebergewicht der Geisteskräfte, des Verstandes durchaus auf einer Seite seyn müssen, so sey es ja, um aller Grazien und Friedensgötter Willen! auf Seiten des Mannes.

Nie müsse es der Frau einfallen, sich in die Geschäfte des Mannes zu mischen, Einfluß darauf haben zu wollen, ihm eine Lebensweise vorzuschreiben und eine Wichtigkeitsrolle im Hause zu spielen. Diese Albernheit, worin die Weiber oft mit falschem Thätigkeitstrieb verfallen, macht beide Theile lächerlich, und benimmt dem Mann das Ansehen, welches er vor der Welt behaupten muß. Eine Frau kann sich nie in einem lächerlicheren Lichte zeigen, als wenn sie ihren Mann zu beherrschen scheint. Ist unglücklicherweise der Vorzug ihres Verstandes auf ihrer Seite, so verräth das sichtbare Bewußtseyn desselben eine Schwäche, die sie in den Augen jedes denkenden Mannes verächtlich macht, und leicht einen unaustilgbaren Widerwillen bei ihm erzeugen kann.

Die kluge Frau wird in solch' einem Falle die Fehler ihres Mannes nicht zu bemerken scheinen, sie wird nie seinen verkehrten Urtheilen geradezu widersprechen, sondern ihn unbemerkt auf eine andere Meinung zu leiten wissen, daß es ganz seine eigene zu seyn scheint, sie wird ihm die Ehre jedes klugen Entschlusses zu Theil werden lassen, und für sich selbst dabei auf eignes Verdienst eben so wenig Anspruch zu machen, als der demüthige Priester des weisen Orakels zu Delphi.

Liebe, sagt man, die alles hingebende, alles fordernde Liebe, will ein unumschränktes Vertrauen, und aus diesem erschafft sie sich eine ihrer größten Seligkeiten; aber gerade ist dies der Weg zum Widerspruch, Mißverständniß und Intoleranz. Der Fall einer solchen Liebe in der Ehe ist in unsern Tagen so selten, daß er wohl eine Ausnahme von der Regel macht. Und wenn bei der jetzigen Verfassung das Höchste, worauf die Weiber im Ehestande Anspruch und Hoffnung machen können, Freundschaft ist, so wird das kindliche Vertrauen, womit junge Weiber in den ersten Zeiten der Ehe alle Thorheiten, die ihnen

durch den Sinn laufen, alle kleine Verdrüßlichkeiten, die ihnen zustoßen, ihren Männern vortragen, dieselbe unfehlbar untergraben. Die Ruhe und Würde einer so ernsten Verbindung fordern Wahrheit, Aufrichtigkeit, Zutrauen in allen wichtigen und nützlichen Dingen; aber zugleich auch Behutsamkeit und Verschwiegenheit, wo sie nöthig sind, besonders in allem, was sich auf einen unabänderlichen Unterschied in der Denk- und Empfindungsweise gründet.

Wenn alles bisher Gesagte sich auf die Ehe, als eine genaue innige Verbindung, bezieht, so liegt noch in derselben als Familienverhältniß die Anforderung, zum allgemeinen Wohl der bürgerlichen Gesellschaft beizutragen, und in diesem Kreise finden wir noch manche schöne Tugenden und Pflichten, die einer jeden Frau als Bürgerin der Welt, als Theilnehmerin der Gesellschaft obliegen, und deren Ausübung das Maß ihres Verdienstes bestimmt.

Es sollen dieses die Pflichten seyn, die die Grundfeste alles Wohlseyns, aller Ruhe und Zufriedenheit ausmachen, deren erhabener Begriff schon oben mit dem Ausdruck: Ordnung bezeichnet worden ist. Ordnung ists, die überhaupt den Menschen zur Würde des vernünftigen Geschöpfs erhebt, das Chaos verworrener Begriffe entwickelt, und das einzige Verwahrungsmittel gibt gegen Betrug der Sinne, gegen Täuschung der Einbildungskraft und des Stolzes; die im Denken, Empfinden, Wollen und Handeln nothwendig ist, wenn wir nicht jedem Spiele des Zufalls und der Laune, jedem Sturme der Leidenschaft das schwankende Gebäude unsers Glücks anvertrauen wollen. Von dem Wesen der Ordnung in diesem erhabenen Sinne ist hier die Rede nicht, sondern nur von der Ordnung im täglichen Leben, in den Geschäften unsers Berufs.

Glücklich ist die Frau, die beim Anfang jedes Tags einen muthigen Blick auf ihre Pflichten wirft, nicht vor ihrer Last zurückbebt, aber auch nicht mit flüchtigem Leichtsinn sie behandelt, sondern sie wichtig genug findet, um sie mit stolzem Selbstgefühl auszuüben, und die am Abend, nach vollendeter Arbeit, alles um sich her wohl versorgt sieht, sich ermüdet, aber ruhig und zufrieden

fühlt! Kennt sie nicht die sauersüßen Freuden einer höheren Verfeinerung, so kennt sie dafür auch nicht die Langeweile, den Zwang, den Flitterprunk der großen Welt und das traurige Gefolge des Müßiggangs. Täglich wird ihr alles leichter, und durch unausgesetzte Uebung wird ihre Seele, wie ihr Haus, zum Tempel der Ordnung.

Naturgabe ist der Geist der Ordnung selten; vielmehr widersteht ihm eine gewisse Flüchtigkeit, Trägheit und Uebereilung, die der weichen und reizbaren weiblichen Organisation nur zu leicht anhängen. Eine Frau, die sich ihn eigen machen will, muß sich in der ganzen Einrichtung ihres Lebens gewisse unabänderliche Regeln festsetzen; sie muß gewisse Zeiten zu nothwendigen Verrichtungen bestimmen, und sie nie verschieben, wenn sie sich auch gleich zuweilen unaufgelegt dazu fühlen sollte. Ein genaues Verzeichniß von allem, was sich unter ihrer Aufsicht und Verwahrung befindet, eine genaue Berechnung der Einnahme und Ausgabe sind die ersten Eigenschaften einer klugen Hausfrau.

Sie wird sich vorzüglich bei ihren Dienstboten in ein vollkommenes Ansehen von Ordnung zu setzen wissen, indem sie alle ihre Versehen zu bemerken scheint, zwar bei weitem nicht über alle zürnt, aber sie doch überzeugt, daß ihr keins entgehe. Nie muß sie sich bei ihren Untergebnen Raths erholen, wenn sie sich nicht selbst zu helfen weiß, damit sie so wenig als möglich Gelegenheit bekommen, ihre Einsichten zu bezweifeln. Ueberhaupt ist das Betragen gegen Dienstboten, die sorgfältige Auswahl derselben, und die Kunst, sie zu regieren, eine der schwersten und verdrießlichsten, aber auch eine der wichtigsten Pflichten der Hausfrau; die Vernachläßigung und der Schaden, der durch das Gesinde geschieht, ist eben so unabsehbar, als schnell und einreißend.

Aus diesen Grundsätzen der Ordnung fließt zunächst eine vernünftige Sparsamkeit, die ein ernstes Nachdenken erfordert, über alles dasjenige, was in dem Stande, worin man lebt, für anständig und nothwendig gehalten werden kann. Um hierin einen sichern Maßstab zu treffen, muß die Vernunft richtig unterscheiden, was eigentlich

Nothwendig heißt, muß eingebildete Bedürfnisse von wirklichen absondern, und selbst diese nicht nach dem, was andre von uns erwarten, sondern nach dem bestimmen, was wir wirklich leisten können.

Einfalt im Leben ist bei innerm Reichthum; Eitelkeit, Ziererei und Prunk bei innerer Bettelei. Und was ist Einfalt des Lebens anders als eine bescheidene Einrichtung unsers Hauswesens nach unserer Lage und nach unsern Glücksumständen? Leider ist bei der gegenwärtigen Verfassung ein gewisser Prachtaufwand eingerissen, dem Natur und Vernunft zuweilen aufgeopfert werden müssen, aber nie müssen höhere Pflichten dadurch verletzt werden, Kinder unversorgt, Dienstboten unbezahlt bleiben, Gläubiger ihre anvertrauten Summen verlieren, und die Ausübung jener edlen Tugend der Wohlthätigkeit dadurch verloren gehen. Die vernünftige Hausfrau wird erst sorgfältig zurücklegen, was sie zu den Bedürfnissen ihres Hauswesens braucht; sie wird das übrige überrechnen, an ihre nothleidende Brüder, und dann erst an Vergnügen und Prachtaufwand denken; sie wird erst den engeren häuslichen Kreis versorgen, und dann den weitern der allgemeinen Menschenfamilie; sie wird nicht aus Schwäche, aus bloßem sinnlichen Mitleiden wohlthätig seyn, sondern mit weißer Auswahl und Behutsamkeit.

So lächerliche und widerliche Geschöpfe jene Mannweiber sind, die in ewiger Bewegung sind, die mit einer affektirten Wichtigkeit, mit einer übertriebenen und unrecht angebrachten Geschäftigkeit im Hause herumtoben, so wesentlich ist mit dem Geiste der Ordnung eine vernünftige Thätigkeit verknüpft, und um so dringender zu empfehlen, je mehr Flüchtigkeit und Trägheit bei dem schönen Geschlechte einreißen. Die Zeiten sind zwar vorbei, wo sich unsere Hausfrauen in Küch und Keller quälten, Hände und Gesichtsfarbe am Feuer verderben ließen, um kleine Summen zu ersparen. Feinheit der Sitten, des Geschmacks, der Unterhaltung, Geschicklichkeit in Handarbeiten, Eleganz der Kleidung und die höchste Reinlichkeit in Allem vertragen sich nicht mit jenen niedrigen und unsaubern Beschäftigungen, die jede

Dienstmagd besser verrichten kann. Wie viel kann nicht schon eine Dame durch eigene Verfertigung ihres Putzes ersparen, was sie der Modehändlerin zukommen läßt! Es ist Mangel an Einsicht und Beurtheilung, oder auch sclavische Befolgung pedantischer Vorurtheile, wenn Weiber in den höhern Ständen mehr thun, als eine genaue Aufsicht führen über alles, was in ihrem Hause geschieht. Müßiggang werden sie dabei nicht zu besorgen haben, wenn sie ihre Stunden vernünftig einrichten, von einem Tage zum andern die nöthigen Anstalten machen, alle Ausgaben genau berechnen, nichts übersehen, nichts verschieben, was gleich geschehen muß.

Und welche Männer aus diesem Stande sollten wohl damit zufrieden seyn, in ihrer Gattin eine Magd, statt einer Freundin zu haben? Doch so unangenehm es einem Manne seyn muß, wenn eine Frau sich alles Recht, zu befehlen und anzuordnen, mit frecher Herrschaft anmaßt, oder wenn sie nur an den gröbern niedern Arbeiten des Hauswesens Geschmack findet, so muß ihm doch ein Geschöpf noch verächtlicher seyn, welches nur für thierische Bedürfnisse oder leere Zeitvertreibe lebt, kaum den Zweck seines Daseyns kennt, vielweniger sich um dessen Erfüllung bekümmert, das mit Tändelei und Putz, Tanz und Spiel, Schmähsucht und Koketterie, und wohl höchstens mit Durchblätterung einiger Romane und Schauspiele seine Lebenszeit hinbringt. Leider begünstigen unsere Sitten und die Vorurtheile der großen Welt diese traurige Ausartung des weiblichen Berufs. Traurig, daß manches arme Geschöpf durch Erziehung, Umgang, Verhältnisse und eine ganze Verkettung von Umständen auf einen solchen unnatürlichen Weg gebracht wird. Manches gute Herz beseufzt im Stillen die Opfer, die es der Mode und Eitelkeit zu bringen sich genöthigt sieht, und vergähnt am Spieltisch die Stunden, die weit angenehmer und froher in häuslichen Beschäftigungen hinfliegen würden. —

Auf solchen häuslichen und geselligen Tugenden des Weibes beruht gewiß der größeste Theil des ehelichen Glücks; besitzt sie dabei jene Gewandtheit des Geistes, die Dissonanzen, die in dem unendlichen Tonleiter mensch-

licher Empfindungen und Gefühle leider! nur allzuhäufig vorkommen, in eine sanfte Harmonie aufzulösen, so wird die Kunst, mit welcher diese Auflösung geschieht, das Vergnügen nicht nur reizender machen, sondern auch die Bewunderung und Hochschätzung des Künstlers vermehren.

Ueberhaupt sind kleine unschuldige Künste, wenn sie die Freuden der Ehe erhöhen oder nur erhalten, da gewiß nicht am unrechten Orte: sie bewirken oft viel und schaden selten. Sie verhüten das gefährliche Uebel der Einförmigkeit, indem sie allenthalben Blumen ausstreuen, und das liebliche Bild des Frühlings täglich erneuern, so sehr sich auch die Jahreszeit der Ehe zum Herbste neigt. Sie schaffen eine glückliche Nachahmung derjenigen Gegenden des Erdbodens, wo unter einem stets milden Himmelsstrich Blüthe, Früchte, fallendes Laub und halb entfaltete Knospen in reizenden Kontrasten Aug und Herz zugleich ergötzen und die widersprechenden Charaktere der Jahreszeit mit einander aussöhnen.

Der Mensch liebt nun einmal Veränderungen und Abwechselungen, ja sogar Täuschungen; gibt man sie ihm in der Nähe, so darf er sie nicht in der Ferne suchen; ist sein eigen Haus reich an abwechselndem Vergnügen, so sehnt er sich weniger hinaus, und ist es sogar sein eigenes Weib, das sie ihm verschafft, so fesselt er sich um so lieber und fester an die Schöpferin seiner Freuden, je erfinderischer sie darin ist. Will er zuweilen überrascht seyn, so mag sie nur den Plan der häuslichen Ordnung öfters abändern, ohne ihn in den wesentlichen Theilen zu stören: nicht nach ihren eigenen Phantasien, sondern nach seinem Geschmack; mehr nach seinen Launen, als nach ihren Einfällen. Gern wird er ihr die Ehre der Erfindung überlassen, wenn nur das Vergnügen der Neuheit gewinnt.

Anmaßungen, die nicht in der Absicht gewagt werden, um sie zu behaupten, sondern um sie mit Vortheil wieder fahren zu lassen, spannen die Aufmerksamkeit des Mannes, ohne gerade Furcht vor Mißbrauch zu erwecken, und erhalten gegenseitige Rechte und Pflichten im Gleichgewicht. Selbst lose Neckereien und feine Spiele des Witzes und der Laune, so lange sie weder der Ach-

tung, noch der Delikatesse einigen Abbruch thun, würzen die Vergnügungen des Umgangs, und verwischen die tiefern Züge, welche der Ernst, die Arbeit, die Sorge, vielleicht auch der Kummer, zuweilen über das männliche Gesicht ziehen.

Absichten, die oft der räsonnirende Verstand nicht erreichen kann, lockt nicht selten der Scherz, der Witz oder eine unwiderstehliche Naivetät unvermerkt aus ihren Verschanzungen hervor; und hängt irgend ein nagender Kummer hartnäckig an dem Herzen und spottet aller Vernunftschlüsse, so widersteht er doch schwerlich den sophistischen Zuredungen einer weiblichen Zunge und Theilnahme.

Theilnahme an allem, was den Mann angeht und er für wichtig hält, sey es übrigens noch so unbedeutend, ist das große Geheimniß, sich dem Manne wichtig zu machen, zugleich aber auch die unfehlbarste Kunst, Bitterkeiten zu versüßen, Unrecht vergessen zu machen, Kummer und Sorge einzuschläfern, Trübsale zu lindern und die erschlaffende Kraft der Seele wieder zu spannen. Sie allein, besonders wenn sie das kennbare Gepräge der Wahrheit und Innigkeit trägt, können schon der Frau die Liebe des Mannes erhalten, und versteht sie diese Kunst, ohne damit lästig zu werden, so behält sie die Herrschaft über sein Herz, so lange sie diese Kunst nicht verlernt oder übertreibt.

Was aber vorzüglich den sinnlichen Mann in dem Zauberkreise, den die Liebe um ihn herumzog, zu erhalten vermag, und den Reizungen, denen er sich so gern überläßt, immer neue Farben, obgleich mit täglich verminderter Stärke, gibt, ist eine, seinem eigenthümlichen Geschmack schmeichelnde, der Farbe des Gesichts günstige und dem Wuchse des Körpers angemessene Wahl der Kleidung; noch mehr aber eine nicht übertriebene, doch auch keinen Augenblick ohne Noth vernachläßigte Reinlichkeit.

Die Natur der Schönheit verlangt keine Künstelei, sie verabscheuet sie vielmehr; allein sie liebt in der Nachahmung der Natur und zieht ihren Vortheil daraus. Was die Natur schön machen wollte, überlud sie nicht mit Zierrath und unnützem Gepränge; was sie aber in seiner Schönheit zu erhalten wünschte, bewahrte sie vor

Schmutz; und eben deßwegen sind Diamanten und Gold ihre edelsten Produkte, weil sie sich selbst rein erhalten.

Auch mittelmäßige Formen und Farben veredeln sich durch Nettigkeit und Reinlichkeit, und so wie ein schönes Gemälde durch Schmutz und Staub etwas von seinem Werthe und von dem Eindrucke verliert, den es vermöge seiner Vortrefflichkeit auf das Auge des Kenners und Bewunderers machen konnte, so gewinnt ein minder vollkommenes durch den reinen uud frischen Glanz seiner Farben.

Und wer verdient es denn wohl mehr, als der Mann, daß die Frau in der ihr möglichen Vollkommenheit vor ihm erscheine? Und was kann ihr die Liebe desselben wohl besser erhalten, als eben das, was sie ihr erwarb? Oder wenn Reinlichkeit überhaupt eine Tugend des gesitteten Menschen ist, wie es denn wirklich vor vielen andern häuslichen Eigenschaften gelten kann, — wer hat dann wohl mehr Gelegenheit und Ursache, sie zu bemerken und zu schätzen, als er? Sogar als Zeichen der Achtung und des Strebens, zu gefallen, kann sie ihren Zweck nicht verfehlen: sie gefällt und empfiehlt, reizt und entfernt, je nachdem sie das eine oder das andere soll oder nicht soll. Da sie unmittelbar und vortheilhaft in die Augen fällt; mehr Achtung, als Begierden einflößt, und weniger als ein eitler und koketter Putz der Gefahr ausgesetzt ist, mißverstanden zu werden, so verschafft sie durch die Achtung, die sie einflößt, zugleich Schutz gegen den stärkeren Reiz, den sie ihrer Natur nach über das Kolorit des Körpers verbreitet. Wenn sie aber auch als Mittel, sinnlich zu gefallen, nicht so wichtig wäre, als sie es in der That ist, so behauptet sie doch unter den wirthschaftlichen Eigenschaften einen Rang, der das Gefühl von Hochachtung so gewiß erweckt, als ihr Einfluß wohlthätig ist. Abgerechnet, daß sie kaum halb so viel kostet, als die verächtliche und zurückstoßende Unreinlichkeit, da sie nur halb so viel braucht, um sich selbst zu erhalten, als jene nöthig hat, um das zu ersetzen, was sie muthwillig verdirbt; so wohnen auch Wohlbehagen, Gesundheit, Eßlust und Bequemlichkeit gern mit ihr unter einem Dache, und geben diesem von innen und außen ein lachendes, einladendes Ansehen.

Es gibt außer diesen allgemeinen Klugheitsregeln noch so manche andere besondere, die theils nur auf einzelne Fälle anwendbar, theils von so zärtlicher Natur sind, daß sie nur geahnet werden können. Einem verfeinerten Gefühl entgehen sie dann gewiß nicht, wenn der Zeitpunkt da ist, wo sie nothwendig werden.

Was aber auch alle solche Klugheitsregeln und unschuldige Kunstgriffe bewirken können und mögen, so machen sie doch nie irgend eine der Tugenden entbehrlich oder überflüßig, so sehr auch beide auf einen gemeinschaftlichen Zweck hinarbeiten. Jene liefern uns die Verzierungen zum Gebäude ehelicher Glückseligkeit, diese müssen es gründen und aufführen; jene vernichtet die Laune des Alters, des Glücks und Geschmacks; diese bleiben ewig, was sie sind — die unveränderlichen Regeln der erhabenen Kunst, glücklich zu machen und glücklich zu seyn. Und wohl dem, der sich an den beiden Fragen: werd' ich beglückt seyn? werd' ich euch beglücken? ernstlich prüft, ehe er vor den Altar des Vaterlands und der Kirche, vor den feierlich geöffneten Tempel der Zukunft und Nachwelt tritt; ihm wird es gewiß bei dem zwischen beiden gleich vertheilten Glücke nie an der Fähigkeit fehlen, das höchste Erdenglück zu genießen und zu geben, nie an der Kraft mangeln, mit standhaftem Muthe gegen Stürme und Orkane des Lebens zu kämpfen.

Um nun noch mit einem Blick

die Elemente des ehelichen Glücks

zu überschauen, wiederhole ich alles bisher Gesagte und fasse es in folgenden Zügen zusammen.

Wenn die Zufriedenheit des Menschen von seinem ihm eigenthümlichen Charakter, von der individuellen Richtung und Stimmung seiner Triebe abhängt, so läßt sich kein allgemeiner Maßstab der irdischen Glückseligkeit angeben; Glückseligkeit bezeichnet zwar, als Objekt einer Vernunftidee (in abstracto), ein vollständiges Ganzes systematisch befriedigter Triebe und angenehmer Empfindungen; allein in der Wirklichkeit (in concreto) läßt sie sich nur als eine möglichst fortschreitende Annäherung des jedesmaligen Zustandes zu diesem Ideale denken und

antreffen, die unzählige Gradenunterschiede zuläßt. —

Erreicht der Mensch die Zwecke, die er als sittliches und Naturwesen zugleich hat, in Verknüpfung mit der größtmöglichsten Summe, Stärke und Dauerhaftigkeit angenehmer Empfindungen, von denen er nach seinem Bewußtseyn selbst zugestehen muß, daß sie seine Würdigkeit übersteigt, — dann ist er im höchsten Grade irdisch glückselig; und über diesen Grad hinaus wäre jeder Wunsch Verbrechen.

Die übertriebene Selbstschätzung des eigenen Werths, ist leider zu oft der Grund, daß so wenige Menschen sich zu diesem Grad, zu diesem Adel der Seele, zu dieser Güte der Natur erheben, wo sie dem Tode heiter entgegen sehen, während sie zugleich die Erde und das Leben segnen. —

Mann und Weib erstreben in der Sphäre der ehelichen Gesellschaft einen und denselben Zweck, der Mann erstrebt ihn männlich und das Weib weiblich, während zugleich beide gegenseitig ihre Regungen und Gefühle mit empfinden. —

Glückselig sind nun beide, wenn jedes mit sich selbst, eins mit dem andern, und die Natur mit beiden eins ist.

Jedes muß mit sich selbst eins seyn, das heißt, es muß den Zweck der Natur in der Anordnung der Geschlechter zu seinem eigenen machen, es muß alle seine Bestrebungen, alle seine Gefühle auf jenen Zweck hinrichten. Wenn der Mann im ganzen Sinne des Wortes Mann ist, und Mann für sein Weib; das Weib im vollen Sinne des Wortes Weib, und Weib für ihren Mann, dann sind sie, was sie seyn sollen; in ihrem Innern herrscht keine Zwietracht, sondern jenes süße Selbstgefühl, welches den Menschen beseligt, wenn er, treu der Natur, seiner Bestimmung als Mensch sich nähert.

Eins muß mit dem andern Eins seyn. Nicht genug, daß sie einen gemeinschaftlichen Zweck haben, ihre Charaktere müssen sich gegen einander harmonisch stimmen, die eigenthümliche Männlichkeit des Mannes muß mit der Weiblichkeit seiner Gattin zu einem schönen Ganzen

zusammentreffen, das Herz keines von beiden muß ein Interesse mehr für sich haben, an keinem Gut für sich allein mehr hängen, die Leben beider Herzen müssen einander entgegenschlagen, und unter dem sanften Feuer der Liebe und Sympathie zu einem Gemeinleben verschmelzen, wo jedes Wesen sich, seiner selbst vergessend, dem andern für immer hingibt.

Die Natur muß aber auch mit beiden Eins seyn, sie muß ihnen die Güter nicht versagen, auf welche sich alle Liebe zunächst bezieht; Güter, welche der Mensch nur dankbar von ihrer freien Gunst annehmen kann. Das edelste dieser Güter machen Kinder aus; sie sind, was auch entartete Menschen sagen mögen, die Hauptpartbie im Gemälde des häuslichen Lebens, und eine Ehe ohne Kinder ist ein bloßer Freundschaftsbund.

Und wenn jenes Gefühl des Einseyns auch wieder leiser sprechen könnte, als im Anfange der Ehe; wie kann es dann schweigen, wenn ein Kind aus dieser Liebe erzielt wird? Welcher Gedanke! Das Feuer der Liebe ist das Mittel, dessen sich die schaffende Gottheit bedient, um das Geschlecht der Menschen fortzupflanzen. Noch ist es keinem bewaffneten Blick gelungen, den geweiheten Schleier zu durchdringen, in den die Natur gerade ihr heiligstes Bilden verhüllt. Aber siehe, Liebe stimmt die Geweiheten zu dem schöpferischen Moment, die Kraft der Natur gehorcht ihrem Feuer, und unter ihren Entzückungen läßt die Allmacht ein neues Daseyn erreichen. Ists möglich, daß Menschen einer solchen Mitwirkung am großen Plane der Schöpfung gewürdigt werden, ohne an den Unendlichen zu denken; ists möglich, daß Gott und Kinder in ihrem Geiste getrennte Vorstellungen sind, daß der Anblick dieser Lieben nicht Glauben und Hoffnung in ihnen belebe? —

Und Kinder vollenden erst die Innigkeit eines ehelichen Bundes, und Gatten fühlen sich erst dann als wahre Gatten, wenn sie Vater und Mutter sind; dann erst sind sie wahrhaft und für immer Eins, wenn die Züge des väterlichen Muthes zusammengeschmolzen in einem Kinde leben, wenn Natur und Liebe beider Eltern Charakter im Kinde vereinigt haben, wenn in

dem Herzen des Vaters auch das Herz der Mutter, und im Herzen der Mutter auch das Herz des Vaters schlägt! Ihre Wünsche und Gefühle vereinigen sich in denselben Punkten, ihr Alles sind ihnen ihre Kinder; in ihren Seelen herrscht ein gleiches Interesse, gleiches Licht und gleiche Schatten, gleiche Gruppen, gleiche Freuden und Leiden. Gibt es wohl auf der Erde eine reinere Glückseligkeit, als diese? —

Zum Beschluß

bitte ich meine schöne Leserinnen, die zwar Hymens Fesseln zu fliehen scheinen, im Herzen aber den verwünschten, immer wachsenden Orden der Hagestolzen verdammen — die sich nicht erklären können, daß so mancher Mann, dem es an ehestandlicher Nothdurft keiner Art zu gebrechen scheint, es immer hinzögert, aus ihren glänzenden Cirkeln eine Erwählte an den Altar zu führen — diese meine respektive Leserinnen bitte ich zu versuchen, ob es ihnen gelingen werde, dieses Paradoxon durch eine aufrichtige Beantwortung folgender Fragen zu lösen:

Wie hoch kommt Ihnen Ihr Anzug zu stehen, und wie oft verändern Sie denselben im Jahr?
Spielen Sie?
Besuchen Sie Konzerte, Bälle, Theater, Abendkränzchen?
Reisen Sie im Sommer aufs Land und ins Bad?
Haben Sie viele Bekannte unter dem Männergeschlechte, und in welchem Rufe stehen diese beim Publikum?
Steigen Ihnen bisweilen Launen und Grillen zu Kopfe?
Verstehen Sie eine Suppe zu kochen und die Wäsche auszubessern?
Würden Sie bürgerlich genug denken, ihre Kinder selbst zu stillen? —

„Welche alberne Fragen!“

Gynäologie.

VI.

Naturzweck, Sittlichkeit, Einfluß und Leitung des Geschlechtstriebes.



Vorbericht.

Man darf nicht weit um sich her sehen, um die sittlichen Folgen des über die Grenzen des Naturzwecks weit hinausgeschrittenen Geschlechtstriebs bald in einer frechen Sittenlosigkeit, bald in einer namenlosen Charakterschwäche gewahr zu werden.

Die Befriedigung der thierischen Lust gilt für eine Bagatelle du Jour, die Beobachtung der Ehetreue für ein Hausgeräth des dummen Pöbels. Der Ruthe kaum entlaufene Knaben sprechen ohne Scheu von ihren Siegen über weibliche Unschuld, und Mädchen von zwölf Jahren besitzen mehr Kenntnisse in den Geheimnissen der paphischen Göttin, als ihre Urgroßmütter an ihrem Hochzeittage; die Menschen sind schon lasterhaft, ehe sie noch tugendhaft seyn können!

Die Geschlechtsliebe, vorzugsweise vor andern Trieben der Sinnlichkeit, beschäftigt mehr die leidenden Vermögen, als die thätigen, sie vermehrt überhaupt die Abhängigkeit des Gemüths von äu-

ßern Gegenständen, und verhindert je mehr und mehr die Selbstthätigkeit und Selbstbestimmung; daher jene inkonsequente, gesetzlose Lebensart und aphoristische Handlungsweise, jene willenlose Geschmeidigkeit, jener Sclavensinn aller Art, jener Mangel an freien, starken, harmonischen Kraftäußerungen, ohne welche Tugend ein leerer Name ist — daher in Kollisionsfällen zwischen Pflicht und Vergnügen jenes stete Unterliegen dem letztern.

Man darf nicht weit suchen, um jene schaudernde Opfer der Wollust zu finden, jene Greise im Jünglingsalter, jene wandelnde Scelette mit todtenblassem Angesichte, mit dem halbgeschlossenen seelenlosen Auge, deren Gedächtniß erloschen und deren Verstand abgestumpft ist, bei welchen der Nerv des moralischen Gefühls durch den thierischen Instinkt überwältigt, erstarrt, nicht mehr vor Tugend, nicht vor Gott und Natur mehr zittert.

Unsere Begierden und Bedürfnisse haben alle Schranken eines richtigen Verhältnisses zu den Mitteln ihrer Befriedigung überschritten, wir haben nicht nur unsere moralische, sondern sogar unsere physische Freiheit Preis gegeben — wir haben uns zu den niedrigsten Sclaven herabgewürdigt.

Witz und Erfindsamkeit, Verfeinerung der Lebensart, der Gebräuche, der Künste, der Sprache selbst, arbeiten auf Befleckung der Einbildungskraft

und Verderbniß des Herzens hin. Vernünftelei gilt für Weisheit, feiner Eigennutz für Tugend, falsche blendende Aufklärung borgt den Titel eines guten Kopfs, und bei aller unserer eingebildeten Energie des Geistes sehen wir ruhig die arglistigen Künste des Aberglaubens und des Despotismus an der innern Grundfeste von Wahrheit und Recht mit ungescheuter Frechheit sich vergreifen.

Und dennoch können wir mit Recht behaupten, daß unser Zeitalter, aller seiner Mängel und Fehler ungeachtet, in dem Besitze von unendlichen Kenntnissen und Erfahrungen ist, und sich vermittelst derselben zu einer Reife, Veredlung und Aufklärung emporgearbeitet hat, die bis jetzt noch nicht auf dieser mütterlichen Erde vorgefunden wurde.

Die Erziehungskunde z. B. ist ein eigenes Studium geworden, bei der man nicht mehr von hergebrachten Gebräuchen und Vorurtheilen, sondern von Gesetzen der Natur selbst auszugehen, nicht mehr auf Zusammensetzung einer konventionellen Maschine, sondern auf Bildung zur wahren Bestimmung des Menschen und des Bürgers hinzuarbeiten für Pflicht erachtet, und von dessen gewissenhafter Ausübung im Stillen bereits manche gute Früchte reifen.

Ein rastloser Untersuchungsgeist in der moralischen, physischen und politischen Welt ist allenthalben rege; ein wohlthätiger philosophischer Ge-

nius, der alles aus dem erhabenen Gesichtspunkte der Veredlung der Menschheit betrachtet, scheint seinen Fittig über die Gesetzgebung, Staatskunst und Polizei zu schwingen, und berechtigt den Menschenfreund zu den tröstlichsten Aussichten.

Eben dadurch, daß wir mit einem lichten Blick weit vor uns hin sehen, daß wir das deutliche Bewußtseyn, das lebhafte Gefühl unserer Uebel haben, zeichnet sich unser Zeitalter vor allen andern aus. Und gerade dieses ist es, was uns überzeugt, daß noch keine allgemeine moralische Erstorbenheit herrscht, was uns berechtigt, noch nicht an der Menschheit zu verzweifeln, den trostvollen Glauben an den freilich langsamen, aber unaufhörlichen, grenzenlosen Fortschritt in der Aufklärung, Wahrheit, Tugend und Glückseligkeit nicht aufzugeben, sondern uns durch diese Aussicht auf allmählige Annäherung besserer Zeiten aufzurichten.

Groß und vielleicht größer als jemals sind unsere Gebrechen; aber groß und ohne allen Zweifel größer als je sind auch die Kräfte und mannichfach die Mittel, die wir dagegen aufbieten können.

Mit Recht zählen wir vorzüglich hierher den Leuchtstern der kritischen Philosophie, welchen sie in dem weiten Gebiete unsers gesammten Wissens, besonders aber in der Moral angezündet hat. **Kant** hat uns von der Existenz eines ober-

sten, allgemeingültigen Moralprincips überzeugt, er hat uns die fruchtbarsten Winke gegeben, wie man eine Lehre von unsern Pflichten in diesem Leben aufbauen könne, da wir bis auf ihn noch keine hatten, die sich einer völligen Evidenz rühmen konnte.

Unsere Pflichten waren, obgleich durchs moralische Gefühl uns nahe genug gelegt und klar, doch durch den Streit verschiedener philosophischen Secten aus den Augen gerückt, dunkel, undeutlich und unlauter gemacht worden. Es fehlte das Fundament, es fehlte folglich alles, worauf man eine Lehre derselben hätte bauen können; man holte dieselbe bald aus der Erfahrung, und daher entweder aus der individuellen Erziehung, indem man sich hierbei nach dem, was Konvenienz ist, bequemen mußte; oder aus der bürgerlichen Verfassung, indem das für Pflicht galt, was diese gut hieß und befahl.

Andere suchten die Quellen derselben in dem unbegreiflichen Willen der Gottheit auf, wobei nothwendig unmoralische Handlungen zum Vorschein kommen mußten, indem sie den menschlichen Willen durch übernatürliche Furcht und Hoffnung bestimmen ließen, und so alle moralische Gesinnung niederschlugen.

Noch andere leiteten die Lehre der Pflichten aus der Sinnlichkeit ab; sie machen zusammen die

Anhänger des feinen und groben Epikureismus aus.

Es war nothwendig, daß aus so entgegengesetzten Moralsystemen die größte Verwirrung und Unordnung in der Moral entstehen und sich in das gemeine Leben verbreiten mußte. Was dem einen erlaubt war, was ihm seine Sinnlichkeit eingab, war dem andern verboten, weil es gegen den unbegreiflichen und unerforschlichen Willen der Gottheit stritt, und so umgekehrt. Was sich durch bürgerliche Verfassung ausführen läßt, verbietet die Inkonsequenz der Erziehung.

Kant hat den Begriff von Pflicht bestimmt, indem er sie die moralische Nothwendigkeit nennt, das zu thun, was dem Sittengesetz angemessen ist. Hiebei macht die freie Person das Sittengesetz zu dem Bestimmungsgrunde und zur Triebfeder seiner Handlung, und übt im strengsten Sinne ein Sollen, nicht ein Gelüsten aus. Es handelt nicht nach Konvenienz der Erziehung, die manchmal entehrend, nicht nach Gewohnheit, die öfters verderblich, nicht nach Vorschrift des unbegreiflichen, wohl aber heiligsten, und eben deswegen erforschlichen Willens der Gottheit u. s. w.

Daraus läßt sich nun der Grundsatz bestimmen, worauf alle Lehre von unsern Pflichten gebaut werden soll. Du sollst die Befriedigung deines eigennützigen, sinnlichen Triebs durch den Willen dem Sittengesetz unterordnen: Du sollst moralisch,

dem Gesetze deiner praktischen Vernunft gemäß, überall und zu allen Zeiten in allen Lagen und Verhältnissen handeln. Oder wie diese Formel auch ausgedrückt wird: Handle nicht nach solchen Maximen, bei welchen, wenn sie allgemeine Gesetze wären, die Welt nicht bestehen könnte.

An diesem erhabenen Sittengesetz jede unsere Maximen, unsere Regeln des Lebens zu prüfen, und dann darnach zu handeln, ist unerläßliche Forderung, wenn wir mit der Menschheit, d. h. mit uns selbst und mit andern eins seyn wollen. Eine Lebensregel entspricht demselben alsdann, wenn es von ihr ohne Widerspruch gedacht werden kann, daß sie aus der reinen Vernunft an sich selbst, mithin aus dem Willen jedes vernünftigen Wesens für sich und aus dem vereinten Willen aller Glieder des Reichs vernünftiger Wesen entsprungen sey. Sie muß sich also auf das gleiche und nothwendigerweise allgemeine Interesse des ganzen vernünftigen Geisterreichs beziehen, und, als allgemeines Naturgesetz gedacht, ihrem vernünftigen Willen durchaus entsprechen.

Da dieses unserer größten Bewunderung würdige Gesetz in uns selbst liegt und in der Natur unserer Seele gegründet ist *), so muß seine Be-

*) Theile dieses Sittensystems liegen in allen Moralsystemen älterer und neuerer Zeiten. So sagt schon

trachtung in dieser Rücksicht die Menschenwürde in unsern Augen unendlich erhöhen. Mag es uns gleich nach so schwerem Kampf gegen unsere Neigungen auflegen, mag es uns durch die Kenntniß unserer Fehler noch so sehr demüthigen, so muß sich doch unsere Seele durch das Bewußtseyn, daß sie dieses erhabene Gesetz in sich trägt und sich dasselbe selbst vorschreibt, weit über alles Irdische emporheben, und sich selbst in die Reihen der höheren Geister versetzt erblicken.

Je mehr dieses Moralsystem, von allem gelehrten Schmuck entkleidet, aus den Schulen der Philosophen in den Kreis des bürgerlichen Lebens herabgezogen wird, desto gewisser dürfen wir hoffen, daß die Menschheit zum Bessern fortschreiten werde, und hierzu durch folgende Abhandlung etwas beizutragen, wird mir der süßeste Lohn seyn.

der H. Augustin: Daß es nicht erlaubt sey, zu lügen, wenn es auch die Wohlfahrt der ganzen Welt beträfe.

Erster Abschnitt.

Sittlichkeit des Geschlechtsgenusses.

Allgemeines Sittengesetz.

So lange der Mensch unter der Herrschaft des Instinkts steht, nimmt er nur Eindrücke auf und wird durch sie bestimmt; er begehrt nur, und wird durch die Begierde genöthigt. In diesem Zustand der Rohheit findet keine Freiheit und Selbstthätigkeit, folglich keine Sittlichkeit statt.

Indem er sich aber den Fesseln der Thierheit entwindet, erwacht in ihm ein höheres Vermögen, das ihn unnachläßlich auffordert, den Gegenstand, der seine Begierde reizt, zum Gegenstand seiner Reflexion zu machen, und die Begierde, die in ihm rege wird, befriedigt oder bezwingt er aus Gründen, die er kennt und deren Gewicht er abwägt.

In dem Charakter des kultivirten Menschen kündiget sich also Sinnlichkeit und Selbstthätigkeit (Receptivität und Spontaneität) zusammen vereinigt an. Er erscheint als begehrendes und wollendes Wesen zugleich; als abhängig, ohne Sclave zu seyn, als frei, ohne sich mit absoluter Freiheit über die Sinnlichkeit zu erheben.

Aus dem Begriffe der Vereinigung dieser beiden Naturen (der sinnlichen und übersinnlichen) geht der Zweck des Menschen, die freie Handlungsweise, hervor, und wird nur durch diese Vereinigung für ihn möglich, denn es würde für ihn, entweder als rein selbstthätiges

oder als blos der Naturnothwendigkeit unterworfenes Wesen, die Nothwendigkeit der freien Willensthätigkeit nicht als Aufgabe möglich seyn können; er mußte Sinnenwesen seyn, damit seinem Willen der Stoff gegeben werde, durch welchen seine Handlungsweise als Zweck, Gesetz und Aufgabe erscheint, er mußte Vernunftwesen seyn, um durch Selbstthätigkeit die Sinnlichkeit in ihren Schranken zu halten.

Will also der Mensch als Mensch handeln, d. h. nach seiner gedoppelten Natur als vernünftig-sinnliches Wesen, so darf er die Naturtriebe nicht als einzige höchste Gebieter erkennen; will er als Mensch, nicht blos als Thier seine sinnlichen Bedürfnisse befriedigen, so müssen auch diejenigen Handlungen, welche das sinnliche Daseyn zum Zwecke haben, so beschaffen seyn, daß die Freiheit nicht aufhöre, sich als Freiheit — der Wille nicht aufhöre, sich als erhoben über die Sinnlichkeit zu äußern, d. h. die Naturtriebe dürfen sich nie gegen den Willen als Uebermacht verhalten, sonst würde die wahre Ordnung der Dinge umgekehrt: Freiheit würde dem Zwange, der Wille den Begierden, das Absolute dem Zufälligen untergeordnet werden.

In dieser Umkehrung der wahren Ordnung, wenn sie durch Willkühr geschieht, besteht Immoralität; ein Mensch, der so zu handeln fähig ist, heißt ein verworfener, niederträchtiger, weil er in den Augen andrer als erniedrigt und als der Würde der Persönlichkeit verlustig erscheint. —

Der Mensch besitzt also das Vermögen, sich selbst zu Befriedigung oder Abweisung eines Begehrens zu bestimmen; dieses Vermögen wird dem Willen zugeschrieben, und das charakteristische Merkmahl, wodurch das Wollen vom bloßen Begehren unterschieden wird, ist das Merkmahl des Selbstbestimmens in Rücksicht einer entstandenen Begierde. Der Freund des Weins, der sich um seiner Gesundheit willen das Uebermaß versagt, wählt zwischen Befriedigung und Nichtbefriedigung, d. h. er handelt vermittelst eines Begriffes, der den Grund des Selbstbestimmens enthält, und dieser Grund heißt eine praktische Regel, die ihm im vorliegenden

Falle gebietet, nichts zu thun, was der Gesundheit schädlich ist. Er wird bei seinen vorzunehmenden Handlungen die Folgen berechnen, die sie auf seinen Kredit, seine Glücksumstände, seine Gemüthsruhe u. s. w. haben können, und nach diesen Rücksichten seinen Willen bestimmen. Aber der Wille ist an diese Regel nicht gebunden: der Trinker kann, ohnerachtet jener praktischen Regel, doch beschliessen, den ihm dargebrachten vollen Pokal zu leeren, und man kann gleichwohl nicht sagen, daß er wie ein Thier durch den blosen Trieb hingerissen seye: er hat beschlossen, dem Trieb nachzugeben.

Wir sehen, daß diese Aeusserung des Willens durch eine gewisse Operation des Verstandes bestimmt wurde, die sich in der Frage darlegt: ist die Befriedigung vortheilhaft? Und dieses Vortheilhafte weiß den Verstand so zu berechnen, daß der Mensch öfters eine gegenwärtige Begierde abweist, um eine entfernte zu befriedigen. Die Kokette läßt errungene kleine Vortheile unbenutzt aus ihren Händen entschlüpfen, um sich einen desto glänzenderen Triumph zu bereiten; der Geizige unterdrückt die Lust nach einem gegenwärtigen Genuß, um sich die Mittel zu einem künftigen zu ersparen. —

Aber sollte denn außer dieser egoistischen Thätigkeit des Verstandes, bei der Selbstbestimmung in Rücksicht einer erregten Begierde, keine andere Frage vorhanden seyn? Es hat Jemand ein beträchtliches Kapital in seiner Verwahrung, dessen Eigenthümer jezt plözlich gestorben ist, niemand weiß etwas von dem ihm anvertrauten Gelde, und es steht ihm also frei, es zu behalten. Die Vorstellung, dadurch sein Eigenthum zu erweitern, ohne entdeckt zu werden, entscheidet über die Frage: ist es vortheilhaft? und sein Wille beschließt, das Geld zu behalten. Aber es fällt ihm ein, daß er dadurch die rechtmäßigen Erben ihres Eigenthums beraubt, daß seine Handlung ein Betrug ist, wegen dessen er sich vor sich selbst schämen muß. Er sieht sich durch diese Vorstellung genöthigt, für die Abweisung der entstandenen Lust zu entschieden, und sein Wille beschließt, das Geld an die rechtmäßigen Besitzer zurückzugeben.

So fühlen wir schon das Andringen einer andern

Frage, auf welche der Mensch bei der Entscheidung über die Befriedigung oder Abweisung einer Begierde Rücksicht zu nehmen hat; und diese Frage heißt: ist die Befriedigung einer Begierde erlaubt? daß diese Frage von jener, ob die Befriedigung einer Begierde vortheilhaft sey? ganz verschieden ist, sehen wir aus dem vorliegenden Fall.

Das ganze Geschäft des Verstandes bei Aufstellung der Frage: ist es vortheilhaft? besteht in dem Urtheile über das Verhältniß, in welchem die Gegenstände des Begehrens zu dem Empfindungsvermögen stehen. Je größer also die Zahl, der Grad und die Dauer der angenehmen Empfindungen ist, die ein Gegenstand erweckt, desto größer ist der Vortheil oder das Gut, und je größer die Zahl, der Grad und die Dauer der unangenehmen Empfindungen ist, desto größer ist der Nachtheil oder das Uebel. Die Bestimmung des Willens nach diesem Urtheil hängt also von dem Naturgesetze des Begehrungsvermögens ab: dem Unangenehmen das Angenehme, und diesem das Angenehmere vorzuziehen. Die Regel, mäßige deine Begierden zum Trinken, ist nichts anders, als das Urtheil: der Genuß des Weins ist ein kleineres Gut als die Erhaltung der Gesundheit, oder als der gute Ruf der Enthaltsamkeit u. s. w. Die Regel: gehe nicht müßig, sey nicht träge, ist nichts anders als das Urtheil: das Vergnügen, das du in deinem Müßiggange findest, ist ein kleineres Gut, als das Vergnügen, etwas gelernt zu haben, als die Ehre, ein Talent zu einem vorzüglichen Grade ausgebildet zu haben, u. s. w.

Es läßt sich also, was jedem angenehm sey, nur subjektiv ausmachen, in wiefern dies von der individuellen Beschaffenheit des Empfindungsvermögens, von dem größern oder kleinern Grade der Reizbarkeit, der Gewöhnung und dadurch erworbener Empfänglichkeit für gewisse Eindrücke u. s. w. abhängt; eben deshalb ist oft dem einen etwas angenehm, was den andern ganz gleichgültig läßt, und einen Dritten sogar höchst unangenehm afficirt. Es wird also jeder andere alle nach der Frage: ist es vortheilhaft? modificirte Regeln nur für ihn

als gültig aufstellen können; auch für ihn sind sie objectiv gültig, und gegen diese objektive Gültigkeit entscheidet der Fall nichts, wenn der Mensch diesen Regeln nicht immer gemäß handelt; wenn der schon sieche Wollüstling die entstandene Lust befriedigt, ob er gleich seine Gesundheit, die er durch diesen Schritt zu Grabe fördert, für ein größeres Gut hält, als jenen augenblicklichen Genuß, so muß er sich doch selbst gestehen, daß seine Handlung unvernünftig war, und eben dadurch erkennt er die objektive Gültigkeit der Regel an, denn der Wille verhält sich überhaupt gegen jede Regel so, daß er nicht nothwendig an sie gebunden ist.

Durch eine fortgesetzte Funktion des Verstandes über den Werth der begehrten Gegenstände zum Empfindungsvermögen, eine höhere Einheit in demjenigen zu bestimmen, was schon durch die erste Operation des Verstandes verbunden ist, entstehen höhere Regeln, die mehrere in Eins verbinden; aus mehrern praktischen Regeln, die die in Einem allgemeinen Satze vereinigt sind, werden praktische Grundsätze überhaupt. Aus den Regeln: mäßige deine Begierde zum Essen, deine Begierde zum Trinken, zum Schlafen, zur Geschlechtslust, u. s. w. erzeugt die Vernunft durch Aushebung des ihnen gemeinschaftlichen Merkmahls die allgemeinere Regel: mäßige deine grobsinnlichen Begierden. Solche niedere Grundsätze werden nun durch dieselbe Operation der Vernunft überhaupt auf höhere Grundsätze zurückgeführt: Hänge den Vergnügungen feinerer Art, dem höhern Sinne des Auges, des Ohres, der Einbildungskraft nicht ausschweifend nach; und hat sie aus diesen die allgemeinere Regel: mäßige deine feinere sinnliche Triebe, abstrahirt, so entsteht aus beiden Grundsätzen der höhere Grundsatz: mäßige deine Neigungen überhaupt.

Diese Operation kann nun die Vernunft fortsetzen, bis sie einen Grundsatz findet, der das allgemeinste Merkmahl angibt, unter welchem sie alle übrige Regeln enthalten denken kann, und auf diesem Wege wird sie endlich die Idee der Glückseligkeit erzeugen, welche nichts anders ist, als die Idee eines Zustandes, in wel-

chem die möglich größeste Summe von angenehmen Empfindungen, sowohl dem Grade als der Dauer nach, zusammen verbunden gedacht wird.

Die Glückseligkeit wird als der gemeinschaftliche Maßstab für den Werth aller möglichen Gegenstände des Begehrens, und sie wird als ein durch die Vernunft gedachter Gegenstand; eben so wie eine wohlschmeckende Speise, blos dadurch ein begehrter Gegenstand, daß die Vorstellung derselben das Empfindungsvermögen angenehm afficirt. Diese Wirkung des Vorgestellten auf das Empfindungsvermögen — gleichviel, ob es etwas durch die Sinnlichkeit, oder den Verstand, oder die Vernunft Vorgestelltes ist, kann aber nicht der Vernunft zugeschrieben werden, denn in allen drei Fällen wird das Begehrungsvermögen durch das Vorgestellte, und nicht durch die Handlung des Vorstellens, also nicht durch das vorstellende Vermögen bestimmt. Verstand und Vernunft haben also beim Aufstellen der praktischen Regeln nur das theoretische Geschäft des Erkennens, welcher von den zu begehrenden Gegenständen das größeste Gut sey, und sie können daher praktisch *) in eigentlicher Bedeutung nicht heißen.

Hieraus sehen wir nun, daß durch die praktischen Regeln die Frage: ob die Befriedigung einer Begierde vortheilhaft sey? zwar vollständig entschieden wird; daß sie aber durchaus unbrauchbar zur Entscheidung der andern Frage sind: ob die Befriedigung erlaubt sey? denn die Frage: ist die Befriedigung einer Begierde vortheilhaft? heißt nichts anders, als: ob nicht ein anderer Gegenstand, der durch ihre Befriedigung ausgeschlossen wird, ein größeres Gut sey? der Wille hat hier zwar eine feste Norm, aber seine Wahl ist dabei schlechterdings eingeschränkt auf Begierden; er hat nur die Wahl, die eine oder die andern zu befriedigen. Wer die Gelegenheit, ein unschuldiges Mädchen zu verführen, blos darum von der Hand weiset, weil er dadurch der öffentlichen

*) Die Vernunft erweist sich praktisch, wenn das Begehrungsvermögen unmittelbar durch sie bestimmt wird, oder — wie es in der Kritik der praktischen Vernunft heißt — indem sie Kausalität auf den Willen hat.

Verachtung preisgegeben zu werden fürchtet, der beweist blos, wie viel er für die öffentliche Meinung aufzuopfern im Stande sey. Ein anderer, dem dieses öffentliche Urtheil gleichgültiger ist, wird die Gelegenheit zu benutzen wissen, und er wird dadurch um gar nichts schlechter seyn, als jener andre, der sie abgewiesen hat. Eben so macht der Freund einer dauerhaften Gesundheit, der an einer reichbesetzten Tafel sich ein peinliches Fasten auflegt, darum nicht weniger den Bauch zu seinem Gott, als der Schwelger; nur daß ihm jener blos negativ dient, indem er sich hütet, ihm keinen Schaden zuzufügen, während dieser ihm positive Opfer bringt; der Geizige, der in einem Fall, wo seine Ehre dabei interessirt ist, seine geldgierige Natur bezwingt und einen sogar verschwenderischen Aufwand macht, beweist blos, daß ihm Ehre ein höheres Gut sey als Geld.

Die praktischen Grundsätze sind also Resultate meiner einzelnen Neigungen, sie sind subjectiv als eine Maxime für meinen Willen, nicht aber objectiv für den Willen jedes vernünftigen Wesens, nicht als Gesetz gültig. So lange wir die Befriedigung unserer Begierden nach diesen Regeln beurtheilen, so lange sind wir unter lauter Begierden befangen, wir können der einen nicht entfliehen, ohne uns der andern in die Arme zu werfen. Die Glückseligkeitslehre also, welche eben diese praktischen Regeln zu den obersten Regeln für unsern Willen erhebt, ist nichts anders, als der Wegweiser von einer Begierde zur andern, nichts anders, als eine geschickte Anweisung, unsere Begierden am besten zu befriedigen. Wie können wir nun aus diesem Labyrinthe gerettet werden? —

Die praktischen Grundsätze werden durch den Eindruck der Gegenstände auf das Empfindungsvermögen, durch etwas Gegebenes, eine Materie erzeugt, sie sind also material, sie sind aus der Erfahrung der Vernunft gegeben (empirisch); sie sind nicht auf Eine Weise möglich, sie sind also zufällig; es fehlt ihnen Nothwendigkeit, sie sind also keine Gesetze.

Da es nun eine vergebliche Mühe ist, von Erfahrung zur Nothwendigkeit aufsteigen zu wollen, so muß das

Gesetz, das nothwendig und allgemeingültig für jeden Willen seyn soll, der Vernunft nicht durch die Erfahrung gegeben werden, es muß unabhängig von aller Erfahrung seyn, die Vernunft muß es aus sich selbst schöpfen: das, was die Vernunft unabhängig von aller Erfahrung hat, ist ihre ursprüngliche Einrichtung, ihre Form; das Gesetz für den Willen wird also ein formales Gesetz seyn müssen. Nun liegt aber in der ursprünglichen und wesentlichen Einrichtung der Vernunft das unablässige Streben, alles auf höhere Einheit zurückzuführen, mehrere Gegenstände durch ein gemeinschaftliches Merkmahl zu Einem Begriff zu verknüpfen; die Form der Vernunft besteht also in absoluter Einheit.

Der formale praktische Grundsatz also, oder der Grundsatz, welchen die Vernunft aus sich selbst dem Willen vorschreibt, der nichts anders enthält als die Form der Vernunft, heißt in seiner allgemeinsten Formel: der Wille überhaupt soll absolute Einheit haben; die absolute Einheit wird er in den wollenden Subjekten haben, wenn die Maximen jedes einzelnen wollenden Subjektes nicht nach seinem individuellen Interesse bestimmt, sondern so beschaffen sind, daß jedes andere wollende Subjekt dieselben auch für sich als gültig anerkennen könnte. Diese allgemeine Formel löst sich in folgende bestimmtere auf: Die Regeln, nach welchen ein wollendes Subjekt sich bestimmt, sollen so beschaffen seyn, daß sie für alle wollende Subjekte eben so gelten können, oder wie Kant sich ausdrückt: Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.

So wird es nun auf einmal klar, wie die Vernunft ein Gesetz für den Willen aufstellen könne, das sie, unabhängig von aller Erfahrung, ganz allein aus sich selbst nimmt, und das als oberster Grundsatz der Moralität, als allgemeingültiges und nothwendiges Sittengesetz angesehen werden muß; denn wo die Vernunft mit einem Willen, der eine zweifache Handlungsart hat, in Ver-

bindung tritt, da sieht sie sich auch durch ihre ursprüngliche Handlungsweise genöthigt, von ihm absolute Einheit, das heißt, ein Verfahren nach allgemein gültigen Maximen zu fordern.

In diesem formalen praktischen Grundsatze finden wir also gerade das, was allen materialen praktischen Grundsätzen fehlt, absolute Allgemeinheit, also Gesetzesform. Da nun die Frage, was erlaubt oder unerlaubt sey, nur nach diesem formalen Grundsatz, und zwar vollständig beantwortet werden kann, indem man, um zu wissen, ob die Befriedigung einer Begierde erlaubt oder unerlaubt sey, sich nur fragen darf: ob die Maxime, sie zu befriedigen, so beschaffen sey, daß sie von allen vernünftigen Wesen auch für gültig würde anerkannt werden? —

Daß die Vernunft diesen formalen praktischen Grundsatz für den Willen wirklich vorschreibe, ist ein Faktum unsers Bewußtseyns, wovon wohl Niemand eine nähere Erklärung oder einen Beweis a priori fordern wird. Genug, daß sich uns ein, aus keiner Erfahrung abgeleitetes Grundgesetz für alle Regeln des Willens mit einer absoluten Nöthigung unbedingt ankündigt. Die Gebote, du sollst nicht lügen, du sollst dem Geschlechtsgenuß nicht zweckwidrig und unmäßig nachhängen u. s. w., sind Vorschriften, welche unbedingten Gehorsam fordern; nicht, wenn es dir Schaden bringt, sollst du nicht lügen oder in Geschlechtslust nicht ausschweifen; sondern auch, wenn es dir Vortheil bringt, sollst du nicht lügen, du sollst überhaupt in keinem Fall lügen. Diese absolute Nothwendigkeit, die in allen kategorischen Imperativen vorhanden ist, kann ihren Grund nirgends anders als in der bloßen Form der Vernunft haben, und der Gegenstand, den die Vernunft vermittelst dieses formalen praktischen Grundsatzes dem Willen vorhält, ist die absolute Einheit meiner Handlungsweise mit der Handlungsweise aller vernünftigen Wesen. Diesen Gegenstand gibt die Vernunft dem obern Begehrungsvermögen vermittelst ihrer Kausalität auf dasselbe, und sie bestimmt vermittelst eben dieser Kausalität den Trieb, diesen Gegenstand wirklich zu machen; der Wille hängt

also beim Ausüben dieser Macht, bei dem Abfassen seines Entschlusses von keiner fremden Kausalität ab, enthält seine Entscheidung ganz allein in sich selbst; darin besteht einzig und allein die Freiheit des Willens, die Sittlichkeit einer Handlung, denn nur in dieser erfolgt eine Wirkung, die von einer Kausalität abhängt, welche, über alle Naturgesetze erhaben, in der intelligiblen Welt ihre erste Quelle hat.

Der Charakter einer moralischen Handlung, d. i. die Allgemeingültigkeit der Maxime, als einer Willensmaxime, erfordert die vollkommenste Einheit, also Subordination und Koordination der Zwecke, absolute, allgemeine und nothwendige Zweckmäßigkeit der Regeln, d. h. ein freies, vernünftiges Wesen muß alle Handlungen, alle einzelne und relative Zwecke und die Mittel zur Erreichung derselben auf einen nicht nur allgemeinen, sondern auch absoluten letzten, selbstständigen Zweck, d. h., auf sich selbst beziehen; das vernünftige Wesen ist demnach Selbstzweck, Bedingung und Zweck der Zwecke.

Die absolute Einheit aller einzelnen und besondern Zwecke eines Individuums ist seine Persönlichkeit, und die Bedingung derselben die Vernunft. Es muß alle seine zufälligen Zwecke dem Naturzwecke seiner Person unterordnen, und diese nicht als Mittel zur Erreichung der zufälligen Absichten gebrauchen, sondern umgekehrt.

Die Persönlichkeit oder die Vorzüglichkeit der vernünftigen Natur vor allen andern zufälligen Zwecken kommt jedem andern vernünftigen Wesen auch zu. Sofern ich also irgend ein Wesen als vernünftig betrachte, ist es ebenfalls für mich Selbstzweck, den ich weder verletzen noch vernachläßigen und als bloßes Mittel behandeln darf.

So entwickelt sich nun die zweite Hauptformel der Sittlichkeit, die den Charakter eines moralisch-gültigen Zwecks ausdrückt: Handle so, daß du die vernünftige Natur — die Menschheit — überhaupt sowohl in deiner Person, als in der Person jedes andern jederzeit zugleich als Zweck, niemals blos als Mittel betrachtest.

Indem wir also ein höchstes Princip der Moral, das

alle mögliche Maximen unsers vernünftigen Willens in sich schließt, aufsuchen, finden wir deren zwei. Das eine gründet sich auf die *Paßlichkeit unserer Handlungsmaxime zu einer allgemeinen Gesetzgebung*: das andere auf den *höchsten Zweck der Menschheit*; das erste ist *negativ*, das andere *positiv*. Die letzte Formel folgt aus der ersten, und drückt eben so, wie jene, die Handlungsweise der Vernunft, aber von Seiten des vernünftigen Zwecks aus. Denn eben dadurch werden unsere Maximen in eine allgemeine Gesetzgebung paßlich, wenn sie mit dem allgemeinen und höchsten Endzweck der Menschheit übereinkommen. Dieser Endzweck muß bei jedem Gesetze, als zum Grunde liegend, gedacht werden; und jeder andere Endzweck, wobei die Menschheit zum Mittel herabgewürdigt wird, zerstört sich selbst, sobald ein Gesetz dazu soll gegeben werden. Moralität und Gesetz beziehen sich unabänderlich auf einander, und erhalten eins von dem andern Bedeutung, Kraft und Leben. Die Moralität liegt als wesentliche Anlage der Vernunft in dem Menschen und führt auf einen höchsten Zweck. Sobald wir uns diese Anlage deutlich denken, oder uns derselben als Bestimmungsgrundes unserer freien Handlungen bewußt sind, entsteht das Gesetz, welches der Moralität entspricht. Bei weiterem Nachdenken finden wir in der Moralität ein positives, in dem Gesetz ein negatives Princip, die aber beide auf das genauste übereinstimmen.

Nur ein solches System der Moral, das sich auf die reinen Forderungen unserer Vernunft gründet, kann uns Genüge leisten, und die Frage: *ist es erlaubt*, vollständig entscheiden; auch wirkt kein anderes so stark auf moralische Besserung, setzt die Tugend so stark in ihre unbestreitlichen Rechte, keins benimmt dem Laster so unerbittlich alle Ausflüchte, keins predigt so unwiderrufliche Gesetze, als das System der *reinen Moral*, aus obigen Grundsätzen abgeleitet.

Wenn bisher aller moraliche Unterricht so wenig zur Besserung der Menschen gewirkt hat, wenn die Menschen vielmehr nach ihren Neigungen und nach der herrschenden Mode, als nach Grundsätzen handeln, so ist

unter mehrern Ursachen, welche dazu beigetragen haben, auch diese, daß man die ersten Grundsätze der Sittenlehre nicht gehörig entwickelt, nicht in ihrer ganzen Stärke dargestellt hat. Und dieses ist um so nothwendiger, jemehr die positive Religion zu sinken anfängt.

Man mache den Versuch mit jedem Kapitel aus der Sittenlehre, und urtheile dann, ob nach irgend einem andern System, als dem der reinen Moral, sich alle Fälle so richtig und treffend entscheiden, alle Schwierigkeiten heben und alle Gegengründe niederschlagen lassen?

Die Lehre von der Keuschheit kann vor andern zum Beweise dienen. Man prüfe nur jene Formel an gewissen Beispielen von Lebensfällen, um sich von ihrer Wahrheit und Fruchtbarkeit zu überzeugen. Z. B. darf ich meine Zeugungskräfte blos zum eigenen Genuß gebrauchen, ohne Rücksicht für meine übrigen Zwecke? ohne Rücksicht auf die Würde und Zwecke anderer; ohne Rücksicht auf ihren Naturzweck, nämlich die Erhaltung und mögliche Vervollkommnung der Menschheit? Darf ich meine Geschlechtslust unter solchen Verhältnissen vermittelst einer andern Person befriedigen, wo diese Befriedigung mit dem wahren, obgleich jetzt vielleicht nicht vorgestellten, sondern vernachläsigten Zwecke und Interesse dieser andern Person in Kollisionen kommt, oder doch sehr leicht kommen könnte? —

Wenn man die Lehre von der Keuschheit nach irgend einem andern System, auch mit der möglichsten Gründlichkeit abhandelt; so wird man doch nicht im Stande seyn, allen Einwendungen der Gegner so zu begegnen, daß ihnen durchaus keine Gründe mehr zur Vertheidigung des Lasters übrig bleiben. Man versuche es nach dem beliebt gewesenen Glückseligkeitssystem, oder nach dem System des moralischen Gefühls, oder nach der bloßen positiven Religion; viele werden dennoch nicht in ihrem Herzen überzeugt seyn, daß jeder Ausbruch der Unkeuschheit in allen Fällen unerlaubt sey. Jedes dieser Systeme wird noch Ausflüchte übrig lassen, deren sich das Laster bedienen kann, um dem strengen Urtheile des Gesetzes zu entgehen und das Gewissen zu täuschen.

Und dieses reine Moralsystem liegt schon, unabhängig

von aller Lehrform, in der Natur des Menschen. Daraus ist es zu erklären, daß wahre Sittlichkeit, auch vor der Aufstellung dieses höchsten Moralprincips, bei vielen Menschen statt haben konnte. Man dachte und handelte nach den in der Seele liegenden reinen Grundsätzen, auch ehe sie von Kant zu einem System erhoben wurden. Aber nachdrücklicher und häufiger wird gewiß darnach gehandelt werden, wenn es klar und einleuchtend dargestellt und mehr in den Volksunterricht verbreitet wird.

Aus diesen Grundsätzen lassen sich nun folgende

Pflichten, die sich auf den Naturzweck des Geschlechtstriebs beziehen,

mit unumstößlicher Gewißheit herleiten. Die Zeugungskräfte haben einen thierisch-menschlichen Naturzweck. Der Zweck der Thierheit ist Erhaltung der Art. Dieser wird durch den Zweck der Menschheit so modificirt, daß durch die Beförderung desselben die Würde der menschlichen Person erhalten, nicht erniedrigt werden soll. Der reinste und eigenthümlichste unter allen Verpflichtungsgründen, die auf den Geschlechtstrieb Bezug haben, ist also unstreitig derjenige, der auf Erhaltung und Erhöhung der Menschenwürde beruht.

Wollte man die moralischen Grenzen der Geschlechtsneigung nach dem Einfluß auf den Körper und das gemeine Wesen bestimmen, so würde es unzählige Fälle geben, wo beim Nichtdaseyn aller nachtheiligen Folgen die Geschlechtslust auf alle mögliche Art befriediget werden könnte; in der Handlung selbst wäre nichts, was die Menschheit erniedrigte. Es gibt aber offenbar noch mehrere Beziehung auf Moralität, auf andere Triebe und Kräfte, welche die Befriedigung der Geschlechtslust haben kann. Unter diesen sind zwei ihr ganz eigenthümlich, nämlich die Beziehung auf eine Person, die dem Körper nach zum bloßen Werkzeuge der Wollust erniedrigt werden kann, und auf Kräfte, die einen höhern Naturzweck haben, der die Menschheit unmittelbar interessirt, nämlich die Fortdauer und Veredlung der menschlichen Gattung.

Der Mensch ist Person, und kann also vernünftigerweise nicht zugleich als bloße Sache angesehen werden; er kann über sich, über seinen Leib, und namentlich über seine Geschlechtsglieder nicht nach eigener Willkühr disponiren und sie zum bloßen Objekt seiner Begierde machen. Er darf den Naturzweck, den er nicht wie das Thier instinktartig befördert, sondern durch Vernunft zu seinem eigenen vernünftigen Zweck machen kann, nicht vernachlässigen oder ihm entgegenarbeiten, um eines blos sinnlichen Zweckes willen. Der Zweck der Thierheit muß dem Zwecke der Menschheit untergeordnet werden. Hieraus ergeben sich nun folgende Grundsätze:

1) Es ist Erniedrigung der Menschheit, eine Person, die selbstständiger Zweck ist, in Absicht auf seinen Geschlechtstrieb, als bloßes Mittel für einen sinnlichen Zweck, zur Stillung einer thierischen Begierde zu gebrauchen.

2) Es ist Erniedrigung der Menschheit, eine Naturanstalt, deren Bestimmung die Erhaltung der Menschheit, also Beförderung des Daseyns von einem selbstständigen Zwecke ist, als ein bloßes Mittel zur Beförderung eines zufälligen Zweckes, der Sinnenlust, zu betrachten und zu behandeln; es ist Erniedrigung der Menschheit, die Ordnung der Natur zu zerstören, wodurch Menschen ihr lebendiges Daseyn erhalten.

3) Es ist Vernachläßigung der Menschheit und ihres Interesse, bei dem Besitze und dem sowohl physisch als sittlich möglichen Gebrauche der Zeugungskräfte, jene Naturzwecke auch nur absichtlich nicht zu befördern.

4) Es ist lieblos gegen die Menschheit, zu verhindern, daß Menschen zum Leben kommen, und dennoch die sinnlichen Vergnügen genießt, womit die Natur die Erzeugung derselben weislich verknüpft hat.

5) Es ist Ungerechtigkeit gegen andere Menschen, andere Personen als Werkzeuge seiner Sinnenlust zu gebrauchen, wider ihre vernünftigen und sinnlichen Zwecke.

6) Es ist Lieblosigkeit gegen andere Men-

schen, diese Verbindung für sie, für ihre vernünftigen und sinnlichen Zwecke, nicht so vortheilhaft und beglückend zu machen, als es ohne Verletzung der Menschheit möglich wäre.

7) Es ist Ungerechtigkeit gegen sich selbst, durch Befriedigung dieses Triebes sein eigenes Wesen, seine Vollkommenheit oder Glückseligkeit zu zerstören.

8) Es ist Lieblosigkeit gegen sich selbst, seine Vollkommenheit und Glückseligkeit nicht durch den zweckmäßigsten Gebrauch dieser Kräfte so sehr zu befördern suchen, als es ohne Entehrung der Menschheit und ohne Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit gegen andere Menschen geschehen kann.

Die hieraus entspringenden näheren Bestimmungen sind folgende:

Es ist Verachtung der Menschheit, wenn man

1) Die Zeugungskraft in sich selbst oder in andern zerstört und schwächt, wenn es auch übrigens zur Vermehrung seiner eigenen Vollkommenheit und Glückseligkeit dienen könnte:

a) Durch unmittelbare Zerstörung der Organe. Unser Körper und alle seine Organe sind nothwendige und wesentliche Bedingungen unsers Lebens; von unserer Willkühr kann also die Zerstörung unsers Leibes oder irgend eines Theils desselben nicht abhängen; wer seine Zeugungsorgane auf irgend eine Art verstümmelt, gebraucht seine Willkühr, um die Macht seiner Willkühr selbst zu zerstören, er macht sich zur Sache, er behandelt sich selbst wie das Vernunftlose. Es ist daher gewaltsame Zerstörung des Naturzwecks, Entehrung der Menschheit; Verletzung der gesellschaftlichen Pflichten, wenn Menschen ihre Mitmenschen verstümmeln, um den asiatischen Despoten Hüter ihrer Serails, oder den europäischen Werkzeuge zu Befriedigung eines üppigen Sinnenkitzels zu verschaffen.

b) Durch widernatürlichen Gebrauch der Organe, z. B. Onanie, Päderastie, Bestialität, deren Verwerflichkeit schon aus ihrer Natur erhellt, ohne auf die schädlichen Folgen für sich und andern zu sehen.

Es entehrt ferner die Menschheit, wer

2) den Fortpflanzungstrieb zweckmäßig äußern könnte, ihn aber aus niedern Absichten unterdrückt, z. B. aus Liebe zu einer üppigen Lebensart. Jede Gattung des Cölibats ist daher unerlaubt, denn es bleiben willkürlich Kräfte unbenutzt, deren Gebrauch die Perfektibilität des Menschengeschlechts zum Endzweck haben.

3) Ihn absichtlich so befriedigt, daß nur das Vergnügen der Wollust genossen, die Fortpflanzung des Geschlechts aber verhindert werde. Die Fortpflanzung des Geschlechts ist Zweck dieses Triebs, und das mit Befriedigung desselben verknüpfte Vergnügen kann nur als Mittel betrachtet werden. Ein Mittel aber wissentlich gegen einen moralischen Zweck zu gebrauchen, oder ihn gar durch das Mittel, so weit man kann, zu vernichten, ist Entweihung der menschlichen Würde.

4) Die Wirkungen von der geäußerten Zeugungskraft wieder zerstört, wegen zufälliger Unannehmlichkeiten, um sich z. B. der beschwerlichen Erziehung zu entledigen. Wer die Empfängniß absichtlich hindern wollte, würde das Daseyn eines moralischen Wesens hindern wollen; wer das schon Erzeugte zerstört, würde einen schon wirklichen, obgleich noch unvollendeten Menschen, tödten; in beiden Fällen ist die Handlung unmoralisch und pflichtwidrig.

5) Diesen Trieb anders, als unter solchen Umständen und Verhältnissen befriedigt, die der Erhaltung des menschlichen Geschlechts, seiner Bildung und seinem Wohl am angemessensten sind. Es ist z. B. nicht genug, daß wir neuen Menschen das Daseyn geben, wir müssen auch im Stande seyn, für ihre physische und moralische Existenz zu sorgen.

6) Wenn man diesen Trieb bei sich und andern zweckwidrig reizt. Dies ist nicht nur der Vernunft, sondern auch der Thierheit zuwider, und erweckt einen moralischen Ekel.

Wir sind also in Rücksicht unsers Geschlechtstriebs verpflichtet, die Ordnung der Natur in Erhaltung des menschlichen Geschlechts zu ehren und unserer Lage ge-

mäß zu befolgen; die Gesinnung eines solchen Menschen heißt Keuschheit. Selbstpflicht und Menschenpflicht legen uns auch in andern Rücksichten dieselben Verbindlichkeiten auf, die aus der Achtung für die Menschheit in der Person der Nachwelt und für diejenige Natureinrichtung entspringen, wodurch die Erhaltung des menschlichen Geschlechts gesichert wird. Dieser Beweggrund ist der reinste, der unmöglich den Verdacht erwecken kann, lediglich aus natürlicher Selbstliebe herzukommen, der auf Bestimmung des ganzen Umfangs dieser Pflichten führt, und dem Mißbrauche und der sophistischen Verdrehung weniger ausgesetzt ist, als andere. Das Edle dieses Beweggrundes liegt darin, daß er sich theils auf die Würde der Menschheit unmittelbar bezieht, theils auch unmittelbar auf die Nachwelt geht, die uns sinnlich weniger afficirt, als jetzt lebende Menschen. Er hat eine größere Ausdehnung auf mehrere Fälle, wie z. B. auf den, da jemand glaubt, daß Onanie in gewissem Grade seiner Person nicht schaden werde. — Die Befriedigung des Geschlechtstriebs nach diesen Grundsätzen zielt geradezu auf Ehe, d. h. auf eine Vereinigung zweier Personen beiderlei Geschlechts zum ausschließlichen Genuß der sinnlichen Liebe; denn nur in dieser Verbindung kann der Geschlechtstrieb der Bestimmung und Würde der menschlichen Natur vollkommen gemäß befriedigt werden, und in ihr kann der Mensch jene Freuden rein und sicher genießen, welche mit der Veredlung jenes Triebs durch die Natur verknüpft sind. Welche Gründe man auch gegen die Natürlichkeit der Ehe anführe, und wie sehr sie sich auch dem Leichtsinne und einer üppigen Lebensart empfehlen, so sind sie weiter nichts als verächtliche Sophistereien, der Mensch müßte sich vor ihm selbst verbergen, wenn sie wahr wären. Nicht der Staat, nicht die Kirche haben diese Verbindlichkeit eingesetzt; sie ist eine Stiftung der Natur, Mann und Weib sind aus ihren schaffenden Händen gegangen, gebildet zu einer Gemeinschaft von dieser harmonischen Innigkeit und dieser Dauer; ohne sie würden beide Geschlechter widersinnige Geschöpfe seyn, ohne sie würden wir unvermögend seyn, bestimmte Begriffe von Liebe,

Ehe, häuslicher Glückseligkeit und häuslichem Elend zu fassen. —

Vergeblich wird man sich bemühen, andere außer dem Begriff der Ehe mögliche Bedingungen aufzufinden, unter welchen die Befriedigung des Geschlechtstriebs ohne Verletzung der Menschheit moralisch geschehen kann. Sie werden durchgängig verwerflich seyn, nicht bloß weil sie der Bestimmung des Geschlechtstriebs und den übrigen Zwecken der Menschheit Abbruch thun, weil bei ihnen nicht nur Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit gegen sich selbst, gegen den andern paciscirenden Theil und gegen die Welt und Nachkommenschaft kaum vermeidlich ist, sondern weil sie auch offenbar die Menschheit herabwürdigen.

Zum Genuß der Freuden, denen wir unser Daseyn verdanken, wird der Mensch allein durch Sinnlichkeit bestimmt. Es ist daher natürlich, daß er in der Hitze der Begierde den Gegenstand derselben als bloßes Mittel zu seiner Befriedigung ansieht; in dem Vertrag der Ehe ist aber nicht die Person selbst ein Gegenstand und gibt sich äußerlich als bloßes Mittel dar, sondern es werden hier, wie in vielen andern Verträgen, nur Handlungen gelobt. Sofern also nicht Gewalt, Furcht oder Betrug eine andere Person wider ihre wahre freie Einwilligung zum Beischlaf nöthigt, so lange wird sie wirklich nicht äußerlich als bloßes Mittel gebraucht; aber sie wird es im Innern, in der Empfindung der selbstsüchtigen Begierde.

Hingegen der Vertrag zu ausschließlichem Genusse der sinnlichen Liebe raubt der Wollust ihr eigenthümliches Wesen, die unbegränzte Begierde nach Neuheit, indem sie alle Wünsche beider Theile gegenseitig auf einander beschränkt, und sie so gleichsam zu einer Person vereinigt. Und so wird dann die thierische Selbstsucht bei dem geheimen Umgang abgestumpft und der Geschlechtstrieb zum Ausdruck einer vernunftmäßigen, auf Achtung gegen gute Eigenschaften gegründeten Freundschaft veredelt.

Die reine Liebe betrachtet ihren Gegenstand nicht als bloßes Mittel, sondern als Zweck. Sie will nicht mehr genießen, als Genuß geben. Sie lodert nicht in

raschen Aufwallungen, und vertrocknet nicht durch ein heftiges Feuer die Kräfte unseres edleren Selbst, sondern ruhig und stark bis in den Tod hebt und stärkt sie uns, und gibt uns gleiche Mäßigkeit und Kraft zu Freuden und Leiden. —

Wie übrigens die Natur ihren Zweck bei der ehelichen Verbindung auf harmonische, charakterbildende Vereinigung des Ungleichartigen in der physischen und moralischen Natur beider Geschlechter angelegt hat, wie hierdurch die höhere Perfektibilität der Menschheit überhaupt erreicht wird, dies habe ich an einem andern Ort näher zu entwickeln gesucht.

Aus diesen unwidersprechlichen Gründen, nach welchen die Bedingung des ausschließlichen Genusses der sinnlichen Liebe nur allein den Beischlaf heiligt, folgt nun auch, daß durch folgende Arten der Befriedigung des Geschlechtstriebes die Menschheit offenbar entweihet wird:

1) unbestimmte, temporäre Verträge dieser Art, auf einen einzelnen oder auf einige wenige Fälle, wo die eine Person sich für das Vergnügen der andern hingibt, um Geld oder andere Vortheile dadurch zu erhalten. Seine Person zu vermiethen und sich für Geld oder einen andern Preis dem andern zur Befriedigung seiner Neigung zu überlassen, ist an sich eine Niederträchtigkeit, eine Verläugnung seiner menschlichen Würde. Außerdem ist der Vertrag ungleich und der eine Theil leidet dabei. Der Zweck der Erzeugung und der Erziehung der Kinder wird verhindert. Andere mehr zufällige Folgen für den Körper, für den Charakter und für den äußern Zustand sind nicht minder wichtig. Eben diese Gründe streiten wider

2) die Gemeinschaft der Weiber, oder den Umgang mehrerer Mannspersonen mit mehreren Weibern. Die Abwechselung vermehrt den Reiz und macht sinnlich, feinere Neigungen und Gesinnungen werden erstickt. Der auf Charakterbildung der Individuen angelegte Naturzweck bei Vereinigung der Geschlechter wird unter diesen Umständen gänzlich verfehlt. Die Nachkommenschaft leidet dabei beträchtlich, sowie der Naturzweck der Zeugungskräfte.

3) **Konkubinat**, d. i. eine eheliche Verbindung, die nicht auf Lebenslang geschlossen wird. Hierin geschieht zwar die Befriedigung wechselseitig und uninteressirt, allein der Vertrag ist doch ungleich. Denn die Eine Person erhält mehr, als sie gibt. Das Interesse wird vermindert; edlere Gefühle werden den thierischen aufgeopfert. Das Weib wird mehrentheils ein Opfer der Ungerechtigkeit. Sich eine Mätresse halten, streitet übrigens auch wider die Pflicht eines guten Staatsbürgers. Eine **Gewissensehe** im Gegentheil, d. i. die lebenslängliche Verbindung mit einer Frau, doch ohne gewisse bürgerliche Vortheile, ist zwar moralisch erlaubt, allein der Staat und das Ansehen seiner Gesetze muß doch möglichst geschont werden.

Einfluß des Geschlechtstriebs auf Charakterbildung überhaupt.

Nur allein der Mensch und was von ihm abhängt, macht uns manchmal an dem Grundsatz irre, daß sich alles, worauf wir unsern Blick werfen, als Mittel zur Harmonie und Ordnung vereinigt. Menschen handeln oft gerade der guten Ordnung zuwider. Verkehrtheit erscheint in auffallender Gestalt; selten sieht man Uebereinstimmung der Mittel und des Zwecks; wie reimt sich das mit einer weisen Zweckmäßigkeit des Ganzen zusammen?

Diese Schwierigkeit löset sich bald, wenn man bedenkt, daß der Mensch als freies, zur Tugend bestimmtes Wesen, seine sittliche Entwickelung, seine Uebungsperiode habe, und daß hierzu ein gewisses Reiben menschlicher Kräfte und ein Gedränge, wie dieses Leben zeigt, nothwendig erfordert wird. Faßt man diesen Gesichtspunkt in Betrachtung des Menschen, so findet man auch hier jene Weisheit wieder, welche zur Beförderung der **sittlichen Vollkommenheit** alles aufbietet.

Daß die **Anlagen** der menschlichen Natur höchst zweckmäßig sind, darüber ist wohl keine Frage mehr; die Entwickelung aller menschlichen Kräfte ist auf das genaueste für die Entwickelung des moralischen Charakters

berechnet, alles ist zum Vortheil desselben angelegt, alles ist so eingerichtet, daß der Tugend der möglichste Vorschub geleistet wird. Es muß also auch die Geschlechtsneigung mit allen übrigen Trieben in einer wechselseitig begünstigenden Ordnung zur höchsten Zweckmäßigkeit des Ganzen stehen; die nähere Untersuchung dieses Verhältnisses wird um so wichtiger und fruchtbarer seyn, je häufiger uns die Erfahrung lehrt, daß alle Kräfte und Anlagen der menschlichen Natur von keinem Triebe mehr beeinträchtiget werden, als von dem Geschlechtstriebe.

Nach den Gesetzen der Natur erwacht der Geschlechtstrieb nicht eher, als zu der Zeit, wo sie auch andere Umstände angelegt hat, die ihn nicht nur unschädlich, sondern ihn selbst für den Charakter vortheilhaft machen. Schon die bedeutenden Veränderungen, die wir in dieser Periode am organischen Körper wahrnehmen, lassen vermöge ihres Einflusses auf eine ähnliche Krise in dem Gemüthe schließen. Neue Begierden und Richtungen entstehen in der Einbildungskraft des Jünglings; seine Neigungen gewinnen einen andern Schwung; sein Feuer ergreift jetzt andere Gegenstände; die Spiele unschuldiger Jugend erscheinen ihm in einer kindischen Gestalt, er strebt nach ernsterer Thätigkeit; jetzt fühlt er ein unbekanntes Sehnen, sein Auge wird feuriger, seinem Herzen genügen nicht mehr die bisherigen Genüsse — kurz, alles kündiget es an, daß er in die entscheidende Periode des Lebens tritt.

Sobald der Geschlechtstrieb erwacht, hat die sittliche Kraft einen schweren Kampf zu bestehen; schwerer hatte der Jüngling vorher, wenn er anders in der Periode der Sinnlichkeit nicht verwöhnt worden, noch nie gegen diese zu kämpfen. Ihre Stärke, ihre anhaltenden Reizungen fordern ihn jetzt auf zu einer unbestechlichen Wachsamkeit. Nur die kleinste Gefälligkeit, das mindeste Nachgeben, und der neue Trieb gewinnt Uebermacht, gebietet über die Einbildungskraft, bezaubert sie mit reizenden Bildern, fesselt die Vernunft, und nur noch ein kleiner Schritt, so ist die Menschenwürde dahin, der Sieg des Lasters ist entschieden. Unzählige Begierden

stürmen unaufhaltsam auf das jugendliche, für alle Eindrücke offne Herz, Unschuld und Scham sind entflohen, und mit ihnen der innere Friede.

Aber wie im Physischen, so auch im Moralischen vertritt die rastlose Natur die Stelle des helfenden Arztes. Das süße Gift der Wollust berauscht nur eine Zeitlang, die beleidigte Vernunft tritt in einem unumnebelten Augenblick plötzlich aus ihrem Hinterhalt hervor und fordert ihre entrissene Rechte zurück, sie rächt ihre Entehrung und geißelt als eine Furie das peinigende Bewußtseyn, sich unter die Würde der Menschheit erniedrigt zu haben; der entscheidende Kampf beginnt, die Sinnlichkeit behauptet ihre usurpirte Macht, und führt den gleichgültigen Wüstling von Laster zu Laster, bis er zur tiefsten Unwürdigkeit hinabsinkt; oder es gelingt der Vernunft, ihn dem sclavischen Joche glücklich zu entwinden und vom Rande der Verzweiflung auf die Bahn der Tugend zurückzuführen.

Welche unabsehbare Reihe von physischen und moralischen Uebeln, von Schande und Unwürde kettet sich an das Leben des Wollüstlings! Dort Kraftlosigkeit, Siechheit, Krankheiten ohne Zahl; hier Eitelkeit, Verschwendung, Habsucht, Ungerechtigkeit, Betrug; dort Trägheit und Unthätigkeit aus körperlicher Stumpfheit, hier Thorheiten und Niederträchtigkeiten aus Menschenfurcht, aus unzeitiger Gefälligkeit; beim Mangel aller Selbstständigkeit, Hochmuth, Druck der Untergebenen, Schwachsinn, Gefühllosigkeit gegen die Wahrheit, Aberglaube oder Unglaube, je nachdem seine Seele durch die äußern Umstände einen Stoß bekömmt. Daß alles dieß noch weit mehr von dem weiblichen Geschlecht als von dem männlichen gilt, bedarf wohl kaum bemerkt zu werden. —

Man versetze sich einmal zurück in die Jahre, wo man von den ersten Reizen der Wollust versucht wurde und sie besiegte — wie erhaben man sich da fühlte! mit welchem Heldenmuth man da jeder Art von Versuchung zu widerstehen sich kühn und stark fühlte! — wie gestärkt durch den ersten Sieg man in einen neuen Kampf trat; wie der zweite Sieg schon leichter wurde, der dritte

noch leichter — und wie die höhere Natur gleichsam als unüberwindlich gegen jenes Laster in ihrer hohen Würde dastand! —

Jeder Menschenbeobachter stimmt damit ein, daß, so wie die erste Begehung einer geheimen Jugendsünde die zweite herbeizieht, diese wieder die dritte beschleunigt, bis Gewohnheit und Laster jede Rückkehr fast unmöglich machen, daß eben so im Gegentheil die erste Ueberwindung die zweite erleichtert, diese wieder die dritte, bis Tugend der Keuschheit zur Gewohnheit werden, und sie sowohl als alle von ihr abhangenden Tugenden eine unerschütterliche Festigkeit gewinnen.

Da die Keuschheit für die Charakterbildung des Jünglings so wichtig ist, so läßt sich aus seinem ersten Siege über wollüstige Triebe schon viel Gutes weissagen. Er ist schon halb für die Tugend gewonnen, leichter wird der Erziehung ihr Geschäfte, und da, wo schon das Selbstgefühl der überlegenen sittlichen Kraft so stark ist, wie leicht läßt sich da lebhafte Wachsamkeit über sich selbst unterhalten!

Ich kann nicht umhin, meinen Lesern folgendes treffliche Bild von der Unschuld aus dem Buche, der Pächter Martin, mitzutheilen: „Denkt Euch den Jüngling mit voller Unschuld und Herzensreinigkeit, und mit dem hohen Gefühle, daß er schuldlos und reines Herzens sey; mit der heiligen Scham, mit dem Bewußtseyn seiner Kraft, durch welche er bisher über mancherlei Versuchungen den Sieg erkämpfte, und mit daraus entspringender gerechten — wenn auch zuweilen etwas schwärmerischen oder etwas überspannten Selbstachtung: und sagt, ob nicht seine Stimmung der Tugend äußerst günstig sey; ob er mit dieser Stimmung nicht hoffen dürfte, jede Stufe von erreichbarer Menschengüte zu ersteigen? Und nun urtheilt selbst, wie unendlich viel er verloren habe, wenn er diese Stimmung verlor, die er gewiß ganz oder doch größtentheils verliert, wenn er durch Begehung einer unkeuschen That aufhört, Jüngling zu seyn. Die Leidenschaft hat nun einmal den Damm durchbrochen, und strömt, durch neu erwachte Lüste verstärkt, gewaltsam und verheerend; die Phan-

tasie, die sonst im leichten Fluge sich zum Himmel erhob, kriecht mit gelähmten Schwingen auf der Erde und weidet sich an gröbern Bildern der niedern Sinnlichkeit; die Schamhaftigkeit mit dem leisen Gefühle für alles Schöne und Gute ist verletzt; der sieggewohnte Sieger ist überwunden; des Feindes Kraft ist dadurch verstärkt, seine eigene Kraft, und, was noch mehr ist, sein Muth geschwächt, und, was das Wichtigste ist, er verliert an Selbstachtung. — — Sehe ich einen Mann, der, ohne Hochmuth und Eitelkeit, mit wahrem edlem Selbstgefühl spricht und handelt, so habe ich immer das gute Vorurtheil für ihn, daß er als Jüngling seine Unschuld nicht verletzt habe. Unschuld ist das Festkleid der Seele. Und es geht ihr, wie jedem andern Festkleide, mit dem ihr den Körper schmückt: ihr schont und achtet es, so lange es rein und unbefleckt ist. Es bekommt den ersten verunstaltenden Fleck; das schmerzt oder ärgert euch: indeß ist es einmal geschehen, und ihr schont und achtet es weniger. Schon gleichgültiger seht ihr den zweiten Fleck, merkt kaum auf den dritten und vierten — und in kurzer Zeit ist das Festkleid ein verworfener Lappen."

Der thierische Geschlechtstrieb ist den übrigen Trieben und Affekten, so wie den sittlichen Kräften des Menschen seiner Natur nach vollkommen proportionirt, ja er ist, an sich betrachtet, weit leichter zu überwinden, als viele andere Leidenschaften. Schrecken und Furcht z. B. drängen das Blut mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Herzen zurück, greifen unmittelbar die zum Leben unentbehrlichsten Werkzeuge an, deuten auf Zerstörung des Daseyns, wirken dabei mit unglaublicher Schnelligkeit, und machen fast unwillkührliche Vorkehrungen, den Menschen von der ihm drohenden Gefahr zu entfernen; daß es weit schwerer sey, ihren Anfällen als den Versuchungen thierischer Wollust zu wiederstehen, fällt in die Augen. Den Anfällen des Schreckens und der Furcht muß dann auch, wie bekannt, der brutalste Begattungstrieb weichen; das aber ist merkwürdig, daß der Mensch jenen nie mehr ausgesetzt ist, als in den Augenblicken, wo ihn diese gefesselt hält; wahrscheinlich weil der Mensch, wäh-

der höchsten Spannung dieses Affekts, jede Kraft sich zu vertheidigen gelähmt fühlt. Daher fliehen wilde Thiere, je mehr sie in Feindschaft mit andern leben, in Einöden, um das Geschäft ihrer Begattung zu vollziehen.

So verhältnißmäßig also die Stärke des Geschlechtstriebs gegen andere Triebe ist, so überwiegend ist er jedoch, wenn er seine Macht von der Einbildungskraft entlehnt. Diese allein ist es, welche durch ihre dunkle Vorstellungen, durch ihre verführerische Bilder die Thätigkeit der thierischen Lebenskraft und namentlich des Geschlechtstriebs in Bewegung setzt, welche unaufhaltsam fortarbeitet, und alles entkräftet, was ihr von außen her entgegenwirken könnte. Daher sagt Rousseau: hätte nie ein wollüstiger Gegenstand euern Augen sich gezeigt, wäre nie ein unreiner Gedanke in eure Seele gekommen, so hätte sich das Bedürfniß der Liebe nie in euch geregt; ihr wäret keusch geblieben, ohne Versuchung, ohne Anstrengung und ohne — Verdienst.

Eben dadurch also, daß der Mensch seine aufgeregte Sinnlichkeit zügelt und aus Achtung gegen seine Persönlichkeit den Geschlechtstrieb in die Grenzen des Naturzwecks zurückweist, erringt er das hohe Bürgerrecht in der Republik der vernünftigen Wesen, und sein Gewinn an Freiheit und Sittlichkeit wird desto größer seyn, je größer der Aufwand von Kraft ist, mit welcher er seine Thierheit besiegte und diese ehrenvolle Stelle errang. So ist gerade der Geschlechtstrieb ein wichtiges und eins der wirksamsten Mittel zur Tugend, Weisheit und Humanität. Hier winkt die Wollust im üppigen Gewande, dort die himmlische Weisheit; der Jüngling steht am Scheidewege und kämpft den großen Kampf seines Lebens.

Von dem Siege über die Reizungen des Geschlechtstriebs, besonders von dem ersten Siege, auf welchen sich alle folgenden gründen, hängt also in dem Jünglingsalter die Festigkeit des ganzen sittlichen Charakters ab.

Daß die Folgen der Unkeuschheit sich in der Verwüstung des ganzen Körpers, in Stumpfheit der Geisteskräfte ankündigen, habe ich an einem andern Ort weit-

läuftiger gezeigt, und daß bei dieser Zerrüttung der feste Charakter gänzlich verloren gehen muß, bedarf keines weitern Beweises. Der Jüngling, dem es überhaupt um Tugend zu thun ist, wird sich ganz besonders zur Ueberwindung der lebhaften Reize der Geschlechtslust aufgefordert fühlen. Und hierzu ganz besonders aufgefordert zu seyn, ist schon ein wichtiger Vortheil und erleichtert den rühmlichen Entschluß und die wirkliche Ausführung. Hat er nun einmal gesiegt, so ist er sich einer männlichen Stärke bewußt geworden, er muß sich selbst in einer Würde erscheinen, die seinen Muth mit neuer Kraft begeistert, jeder Reizung, auch der stärksten, zu widerstehen. Ein seliges Bewußtseyn, ein Hochgefühl, das schon allein hinlänglich ist, um gern der Tugend auf ewig zu huldigen, um der sittlichen Vernunft die Rechte einer unumschränkten Alleinherrscherin freiwillig zu übertragen oder vielmehr geltend zu machen. Schon mit dem ersten Sieg hat sie eine freiere Wirksamkeit gewonnen, denn ihre mächtige Gegnerin, die Sinnlichkeit, ist beträchtlich geschwächt und eingeschränkt worden.

Auch hat der Jüngling Behutsamkeit dabei gelernt, er hat erfahren, daß die Wollust oft an solchen Orten, wo sie nicht vermuthet wird, am gefährlichsten ist. — Leichter wird ihm jetzt die Ablegung jeder Untugend, leichter die Aufnahme jedes Guten; offen ist sein Herz für jede Belehrung, Warnung und Aufmunterung.

Nur ein unentnervter Körper ist einer beharrlichen und unverdrossenen Thätigkeit fähig, nur in einem solchen arbeitet die Seele mit einem Feuer, welches gefällt, den Jüngling liebenswürdig darstellt, ihm Freunde macht, ihm Vergnügen an der menschlichen Gesellschaft und Wohlwollen gegen andere einflößt.

Ueberhaupt bildet die Ueberwindung des Geschlechtstriebs eine unerschütterliche Grundlage zum Fleiße, zur Ordnung und zum festen, tugendhaften Charakter, welcher nur allein den Menschen adelt. —

Das Erwachen des Geschlechtstriebs ist der Zeitpunkt, wo jeder Saame schneller in der Seele keimt, tiefere Wurzel schlägt, und edle oder unedle Früchte für die

Ewigkeit bringt. Man gebe dem Feuer der Seele den rechten Stoff, dem Schwunge der Kräfte die rechte Richtung, und der Jüngling wird ein Mann voll Kraft und Weisheit.

Seine erste Liebe wird die Zeit der Weihe seyn, wo er mit der Tugend in den innigsten Bund tritt, wo alle seine edlen Entschlüsse sich zur Unerschütterlichkeit bilden. Aber nur der mindeste Anfangs ganz unschuldig scheinende Sinnengenuß, nur ein Zug aus dem Zauberkelche der Wollust — und der hohe Schwung läßt nach, die Kräfte erschlaffen, das edle Feuer seines Hochgefühls verlöscht, und er wird sich bald der Wollust als Weichling in die Arme werfen. —

So wie nun überhaupt Sinnlichkeit die Bedingung der Entwickelung und Erhöhung der edleren Kräfte ist, so wird auch der Geschlechtstrieb das Mittel zu einem erhabenen Zweck seyn, ob er gleich wegen der großen Unbestimmtheit der Begriffe, wo es auf Gebrauch und Mißbrauch, auf Grade des Erlaubten und Unerlaubten ankommt, scheinen möchte, daß dieser Trieb mit dem höchsten Zwecke der Menschheit im Widerspruch stehe. Es muß also einen Standpunkt in der Reihe der Dinge geben, wo der Geschlechtstrieb in einer solchen Verbindung mit andern Anlagen des Menschen erscheint, daß er sich nicht als bloßes und unheilbares Uebel, sondern als beförderndes Mittel zur Ausbildung der Menschheit ankündigt. Diesen Standpunkt werden wir nirgends anders auffinden können, als in der vollkommnen Zusammenstimmung zwischen dem Sittlichen und Sinnlichen, in der bessern Kultur des Empfindungsvermögens, in der moralisch-ästhetischen Veredlung des Menschen, wovon nur allein Annäherung zu dem Ideale der vollkommenen Menschheit, allmälige, ruhige und harmonische Stimmung der beiden im Menschen vereinten Naturen zu erwarten ist.

Der Mensch muß einsehen lernen, daß sinnliche Freuden überhaupt die Summe seines Wohlseyns vermehren sollen; aber er muß sie sogleich als Freuden der Seele niederer Art kennen lernen, um Lücken im Genusse einer frohen Existenz auszufüllen, und durch ihre Verbindung

mit den Freuden höherer Art eine desto angenehmere Mischung im Genusse unsers Daseyns hervorzubringen.

Dieser Unterricht theilt sich in zwei Haupttheile, nämlich in Aesthetik, oder in die Lehre von den mannigfaltigen Arten des sinnlichen Vergnügens, und in die Lehre von der Oekonomie des sinnlichen Freudengenusses, wo der Werth der Mäßigkeit und das Verhältniß der sinnlichen zu den höhern Freuden auseinander gesetzt wird. Wir dürfen es von den Fortschritten der menschlichen Kultur hoffen, daß auch dieser wichtige Theil der Moral überall gereinigter vorgetragen, und dadurch dem herrschenden Uebel, der in unsern Zeiten eingerissenen Sittenlosigkeit auf das kräftigste entgegen gearbeitet werden wird.

Es liegt außer den Grenzen dieser Abhandlung, zu versuchen, die Vorschriften, welche Richtung der Geschlechtstrieb als beförderndes Mittel der Humanität und der Veredlung des Menschen erhalten muß, ausführlich zu entwerfen. Nur die allgemeinen Grundzüge mögen hier Platz finden.

Die erste und allgemeine Grundregel wäre wohl die: gebrauche die Sinnlichkeit, eingedenk des Zweckes, wozu sie dir als Mittel gegeben ist, damit du nicht Gefahr läufst, durch einen Mißbrauch zu einem Ziele zu kommen, das dem dir vorgesteckten gerade entgegensteht. —

Nach dieser Regel ist Unterricht und Belehrung über die Würde und Bestimmung des Menschen das sicherste Mittel zur Verhütung aller sinnlichen Ausschweifungen. Aber man muß hier nicht bei dem Allgemeinen stehen bleiben, wenn die moralischen Mittel Kraft und Nachdruck haben sollen; nur die deutliche Einsicht des Zusammenhangs der Neigung des Menschen zu sinnlichen Freuden und seiner geistigen Bestimmung kann ihn überzeugen, daß in seiner Natur kein wahrer Widerspruch sich finde, und ihn zu derjenigen Verleugnung und Beherrschung seiner Sinnlichkeit bewegen, an welcher man sonst vergeblich arbeitet.

Bestimmter ist nun schon die zweite Regel: mache dich immer unabhängiger von den Sinnen,

welche du blos als Werkzeuge zur Stillung deiner thierischen Bedürfnisse anzusehen hast, und die in der Seele nur dunkle Vorstellungen erregen. Hier werden die sogenannten gröbern Sinne verstanden, und da diese, der Natur der Sache gemäß, zuerst in dem Menschen wirksam werden, und die Unterhaltung, welche sie unserm Begehrungsvermögen gewähren, so leicht und anstrengunglos ist; so darf man sich wohl nicht wundern, daß der Mensch so geneigt ist, sich ihren Reizen zu überlassen. Wenn aber Erfahrung und Vernunft ihm sagt, daß der Dienst dieser Sinne ihn wenig über den Rang der Thiere erhebe, ja vielmehr unter denselben herabsetzen könne, wenn er nämlich seinen Geist durch Wollust in die Sclaverei der Sinne zurückführt, wovon die Natur ihn befreiet hatte; so müßte der unserer Vernunft so natürliche Schluß vom gröbern Vermögen auf die Verpflichtung zu edlern Zwecken ganz kraftlos werden, wenn er nicht sich überzeugen sollte, daß er auf diesem Wege seine Bestimmung verfehle.

Um dieser nun näher zu kommen, ohne durch einen unnatürlichen Sprung aus der Sinnenwelt, woran ihn sein Körper so sehr fesselt, in die geistige überzugehen, wird ihm folgende Regel dienen: entwickele und übe die Kräfte deines Geistes vermittelst der edleren Sinne, doch so, daß du diejenigen Beschäftigungen derselben vermeidest, welche dazu beitragen könnten, den Reiz der gröbern Sinne zu unterhalten und zu vermehren. Die Bildung des Menschen ganz von der Einwirkung der Sinne unabhängig machen zu wollen, wäre eben so fruchtlos als zweckwidrig. Nur dahin muß man arbeiten, die Geschäftigkeit der Sinne in so nahe Beziehung als möglich mit dem geistigen Wesen zu bringen. Und dies wird man erreichen, wenn man seine edleren Sinne immer mehr und mehr in Thätigkeit setzt. Hierher gehört vorzüglich Bildung des Geschmacks (Sensus pulchri), der mit dem moralischen Adel der menschlichen Natur in einer so nahen Verbindung steht, und worin wir bis auf den heutigen Tag von den Griechen so weit übertroffen werden. Ein Mensch, der wah-

res Gefühl für das Schöne in der Natur, in den Künsten hat, der überall Harmonie und Zweckmäßigkeit zu fassen und aufzufinden gewohnt ist, kann unmöglich an Befriedigung blos thierischer Sinnlichkeit eine Lust haben. In ihm ist der gemeine Charakter, den das Bedürfniß der Geschlechtsliebe ausdrückt, durch Sittlichkeit ausgelöscht und durch Schönheit veredelt; die Macht der Geschlechtsliebe wird nur dann über ihn siegen, wann sich ihre geistige und körperliche Bestandtheile vermählen, um ihm den schönsten und heiligsten aller menschliche Genüsse darzubieten.

Zweiter Abschnitt.

Quellen der ausschweifenden Geschlechtslust.

Man kann kein treffenderes Gemälde von dem verderbten Geiste unsers Zeitalters lesen, als Schiller in seiner Abhandlung über die ästhetische Erziehung des Menschen mit einer eben so philosophischen Präcision als vieler Eleganz entworfen hat. Er findet den menschlichen Verfall in den zwei Extremen: Verwilderung und Erschlaffung. In den niedern und zahreichern Klassen stellen sich uns rohe, gesetzlose Triebe dar, die sich nach aufgelöstem Band der bürgerlichen Gesellschaft entfesseln und mit unlenksamer Wuth zu ihrer thierischen Befriedigung eilen. — —

„Auf der andern Seite geben uns die civilisirten Klassen den noch widrigern Anblick der Schlaffheit und einer Depravation des Charakters, die desto mehr empört, weil die Kultur selbst ihre Quelle ist. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philosoph *) die Bemerkung machte, daß das Edlere in seiner Zerstörung das Abscheulichere sey, aber man wird sie auch im Moralischen wahr finden. Aus dem Natursohn wird, wenn er ausschweift, ein Rasender, aus dem Zögling der Kunst ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen so wenig einen veredelnden Einfluß auf die Gesinnungen, daß sie vielmehr die Verderbniß durch Maximen befestigt. Wir verläugnen die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um

*) Es war Moses Mendelssohn.

auf dem moralischen ihre Tyrannei zu erfahren, und indem wir ihren Eindrücken widerstreben, nehmen wir unsere Grundsätze von ihr an. Die affektirte Decenz unserer Sitten verweigert ihr die verzeihliche erste Stimme, um ihr in unserer materialistischen Sittenlehre die entscheidende letzte einzuräumen."

„Mitten im Schooße der raffinirtesten Geselligkeit hat der Egoism sein System gegründet, und ohne ein geselliges Herz mit herauszubringen, erfahren wir alle Ansteckungen und Drangsale der Gesellschaft. Unser freies Urtheil unterwerfen wir ihrer despotischen Meinung, unser Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unsern Willen ihren Verführungen, nur unsere Willkühr behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte."

„Stolze Selbstgenugsamkeit zieht das Herz des Weltmanns zusammen, das in dem rohen Naturmenschen noch oft sympathetisch schlägt, und wie aus einer brennenden Stadt sucht jeder nur sein elendes Eigenthum aus der Verwüstung zu flüchten. Nur in einer völligen Abschwörung der Empfindsamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilsam züchtigt, lästert mit gleich wenig Schonung das edelste Gefühl."

„Die Kultur, weit entfernt, uns in Freiheit zu setzen, entwickelt mit jeder Kraft, die sie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfniß, die Bande des Physischen schnüren sich immer beängstigender zu, so daß die Furcht, zu verlieren, selbst der feurige Trieb nach Verbesserung erstickt, und die Maxime des leidenden Gehorsams für die höchste Weisheit des Lebens gilt."

„So sieht man den Geist der Zeit zwischen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwischen Superstition und moralischem Unglauben schwanken, und es ist blos das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen setzt."

Auch in diesem Räsonnement sieht man den Verfasser auf die erste Quelle der Verderbtheit der Menschen hindeuten, nämlich auf das Mißverhältniß der Kräfte in der menschlichen Natur. Wenden wir diesen Satz in seiner Allgemeinheit auf die Ausartung des

Geschlechtstriebs an, so können wir alles darauf zurückführen, wovon hierbei die Rede seyn kann. Wir sehen dieses Mißverhältniß in den Kräften der physischen und geistigen Natur, bald in der einzelnen Kraft selbst, bald in den einzelnen Kräften unter einander. Wenn im Physischen ein Uebermaß von Säften vorhanden ist, wenn sich diesen nicht selten widernatürliche Schärfen beimischen, so wird namentlich der Geschlechtsreiz desto stärker seyn, je schwächer in der sich noch bildenden Organisation die festen Theile sind; diese werden übermäßig angestrengt und immer mehr geschwächt, der Reiz wird stärker und die Kraft schwächer.

Sehen wir auf die geistige Natur des Menschen, so finden wir Kopf und Herz, Gefühl und Begehrungsvermögen, Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit in einer solchen ungleichen Wechselwirkung, daß der Reiz immer stärker als die Kraft ist, daß bei aller Aufklärung des Verstandes die Sittlichkeit wankend oder verdunkelt, und daß ihr Einfluß auf Herz und Leben gehindert wird; was wir auf der einen Seite gewonnen, geht auf der andern verloren; endlich sehen wir den rohen Menschen beim Mangel aller Geisteskultur den Anforderungen seiner Sinnlichkeit blindlings folgen. Geht man von diesen unmittelbaren Quellen auf die mittelbaren, nämlich die äußern Verhältnisse des Menschen, so wird man hier den letzten Grund von aller jener Erschlaffung und Rohheit finden.

Die Quellen der ausschweifenden Geschlechtslust sind also überhaupt physischer, moralischer und politischer Natur. Von den erstern ist oben gehandelt worden; die beiden letztern sollen der Gegenstand dieser Abhandlung seyn. Unter allen äußern Verhältnissen haben überhaupt Erziehung und bürgerliche Verfassung den nächsten und wichtigsten Einfluß auf die Sittlichkeit des Menschen.

Erziehung in Rücksicht des Empfindungsvermögens.

Unsere heutige Jugend, wenigstens der größeste Theil derselben aus den höhern Ständen, gleicht einer im Treibhause gezogenen Pflanze. Sie schießt geschwind empor,

eilt dem Zeitpunkte, wo die Natur sie zur Reife gebracht haben würde, zuvor, hintergeht das Auge des Nichtkenners durch die üppige Ausbreitung ihrer Blätter und Blumen; ihrer Frucht aber gebricht es an jener Kraft, welche die Natur ihr, wäre sie nicht von den Gesetzen derselben gewichen, verliehen hätte. Eben so schnell und schneller noch als sie aufschoß, welkt sie wieder hin, und sehr oft wartet der fleißige Gärtner ganz vergebens auf Früchte. Es geht jetzt in der Erziehung wie in der Staatskunst: so wie diese im voraus den Unterhalt künftiger Geschlechter verzehrt, eben so verschlingt jene gleich beim Eintritt ins Leben, was der Genuß und die Nahrung künftiger Jahre seyn oder für das hohe Alter aufgespart werden sollte. — Woher dieses Zuvoreilen?

Wenn die Pflanze in Betracht des Klima zu voreilig reift, so ist die Schuld gewiß des Gärtners. Sein war ja die Sorge, ihr ein Obdach vor der zu brennenden Sonnenhitze zu bereiten, sie zu tränken, wenn sie zu welken drohete, ihre Blätter und wilden Sprößlinge zu beschneiden, dem Erdreiche, in welches er sie verpflanzte, die rechte Mischung zu geben, damit die ihm anvertraute Pflanze zur gehörigen Zeit reife, und er sie dem Eigenthümer des Gartens zum nützlichen Gebrauche übergeben könne.

So auch mit der Jugend. So lange Natur und Erziehung noch an der Vollendung des werdenden Mitglieds der menschlichen Gesellschaft arbeiten, um vereint ihm einen dauerhaften Körper und bestimmten Charakter zu geben, so lange gehört es noch nicht dem Staate. Dieser empfängt dasselbe erst dann, wenn beide ihr Werk vollendet haben, und glücklich, wenn sie einander stets die Hände böten und sich auf ihrer mühevollen, langsamen Wanderschaft nie verließen! Aber so verläßt die voreilige Erziehung oft die Natur, er will Früchte brechen, während es ihm an der Blüthe noch genügen sollte; er verdirbt alles durch sein unbesonnenes Eilen, und übergibt dem Staate einen verhudelten Halbmenschen, der nirgends an seinem Fleck ist, der weder Kraft noch Willen hat, das Wohl des Ganzen mit menschenfreundlicher Anstrengung zu fördern.

Wenn unsere Jünglinge und Mädchen also vor dem

Zeitpunkte der Natur reifen, so liegt die Schuld wohl hauptsächlich an der Erziehung. Beispiel, Luxus und geschäftlose Lebensart und die Phantasie erhitzende Lektüre vollenden das Werk und machen die unzeitige Frucht ganz unbrauchbar.

Durch das zu frühe Erwecken und zu reichliche Verbrauchen der Empfindung wird sie gewöhnlich auf unwürdige Gegenstände gelenkt; über dem ewigen Empfinden erschlafft die Empfindung, und vermag nicht das Große und Edle zu fassen und in Thaten überzugehen. Wer wird es läugnen, daß wir in einer Periode leben, wo man mehr schön empfindet als schön handelt, weil — das Erste ungleich leichter ist als das Letzte. —

Jene unglückliche Epoche der Empfindelei ist zwar vorüber, aber leider sind die nachtheiligen Folgen davon noch nicht völlig gehoben. Man merke nur auf die übertriebene Sprache unserer jungen Leute, und der Männer und Weiber, die den Drang fühlen, unter die feine Welt gezählt seyn zu wollen, ohne zu wissen, was feine Welt eigentlich für ein Ding sey.

Wie da alles so deliciös, herrlich, prächtig und entzückend ist — was in der Sprache des schlichten Menschenverstandes kaum gut oder brav heißt! Wie alles sie sehr glücklich oder unglücklich macht, wovon andere vernünftige Leute kaum sagen: das ist mir lieb oder leid!

Schon diese mehr als alberne Affektation in Ausdrücken verstimmt die Anlagen der Kinder. Ja, man kann es nicht erwarten, man läßt es sich recht angelegen seyn, die Empfindungen der Kinder auf diesen überspannten Ton zu stimmen. Das jetzt so häufige Liebkosen der Kinder, welches durch den herrschenden Hang zur Zärtlichkeit Bedürfniß geworden ist, begünstigt noch mehr dieses um sich greifende Uebel.

Da in Staaten und Hauptstädten, wo Luxus und Verfeinerungen aller Art herrschen, das sanguinische Temperament die Oberhand hat, und dessen Bestandtheile durch die Menge und Verschiedenheit der Eindrücke, welche auf den jungen Menschen von der ersten Kindheit an wirken, vermehrt werden, so muß hier das vorzeitige und gewaltsame Erwecken die künstliche unaufhörliche

Beschäftigung des Gefühlvermögens um so gefährlicher werden, und eine baldige Erschlaffung und falsche Richtung, die um so unausbleiblichere Folge davon seyn.

Das Menschenleben beginnt mit Empfinden. Der erste Zeitraum desselben wird allein durch Triebe ausgefüllt. Die anfangs schwache Vernunft, welche durch das langsame Anschaffen deutlicher Ideen erst fähig gemacht werden soll, diese Triebe zu beherrschen, kommt erst spät ans Ruder, und wird nie daran kommen, wenn diese Triebe, diese Empfindungen stets gelockt werden, ehe jene einigen Grad der Stärke erlangt hat. Wer kennt nicht die Folgen einer herrschenden, in Flammen gerathenen Phantasie! Wer weiß nicht, daß eine überspannte Einbildungskraft die Gebärerin der meisten Leidenschaften ist! Man löse die Hauptleidenschaften in ihre Grundtriebe auf, so wird sich finden, daß sie von der Einbildungskraft ihre größeste Stärke entleihen. Vorzüglich gilt dies von der Leidenschaft der sinnlichen und der übertriebenen empfindsamen Liebe. Man nehme ihr das, was sie von der Phantasie borgte, und sie ist der größesten Stärke, der heftigsten Wuth beraubt.

Wenn der Geschlechtstrieb zu früh erwacht, wenn er eine verzehrende Flamme wird, und aus Mangel an Gelegenheit zu seiner Befriedigung auf widernatürliche Mittel verfällt, so ist zu viel und mißgeleitete Empfindung, überspannte Einbildungskraft und geschäftslose Lebensart gewiß die unselige Quelle, woraus diese Verirrung entspringt. —

Die Einbildungskraft, die mit ihrem allmächtigen Zauberstabe so despotisch die Erwachsenen regiert, Männern das Steuerruder aus den Händen entwindet, welches die Vernunft stets führen sollte, wird junge Feuerköpfe in einem immerwährenden Schwindel erhalten, sie von Genuß zu Genuß locken, bis Erschlaffung und Sättigung sie bereits in die Klasse der Greise versetzt, bevor sie das männliche Alter erreicht haben.

Zum schnellern Anwachs dieses Uebels trägt unsere

Modische Lektüre

einen sehr großen Theil bei. Von jenen strathonischen Epigrammen, Grecourt'schen Gedichten, Crebillon'schen

und Priap'schen Romanen, welche die Gewalt des ausartenden Geschlechtstriebs mit raschen Schritten fördern, welche der Unschuld auf ewig den Scheidebrief geben, bedarf es hier kaum einer Erwähnung; aber auch jene sentimentalen, humoristischen Geschichten, Schauspiele und Gedichte, die der Einbildungskraft eine excentrische Richtung geben und alle aus ihr entspringende Leidenschaften in Aufruhr bringen, wecken auch besonders die Liebe früher, als es der Natur nach geschehen seyn würde. Der größte Theil dieser Lektüre, worin alles auf Rührung angelegt ist, handelt gerade von Liebe, und wenn diese auch nur als Warnung vor ihrem schädlichen Einflusse dargestellt ist, so geht doch gemeiniglich der Zweck von dieser Seite verloren. Aber wenn auch darin von Liebe gar nicht die Rede ist, stimmen sie doch die jugendliche Seele zu einer gewissen Weichheit; sie erregen allemal Gefühle, die mit dieser Leidenschaft innig verwandt sind. Die Natur der Seele, die Entwickelung und Verknüpfung ihrer Neigungen bringen das so mit sich, und Niemand wird es läugnen, daß irgend ein Gefühl lebhaft erwecken, und wäre es auch für das erhabene Wesen, für die Gottheit selbst, ehe die Vernunft als Beherrscherin aller unserer Neigungen auf ihrem Throne fest gegründet ist, so viel heiße, als sie alle wecken, und daß nur Mangel an Gelegenheit ihren Ausbruch hindern könne.

Wollte man darum den Enthusiasmus, weil sich durch ihn jede Art von Tugendhelden hervorbringen läßt, beleben, so würde man sich sehr in den Mitteln vergreifen, die Menschen zur Glückseligkeit zu führen. Seine Quelle hat er allein in einer erhitzten Einbildungskraft; dunkle Gefühle und verworrene Ideen sind seine Ruder, womit er sich auf das ungestüme Meer des Lebens wagt; sein Feuer wird auch da lodern, wo es nicht soll; wie leicht überschreitet er da die Grenze, wo Tugend und Laster sich scheiden! Und wenn die Zeit die Kräfte in der organischen Maschine allmählig abspannt, wenn nach den ewigen Gesetzen der Natur auf Ueberspannung eine Erschlaffung folgt, welcher Sporn zur Tugend ist nun dem Menschen übrig? Der Jüngling und das Mädchen, die, durch ihn geleitet, der Täuschung inne wurden, werden, wenn

nicht aufs Schlimmste kömmt, gleichgültige Egoisten. —

Was für Zugänge eine erhitzte Einbildungskraft und der aus ihr entspringende Enthusiasmus, selbst bei dem glühendsten Eifer für Tugend, der Sinnlichkeit öffnen, hat Niemand besser gezeigt, als der große Menschenkenner Wieland in seinem Agathon. Und gewiß unter Hunderten wird kaum Einer die Seelenstärke eines Agathons haben, so den Schlingen der Sinnlichkeit sich zu entreißen, so seine Erfahrungen zu benutzen, und endlich das zu werden, was dieser ward. — Was hier von den Wirkungen der Lektüre gesagt worden, das gilt auch von dem Schauspiel, der Musik, von schlüpfrigen Darstellungen der zeichnenden Künste, sofern sie auf die Empfindung wirken, die Einbildungskraft entflammen und sie mit wollüstigen Bildern beflecken.

Daß der gemeine Haufe über den wichtigen Theil des menschlichen Wohlseyns, den rechten Genuß der Sinne, unaufgeklärt ist, kann man mit Recht unsrer sogenannten gelehrten Religion oder Theologie — nicht den Lehren der reinen Christusreligion, — zuschreiben. Man weiß, wie frühzeitig die Tröstungen der Apostel an die verfolgten Christen, daß sie in jenem Leben die reichste Vergütung finden würden, die nachfolgenden Lehrer der Religion verführten, den Satz aufzustellen: daß der ächte Christ sich von den Freuden dieser Welt losmachen und nur auf den Genuß jenes Lebens vorbereiten müsse; daraus entsprang jene Mönchsmoral, die den Sinnengenuß (die Fleischeslust) als entehrend für den Christen, den Erben der Seligkeit, ansah. Man darf nicht auf die traurigen Folgen dieses Wahnglaubens in verflossenen Jahrhunderten zurücksehen, man findet sie leider noch heutiges Tags. Noch ist unser kirchliches Moralsystem von jenem Satze nicht gereinigt; noch sind die Gesänge, die Gebete, die symbolischen Lehrbücher der Religion voll Verachtung der Welt und ihrer Freuden, voll von der Ermunterung, nur nach der künftigen Seligkeit zu streben.

Durch einen solchen kirchlichen Afterdienst leidet die wahre moralische Religion großen Abbruch, es kommt Aberglauben aller Art zum Vorschein. Der als Pflicht aufgelegte Glaubenszwang belästigt das Gewissen und

bildet Heuchler. Die Mittel der Besserung, z. B. Gebet, Kirchengehen, Kommunion ꝛc. hält man für übernatürliche Gnadenmittel, und zerstört dadurch ihre moralische Würde. Der Wahnglaube an Wunder, Geheimnisse und Gnadenwirkungen verdrängt allen freien Vernunftgebrauch, alle Gewissenhaftigkeit und Tugend.

So lange also die Moral noch alle Tugendhandlungen als Dienstverrichtungen gegen die Gottheit darstellt; so lange sie die Motive dazu nicht aus der Belohnung der Tugend selbst nimmt, so lange sie noch für den Himmel durch ihre Lehren, durch die demselben erwiesene Gunstbezeugungen und Bestechungen werben will, so lange wird auch der moralische Unterricht überhaupt und namentlich bei Aufstellung des sechsten Gebots unvollkommen bleiben, so lange werden die Menschen die hinreißende Schönheit der Tugend nicht kennen lernen, und eben deswegen auch in dieser Welt nicht das Glück finden, das sie finden könnten. —

Die unzähligen Fehler und Mängel bei der häuslichen und öffentlichen Erziehung, wodurch die Entwickelung der körperlichen und geistigen Kräfte in einem unrichtigen Verhältniß bewirkt wird, sind von unsern neuern Pädagogen in ein helles Licht gesetzt und so gründlich erörtert worden, daß ich deshalb zum Nachlesen auf die vortreffliche Schriften dieser Männer verweise. Wenn also schon in der frühen Erziehung so häufige Ursachen zum vorzeitigen Erwachen und zur widernatürlichen Heftigkeit des Zeugungstriebs vorhanden sind, von welch einem viel weiteren Umfang müssen diejenigen seyn, welche wir in

Lebensart und Luxus

in unserm gesellschaftlichem Umgang, in unsern Vergnügungen, unserm Zeitvertreibe, unsern Nahrungsmitteln u. s. w. finden?

Alles, was der Sinnlichkeit eine überwiegende Macht gibt, das gibt sie ihr auch in Rücksicht des Geschlechtstriebs. Hierher gehört dann Unmäßigkeit und Ueppigkeit in dem Gebrauch und in der Wahl der Nahrungsmittel; besonders zeichnen sich hier alle starke ausländische Getränke, Speisen und Gewürze aus, die die Nerven

reizen, das Blut in Wallung setzen und den Trieb zur Wollust vermehren. Stark geheizte Zimmer, weiche Federbetten, weiche, erhitzende, allzu enge anliegende Kleider, öfteres Tanzen erzeugen örtliche Vollblütigkeiten in den Geschlechtstheilen, befördern eine unverhältnißmäßige Absonderung des Zeugungsstoffs, wobei das Gleichgewicht der übrigen Kräfte leidet. Wohlriechende Salben, Wasser und dergl. betäuben die Nerven, verdunkeln das Bewußtseyn und erregen das Spiel der Geschlechtswerkzeuge. Ganz vorzüglich aber befördert der frühe Gebrauch solcher Dinge das Erwachen des Geschlechtstriebs, in einem Alter, wo er, der Bestimmung der Natur nach, noch lange ruhen sollte, wird Veranlassung zur Selbstschwächung, und auch wohl gar zu einer ganz unglaublich frühen Vermischung beider Geschlechter.

Eine mit dieser Lebensart nothwendig zusammenhängende Weichlichkeit setzt den Menschen außer Stand, sich etwas zu versagen, und den Drang der Begierde durch etwas anders, als Genuß zu überwältigen. Genuß ist das Losungswort des Weichlings, dem seine Politur das Mark des Körpers und der Seele weggeschliffen hat. Zum Genusse reif zu seyn, Genuß zu erringen und zu verdienen, und dadurch seinen Werth zu erhöhen, die Beschwerden und Pflichten auf sich zu nehmen, die der rechtmäßige Genuß mit sich führt, — das sind Vorstellungen, die bei ihm vor jener tyrannisch herrschenden Idee nicht aufkommen können. Die durch einen solchen Luxus und eine solche Kultur bis zum äußersten Uebergewichte befestigte Macht der Sinnlichkeit muß nothwendig die Handlung, die, in Verbindung mit ihren Vorbereitungen, den Endpunkt aller sinnlichen Lust ausmacht, als das höchste Gut betrachten, ihr alles aufopfern, und alle Rücksichten einer höhern Bestimmung, alle bessere geistigen Freuden, alle Forderungen und Warnungen der Pflicht dagegen für nichts achten. Der leidende Zustand, in dem sich die Seele befindet, die Menge von Eindrücken, die sie empfängt, ohne dagegen mit gleicher Thätigkeit zurückzuwirken, muß die Klarheit ihres Bewußtseyns, und sonach die Wirksamkeit ihres moralischen Gefühls einschläfern.

Hierdurch mußte nothwendig das auffallende Mißverhältniß beider Geschlechter herbeigeführt werden. Weil wir vergessen, Männer zu seyn, hörten unsere Weiber auf, Weiber zu seyn; weil wir sie verderbten, haben sie uns verderbt. Die Mittel, die gezwungene Rolle, die wir ihnen aufgeben, zu behaupten, den Ton überall anzugeben, sind der Verkehrtheit des Zwecks vollkommen angemessen. Statt durch Sittsamkeit und Bescheidenheit unsere Herzen zu gewinnen, sind sie bemüht, durch Darlegen ihrer unverhüllten oder halbverhüllten Reize, durch freie Blicke und kühne Ansprüche unsere Sinnlichkeit zu bestricken und Eroberungen zu machen; und wenn auch der Genuß unerlaubter Lust dabei nicht ihr deutlich gedachter Zweck ist, so laufen sie doch auf diesem Wege Gefahr, sich unmerklich so weit zu verirren, daß sie jenen Zweck erfüllen müssen; wenn auch sie nicht die Begierden des Mannes, dessen Sinne sie rege machen, befriedigen, so wird er die Sättigung um so viel eher anderwärts zu suchen gereizt werden. Statt durch Sittlichkeit und prunklose Eleganz zu gefallen, suchen sie durch überladenen Putz zu blenden; statt Priesterinnen der Sparsamkeit und der Frugalität zu seyn und uns von übertriebenem Aufwande zurückzuhalten, treiben sie den Luxus aufs höchste, und zerstören durch unbegränzte Verschwendung das Wohl ihrer Familien. —

Durch den Antheil, welchen die Weiber an den Angelegenheiten der allgemeinen Geselligkeit nehmen, haben sie nicht wenig beigetragen, daß unsere Kultur eine so schiefe, sittenverderbliche Richtung bekommen hat. Der Umgang unter Männern ist dadurch kriechend und weibisch, und der Ton der letztern gegen die Weiber bettelnd auf der einen und unbescheiden auf der andern Seite geworden. Geschlechtswitzeleien und Zoten machen den brillantesten Theil der Unterhaltungen aus — die Sprache ist durch den zweideutigen Begriff, den man einer Menge an sich nicht weniger als anstößiger Worte untergelegt hat, durch eine täglich wachsende Zahl unzüchtiger Euphonismen dergestalt verunreinigt, daß Sitten und Grundsätze durch sie allein verderbt, um so viel eher verderbt werden können, je größer die Unschuld und Unerfahren-

heit ist, die sich ihrer bedienet, und die dadurch angefochten wird *).

Der Anstrich von Leichtsinn, der Firniß von Lächerlichkeit, womit man hier nach und nach alle Gegenstände, die mit dem Geschlechtsvergnügen in Verbindung stehen, zu betrachten geübt ist, hat alle Gedanken an die ernsthafte Beziehungen dabei, an das Ehrwürdige einer heiligen Naturanstalt verdrängt und sie zum Spiel eines üppigen, frivolen Witzes gemacht. Man spricht in Gesellschaften von Verhältnissen des Geschlechts, und alle Gesichter verziehen sich zum Lachen, und unter dem Geräusche dieses Gelächters, welches wir in unsern frühen Jahren nur zu oft hören und uns zu bald zu deuten wissen, schleicht sich jener Leichtsinn am sichersten in unsre

*) Ueberhaupt hat die Sprache einen unverkennbaren Einfluß auf die Moralität einer Nation. In allen Sprachen finden wir eine Menge verderblicher Redensarten, die Anlaß geben, die Sinnlichkeit in Maximen zu bringen, welche zuletzt die Möglichkeit aller Moralität vernichten. Vermöge der Art, wie der in der Gesellschaft erzogene Mensch die Sprache erlernt, befinden sich seine Begriffe in einer solchen Abhängigkeit von den Worten, womit er sie verbindet, daß die Fehler der Sprache sich über seine Gedanken verbreiten; es liegen also in jeder Sprache eben so viele subjektive Hindernisse der Moralität, als sie Ausdrücke für auf Sinnlichkeit sich beziehende Gegenstände hat, die nur dunkle, halbwahre, oder ganz unrichtige Begriffe von diesen Gegenständen erwecken. Es wird z. B. dem Bösen der Schein des Guten geliehen durch die Ausdrücke: galant, Galanterie, Galanteriekrankheit, Freudenmädchen, tolerant, gefällig, sein Leben genießen, zu leben wissen, Geniestreiche u. s. w., deren gemeinschaftliche Charakter darin besteht, daß sie Frivolitäten erzeugen. Wer kennt nicht Begriffe, die man mit der Benennung: ein toleranter Mann, eine gefällige Frau verbindet. Sein Leben genießen, heißt soviel, als die zügellosesten Begierden des sinnlichen Genusses befriedigen. Die Formel: zu leben wissen, fordert eigentlich eine völlige Charakterlosigkeit, ein beständiges Anschmiegen an das, was an jedem Orte und in jeder Gesellschaft Konvenienz ist; es ist das extrinsecus pendere, wovor Cicero so nachdrücklich warnt. Das Verhältniß der Handlungen zum Sittengesetz wird z. B. in der Redensart: einem Mädchen die Taille verderben, gänzlich versteckt; sie veranlaßt, daß die Handlung, die so etwas zur Folge hat, blos nach einer Regel der Sinnlichkeit, nämlich der der Schönheit und des Ebenmaßes beurtheilt, und höchstens als ein Verstoß gegen diese angesehen wird.

Seelen ein, mit dem wir gewöhnlich über die große Sache des Geschlechts spielen, und uns nicht selten an den Abgrund des Verderbens spielen. Der Grund jener Verkehrtheit, das Heilige komisch zu finden, liegt oft in jenem übermüthigen Hange, mit welchem der Mensch über sich selbst hinausstrebt, und der von Anbeginn eine der wichtigsten Quellen physischer und moralischer Uebel für die Menschheit war. Wir wollen mehr seyn als Menschen, schämen uns wohl gar unseres Zusammenhangs mit der Ordnung der Natur, und scherzen muthwillig genug über Veranstaltungen, die wir nie anders, als mit Ernst betrachten sollten. Die Strafe folgt uns auf dem Fuße, wir sinken in dem Maße, in welchem wir uns über uns selbst erheben wollen, und während wir im blinden Stolze Natur und Menschheit unter uns wähnen, stehen wir in der That dem wahren Werthe nach unter den vernunftlosen Thieren. Ganz in diesem Geiste einer übermüthigen Selbstvergessung, machen wir den Geschlechtstrieb zu einem Spielwerke für unsere spaßhafte Laune: der erhabene Mensch, denken wir, kann doch wohl über die kleinlichen Angelegenheiten seiner thierischen Natur scherzen, und bemerken im Rausche dieser Frivolität nicht, daß jener Trieb immer mehr und mehr verunedelt wird, jemehr wir ihn einer spaßhaften Laune preisgeben.

Wenn die Männer zur Weichlichkeit hinabsinken, so ist nichts natürlicher, als daß die Weiber über die Grenzen der Schamlosigkeit vordringen, und je zügelloser der Genuß ist, desto verächtlicher müssen die Gegenstände desselben werden. Anstatt daß unsere Weiber für Gatten, Kinder und Hauswesen sorgen, verschwenden sie ihre Zeit an der Toilette, bei Kaffeevisiten, in faden Assembleen und am Spieltische, und setzen in lichtscheuen Intriguen ihre Unschuld und Treue auf das Spiel. Diese Verderbtheit des geselligen Lebens hat sich, wie das gewöhnlich der Fall ist, von oben herab verbreitet. Das Beispiel der glänzenden Höfe verdunkelte zuerst den Werth des häuslichen Lebens in den höhern Ständen; als unsere Fürstinnen aufhörten, Frauen zu seyn, fingen unsere Frauen an, Fürstinnen seyn zu wollen — nicht wenige

endigten damit, Courtisanen und Bettlerinnen zu werden, und die Männer zu Bettlern zu machen. —

Wenn unter allen diesen Umständen unsere Jünglinge vor dem vierzehnten Jahre reif und im dreißigsten kaum im Stande sind, eine Gattin anständig zu ernähren; wenn unsere Mädchen im zwölften Jahre mannbar und im vier und zwanzigsten noch nicht Gattinnen sind; und wenn dabei lauter Gegenstände sie umringen, welche die Sinne in Aufruhr bringen, sie nichts sehen, hören und lesen, als was ihre lebhafte Phantasie in Entzücken hinschmelzt, und Begierden reizt, die nicht befriedigt werden dürfen; so kann der Philosoph, der es weiß, daß nichts den menschlichen Körper mehr aufreibe und seine Nerven und Fibern mehr erschlaffe, als stets gereizte und nicht befriedigte Begierden, diesem Spiele nicht anders als mit innigem Leidwesen zusehen. — Enthaltsamkeit oder Genuß, gleichviel! beide führen zum gewissen Verderben. Hier die bürgerlichen Verhältnisse, die den gesetzwidrigen Genuß in seinen Folgen brandmarken! dort die Stimme der Natur, welche Befriedigung fordert, und welche Enthaltsamkeit, die unnatürliche Befriedigung und Verhüten der Folgen natürlicher Befriedigung mit geschwächtem Körper, gestumpften Sinnen und ermatteter Denkkraft ahndet! — In einem wie im andern Falle Widerspruch, entweder der positiven oder Naturgesetze, und beide lassen sich nicht ungestraft widersprechen. Besonders aber rächt die Natur spät oder frühe, aber unausbleiblich gewiß, diesen Widerspruch, sie, deren leiseste Winke, wie ihre deutlichsten Gesetze, einzig und allein zum Heil der Menschheit abzwecken.

Gesellen sich hier nun noch die Folgen des ausschweifenden Luxus hinzu, der Ruin blühender Familien, wie leicht wird es dann der Verführung, ihren Zweck zu erreichen; das weichliche, bequeme Leben erschlaffte die Thätigkeit, oder falsche Begriffe von Ehre erlauben nicht, andere Rettungsmittel zu ergreifen, und bieten dem reichen Wollüstling die Gelegenheit dar, sein Gelüst zu befriedigen. Die Furcht vor diesen Folgen auf der einen Seite, so wie das Bestreben, von der üppigen Lebensart nicht abgehen zu wollen auf der andern, scheucht eine

Menge mannbarer Personen vom ehelichen Leben zurück, die nun ihren Lüsten auf unordentlichen Wegen fröhnen, und vermehrt die Zahl der Verführer und Verführten.

Der ausschweifende Luxus braucht einen Haufen Werkzeuge, kompromittirt eine Menge Personen zu den kleinfügigsten Beschäftigungen, verderbt sie durch Müßiggang und böses Beispiel, und macht auch bei ihnen Wollust zum herrschenden Laster, wovon die so große Anzahl äußerst verderbter, zu allen Wollüsten solcher Dienstboten beiderlei Geschlechts zum Beweise dient. Er verbreitet sich auf diesen und unzähligen andern Wegen durch die arbeitsamen Volksklassen, lehret sie Müßiggang und Faulheit, macht unter ihnen den unseligen Ehrgeiz rege, es einander im Aufwande zuvorzuthun und sich wechselsweise aufzureiben; er unterdrückt die nützlichen Gewerbe, macht sie verächtlich und brodlos, und verschwendet seinen Ueberfluß an Gauner und Verfertiger pueriler Arbeiten, bei denen er eben so wenig haftet, als er von ohngefähr erworben ist; und so ist auch hier Ehelosigkeit, Leichtsinn und Liederlichkeit allenthalben in seinem Gefolge.

Alles Individuelle und Lokale namhaft zu machen, was sich den Folgen einer mißgeleiteten oder gänzlich vernachläßigten Erziehung, einer falschen Richtung der Kultur und des Luxus auf unzähligen Wegen beigesellt, würde hier zu weit führen. Unter den Vorbeugungsmitteln der Venus vaga wird jedoch unten noch Mehreres vorkommen.

Jetzt will ich zu den allgemeinen Quellen übergehen, welche in unserer

Gesetzgebung und Gesetzverwaltung

ihren Ursprung haben. Wenn der Statt nicht Zweck an sich selbst, sondern nur Bedingung des höchsten Menschheitszwecks ist, und dieser in der ewig unveränderlichen Vorschrift der Vernunft, der höchsten und proportionirlichsten Bildung der Menschenkräfte zu einem harmonischen Ganzen besteht, so werden alle Gesetze des Staats — befehlende und verbietende, nach den Uranlagen der menschlichen Natur, nach der Denkart und sittlichen Beschaffen-

heit der Menschen modificirt seyn müssen. Sind sie dieses nicht, so werden sie dem Verfall der Moralität Vorschub thun, und dieß geschieht in den hierher gehörigen direkten Fällen zuförderst durch die Ehegesetze.

Wenn Ehegesetze die Trennung der Ehen unmöglich oder zu schwer machen, wie besonders in den katholischen Ländern, so sind außerehelicheAusschweifungen aller Art die Folgen dieses Zwanges. Eben so nachtheilig ist im Gegentheil eine gar zu leichte Trennbarkeit des ehelichen Bundes für die Sittlichkeit einer Nation. Verletzung eines Vertrags, aus dem wenig oder nichts gemacht wird, den man heute eingehen, und morgen, wenn es beiden Theilen oder auch wohl nur einem beliebt, wieder aufheben kann, hört bald auf, für etwas Strafbares zu gelten, wird Gegenstand des Scherzes und ein täglich vorkommendes Ereigniß; jeder Antrieb eines gemäßigten und gesitteten Betragens, das den Grund einer dauerhaften Zuneigung ausmacht, fällt weg oder verliert seine Kraft, wenn man sich trennen kann, sobald der kurze Taumel der Leidenschaft, oder die ersten flüchtigen Motiven, das Interesse vorüber sind.

Das Gesetz, daß Personen, die mit einander einen Ehebruch verübt haben, nach erfolgter Trennung der durch sie verletzten Ehe einander nicht heirathen dürfen, kann aus zwei so verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden, daß es unentschieden bleibt, ob es Unzucht verhindert oder fördert. Könnte man voraussetzen, daß der üppige Wollusttrieb räsonnirte, daß Menschen in dem Augenblicke, da sie das Verbrechen begehen, die Absicht hätten, einander nach Auflösung der ihnen lästigen Bande, die sie widerrechtlich von sich werfen, zu ehelichen, daß sie sich durch die Vorstellung, dies werde nicht statt haben, davon würden abhalten lassen; so möchte nichts rathsamer seyn, als ein solches Gesetz. Wenn aber diese Voraussetzung, allen psychologischen Erfahrungen zu Folge, selten eintrifft, so wird immer zu besorgen seyn, daß solche Personen, durch dieses Verbot noch mehr gereizt, ihren unerlaubten Umgang nach erfolgter Scheidung um so viel angelegentlicher fortsetzen, daß sie für ihre Zügellosigkeit dabei um so viel mehr Aufmunterung finden werden.

Um aber jedoch jenen allerdings möglichen Fall, daß durch eine völlig unverweigerte Erlaubniß, einander nach erfolgter Scheidung ehelichen zu dürfen, leichtsinnige und verblendete Personen zum Ehebruche mit einander aufgemuntert werden könnten, so würde man seinen Zweck erreichen, indem man die Ehe zwischen den ehebrecherischen Personen nicht unwiderruflich verböte, ihr aber solche Hindernisse in Weg legte, die sie merklich erschwerten.

Kann ferner etwas in unserer Gesetzverwaltung die Unkeuschheit befördern, ja gewissermaßen autorisiren, so ist es das durchgängig herrschende Mißverhältniß in der Bestrafung derer, die sich solcher Verbrechen schuldig machen. Nirgends sollte die Strafe mehr gleichmäßig abgewogen seyn, als hier, und nirgends ist sie es weniger. —

Der Verführer eines Mädchens wird zu gelinde behandelt, wenn er nicht härter angesehen wird als die Verführte, die noch obendrein, allen Anlaß zum Kindermorde zu vermeiden, nach den Grundsätzen einer erleuchteten Gesetzgebung mit schwerer Strafe verschont werden muß. Diese verliert ihre Ehre und größtentheils die Aussichten auf ihr künftiges Glück; hat mit der Sorge für die Erhaltung ihres Kindes zu kämpfen, bei der sie selbst unter Anverwandten wenig und allemal keine andere als schimpfliche Erleichterung findet; hat, wenn sie noch das Glück machen sollte, sich anderwärts zu verheirathen, das Herzeleid, den Sprößling ihrer unzeitigen Liebe von den Vortheilen dieser neuen Verbindung ausgeschlossen, oder wenn man ihm auch einen Schatten zugesteht, doch lange Zeit mit dem Namen und der Behandlung eines Bastarts gebrandmarkt zu sehen.

Die Vergehung der Verführten bestraft sich selbst, wenn nicht zu hart, doch immer nachdrücklich genug; sie darf sich die Folgen nur lebhaft vorstellen, um davor zurückzubeben, und um den feinen Schlingen des Verführers zu entgehen. Aber der Verführer setzt ihr unwiderstehlich zu, belauscht sie, übereilt sie, reizt ihre Sinnlichkeit durch teuflische, nicht selten recht methodisch ausstudirte Künste, berückt sie durch Versprechungen, läßt sie nicht zu sich selbst kommen — sie ergibt sich, und die

Folgen ihrer Schwachheit drängen sich von allen Seiten herbei. Er aber, was hat er dabei zu verlieren, was kann ihn außer den erstorbenen und unterdrückten Grundsätzen der Keuschheit und Redlichkeit zurückhalten? — Acht bis vierzehntägiges Gefängniß, das er mit einer höchst unbedeutenden Geldsumme loskaufen kann, oder allenfalls 20 bis 30 Thaler, mit der er die Unglückliche ein für allemal abfindet, und womit sie nun die lebenslängliche Erziehung ihres Kindes besorgen soll*), deren Auszahlung er noch obendrein durch allerhand Chikanen und Winkelzüge sehr leicht von sich abwälzen kann? Was Wunder, wenn er nach abgesessener Gefängnißstrafe neue Gegenstände seiner Begierden aufsucht! —

Jeder Vertrag wird, auch ohne das feierliche Gepräge der Staatsgesetze, schon dann verbindend, wenn der, dem wir versprachen, im Vertrauen auf unser Wort, irgend etwas that, was er sonst nicht gethan, irgend etwas ausgab, was er sonst nicht ausgegeben hätte. Denn dies auszugeben oder jenes zu thun, war er nur unter der Bedingung unserer Treue gewilligt. Brechen wir nun diese Treue, so ist es offenbar, daß wir durch unsere Lüge ihm sein Eigenthum entzogen, oder ihn wider seinen wahren Willen handelnd gemacht haben.

Wollte jemand sagen: „Es habe ja von ihm abgehangen, uns zu glauben; möge er also immer die Folge seiner leichtgläubigen Thorheit büßen“ — so würde man antworten müssen: daß der Betrogene das Recht gehabt, uns zu glauben, und jemandes Thorheit nie uns berechtigen könne, ihm Schaden zuzufügen; daß er selbst die unvollkommene Pflicht gehabt, uns zu glauben, und uns bis zum Beweise des Gegentheils für redliche Leute zu achten, die ihr Wort halten würden. Er handelte also rechtmäßig, wenn er auf die Voraussetzung unserer Treue handelte. Wir also bestimmten seine Handlung, und wie es sich jetzt zeigt, da wir wortbrüchig sind wider seinen wahren Willen. Zwar haben wir keine äußere Gewalt gegen ihn angewandt, aber eine Gewalt, deren

*) In dem vortrefflichen preußischen Landrecht ist für Minderung des harten Schicksals einer Verführten auf das menschenfreundlichste gesorgt.

Mißbrauch noch schändlicher ist, nämlich nicht blos die Gewalt der Ueberredung, sondern die, welche die Pflicht der Menschlichkeit uns für redlich zu halten, über einen redlichen Mann haben muß.

Der erste Genuß der sinnlichen Freuden der Liebe schließt also die Ehe unwiderruflich, ohne daß der Staat erst durch die Form der Gesetze sie sanctionirt habe. Das schuldlose Mädchen ergab sich ihrer Liebe und der Zärtlichkeit des schmeichelnden Mannes auf die Versicherung hin, der Gegenstand einer moralischen Liebe und nicht zum Werkzeuge seiner Wollust herabgewürdigt zu seyn. Jetzt, indem sie glaubt, in der Würde vernünftiger Natur von dem anerkannt zu werden, den sie liebt, den sie also als Mensch und Mann achtet, jetzt sie täuschen, und in ihrem süßen Traume selbst sie zum Mittel fremder Sinnlichkeit hinab zu täuschen, das ist die tiefste Kränkung der Menschheit, die jedes moralische Gefühl empört. Wer kann den Buben ertragen, welcher unter dem Schein der Liebe und unter dem Schwur, sie zu ehelichen, einem Mädchen ihre Tugend stahl und die paar Thaler ihr hinwirft, die die Gesetze bestimmen. —

„Wenn man seinen Vertrag breche, so könne man wenigstens durch Schadenersatz sich von der Verbindlichkeit desselben befreien," sagt ein sonst sehr achtungswerther Schriftsteller. Aber wer soll den Werth des Schadens und die Größe des Ersatzes bestimmen? Soll es etwa der Beleidiger selbst thun? Weiß er, wie tief er verwundete, und darf er für den Beleidigten wählen? Es ist in gewissem Sinne wahr, daß Schadenersatz uns von der Verbindlichkeit der Verträge befreie. Nur wählt und bestimmt allein der Verletzte, und wenn er schlechterdings keinen Tausch will, wenn er glaubt, nur die versprochene Leistung allein könne ihn schadlos halten für das, was er im Vertrauen auf das Wort verwendet, gethan und aufgeopfert habe; so bleibt dem Wortbrüchigen doch nichts übrig, als zu leisten, was er versprach.

Hieraus folgt unwidersprechlich, daß ein verführtes Mädchen, dem der Verführer versprach, den Beischlaf durch die Ehe zu heiligen, ein vollkommenes Recht hat, die Erfüllung dieses Versprechens zu fordern. Rechnet

man hierzu die Folgen, die das entehrte Mädchen treffen, Elend und Schande, Kindermord, böses Beispiel u. s. w., Folgen, für die der Verführer durchaus mit verantwortlich ist, so wird sich der erleuchtete menschenfreundliche Gesetzgeber in keinem Falle zu einiger Nachsicht gegen den Verführer entschließen können. Er wird es für Rechts finden, 1) den Verführer zu nöthigen, seine Verführte schlechterdings zu heirathen; er wird 2) einen jeden ohne Unterschied für die Folgen des Beischlafs verantwortlich machen. —

Es ist vorauszusehen, daß die Männer gegen einen solchen Vorschlag viel Geschrei erheben werden; ein sicherer Beweis, daß die Arznei den frischen Schaden trifft. Es ist, als wenn das gesetzgebende Männergeschlecht mit aller möglichen Partheilichkeit blos zu seinen Gunsten die hierher einschlagenden Gesetze erfunden, und alle böse Folgen von dem verführenden Theile auf den verführten, so wie alle Last von dem stärkern ab und auf den schwächern gewälzt hätte. Das männliche Geschlecht, als das stärkere, sollte das zum Schutz weiblicher Ehre und Tugend verpflichtete Geschlecht seyn, und gerade ist auf Seiten der Männer die größere Immoralität; gegen hundert Verführer unsers Geschlechts ist allemal kaum eine Weibsperson; wir sind es im eigentlichsten Verstande, die an der Erziehung, an der Vernunft, am Herzen und an der Tugend des weiblichen Geschlechts so viel verderben, als wir können. Wie mancher sieht nicht einen solchen verunglückten Liebeshandel als eine mannfeste That, hilft sich mit wenigen Kosten und noch geringerer Schande aus der Verlegenheit, und stößt die arme Verführte mit eben dem Knie, auf welchem er noch vor kurzem vor ihr lag, ohne Mitleid und ohne Hülfe in die Verzweiflung. Was für Schonung braucht da wohl die Gerechtigkeit gegen solche Verbrecher zu haben? Eines strengen Beweises, daß ein ausdrücklicher Vertrag vor der Vollziehung eines Beischlafs vorausgegangen sey, bedarf es hier nicht; genug, wenn die Verführung von Seiten des männlichen Theils bewiesen ist; das unschuldige Mädchen wird in keinem Fall wollen, sich zum

Werkzeug fremder Sinnenlust entweihet zu sehen, sie kann es nicht wollen, weil die Würde ihrer Persönlichkeit ein unveräußerliches Recht ist; der Verführer beleidigt also nicht nur die Menschheit, sondern auch die äußerlichen Rechte der Verführten. Das Sittengesetz gebietet mit unnachläßlicher Strenge: du sollst dein Versprechen halten; du hast einen Vertrag geschlossen, bei dessen einseitiger Aufhebung Entschädigung unmöglich ist, also kannst du diesen Vertrag unter keiner Bedingung brechen. Auch steht hier dieses Moralgesetz keineswegs mit der Staatsklugheit im Widerspruch: Je mehr Ehen, desto weniger Hurerei, ist eine Maxime, deren Wahrheit die Erfahrung überall bestätigt.

Das Moralgesetz gebietet unbedingt, es berechnet keine Folgen; die Rechtmäßigkeit, das verführte Mädchen zu ehelichen, würde also hiermit unwidersprechlich dargethan seyn. Aber wir wollen einmal auf die böse Folgen, die man der Ausführung dieses Gesetzes, den Zwangsehen entgegensetzt, wir wollen sehen, ob sie die Probe bestehen.

„Wenn dem Mann die Fesseln des Ehestandes mit seiner Geschwächten als schreckendes Uebel drohen, könnte da nicht der Strom des Verderbens einen andern gefährlichen Weg nehmen? könnte nicht die Wuth des Kindermords die Verführer überfallen? Könnten sie nicht die Geschwängerte zum heimlichen Morde ihrer Frucht verleiten.“ — So lange das Mädchen blos sich, ihrem Leichtsinn und dem Taumel ihrer Leidenschaft überlassen ist, wird zwar der Verführer sie um Tugend und Ehre betrügen können; aber wenn nur dann Noth und Schande sie nicht zu Boden drückt, wenn sie weiß, daß der Verführer sie vor beiden durch die Ehe sichern muß, dann bleibt ihre natürliche heftige Mutterliebe gewiß in voller Kraft, und weder Drohungen noch Schmeicheleien werden sie leicht zur Abgebung ihres Kindes ins Findelhaus, viel weniger zum Morde bewegen können. Dies ist ein Erfahrungssatz aus der menschlichen Natur, der sich nicht widerlegen läßt. — Andern Aeußerungen der Furcht bei der Ausführung dieses Gesetzes wird weiter unten begegnet werden.

Man wendet ferner ein: „Würde nicht manches un-

besonnene Frauenzimmer, in Hoffnung, doch endlich unter die Haube zu kommen, sich nur allzuleicht verführen lassen, ja wohl gar selbst Verführerin werden?" Offenbare Metzen würden das freilich thun, und thun es auch jetzt in der Absicht einer Geldschneiderei; auch ist schwerlich dafür gut zu sagen, daß nicht etwa eine oder die andere empfindsame Dirne aus sentimentalischer Neigung die eheliche Verbindung durch vorherige Aufopferung ihres Kränzchens zu beschleunigen suchen möchte; allein im Ganzen genommen, — wie überhaupt nur jeder ins Große gehende Vorschlag genommen werden kann, — dürfen wir dennoch auf das lebhafte Gefühl dieses Geschlechts für Ehre und Schande, hauptsächlich aber auf den Umstand rechnen, daß, was auf dieser Seite ja verloren ginge, auf der andern Seite durch die Einschränkung des verführenden Männergeschlechts mit Wucher wieder gewonnen würde.

„Indessen wäre der Schaden doch nicht unbeträchtlich, wenn die List schlechtdenkender Frauenzimmer ihnen statt erlittener Verführung gelten, und mancher sonst brave Mann gezwungen seyn sollte, wegen einer Uebereilung seine Verführerin zu heirathen?" Ueberhaupt betrachtet, kann dieser Fall nur überaus selten eintreten, und verdient also keine allgemeine Abänderung der Regel. Der brave Mann wird von selbst allen nähern Umgang mit dergleichen schlechten Weibspersonen vermeiden; ihm wird es auch auf diesem äußerst seltenen Falle nicht schwer fallen, da das Gesetz nur die Verführer treffen soll, die Strenge desselben durch gegründete Einreden von sich abzuwenden. Wer aber keine gültige Entschuldigungen hat, er sey sonst so brav als er wolle, der leidet wohl mit Recht, was ihm seine Unbesonnenheit zuzog.

Eben so wenig kann der Einwand der ungewissen Vaterschaft bewirken. — In dem preußischen Landrecht ist mit großer Ueberlegung festgestellt, daß der überführte Beischläfer so lange für den Vater des unehlichen Kindes zu halten sey, bis er das Gegentheil erweiset. Freilich wird ihm dieses auch im Fall der Wahrheit überaus schwer fallen; dagegen überzeugt uns aber die Erfahrung

der Gerichtstribunale, daß unter hundert Fällen die Angabe fünf und siebenzig Mal den rechten Vater getroffen hat.

Und wenn auch wirklich der Verführer die Zwangsehe als Strafe empfände, wenn ihm dadurch die Aussichten zu einer vortheilhafteren Heirath genommen würden, so leidet er als schuldiger Theil, als Verführer, als Räuber des Kostbarsten, was ein Mädchen hat, leidet auf keinen Fall unverdient. Er wende übrigens als Ehemann einen Theil aller der Mühe, Gefälligkeit, Ueberredungs- und Erfindungskunst, die er zur Verführung gebrauchte, zur Erhaltung des Hausfriedens und der ehelichen Verträglichkeit an, und es wird alles gut gehen.

Unmöglich kann die menschliche Gesellschaft länger alle diese Unbesonnenheiten, die ihr von so zahlreichen Verführern in allen bis zum Kindermord fortschreitenden Folgen zur Last aufgebürdet werden, ertragen! Besser, daß hundert Paare in mittelmäßig guter, ja sogar in mißvergnügter Ehe leben, als daß eine eben so große Anzahl Mädchen in ihren persönlichen Rechten gekränkt und auf den Weg der Immoralität geleitet werden, oder ein Theil von ihnen ihre Kinder, geboren oder ungeboren, aus dem Wege räumt! —

Ueberhaupt aber verliert dieser Einwand gar vieles von seinen eingebildeten Schrecknissen, wenn man erwägt, daß dergleichen Ehen die größere Hälfte der Verführer, nämlich den gemeinen Mann, in der Folge nicht sehr drücken werden. Diese Klasse der Mitbürger, die für die Feinheiten des ehelichen Lebens ohnehin wenig Sinn hat, lebt leicht zufrieden, wenn es mit der Ehe nur halbweg erträglich geht. Aber gesetzt auch, es erfolgten aus dieser Einrichtung anfänglich mehrere mißgerathene Ehen; so wäre das immer für die künftigen Verführer ein Beispiel mehr, ein stärkerer Grund, von ihrer Unbesonnenheit abzulassen, folglich auch ein Grund mehr für die Einführung eines solchen Gesetzes.

Indessen ist ein anderer Einwand, nämlich „daß die Ehe dennoch nicht in allen möglichen Fällen statt haben könne," im voraus zuzugeben; genug, wenn sie es nur in den gewöhnlichen, das ist, in den meisten Fällen hat.

Wo ist eine Regel, ein Gesetz in der Welt, bei welchem nicht äußere Umstände eintreten könnten, die die Anwendung unmöglich machen. Aber Regel wird dessenungeachtet Regel, und Gesetz Gesetz bleiben. Man lasse sich also den Fall nicht irre machen, wenn der Verführer ein Fremdling, ein Ehemann, verstorben, Soldat, oder in väterlicher Gewalt, mithin die Ehe mit ihm unmöglich oder höchst schwierig ist. Diese Ausnahme kann gegen das Ganze gar nicht beträchtlich seyn. Und wenn auch der Fall einträte, daß andere Staatsgesetze diesem Gesetz widerstritten, z. B. die Gesetze in Ansehung der Lehnfolge, so würde die hier zu machende Ausnahme zwar immer ungerecht seyn, jedoch aber unter der Bedingung, daß der Verführer Mutter und Kind standesmäßig versorgen und beiden seinen Namen zu führen erlauben müßte, statt finden und den bösen Folgen vorgebeugt werden können.

Das zweite Mittel, den Schwängerer überhaupt für die Folgen der Schwangerschaft verantwortlich zu machen, ist eben so natürlich, als in den meisten unserer heutigen Staatsverfassungen ausführbar, und würde gewiß seinen Zweck nicht verfehlen, indem es nicht nur das Verbrechen des Kindermords und die Abtreibung der Frucht verhüten, sondern auch Wollüstlinge und Verführer abschrecken würde, wenn sie wüßten, daß im Fall der Schwangerschaft des entehrten Mädchens so mancherlei Beschwerde und Verantwortung ihrer warte.

Wem liegt es wohl mehr ob, über die Fortdauer der Existenz des neu belebten menschlichen Keims zu sorgen, als dem Schwängerer? Wem wird sich die Geschwängerte wohl lieber und eher anvertrauen, als dem Urheber ihres Zustandes? Wer wird endlich wohl mehr Gelegenheit und Pflicht haben, über die Verhütung unnatürlicher Verbrechen zu wachen, als eben dieser! Dem Schwängerer also lege man die Verbindlichkeit auf, die Vertilgung des von ihm erzeugten Kindes nach allen Kräften zu verhüten. Es müßte sich nämlich jeder, der ein lediges Frauenzimmer beschläft, genau darum bekümmern, ob sie schwanger geworden sey oder nicht; er müßte

ihre Schwangerschaft, selbst in dem Fall, wenn er sich nicht zum Vater bekenne, den Eltern, Verwandten und Vormündern, oder der Obrigkeit es anzuzeigen schuldig seyn; und im Unterlassungsfall nach dem Grade der Absicht oder Nachläßigkeit und dem Grade des dadurch veranlaßten Verbrechens zu bestrafen seyn. —

So wie übrigens Strafen überhaupt kein sicheres Mittel sind, Verbrechen zu verhüten, so sind sie es am wenigsten bei einem Naturtrieb, der in unserm Zeitalter so leicht zu einer mächtigen Leidenschaft auflodert. Den Gesetzgeber, der der Wollust entgegenarbeiten will, umringen Schwierigkeiten von allen Seiten. Keuschheitskommissionen, Kirchenbuße, Geld- und Gefängnißstrafen treffen nur die Aeußerungen des Lasters, nicht das Laster selbst; sie schaden offenbar mehr, als sie nutzen.

Die Strafe gegen andere Verbrechen erzwingt wenigstens äußere Ordnung, wenn auch die Ungerechtigkeit im Herzen der Verbrecher wüthet. Das Laster der Wollust hingegen gleicht einem bösartigen Geschwür, das desto schrecklicher im Innern frißt, wenn ihm der äußere Ausbruch gehemmt ist. Es vollbringt, von der Strafe des weniger Strafbaren zurückgeschreckt, jene geheime Greuel, die das Gesetz nicht kontrolliren kann, und die gleichwohl in dem Innern der Menschheit und des Staats fürchterlich wüthen. Von der andern Seite verdirbt es die Sitten völlig, wenn sich das Laster ungestraft zeigen darf. Dort ist der Nachtheil intensiv, hier extensiv größer. Die geheimen Greuel dringen durch Ohr und Auge nicht in das schuldlose Herz. Aber das schamlose Laster, das täglich unsere Jugend öffentlich zeigt, stumpft alle Waffen ab, die wir gegen dasselbe zu Hülfe nehmen können, und läßt uns allein das moralische Gefühl, das leider so selten dem Angriff widersteht. —

Die sittenlosen Ausbrüche des Geschlechtstriebs sollen daher durch Anstalten und Gesetze möglichst **verhindert**, aber nicht wie ein wahres Verbrechen **bestraft** werden, denn die Sitten der Nation sind Gegenstände der Nationalbildung und Erziehung, der Staat muß über sie wachen, muß Klugheit anwenden, sie zu verbessern; aber der Kriminal-Gesetzgeber muß nicht den

Schul- und Zuchtmeister der Nation machen wollen. Sonst müßte er Geiz, Hochmuth und Neid, Unordnung, Faulheit und dergl., die alle dem Staate mittelbaren Nachtheil bringen, gleichfalls vor seinen Richterstuhl fordern, und dahin kann man sie gleichwohl nicht ziehen, ohne sich der Ideenvermischung zwischen Verbrechen und Lastern, zwischen moralischen Fehlern und bürgerlichen Vergehungen schuldig zu machen. —

Staatsverfassung.

So wie der sittliche Charakter des Menschen sein Kolorit von der bürgerlichen Verfassung entlehnt, so empfängt hinwiederum die Staatsverfassung einen großen Theil ihrer Modifikationen von dem jedesmaligen Zustande der Sittlichkeit unter einer Nation. Gesetzt, wir leben in einem Staate, wo Glück und Unglück sich nach der höhern oder niedern Stufe unseres Standpunktes klassificirt, wo wir ohne Titel ein bürgerliches Nichts sind; so werden falsche Begriffe von Ehre unsern ganzen Charakter seine Richtung geben, wir werden in Besitz glänzender Staatsbedienungen, Orden und Stern das Ziel unsrer Wünsche setzen; wir werden thätig seyn, nicht daß wir glücklich werden und andere glücklich machen, sondern daß wir irgend eine Würde erhaschen. Oder man denke sich einen Staat, dessen Mitglieder in einer sinnlichen Lebensart ihre höchste Glückseligkeit finden, in deren Adern das Gift des zügellosen Luxus, der sybarithischen Weichlichkeit wüthet, — wird seine gesetzgebende und gesetzverwaltende Macht davon unangesteckt bleiben? Ihre Aufsicht auf die Sitten der Nation wird erschlaffen, es wird zur leichtesten Sache, zu einem fast einladenden Geschäfte werden, die Strenge der Gesetze überall zu eludiren.

Der Mensch ist eher Mensch als Bürger, dieser muß also aus jenem entstehen; der Bürger ist eine spätere einseitige Modifikation des Menschen. Indem der Mensch Bürger wird, gibt er den moralischen Zweck seines Daseyns nicht auf, er will ihn vielmehr durch diesen Schritt befördern, er will durch diese Verbindung eine Summe

von Glückseligkeit erreichen, die er im isolirten Zustand nicht erreichen kann; die bürgerliche Verfassung muß ihm also mehr Vortheil gewähren, als sie ihn Aufopferung kostet. Wo ist aber der Staat, der uns diese Bürgschaft leistet? dessen Verfassung mit unserer besseren Natur übereinstimmt, und in welchem der glückliche Bürger auch zugleich der glückliche Mensch ist? — Um Bürger zu seyn, hören wir auf, Menschen zu seyn! —

Unter den vielfältigen Ursachen, die in unserer Staatsverfassung auf die ausschweifende Gewalt des Geschlechtstriebs wirken, sind die stehenden Kriegsheere eine der wichtigsten*). Der Soldat hält seine Uniform für einen Freibrief der Sittenlosigkeit; Befriedigung der Geschlechtslust ist ihm so gewöhnlich, natürlich und nothwendig, wie die Stillung des Hungers und des Durstes; die schlaue Kunst, die Unschuld zu verführen, eines Fremden Ehebette zu beflecken, erklärt er für ein ehrenvolles Talent; ja, das Gegentheil davon, Zucht und Keuschheit, für eine Schande, für einen Beweis von Dummheit, Zaghaftigkeit und Unvermögen. Unfläthereien und Zoten sind der herrschende Ton in ihrer Unterhaltung.

So leben in unserm deutschen Vaterland allein über sechsmal hundert tausend blühender und verblüheter Männer, unter denen nur wenige heirathen oder heirathen dürfen, deren geistige und sittliche Bildung mit ihrer körperlichen in keinem Verhältniß steht, die sich zum Theil sehr früh selbst überlassen sind, die meistens in großen Städten wohnen, wo ohnedem viel Sittenverderbniß herrscht, wo es ihnen an Gegenständen zur Befriedigung ihrer Begierden nicht fehlt, die, wenn man die Zeit ihres Dienstes ausnimmt, einen großen Theil ihres Lebens müßig gehen dürfen. — Man müßte für alle Logik sehr verwahrlost seyn, wenn man in ihrem Stande, in ihrer Lebensart und in ihren Verhältnissen keine Quelle von ausschweifender Sinnlichkeit für sie

*) Daß durch die Vorwürfe, die einen ganzen Stand treffen, das Verdienst vieler einzelner, rechtschaffener und achtungswerther Mitglieder nicht verdunkelt wird, sondern daß diese um so schöner glänzen, jemehr sie sich unter dem großen Haufen auszeichnen, bedarf kaum bemerkt zu werden.

selbst, keine Ursache der sich immer weiter verbreitenden unsittlichen Wollust für das ganze Volk suchen wollte. Wo die Ehen erschwert werden, wird die Hurerei aller Art begünstigt. —

Die sittliche Bildung der Officiere ist meistens mangelhaft; jung und unerfahren kommen sie in Dienste, sehen überall nichts als Hang zu sinnlichen Ausschweifungen, kennen keine edlern Beschäftigungen; ihre Gage, so lange sie subaltern sind, erlaubt ihnen nicht, eine Frau standesmäßig zu unterhalten. Ihr Stand gestattet ihnen Zugang in Familien, der Reiz ihrer Gestalt, die Gewandtheit ihres Benehmens verschafft ihnen die Zuneigung der Mädchen und Weiber. Sie glauben auch wohl gar aus Dankbarkeit ihrer Aufopferung und ihres Wehrstandes für das Vaterland ein größeres Recht auf die Töchter und Frauen des Landes zu haben, als andere Menschen. Sie finden das Verbot, seines Nächsten Weib zu begehren, zu hart, da sie kein eigenes haben dürfen. — Wie ist es da möglich, daß sie ihren Untergebenen mit einem guten Beispiele vorgehen können; sie unterscheiden sich von ihnen nur allein, daß ihre Verführung künstlicher, ihr Genuß räsonnirter ist, als die Liederlichkeit jener. Um die Fesseln eines sclavischen Standes zu tragen, zerbricht der Soldat die Fesseln der Sittlichkeit.

Und wenn wir fragen, auf welchem Wege sich die unnatürlichen Laster und das Gift der Lustseuche von den größern Städten bis auf die entlegensten Dörfer und kleinere Landstädte verbreitet, so ist er uns deutlich genug hier vorgezeichnet. —

Man erregt etwa nicht dadurch, daß man dem Soldaten Ausschweifungen in der Geschlechtslust ahndungslos nachsieht und unter ihnen das Saufen und Spielen mit der strengsten Strafe belegt, einen sonderbaren Kontrast in dem moralischen Gefühl dieser Menschen, sondern man ruft ihnen wohl gar zu: Siehe, Freund, wenn du nur kein Dieb, kein Säufer, kein Spieler bist; Hurer und Ehebrecher magst du immer seyn, diese Laster haben bei einem Soldaten nichts auf sich, von dem fordert man nicht, daß er seine Lüste hierin bezähme oder mäßige so

So findet man in einer Ordre des Generals von Schliefen an die Garde du Korps zu Kassel in einer öffentlichen Anrede an das ganze Regiment — in einer Anrede, in der dem Soldaten seine Pflichten laut eingeschärft werden, folgende Stelle: „Grobe Verbrechen, Diebstahl, meineidige Entweichung u. s. w. machen auf immer unwürdig, bei dieser Leibwache des Landesherrn jemals wieder einen Platz zu finden. Doch fordert man vom Kriegsmann den dem Mönche vorgeschriebenen Wandel sonst eben nicht."

Heißt das nicht den Stand des Kriegers zum Stand der Wüstlinge, die Fahne des Ruhms zum Panier der Unkeuschheit herabwürdigen? Darf man sich dann wohl wundern, wenn jeder kaum reife Bube, sobald er das Seitengewehr an der Seite hat, sich für berechtigt hält, an öffentlichen Orten, am hellen Tage, unter den Augen und in der Gegenwart der Ehrbaren des Volks, in den Halstüchern und Schürzen überraschter oder frecher Dirnen schamlos herumzuwühlen und die schändlichsten Zoten zu treiben! —

Wenn schon in so manchen kleinen Residenzen — wo die verfeinte Aufklärung eben noch keine solche Riesenschritte gemacht hat, daß um deßwillen die Unkeuschheitssünden zu den unvermeidlichen Modesünden zu rechnen wären — wenn hier der Fürst glaubt, daß er seiner Handvoll Bauernbuben, die er unter's Gewehr stellt, jenes entehrende Privilegium angedeihen lassen müsse; wenn man hier aus Grundsätzen gestattet, was man dort aus Konvenienz duldet, so muß das freche Laster sich bald bis zu den ruhigen Hütten des Landbewohners verbreiten, und Weiber und Mädchen aus ihrer glücklichen Unbefangenheit vorsätzlichen Ausschweifungen überliefern.

Ist der Zweck der Vertheidigungsanstalten kein anderer als die öffentliche Sicherheit des Staats, so muß sich auch eine Einrichtung derselben denken lassen, in welcher alle jene traurige Uebel wenigstens keine wesentliche Folgen sind.

Eine andere wichtige Quelle des ausartenden Geschlechtstriebs ist ein fast unabsehbares Personale von Civilbedienten, die die politische Maschine unsrer kleinen und größern Staaten im Gange zu erhalten be-

stimmt sind. Die Subalternen machen unter ihnen den bei weitem größeren Theil aus; ihre Zahl heißt Legion: geheime expedirende Kanzlei- und andere Sekretaire, Registratoren, Accessisten, Kopisten, Assistenten, Journalisten, Aiden, Notarien, Rendanten, Oberinspectoren, Unterinspectoren, Kalkulatoren, Verifikateure, Aestimateur, Kontrolleure, Officianten, Expectanten, Buchhalter, Kassirer, ganze Schwärme von Referendarien, Auscultatoren, Actuarien, Mandatarien, Kommissarien, dann noch die Extraordinarii und Supranumerarii ꝛc., von denen alle Kollegien, namentlich der Finanzetat, in den meisten Staaten wimmeln.

Diese Leute, die ihr Loos zu ihrem Unglück den niedrigen Ständen, in denen sie größtentheils geboren sind, entreißt und in den Mittelstand hinaufzieht, denen es noch obendrein ihre Wohnung in den großen Städten anweist, sind meistens zu schlecht bezahlt, um für sich mit demjenigen Anstande zu leben, den die konventionellen Begriffe in der Gesellschaft erfordern, geschweige, daß sie ohne ansehnliche Mitgift mit Weib und Kind leben könnten. Ihre blühenden Jahre gehen in kümmerlicher, brodloser Expectanz dahin, und eine reellere Versorgung ist oft kaum das Loos ihrer letzten Tage.

Darf man sich wundern, wenn diese Menschen, vom Tone des Leichtsinns angesteckt, der in den müßigen Cirkeln herrscht, in denen sie ihre dienstfreie Stunden hinbringen, die Befriedigung ihres Naturtriebs in Ausschweifungen suchen, zu denen sie die Gelegenheit so nahe und wohlfeil bei der Hand haben. Gleichwohl gilt ein solcher Posten in den Augen des übel unterrichteten Handwerker- oder Bauernsohnes noch immer für ein Glück.

Diese lästige Menge von Dienstbewerbern übersteigt häufig die Anzahl der Stellen, in die sie einzurücken wünschen, erstreckt sich durch alle Klassen der Dienerschaft, sie mögen nun gelehrte Kenntnisse oder nur Federfertigkeit heischen. Kann wohl die größte Menge von Klöstern die Klage über den Cölibat mehr rechtfertigen, als dieser Umstand *)?

*) Ein für das Wohl seiner Mitbrüder warm fühlender Menschenfreund glaubt, diese gerechten Klagen werden nicht eher

Rechnet man noch hierher jene von der vornehmen Dienerschaft und den Reichen des Staats abhängende ungeheure Menge von Menschen: die Haushofmeister, Köche und Küchenburschen, Kammerdiener, Tafeldecker, Livreebedienten, Portiers u. s. w., die Kammerfrauen, Kammerjungfern, Haushälterinnen, Garderobe-, Haus-, Stuben-, Küchen- und Waschmädchen u. s. w., in denen das Bedürfniß zu befriedigender Liebe um so stärker ist, jemehr sie durch das üppige Beispiel ihrer Gebieter und Gebieterinnen, durch ihren Müßiggang, ihre nur auf kleinfügige und puerile Arbeiten gewandte Thätigkeit dazu angereizt werden; so wird man vollends überzeugt, wie sehr schiefe, überfeinte Kultur und übel organisirte Staatsverfassung einander in die Hände arbeiten, die Moralität der Menschen zu verderben.

Vorzüglich aber gehören noch hierher die öffentlichen Tempel der Venus Pandemos, die geduldeten Kupplerinnen und das zügellose Maitressenhalten, wovon unten ausführlicher gehandelt werden soll.

aufhören, bis jeder Studierende ein Handwerk lernt, und jedem zum Handwerk bestimmten Knaben soviel Vorkenntnisse verschafft werden, als er nöthig hat, sich selbst weiter zu helfen, wenn sich etwa in der Folge Talente äußerten, die ihn zu wichtigern Geschäften bestimmten.

Dritter Abschnitt.

Ueber die Verbesserung der Sittlichkeit überhaupt, und der ausgearteten Geschlechtslust insbesondere.

Wir kennen Anlagen, Vermögen, Gefühle und Triebe im Menschen, die uns die hohe Fähigkeit ankündigen, seine sinnliche und vernünftige Natur in solch ein inniges, wohlthätiges Bündniß zu verweben, aus dem Harmonie und Frieden mit sich selbst emporkeimen, hat er sich nur einmal den erhabenen Zweck seines Daseyns hell und deutlich gedacht. Wir sind überzeugt, daß Gesinnungen und Handlungen ihm eigen sind, die uns eine edle und große Seele ahnen lassen, wir dürfen uns also nur nach dem Punkt umsehen, in dem wir alle guten und großen Eigenschaften vereinigen können. Und wäre wohl dieser ein anderer, als der moralische Charakter, ohne den keine Tugend, keine Größe gedeihen kann, ohne den sie gar nicht einmal möglich ist? —
Der Sittlichgute allein ist nur durch sich selbst thätig und im höchsten Gebrauche seiner Kraft: er handelt gut und edel, weil er es will und das Gesetz seiner eigenen Vernunft es ihm gebietet. Mechanische Thätigkeit ist das Eigenthum kleiner, Schlechthandeln die Fertigkeit niedriger Seelen. Der moralische Mensch handelt nach dem ewigen formalen Sittengesetz seiner Vernunft, welchem er alle seine materialen Grundsätze unterordnet.
Genuß seiner Würde, der Kraft seines Werths, ist ihm Lohn genug. Nur durch den moralischen Charakter kann der Mensch in seinen angebornen Verhältnissen

wirksam seyn, er allein bleibt ihm das Mittel, seinem Daseyn Würde zu geben. Nur der, welcher moralisch gut denkt, kann edel und gut handeln. Nicht alle Menschen können reich, angesehen, gelehrt seyn: es zu seyn, gehört nicht zum guten Menschen, aber alle können edel und groß handeln, alle, vom rohen Natursohn bis zum verfeinerten Weltmann; das Moralgesetz ist überall in der Menschheit vom Negersclaven bis zu dem gebildeten Europäer nur Eins. Es gründet sich auf ewig wahre Gesetze der Menschheit, die der Gesetzgeber aussprach, indem er Schöpfer ward. Und dieser Gesetzgeber, sollte er Zwecke schaffen und uns die Mittel dazu versagen?

Auf kurzem Wege würde sich der Mensch dieser schönen Stufe nähern, wiche er nicht so weit von der Einfalt der Natur, befriedigte er in ihrem Schooße seine einfachen Bedürfnisse, dränge der Kreis seiner Ideen nicht über den ruhigen Hausstand einer glücklichen Familie hinaus, und geizte er nicht nach fremdem Genusse?

Je mehr der Geist der Menschen sich ausbreitet, je größer die Bahn wird, welche die Menschheit durchläuft, je mehr Genuß von Glücksgütern wir um uns versammeln und uns einander im Umgange oder durch gegenseitige Bedürfnisse und daher entstehende Verwickelung mittheilen, je größer und blühender Städte und Nationen werden, desto mehr wird der Mensch aus sich selbst gerissen, desto größer ist die Gefahr des Verlustes seiner Selbstständigkeit, seiner Sittlichkeit, desto nothwendiger die Aufmerksamkeit der reformirenden Vernunft.

Aber diese träge, bestechliche Wächterin, wie oft entschlummert sie auf dem Kissen der erschlaffenden Ueppigkeit und des gemächlichen Wohllebens, wie oft ist ihre Stimme dem Ohr des Sybariten unleidliche Härte und dem verwöhnten Geiste nicht mehr geschmackvolle Nahrung? —

Wir ahmen fremden Thorheiten, albernen Moden in Manieren, Lebensart, in eitlem Prunke nach, und machen uns abhängig vom Despotismus aller Art, indeß wir über Freiheit deklamiren, die doch jeder sich selbst geben kann, wenn er verständig, mäßig und arbeitsam seyn will. Wir stimmen alle in das Klaglied über ein-

reißenden kostbaren Aufwand bei der Tafel, im Hausrathe, in Garderoben, Spiel, Trauer, über abgeschmackte Gebräuche, Komplimente, Rangordnungen, über Steifigkeit in den gesellschaftlichen Cirkeln; und hat wohl einer unter uns den Muth, den Anfang mit Abschaffung dieser Mißbräuche in seinem Hause zu machen? Wie mancher setzt sich in Schulden oder bricht sich's ab, um einmal allen seinen Bekannten einen Schmaus zu geben, wobei ihm der Angstschweiß ausbricht, damit er die Gäste mit verdorbenem Magen nach Hause schicken könne, anstatt daß er täglich seiner Familie ein paar wohlschmeckende Schüsseln aufsetzen ließe, dabei ihm ein Freund immer willkommen wäre! —

Tritt man aus diesen engeren Cirkeln auf die große Bühne der Welt, welch' schreckendes Bild der Verkehrtheit der Menschen erblickt man hier! Wollust und Verschwendung, Stolz und Herrschsucht haben in ihrem Gefolge ein dichtverflochtenes Heer von Lastern, die jedes Mitgefühl beim Leiden unserer Brüder, die Liebe zum Vaterlande, Liebe zum Menschengeschlecht überhaupt tödten, die die Gerechtigkeit von der Erde verscheuchen und ihren Thron mit verlarvten Furien bekleiden, die nur ihren Günstlingen Ungestraftheit und Sicherheit spenden, und die Unschuldigen mit Verderben und Untergang drohen; unempfindlich sieht der Stolze auf den Niedern herab, versagt ihm Rechte, die er selbst mit unerweichlicher Härte fordert; Verblendung gilt für Größe, Eigensinn für Wahrheit, Willkühr für Recht, Anmaßung für erlaubten Besitz, Entscheidung eines Menschen für Götterausspruch; Selbstsucht ist die Seele aller Anstrengung; die Ersten des Staats erröthen nicht, durch weibische, wollüstige und freche Sitten öffentlich das Bild der Verführung der Unschuld, der Brechung ehelicher Treue, der Schwelgerei und Unmäßigkeit, der Vernachläßigung aller häuslichen Tugenden aufzustellen; Geschäfte weichen den Vergnügungen; der Mann, der unbefangen und schuldlos seine Pflichten still und ruhig erfüllt, keine Sucht nach glänzender Größe, nach Reichthum und Ruhe hat, ist nicht geachtet, nur der Reiche und Mächtige ist geehrt; die Intrigue tritt unbeschei-

den der stillen Pflichtausübung vor, nur durch jene kann der Bürger sich geltend machen; man täuscht durch Vorurtheile und hemmt vorsätzlich die Aufklärung; leere Vorzüge prahlen so laut, daß keiner bemerken darf, wenn gefehlt wird; Freimüthigkeit ist sträflich, Wahrheitsliebe ist Unklugheit; Polizei ist ein Gespötte, Religion eine Grimasse, Rechtspflege ein Deckmantel der Partheisucht, Ehrbarkeit eine Mummerei. —

Ist dies der mit den erhabensten Anlagen zur Glückseligkeit erschaffene Mensch? Ist dies der Gang, in dem die Menschheit sich zum moralischen Ziele ihres Daseyns erhebt? Ist eine ewige Kreisbewegung das Loos der Menschheit? Thut sie deßwegen einige Schritte vorwärts, um bald nachher mit gedoppelter Geschwindigkeit in ihren vorigen Zustand zurückzusinken und desto elender zu seyn? Wie nahe wären denn wir wohl unserm gänzlichen Falle? Oder sind alles dieses nur Erscheinungen, die das blöde Auge des Menschen täuschen, die selbst zur Realisirung des ewigen Weltplans mitwirken?

Wenn es ein der Gottheit würdiger Anblick ist, einen tugendhaften Mann im Kampfe mit dem härtesten Schicksal, mit Versuchungen zum Laster und Verbrechen standhaft ausdauern zu sehen; so muß es, ich will nicht sagen, für eine Gottheit, sondern selbst für den geraden gemeinen Menschensinn ein höchst unwürdiger Anblick seyn, das Menschengeschlecht von Periode zu Periode zur Tugend sich emporheben, und bald darauf eben so tief wieder in Laster und Elend zurücksinken zu sehen. Dieses Trauerspiel kann vielleicht eine Zeitlang rührend und belehrend seyn, aber endlich muß doch der Vorhang fallen. Denn auf die Länge wird es zum Possenspiel; und wenn die Akteure es gleich nicht müde werden, weil sie Narren sind, so wird es doch der Zuschauer, der an dem einen oder dem andern Akt genug hat, wenn er daraus mit Grunde abnehmen kann, daß das nie zu Ende kommende Stück ein ewiges Einerlei sey. Die am Ende folgende Strafe kann zwar, wenn es ein bloßes Schauspiel ist, die unangenehmen Empfindungen durch den Ausgang wieder gut machen. Aber Laster ohne

Zahl, wenn gleich mit dazwischen eintretenden Tugenden, in der Wirklichkeit sich über einander thürmen zu lassen, damit dereinst recht viel gestraft werden könne, dies ist, wenigstens nach unsern Begriffen, sogar der Moralität eines weisen Welturhebers und Regierers zuwider.

Erheiterte sich nicht das Gemüth durch die frohe Aussicht, es könne künftig besser werden, erwärmte diese wohlthätige Hoffnung das menschliche Herz nicht zum unermüdeten Bestreben, das allgemeine Wohl der Menschheit zu fördern, und auch deßwegen mit dem uneigennützigen Wohlwollen zu fördern, daß einst davon, wenn im Grabe wir längst vermodert sind, die Nachwelt die Früchte unserer Thaten erndte, was würde ohne dieses Streben des Geistes der Menschheit aus uns werden?

Die Annalen der Geschichte möge immerhin so viel Zweifel gegen unsere Hoffnungen erheben, die, wenn sie beweisend wären, uns bewegen könnten, von einer dem Anscheine nach vergeblichen Arbeit abzulassen, wir können doch, so lange dieses nur nicht ganz gewiß gemacht werden kann, die Pflicht gegen die Klugheitsregel, aufs Unthunliche nicht hinzuarbeiten, nicht vertauschen, und so ungewiß wir seyn und bleiben mögen, ob für das menschliche Geschlecht das Bessere zu hoffen sey, so kann dieses doch nicht der Maxime, mithin auch nicht der nothwendigen Voraussetzung derselben in praktischer Absicht, daß es thunlich sey, Abbruch thun!

Wenn man für die Kreisbewegung der Kultur der Menschheit die periodische Blüthe derselben bei Völkern der Vorzeit, und namentlich das schnelle Ersterben der ehemals bei den Griechen und Römern gezeitigten Kultur anführt, so scheint man zu vergessen, daß diese Kultur nur einseitig war, indem die Reife der Philosophie und Wissenschaften erst dann eintrat, als die bürgerliche Freiheit und der Sinn für Werke der Kunst fast ganz in Griechenland verloren war; daß ferner diese Kultur nur von gewissen Individuen abgehangen hatte, und daß überhaupt eine ewige, unveränderliche griechische Jugendblüthe nicht im Plane der Weltregierung, die kein Volk der Erde ausschliessend begünstigt, liegen konnte;

man vergißt, in jedem Zeitalter das Gewühl der Nationen, welche in weltbürgerlicher Hinsicht kein Verdienst haben, auf die Seite zu schaffen, um dadurch die reine Ansicht des Emporkommens des ganzen Geschlechts zu gewinnen, wodurch man am Ende ein einziges, in ganzen Menschenaltern oft nur aus wenigen Köpfen bestehendes Publikum erblickt, dessen, wenn auch kleine Fortschritte, für das Fortrücken der gesammten Menschenkinder im Ganzen unverloren bleiben. —

Man bemerkt nicht, daß die Geschichte einzelner Staaten nicht zur Geschichte der ganzen Menschheit gemacht werden könne. Blüht nicht in demselben Augenblick, wo wir eine Blume verwelken sehen, eine andere schon wieder neben ihr auf, und würde manche unter ihnen wohl so schön blühen, wenn ihr nicht die zerstörten Theile ihrer Voreltern edlere Nahrungssäfte zugeführt hätten? —

Aus der Organisation der Individuen und ganzer Völker, die unaufhörlich verblühet und sich auflöset, geht nach den Gesetzen der Natur eine reizendere und schönere Form hervor, — der Geist, der diese Hülle, diese Organisation durchdringt, geht, wie es die Geschichte bei allen Völkern der Vorwelt bestätigt hat, keineswegs unter; die Schätze, Kenntnisse, Erfahrungen und Wissenschaften der Vorwelt sind wirklich auf die spätere Generationen gekommen, und diese sind besser, weiser und glücklicher geworden, und das unsterbliche Ganze, der Geist der Menschheit, überlebt siegreich die Auflösung und Umbildung der einzelnen Theile.

Was von Veredlung einzelner Menschen gilt, gilt von der Menschheit überhaupt; nur mit dem Unterschied, daß diese Jahrtausende fordert, wenn jene nur Jahre nöthig haben. Die Menschheit macht ein fortdauerndes Ganze aus. Alle ihre Theile, so verschieden sie auch gestaltet und so vielen Abwechselungen sie auch in der Zeitfolge unterworfen sind, machen doch nur einen Körper aus, der von einem Geiste beseelt wird, in welchem sich die Summen aller menschlichen Wahrnehmungen, Vorstellungen und Begriffe, so wie aller menschlichen Kräfte und Wirkungen vereinigt denken lassen. Dieser Geist der Menschheit zeigt sich bald in diesem, bald in jenem Theile

seines grossen Körpers mehr oder minder lebendig; er wirkt aber doch in alle Theile, so wie im Gegentheil alle Glieder des Körpers bald mehr, bald weniger auf ihn zurückwirken. Er reift von Tage zu Tage, und erlangt durch tausendfältige Uebung seiner Kräfte immer mehr Vollkommenheit und Stärke. Wer kann es wagen, diesen Geist der Menschheit in seinen grossen Fortschritten aufzuhalten? —

Gibt uns daher die Natur, indem sie für die Organisationen ewige Gesetze aufstellt, das Bestreben nach Glückseligkeit, als den Grenzpunkt aller beseelten Wesen auf, erkennt sie es als gültig und rechtmäßig, werden die Menschengeschäfte und Menschenverhältnisse immer mannigfaltiger und verwickelter, wird daher das Uebungsfeld menschlicher Fähigkeiten und der Kampfplatz menschlicher Tugenden immer grösser, werden der Gelegenheiten, an welchen sich rohe Leidenschaften abschleifen und verborgene Talente erwecken, immer mehrere; so muß gewiß nicht blos die Kultur, sondern die Moralität selbst, die als Zweck, jene als Mittel ihrer Aeusserung und ihres Wachsthums voraussetzt, einen, wenn schon leisen und in kleinen Zeitabschnitten unmerklichen, so doch steigenden Stufengang fortrücken, welcher zwar bisweilen unterbrochen, aber nie abgebrochen werden kann.

Und eben daher, weil wir auf einer höhern Stufe der Moralität stehen und weiter vor uns hinsehen, und unser Urtheil über das, was wir sind, in Vergleichung mit dem, was wir seyn sollten, mithin unser Selbsttadel immer desto strenger wird, jemehr Stufen der Sittlichkeit wir im Ganzen des uns bekannt gewordenen Weltlaufs schon erstiegen haben — um so mehr muß uns jenes nur allzu wahre Gemälde unsers verderbten Zeitalters empören; und indem wir von diesem höheren Standpunkte die Reife des Zeitalters nach der Masse der Erfahrungen, Kenntnisse und lichtvoll verbreiteten Begriffe über die höhern Angelegenheiten unsers Geschlechts mit der Kultur der Vorwelt zusammenhalten, sind wir nicht ohne Grund berechtiget, zu glauben, daß unser gegenwärtiges Zeitalter, aller seiner Mängel ohnerachtet, dennoch das reifste und

aufgeklärteste sey, das je von Wesen unserer Gattung auf diesem Planeten verlebt wurde.

Mag er also immerhin entschlummern, der Geist der Menschheit in den Fesseln, die sich der Mensch selbst schmiedet oder die der Zufall um seinen Nacken wirft; so ist dieser Schlummer doch nur eine stärkende Vorbereitung zu neuer Thätigkeit; im Kampfe mit der Natur und mit sich selbst erreicht er nur Wachsthum, und den Unfällen, die ihn zu unterdrücken drohten, dankt er seine Riesenstärke.

Eben so können wir dem Menschen, je lebhafter und höher das peinigende Gefühl der Uneinigkeit zwischen Vernunft und Sinnlichkeit steigt, desto mehr Glück zu dieser Stimmung wünschen; im Antagonism der Menschenkräfte geht siegend das große Instrument der Kultur hervor, indem sich einzelne Kräfte isoliren, und einer ausschließenden Gesetzgebung anmaßen, gerathen sie in Widerstreit mit der Wahrheit der Dinge, nöthigen den Gemeinsinn, in die Tiefen der Objekte zu dringen, und vermitteln allein den Uebergang aus der moralischen Unmündigkeit, indem sie uns auf den Weg leiten, den verlornen Frieden unsers Lebens herzustellen, und durch die innige Vereinigung unserer beiden Naturen die völlige Harmonie zwischen dem Bestreben nach moralischer Vollkommenheit und dem Bestreben nach Glückseligkeit hervorzubringen.

Der letzte oder Endzweck der Menschheit besteht daher in der Verbindung des Sittengesetzes der Vernunft mit dem Grundtriebe der sinnlichen Natur zu einem Ganzen; er besteht in der Verbindung der Natur- und moralischen Welt, oder in der vollkommensten Harmonie zwischen Tugend und Glückseligkeit. Aber diese Bestimmung des Menschen, dies höchste uns zu erreichen aufgegebene Gut, ist für endliche Wesen innerhalb der Grenzen dieses Erdenlebens unmöglich; die reine vernünftige Selbstbeherrschung eines Sinnwesens ist ein Ideal, dem sich die Menschen durch unendliche Fortschritte nur annähern, ohne es jemals erreichen zu können, das aber die herzerhebende Ahnung rechtfertigt, in einer andern Welt das zu suchen, was uns die sinnliche hienieden versagt.

Indem also die an das nothwendige, ewige Gesetz verwiesene Vernunft überall Einheit hervorzubringen, und das Mannigfaltige zur Einheit zu verbinden, uns unnachläßlich auffordert, unsere beide Naturen zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen und auf die stufenweise Realisirung des moralischen Weltplans hinzuarbeiten; so fragen wir nun, durch welche Mittel die Annäherung zu diesem erhabenen Ziele bewirkt und auch wohl beschleunigt werden dürfte? Und wir sehen bald, daß dieser ins Unermeßliche gehende Erfolg nicht sowohl davon abhängen werde, was wir thun und nach welchen Regeln wir verfahren, wie wir z. B. unsere aufwachsende Generation erziehen werden; sondern von dem, was die menschliche Natur in und mit uns thun wird, um uns in ein Gleis zu nöthigen, in welches wir uns von selbst nicht leicht fügen würden; denn von ihr, oder vielmehr, weil höchste Weisheit zu Vollendung dieses Zwecks erfordert wird, von der Vorsehung allein können wir einen Erfolg erwarten, der aufs Ganze und von da auf die Theile geht, da im Gegentheil die Menschen mit ihren Entwürfen nur von den Theilen ausgehen, wohl gar nur bei ihnen stehen bleiben, um aufs Ganze, als ein solches, welches für sie zu groß ist, zwar ihre Ideen, aber nicht ihren Einfluß erstrecken können; vornehmlich da sie in ihren Entwürfen einander entgegen, sich aus eigenem freien Vorsatz schwerlich dazu vereinigen werden.

Die Bildung des Ganzen hängt von der Bildung des Einzelnen ab; der Staat, so wie er jetzt beschaffen ist, wird also das Bessere der Menschheit nicht begründen können, sondern die bessere Menschheit wird auf denselben, so wie ihn die Vernunft in der Idee sich aufgibt, erst gegründet werden müssen. Die Verbesserung des Politischen muß daher von einer Veredlung des Moralischen ausgehen, das sich bei allem Widerstande des Jahrhunderts, bei allen verderblichen Einflüssen der Staatsverfassung rein und lauter zu erhalten vermag. Diese Veredlung ist nur allein durch zweckmäßige Erziehung des Menschen zum Menschen möglich.

Die Kunde des Bildungsgeschäftes des Menschen ist eine Tochter der Moralphilosophie und der Psychologie; die Bestimmung ihres obersten Zwecks erwartet sie von der erstern, die Kenntniß der besten Mittel, den Endzweck zu erstreben, von der letztern. Da die Erziehungskunde von beiden genannten Wissenschaften abhängig ist, so mußte erstere mit den letztern nothwendig gleich Schritt halten. Nur die Vervollkommnung der Moralphilosophie und Psychologie ist die Bedingung der Vervollkommnung der Erziehungstheorie. So lange also kein allgemeingültiger erster Grundsatz der Moral gefunden war, war es unmöglich, allgemeingeltend über den Endzweck der Erziehung zu entscheiden; diesem zu Folge mußte auch alle Erziehungsphilosophie schwankend seyn, und so lange die Grundveste der Moral nicht entdeckt war, konnte auch in der Erziehung von ersten und allgemein geltenden Grundsätzen die Rede nicht seyn. —

Nach dem feststehenden obersten Prinzip der Moral kann nun auch der oberste formale Zweck der Erziehung kein anderer seyn, als der Endzweck des Menschen selbst, sittliche Güte, Vernunftmäßigkeit des Willens, oder größtmögliche Wirksamkeit der moralisch-praktischen Vernunft. Die Realisirung dieses höchsten Endzwecks hängt einzig und allein von der empirischen Seelenkunde ab, welche lehrt, wie der Mensch von der Sinnlichkeit zum Verstand, von diesem zur Vernunft, von der Herrschaft des Instinkts und des Despotismus der Begierden zur Freiheit und Selbstthätigkeit aufsteigen soll.

Zu dieser vernünftigen Selbstthätigkeit steigt man nicht ohne eine Menge Vorübungen, nicht ohne ordnende Entwickelung und sorgfältige Pflege der gesammten Seelenvermögen empor. Der höchste Grundsatz aller Erziehung ist daher: Kultivire alle Kräfte des Menschen in natürlicher Ordnung und in Harmonie zum Zwecke der Sittlichkeit. Die Erziehung, welche den ganzen Menschen nach allen seinen Kräften und Bestimmungen umfaßt, muß daher für Leib und Seele gleichmäßig sorgen, keinen Theil des Menschen auf Kosten des andern begünstigen, sondern ihre Sorge unter beide harmonisch vertheilen.

Nicht alle Kräfte erscheinen und erwachen zugleich, sondern in einer gesetzmäßigen Stufenfolge, und zwar so, daß diejenige Kraft, die einer höhern zur Grundlage dient, eher als letztere erscheint, und folglich auch mit Bildung dieser angefangen und in aufsteigender Ordnung fortgefahren werden muß.

Von der Entwickelung der gröbern Sinnlichkeit geht die Menschenbildung durch unendliche Mittelstufen bis zur Entwickelung der Kraft fort, durch die wir Zweck an uns selbst, Genossen der höhern und intelligiblen Welt werden. Die Bildung und Erziehung des Menschen muß also mit der Sorge für den Körper, dessen Erhaltung, Gesundheit und Ausbildung beginnen, und auf dieser wird selbst die glückliche und proportionirte Erwachung und Bildung der Seelenkräfte beruhen.

Der Körper, als Organ der Seele, hat eine doppelte Funktion. Einmal ist er das Medium, wodurch der Stoff für alle Seelenthätigkeiten vermittelt wird; zweitens ist er zum exekutiven Machthaber der Seele bestimmt.

Der Körper muß Kraft haben, sagt Rousseau, um der Seele zu gehorchen; ein guter Diener muß stark seyn. Je schwächer der Leib ist, desto mehr gebietet er, je stärker er ist, desto besser gehorcht er. Alle sinnliche Leidenschaften herrschen in weibischen Körpern, sie entflammen sich desto heftiger, je weniger ihnen Genüge geleistet werden kann. Stärke des Körpers und das Bewußtseyn, mit ihm etwas anfangen zu können, erhebt die Seele, und bringt sie über viele kleinliche Leidenschaften und Laster hinweg.

Verstand und Vernunft sind die Kräfte, die sich nach der Sinnlichkeit ausbilden, jene die zweite und diese die dritte Kraft der Zeit nach, auf welche die Erziehung Rücksicht zu nehmen hat.

Dem Erzieher muß eine Kraft so viel werth seyn als die andere. Die große Kunst der Erziehung ist, richtiges Verhältniß der Triebe und Kräfte hervorzubringen, und nur allein von dem harmonischen Gleichgewicht dieser unter einander hängt die Vollkommenheit und Glückseligkeit des Menschen ab. Wie diese harmonische Bildung geschehen müsse, hat Kampe in der psychologischen Ab-

handlung über das Gleichgewicht der Kräfte im dritten Bande des Revisions vortrefflich gezeigt.

Ich berühre hier nur einen sehr allgemeinen Fehler unserer heutigen Erziehung, nämlich die theils vernachlässigte, theils schiefe Bildung des Gefühlvermögens, und seines Produkts, des Geschmacks. Die Bildung des Geschmacks, das verfeinerte Gefühl für das Schickliche, Schöne, Edle und Erhabene in der Natur und Kunst ist die beste Vorübung zur Moralität. Das ästhetische Urtheil über Gegenstände der Natur und Kunst bringt die hierbei wirkende Erkenntnißkräfte, Einbildungskraft und Verstand, deren Zusammenstimmung ein uneigennützes Wohlgefallen erzeugt, in ein leichtes harmonisches Spiel, wobei ein größerer Grad von Spontaneität als bei blos theoretischen Urtheilen erfordert, mithin die Empfänglichkeit des Gemüths fürs moralische Gefühl erhöhet wird. Indem der Geschmack selbst an sinnlichen Objekten, auch ohne Mitwirkung ihres Reizes, ein freies Wohlgefallen zu finden lehrt, so macht derselbe und alle Beförderungsmittel seiner Läuterung und Veredlung gleichsam den Uebergang vom Sinnenreize zum habituellen moralischen Interesse nicht nur möglich, sondern leicht und sanft. Es ist daher zu wünschen, daß die vortrefflichen Ideen, die Schiller über die ästhetische Erziehung des Menschen aufstellt, zum Nutzen unserer Pädagogik geläutert und weiter ausgeführt werden möchten.

Wie nun eigentlich der Endzweck der Erziehung erreicht, und wie durch dieselbe besonders der vorzeitigen Reife und der unmäßigen Gewalt des Geschlechtstriebs entgegengearbeitet werden müsse, hier zu entwerfen, würde zu weit führen, und ist bereits von Kampe, Bauer, Villaume, Vogel, Oest, Salzmann u. a. so ausführlich und genugthuend gezeigt worden, daß allen Vätern und Erziehern das Lesen der Schriften dieser Männer nicht genug empfohlen werden kann. —

Das Bildungsgeschäft des Menschen wird aber um so besser, leichter und schleuniger bewirkt werden, wenn ihm der Staat nicht nur durch eine verbesserte Volks- und Nationalerziehung die Hand bietet, sondern auch dasjenige hinwegräumt, was unmittelbaren Einfluß auf

Sittenlosigkeit hat, und in dieser Rücksicht sind folgende Bemerkungen und in jeder Staatsverfassung anwendbare Vorschläge zur Einschränkung der üppigen Geschlechtslust der Aufmerksamkeit jedes Menschenfreundes gewiß nicht unwerth.

Ueber die Zuläßigkeit der öffentlichen Bordelle.

Wenn Aerzte, die sich den Namen der Philosophen beilegen, behaupten, daß die Befriedigung des Geschlechtstriebs für den Körper eben so nothwendig sey, als die Befriedigung des Hungers und des Durstes, wenn sich Gesetzgeber und Staatsverwalter einbilden, daß Moral und Politik in gewissen Fällen sich nicht vereinigen lassen und dieser vor jener der Vortritt gebühre, so darf man sich nicht wundern, des unbändigen Hanges zur Wollust und des großen privilegirten Ordens der Hagestolzen in volkreichen Städten wegen, öffentliche Marktplätze der Wollust als nothwendige Uebel geduldet und unter gesetzlicher Autorität angelegt zu finden.

Daß der Wahn, die Enthaltsamkeit könne für die Gesundheit des Körpers schädliche Folgen haben, von der irrigen Meinung einiger Physiologen herrührt, ist bereits bewiesen worden. Wenn der Körper durch häufige Ausschweifungen zu dergleichen Ausleerung gewöhnt und geschwächt ist, wenn die Einbildungskraft durch den magischen Zauber der Wollust ihr unaufhörliches Spiel treibt und überdies üppige Lebensart den Geschlechtstrieb vermehren, so wird freilich plötzliche Enthaltsamkeit, als das Werk eines strengen Zwanges, keine wohlthätige Folgen für den Körper haben können; aber gewiß wird der Enthaltsame, den das Gift der Wollust noch nicht angesteckt hat, der Gesundeste, Heiterste, der Fähigste zum Denken und Arbeiten seyn: er wird das höchste Alter erreichen, wenn er sonst nicht an andern Krankheiten leidet.

Aber alle diese Apostel des Cynicismus, die den Menschen zum Thier herabwürdigen und diese sinnliche Leidenschaft als unwiderstehlich darstellen, haben es zu verantworten, wenn sie gerade hierdurch dem Jüngling die

Kraft seiner Vernunft und die Beherrschung seiner Leidenschaften wegräsonniren; kommt hierzu nun noch die Anpreisung sicherer Verhütungsmittel der Ansteckung und die Erleichterung der Befriedigung in den öffentlichen Tempeln der Wollust, so ist auch die letzte Vormauer zügelloser Ausschweifungen, die Furcht, die Gesundheit zu vergiften, niedergerissen, und dann ist es nicht zu verwundern, wenn das Laster sich mit frecher Stirne zeigen darf, wenn die edle Tugend der Enthaltsamkeit als eine kindische Ziererei, als ein lächerlicher Wahn verspottet wird, und in unserer Nation, die in allen Zeiten stolz darauf war, gänzlich verschwindet.

Wenn der moralische Politiker seinen Ausspruch auf die unbedingte Gesetzgebung der Vernunft gründet, und nach dieser jede Befriedigung des Geschlechtstriebs außer dem Zweck der Ehe für unerlaubt erklärt, so berechnet hingegen der politische Moralist seine Gesetzgebung auf die Bösartigkeit der menschlichen Natur, auf die Art, wie es in der Welt zugeht, wodurch er die empirische und materiale Regel: das kleinere Uebel dem größern vorzuziehen, sanctionirt, und somit sich genöthigt sieht, unter den Einflüssen der bürgerlichen Lage der Menschen die öffentlichen Tempel der Buhlerei als ein kleineres nothwendiges Uebel zu konniviren.

In welches Labyrinth diese Praxis stürzt, indem sie die Reihe der vorherbestimmenden Ursachen zu übersehen vorgibt, die den glücklichen oder schlimmen Erfolg aus dem Thun und Lassen der Menschen, nach dem Mechanism der Natur, mit Sicherheit vorher verkündigen, dies sieht man beim ersten Blick in die wirkliche Welt. Das kleine, als Mittel zugelassene Uebel, wird bald ein Krebsschaden, wird Ursache vieler neuen Uebel, der politisch-moralische Arzt sieht sich in immerwährender Verlegenheit, neue Mittel zu erfinden, vergreift sich tausendmal in seiner Wahl, und wird endlich, voll Verzweiflung über das Mißlingen seiner Kunst, den Patienten seinem eigenen Schicksale überlassen.

Aber einmal abgesehen von diesen Schlangenwendungen, zu denen der politische Moralist Zuflucht zu nehmen

genöthigt ist, kann man wohl die Frage als eine Aufgabe hinstellen: ob Moral und Politik vereinigt werden können? Kann sich die Politik einen andern Zweck mit dem Menschengeschlecht anmaßen als die Moral, müssen beide nicht von gleichen Grundsätzen ausgehen?

„Wenn die Moral schon an sich selbst eine Praxis in objectiver Bedeutung, als Inbegriff von unbedingt gebietenden Gesetzen ist, nach denen wir handeln sollen, so ist es offenbare Ungereimtheit, nachdem man diesem Pflichtbegriff seine Autorität zugestanden hat, noch sagen zu wollen, daß man es doch nicht könne; denn alsdann fällt dieser Begriff aus der Moral von selbst weg (ultra posse nemo obligatur); mithin kann es keinen Streit der Politik, als ausübender Rechtslehre, mit der Moral, als einer solchen, aber theoretischen (mithin keinen Streit der Praxis mit der Theorie) geben: man müßte denn unter der letztern eine allgemeine Klugheitslehre, d. i., eine Theorie der Maximen verstehen, zu seinen auf Vortheil berechneten Absichten die tauglichsten Mittel zu wählen, d. i., leugnen, daß es überhaupt eine Moral gebe."

„Das moralische Princip im Menschen erlöscht nie, die pragmatisch zur Ausführung der rechtlichen Ideen nach diesem Princip tüchtige Vernunft wächst noch dazu beständig durch immer fortschreitende Kultur, mit ihr aber auch die Schuld jener Uebertretungen. Die Schöpfung allein, daß nämlich solcher Schlag vom verderbten Wesen hat auf Erden seyn sollen, scheint durch keine Theodice gerechtfertigt werden zu können; wenn wir annehmen, daß es mit dem Menschengeschlechte nie besser bestellt seyn werde noch könne; aber dieser Standpunkt der Beurtheilung ist für uns viel zu hoch, als daß wir unsere Begriffe von Weisheit der obersten und unerforschlichen Macht in theoretischer Absicht unterlegen können."

„Zu solchen verzweifelten Folgerungen wird nun die Politik unvermeidlich hingetrieben, wenn sie dem gefährlichen, lügenhaften und verrätherischen, zwar vernünftelnden, die Schwäche der menschlichen Natur zur Rechtfertigung aller Uebertretung vorspiegelnden bösen Princip in uns selbst,

ihre Maximen anzupassen sucht, in dem falschen Wahn, das reine Sittengesetz habe keine objektive Realität, d. i., es lasse sich nicht ausführen."

„Die wahre Politik kann keinen Schritt thun, ohne vorher der Moral gehuldigt zu haben, und ob zwar Politik für sich selbst eine schwere Kunst ist, so ist doch Vereinigung derselben mit der Moral gar keine Kunst; denn diese haut den Knoten entzwei, den jene nicht aufzulösen vermag, sobald beide einander widerstreiten. — Man kann hier nicht halbiren, und das Mittelding eines pragmatisch bedingten Rechts (zwischen Recht und Nutzen) aussinnen, sondern alle Politik muß ihre Knie vor dem erstern beugen; kann aber dafür hoffen, ob zwar langsam, zu der Stufe zu gelangen, wo sie beharrlich glänzen wird."

Die Frage also:

Ist die Regierung befugt, Bordelle zu privilegieren?

muß aus folgenden Gründen mit Nein beantwortet werden:

1. Weil der Geschlechtstrieb, als ein zur Erhaltung des Menschengeschlechts, zur Erhöhung der Menschenwürde bestimmter Trieb, dem Zwecke der Menschheit untergeordnet seyn muß, so ist es folglich Erniedrigung, Beleidigung der Menschheit, denselben zum bloßen Werkzeuge sinnlicher Lust, wider seinen eigentlichen Zweck, zu entweihen.
2. Weil es Verletzung der Menschheit ist, eine Person (einen Menschen, in Absicht auf seine Zeugungskräfte), die selbstständiger Zweck ist, als bloßes Mittel für einen sinnlichen Zweck, zur Stillung einer thierischen Begierde zu gebrauchen.

Der Zweck heiligt das Mittel durchaus nicht; Staatsverwaltungen mögen also immerhin die Gestattung der Bordelle als ein Mittel zur Verhütung gröberer und schädlicherer Ausbrüche der thierischen Wollust ansehen, sie mögen denenselben immerhin eine gute Absicht unterlegen, so vergehen sie sich an der Würde der Menschheit, wenn sie öffentliche Tempel der Wollust unter gesetzlicher Autorität dulden.

So wenig eine mit der Moral einhellige Staatsklugheit grobe Laster zu verhüten und das Thierische der Geschlechtslust der Vernunft durch Gewalt und Strafe unterzuordnen vermag, so kann man doch von einer solchen mit Recht fordern, daß ihr wenigstens die Maxime der Nothwendigkeit einer solchen Unterordnung innigst beiwohne, um in beständiger Annäherung zu dem Zwecke der Menschheit unabläßig zu bleiben. —

Hiermit wäre also jene Frage unwidersprechlich entschieden; die Erfahrung mag ihre pragmatischen Regeln von der subjektiven Natur des Menschen, von den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens entlehnen, sie wird die heiligen, ewigen Gesetze der reinen praktischen Vernunft nie zu stürzen vermögen. Aber ich will einmal alle Erfahrungsgründe, welche für die Bordelle sprechen, unter der Frage:

Ist die Errichtung öffentlicher Bordelle wirklich ein geringeres Uebel, durch dessen Gestattung ein größeres vermieden wird?

näher untersuchen. Wenn Frank für die Anlegung der öffentlichen Bordelle spricht, so gründet er seine Meinung vorzüglich auf die Lustseuche, welche durch die Winkelhurerei so gefährlich wird. Er sagt, „die Winkelhurerei ist eine schleichende Pest in jedem gemeinen Wesen und eine Hauptursache der Ausartung und der großen Sterblichkeit unsers Geschlechts. Dies war sie schon so lange, als durch nothwendige Gesetze Mann und Weib ehelich gesellet, und das Werk der Zeugung, das sie gemeinschaftlich unternehmen, geheiliget wurde. Aber eine andere Ursache hat sie in unsern Tagen weit schreckbarer gemacht, nämlich die venerische Seuche. Alle die Gründe, welche man zur Vertheidigung der öffentlichen Ausschweifhäuser bisher angeführt hat, sind schwach, wenn sie gegen diejenigen gehalten werden, so man von jener Quelle des Verderbens für die Bevölkerung ziehen kann: vorausgesetzt, daß man durch Duldung öffentlicher Gelegenheiten zur Ausschweifung das Anstecken verhindern oder schwächen könne, welches schwer zu

bestimmen ist. Diese unglückliche Seuche hat sich nämlich seit ihrem schauervollen Ursprunge beinahe aller Dirnen bemächtigt, die einen Handel mit ihrem Leibe treiben, und durch die ungeheure Anzahl dieser Armseligen wird nun in jedem Staate der allgemeinen Gesundheit mehr zugesetzt, als beinahe durch das Heer aller Krankheiten zusammen; da die Zeugungstheile der beiden Geschlechter meistens verderbt und die Nerven auf den äußersten Grad zerrüttet, die Nachkommenschaft aus einem vergifteten Stoffe gebildet und die Säfte mehrerer Generationen zu den greulichsten Krankheiten zubereitet werden. — Es kann also der Staat kein Mittel zu theuer erkaufen, wenn je eines im Stande seyn sollte, diese Quelle des scheußlichsten Uebels auszutrocknen, oder wenn dieses nicht seyn kann, wenigstens abzuleiten. — Es scheint daher, daß ein in großen und üppigen Städten unter strenger Aufsicht der Polizei geduldetes öffentliches Bordell ein kleineres Uebel ist, als die Winkelhurerei. Für diese Behauptung führt Frank noch folgende neun Gründe an:

1. „Diejenigen, welche kein Weib mehr ernähren können, und gleichwohl wider das bessere Zureden ihres Gewissens, gegen alle moralische Beweggründe und bevorstehende Civilstrafen, ihre Leidenschaften nicht bändigen wollen, oder bei einer besondern Temperamentsanlage ohne Folgen nicht so leicht mögen, durch eine gewisse, freilich nur abgedrungene Zulassung ungebilligter und so viel möglich eingeschränkter Ausschweifungen, durch Errichtung solcher öffentlichen Häuser zu verleiten, wenigstens der Unschuld zu schonen, das Band der Ehe zwischen andern zu respektiren und ihrer eigenen Gesundheit besser zu rathen. Nicht daß man auf solche Weise die Strafe des Lasters aufzuheben gedenke, als welche auch, ohne die venerische Plage, so wie auf jedes Vergehen, also auch auf die Unzucht unmittelbar dennoch zu folgen pflegt; sondern daß man wenigstens zukünftige Geschlechter vor dem unglücklichen Einfluß einer abscheulichen Erbschaft schütze, und weiteren, selbst unschuldigen Ansteckungen, im gemeinen Wesen vorbeuge.“

Wenn es viele junge Männer gibt, die kein Weib ernähren können, so gibt es hingegen auch eine große Anzahl eben solcher, die mit öffentlichen Buhlerinnen mehr verschwenden, als sie die Unterhaltung einer Frau kosten würde. Sind daher nicht gerade die öffentlichen Bordelle die Ursache, daß so viele junge Männer nicht heirathen, und eben so viele Mädchen unbemannt und der Verführung um so leichter ausgesetzt bleiben? Bordelle sind die Gelegenheiten, daß der Jüngling die blos thierische Liebe früher als die edlere kennen lernt, daß er, wenn er lange genug mit feilen Dirnen ausgeschweift hat, bei unschuldigen Weibern und Mädchen das mit Kunst zu erreichen sucht, was ihm dort für Geld dargeboten wurde; er wird seinen dreisten, an Schamlosigkeit grenzenden Umgang auch bei diesen geltend zu machen suchen, und wenn ihm auch seine Absicht nicht gelingt, so hat er schon genug verdorben, wenn er durch seine studirten Angriffe das magische Spiel der Phantasie in dem noch unschuldigen Herzen rege gemacht hat. Ein Jüngling, der jenen frechen Umgang mit Buhlerinnen nicht kennt, wird immer gegen das ehrbare Frauenzimmer zurückhaltend, ehrerbietig und schonend seyn, und es ist unmöglich, sein Charakter und Neigung mögen seyn wie sie wollen, daß ihn bei seiner ersten Bekanntschaft mit Frauenzimmern, und zwar mit solchen, die noch unverdorben sind, der blos thierische Trieb der Liebe ausschließend beschäftige.

Warum wollte man denn übrigens durch öffentliche, gesetzmäßige Bordelle die Unschuld sichern, wenn man dieses durch Privatbordelle erreichen kann? Aber wie tief zur viehischen Wollust muß nicht ein Staat herabgesunken seyn, wenn er Nothzüchtigungen nur durch Bordelle vorbeugen zu können glaubte! Sollte wohl denjenigen Männern, die durch äußere Umstände zu heirathen verhindert werden, die Tugend der Enthaltsamkeit so unentbehrlich seyn, daß man sie durch öffentliche Bordelle davon dispensiren dürfte? Ist es wohl selbst für den politischen Moralisten eine konsequente Maxime, die unvermeidlichen Folgen der Verfeinerung und Kultur, den Strom der Sinnlichkeit, um ihn nicht auf der einen

Seite durchbrechen zu lassen, ihm auf der andern einen freien Lauf zu öffnen? Bordelle sind selbst bei dem üppigsten Volk durchaus kein Mittel, die Ehen und die Unschuld unverletzt zu erhalten; sie sind vielmehr gerade das Mittel, die Grenze der Sinnlichkeit des rohen sowohl als des verfeinerten Wollüstlings gänzlich niederzureißen, wie wir weiter unten sehen werden.

2. Führt Frank für die öffentlichen Bordelle an: „Daß die ehrvergessenen öffentlichen Dirnen, welche jetzt in großen Orten zerstreuet und in Gesellschaft unschuldiger oder noch unwissender Personen gleich räudigen Schafen unter einer noch unangesteckten Heerde entsetzliche, sowohl moralische als physische Verwüstungen anrichten, von derselben so viel möglich abgesondert und außer Stand gesetzt würden, selbsten auf die Verführung unerfahrener, noch wohldenkender, aber durch so viele gelegte Fallstricke so leicht von der Tugend abzubringender Jünglinge, oder gar verehelichter Mannspersonen auszugehen, um ein elendes Leben durchzubringen und ihren Ausgelassenheiten nachzustreifen."
Wie läßt sich wohl alle Absonderung liederlicher Dirnen von unbescholtenen Mädchen denken? Wollte man jedes Mädchen, das wegen Gunstbezeugungen in der Liebe berüchtigt ist, sogleich in das Bordell verweisen, so würde die Obrigkeit sich genöthigt sehen, die Zahl der öffentlichen Häuser unaufhörlich zu vermehren, und was würde wohl am Ende daraus entstehen?

3. „Würden eben diese von der bürgerlichen Gesellschaft abgesonderte öffentliche Dirnen durch die genaueste Aufsicht bei der geringsten Bemerkung einer vorgegangenen Ansteckung näher verwahret, und bis zu einer gänzlichen Wiederherstellung ihrer Gesundheit in die Unmöglichkeit versetzt, das ererbte Gift im gemeinen Wesen weiter auszubreiten."

4. „Würde auch der vergessene Ehemann, welcher gegen alle Pflichten seines Standes, ohne Rücksicht auf die theuersten Bande, welche ihn mit seiner Familie verknüpfen, einer unglücklichen Leidenschaft anhänget, wenigstens von dem Umgang mit solchen Personen abgehalten werden, welche ihm ein Gift mittheilen, wo-

mit er sein unschuldiges Eheweib und eine Reihe von Nachkömmlingen ins äußerste Unglück stürzen wird."

5. „Würden alle von dem venerischen Uebel kennbarlich angesteckte Manns- und Weibspersonen durch genauere Aufsicht und vorgenommene Untersuchung von allem Umgange mit einander so lange abgehalten, bis dieselben durch eine gänzliche Herstellung wegen zu befürchtenden Folgen auf sie selbst und auf die Früchte ihres Umgangs alle mögliche Sicherheit zu geben im Stande seyen."

6. „Würde die venerische Krankheit sobald als möglich an den öffentlichen Dirnen erkannt, und in ihrem ersten Anfange durch eine schickliche Heilart sogleich wieder erstickt werden."

Diese vier Gründe würden einigermaßen für die Nützlichkeit der Staatsbordelle sprechen, wenn die dabei angegebene Absicht wirklich erreicht würde. Allein auch die strengste Aufsicht wird die Verbreitung des venerischen Giftes hier nicht hindern. Ohne fast tägliche Visitation würde es unmöglich seyn. Und was will denn der Staat mit den Angesteckten anfangen? Will er sie laufen lassen, so hilft seine Aufsicht wider die Verbreitung des Giftes nichts. Will er sie kuriren lassen, wie langsam, wie ungewiß ist die radikale Kur? wie geschwind und leicht sind die Recidive? Wer soll die Kosten dazu hergeben? Wird es denn außer den Staatsbordellen keine venerische Personen geben, und wird der pflichtvergessene Ehemann und Vater sich diesen nie nähern? Wird das venerische Gift nicht schon lange in seinem Körper liegen, ehe er das Staatsbordell betritt? Wenn auch die Möglichkeit da wäre, daß in diesen Häusern die venerische Krankheiten am ersten erkannt und geheilt werden könnten, wird daraus die Wirklichkeit erfolgen? Wird nicht die strengste Aufsicht bei diesem ekelhaften Geschäfte endlich erschlaffen? Wird nicht aller mögliche Betrug angewandt werden, um die sorgfältigste Aufsicht zu hintergehen? Wird sich kein unwissender und nachläßiger Aufseher einschleichen? Bei allen wohleingerichteten Armeen wird fleißig visitirt, und wie viele sind und bleiben venerisch, ohne entdeckt zu werden!

7. „Würden die Leibesfrüchte so ausgelassener Mütter gegen alle bei abgehender Aufsicht mögliche Kunstgriffe und Gewaltthätigkeiten durch die Wachsamkeit unermüdeter Vorgesetzten geschützt und auf Unkosten der Unenthaltsamen erhalten.“

Dieser Grund ist von geringer Erheblichkeit, da öffentliche Dirnen den Staat bekanntermaßen selten oder fast niemals mit ihren Leibesfrüchten beschenken.

8. „Würde durch die öffentlichen Bordelle dem so vielen einzelnen Bürgern zum Verlust ihres Vermögens und ihrer Gesundheit dienenden, der Jugend ärgerlichen Maitressenhalten im gemeinen Wesen vorgebeugt werden, als welches bei so großer Ungewißheit der Aufführung einer unterhaltenen Weibsperson und bei derselben beständigen Versuchen, sich unfruchtbar zu erhalten, der Gesundheit so vieler Mannspersonen und der Bevölkerung zu so großem Nachtheil gereichet.“

Wenn diese Absicht einigen Werth hätte, so würde sie eben so leicht durch heimliche Bordelle, als durch Staatsbordelle erreicht werden können. Allein der Wollüstling, der nicht ganz von verdorbenem Geschmack ist, wird die Mätresse, wenn er sie unterhalten kann, dem Kloak eines Staats- oder Privatbordells jederzeit vorziehen, wie es die Erfahrung überall und häufig beweist.

9) „Die von einem unbesonnenen Mädchen einmal gewählte schändliche Lebensart sondere dieselbe nicht auf immer von der Tugend ab, sondern ließe ihr durch einige Schonung ihres Rufs noch eine Möglichkeit zurück, nach Anerkennung ihres Fehlers wieder ohne beständig anklebenden Nachtheil und ohne Lärm zurück und vielleicht in eine fruchtbare Verbindung zu treten; welches dermalen, bei der Ausbreitung jedes von einem verführten Mädchen begangnen Fehltritts, meistens unmöglich wird, wodurch sich schon manche Dirne gleichsam gezwungen sah, ihre gemeinschädliche Lebensart fortzusetzen.“

Dieser für die Staatsbordelle angeführte Grund ist unter allen das sonderbarste; so lange die Sitten der Kamtschadalen, südlichen Asiaten, Neger u. s. w., nach denen ein Mädchen desto eifriger zur Ehe gesucht wird,

je öfterer es auf den Altären der Venus geopfert hat, unter den europäischen Völkern nicht Mode werden, so lange möchte er für den Nutzen eines solchen Instituts nicht anführbar seyn.

Wenn wir nun einen Augenblick annehmen wollen, daß alle jene Absichten, wenn sie erreicht würden, Nutzen stiften könnten, so dringt sich uns sogleich die Frage auf, wie können jene Absichten ausgeführt werden? Die Ausführung ist nicht anders möglich, als daß Staatsbordelle für alle und jede Volksklassen, und von den verschiedensten Preisen, von dem höchsten bis zu dem niedrigsten, zum Vergnügen des Ministers, des Sackträgers und Matrosen errichtet werden müssen. Die Polizei müßte alle diese Häuser unter einer so genauen und zweckmäßigen Aufsicht zu halten suchen, daß Vermögen, Gesundheit, Familienwohlstand und Sitten den wenigsten Nachtheil dabei litten; wie soll aber dieses der besten und wohl eingerichtetsten Polizei möglich seyn? Und wo sollen die ungeheuern Kosten herkommen, die zur Erreichung aller dieser Absichten unumgänglich erforderlich sind? Wenn auch die für die vornehmen und reichen Volksklassen bestimmten Staatsbordelle sich aus ihren eigenen Einkünften völlig polizeimäßig erhalten würden, so würde doch dieser Fall bei den niedrigern Volksklassen gewidmeten Staatsbordellen nicht möglich seyn. Die Polizei wird in Ansehung der Ordnung und der Gesundheit hier ihre Absicht nie erreichen, wenn der Staat zum Fond der Unterhaltung nicht zuschießt, und der Zuschuß müßte beträchtlich seyn, um gesunde Mädchen, sorgfältige Revisoren, wachsame Aufseher und die übrige zweckmäßige Einrichtung daselbst zu erhalten.

Man nehme an, daß in einem Staat, der fünf große Städte hat; 15000 Freudenmädchen von allen Klassen nöthig sind, die alle gesund seyn und unter guter Polizeiaufsicht gehalten werden sollen. Ueber diese Mädchen sollen eine verhältnißmäßige Anzahl geschickter Aerzte und Wundärzte die Aufsicht haben, unermüdete Polizeidiener sollen in hinlänglicher Anzahl angestellt seyn, um gute Ordnung zu erhalten. Wenn man auch die Möglichkeit aller dieser Anstalten zugeben wollte, so be-

rechne man den Aufwand, der hierbei erforderlich ist. Hält nun aber der Staat diesen Aufwand für zu beträchtlich und vernachläßigt diese Anstalten, so fällt der Endzweck der ganzen Einrichtung von selbst weg. —

Um die physische, politische und sittliche Schädlichkeit der Staatsbordelle in ein näheres Licht zu stellen, gehe ich nun zu folgenden Untersuchungen über. Ich glaube unwidersprechlich beweisen zu können, daß sie zu den unmittelbaren Ursachen gehören, welche das vorzeitige Erwachen des Geschlechtstriebs befördern, und welche auf die Lasterhaftigkeit der ganzen Nation den entschiedensten Einfluß haben; daß ihnen ein großer Theil der Schuld zuzurechnen ist, wenn der Knabe zu früh lüstern wird, und der Greis zu spät von der Schandbühne der üppigen Liebe abtritt, daß eine Menge Mädchen in den Schlamm der Wollust versinken, die ohne diese reizenden Tempel, ohne die winkenden Zufluchtsörter schuldlos geblieben wären.

Aus dem nothwendigen Einverständniß der Politik mit der Moral ist es oben a priori bewiesen, daß der Staat öffentliche Bordelle nicht privilegiren darf, weil jede positive Bestimmung des Gesetzgebers nur alsdann zweckmäßig seyn kann, wenn sie als ein Mittel dazu dient, die in der Natur angeordneten Zwecke zu erreichen; sie darf also auf keine Weise mit dem Rechte der Natur in Widerspruch stehen, wenn sie nicht zwecklos und ungerecht werden sollen. Aber auch noch außer obigen Gründen der Erfahrung finden sich deren eine unzählige Menge auf, die wider die Toleranz der Bordelle entscheiden.

Der Staat kann überhaupt dem Verfall seines Volks nie das Siegel seiner Autorität aufdrücken und gesetzmäßig attestiren, daß sein Volk ein verdorbenes Volk sey. Die Außenseite zu retten, muß selbst dem politischen Moralisten, wenn er anders in diesem Falle konsequent verfahren will, eine eben so unerläßliche Pflicht seyn, als er es in einem andern für nothwendig hält, die Gerechtigkeit eines ungerechten Kriegs durch Manifeste und Deduktionen zu beweisen.

Jedes Laster, das gewissermaßen unter der Autorität und Protection des Staats begangen werden kann, ver-

liert in den Augen der Nation seine Schändlichkeit und macht sie mit diesem Laster vertrauter. Der größte Theil des Volks sieht nicht auf die Nothwendigkeit, in welcher der Staat sich befand, dieses oder jenes Laster durch Nachsicht zu begünstigen, er sieht nur auf die Begünstigung selbst, und das Laster däucht ihm weniger häßlich.

Indem also die Furcht vor der Schande bei beiden Geschlechtern je mehr und mehr verschwindet — denn was der Staat billigt, kann doch nicht so schlimm seyn — so muß die Schamlosigkeit in großen Städten, bei völliger Aufhebung der Beschimpfung und Bestrafung in Ansehung unzüchtiger Handlungen, immer mehr zunehmen.

Aus der Hauptstadt muß sich die freche Wollust nothwendig in die kleinern Städte, und von diesen über das Land verbreiten. Denn es ist nicht allein widersinnig, sondern es wird auch am Ende unmöglich, dasjenige in kleinen Städten und auf dem Lande zu verbieten und zu bestrafen, was in großen Städten erlaubt ist. Der Staat selbst wird es in der Folge nicht verhindern können, daß nicht in jedem Landstädtchen, fast in jedem Dorfe eine Art von Staatsbordell aufkeimt. An welchen Abgrund muß eine Nation durch diese Zügellosigkeit der Sitten geführt werden! —

In allen diesen Häusern wird der üppige Luxus mit fortreißender Allgewalt Spuren der Verheerung zurücklassen. Man wird wetteifern, auf die feinsten und betäubendsten Moden der Wollust zu raffiniren, wie zu den Zeiten der Alcibiade, der Tiberiusse in Athen und Rom. Gesundheit und Vermögen werden das Opfer davon werden. Gewöhnliche Wollust wird desto weniger reizen, je unbesorgter man sie genießen kann, je schamloser sie sich darbietet. Unnatürliche, noch unbekannte Laster werden Sclaven finden, und ein großer, gewiß nicht der niedrigste Theil, wird, wie **Paulus** von den Römern sagt: „dem Geschöpf mehr dienen als dem Schöpfer, und in schändliche Lüste sinken; die Weiber werden verwandeln den natürlichen Brauch in den unnatürlichen; desselbigen gleichen werden verlassen die Männer den natürlichen Brauch des Weibes und aneinander erhitzen in ihren Lüsten, werden Schande treiben Mann mit Mann, und den Lohn ihres Irrthums an ihnen selbst empfangen.“

Diejenigen, welche behaupten, daß durch die öffentlichen Wollusthäuser den widernatürlichen Greueln des Geschlechtstriebs vorgebeugt werde, spielen sich den Krieg in ihr eigen Land. Die Natur dieses ausartenden Triebs und die Erfahrung überzeugen uns, daß gerade jene leider! so mannichfache skandalöse Volumina der Geschichte der Menschheit in dem Ueberdrusse der wollüstigen Ausschweifungen beider Geschlechter ihren schmutzigen Ursprung nehmen; wodurch wird aber diese Uebersättigung leichter bewirkt, als wenn die Phantasie des Wollüstlings in eben dem Augenblick, da er seinen wilden Trieb befriedigt, beim Anblick eines andern Gegenstandes von neuen Bildern des Wollustreizes entflammt, und so unaufhörlich und unwiderstehlich zu neuen Genüssen hingerissen wird. Offenbar wird also durch den Mangel der öffentlichen Bordelle, durch die Verminderung der feilen Lustdirnen dieser Ueberdruß eingeschränkt werden, und die Begierden werden gewiß nicht so leicht von dem natürlichen Weg ihrer Befriedigung abweichen.

Können aber wohl überhaupt die öffentlichen Bordelle als Mittel, Nothzucht und Gewalt seine Angriffe auf die weibliche Unschuld zu verhüten, gegen den positiven unermeßlichen Schaden, den sie der Menschheit bereiten, in Anschlag gebracht werden? Und, indem man die Hefen des weiblichen Geschlechts preisgibt, ist nicht das Rettungsmittel verderblicher als die Gefahr, der man entgegen arbeitet? Waren jene verworfnen, für die vermeintliche Sicherheit ihrer Schwestern aufgeopferten Dirnen, nicht auch einst unschuldige und ehrbare Frauenzimmer, gelockt, verführt durch die teuflischen Künste der Kuppler, oder von Wollüstlingen, die sie mißbrauchten, bei diesen untergebracht, auch wohl von solchen Kreaturen zum Verbrechen gezwungen? Laufen unsere ehrbare Frauenzimmer nicht tausendfache Gefahr, solchen abscheulichen Vertrödlern ihrer Reize in die Hände zu fallen, eine Gefahr, die weit fürchterlicher ist, als die Gewaltthätigkeit von Seiten des rohen Volks, der sie selbst weit eher ausweichen können, und wovor sie durch weit andere Mittel zu schützen sind?

Bei dem Einwand, daß beim Mangel der Bordelle in

großen Städten der Ehebruch überhand nehmen werde, übersieht man offenbar, daß gerade durch ihre Gestattung dem Ehemanne zum Ehebruch, zur Auflösung der heiligen Bande der Natur, zur Zerrüttung seiner Familie die lockendste Gelegenheit dargeboten wird; und wenn der Ehebruch auf Seiten des Weibes ein schädlicheres Uebel für die Gesellschaft ist, als auf Seiten des Mannes, so erleichtern dagegen die öffentlichen Wollusthäuser dem Manne das Verbrechen ungleich mehr, als dem Weibe das Nichtdaseyn derselben, und die Zahl der Ehebrüche wird daher in jenem Falle bei weitem größer seyn als in diesem, abgerechnet, daß der Einfluß auf die allgemeine Sittlichkeit in diesem Falle für das Laster des Ehebruchs ohnehin ein starkes Gegengewicht ist.

Wenn der hohnlächelnde Staatskluge dies alles frommes Pfaffengeschwätz nennt, so hat er wahrlich noch wenig tiefe Blicke in die Natur und das Herz des Menschen gethan, und kennt den Grad der Sinnlichkeit nicht, zu dem es herabsinken kann.

Werden nicht die meisten Jünglinge in dem Tempel der Venus dreist und zügellos, die aus Schamhaftigkeit ihre Unschuld bewahrt haben würden? „Die Tugend derer, — wird man vielleicht hier einwenden — die nur tugendhaft sind, weil sie zum Laster keine gute Gelegenheit haben, ist von geringem Werth.“ Allein erstlich ist es in Rücksicht des Einflusses auf andere gleichgültig, ob ich aus reinen Grundsätzen oder aus Mangel an Gelegenheit kein Verbrechen begehe, indem ich, so lange ich nicht böse handle, weder durch Verführung noch durch Beispiel schade. Zweitens kennt der, welcher diese Einwendung macht, das menschliche Herz nicht; die lockenden Begierden der Sinnlichkeit sind die ewigen Feinde der Tugend; der bis jetzt noch schamhafte Jüngling wird verstohlene Blicke auf eine schöne Buhlerin werfen, selbst der ernsthaftere Mann wird ihren Reizen seinen Beifall nicht versagen können. Die verführerischen Wohnungen der glänzenden Wollusttempel geben offenbar der Sinnlichkeit eines Volks zu viel Nahrung, und liefern einen bedeutenden Beitrag zum Uebergewicht der groben Brutalität in der Geschlechtslust. Der Staat, als Erzieher

einer Nation, muß mit dem Erzieher des einzelnen Menschen von gleichen Grundsätzen ausgehen, wenn er nicht das verderben will, was dieser gut macht, und alle Erziehung der Jugend beruht doch unstreitig auf dem Damm, den man dem Strom der üppigen Sinnlichkeit entgegensetzt; der Volksbeherrscher, der öffentliche Wollusttempel duldet, reißt er nicht diesen Damm nieder?

Der Staat duldet Hurenhäuser, weil er an der Enthaltsamkeit des männlichen Geschlechts verzweifelt, indessen er vom weiblichen eine unverbrüchliche Keuschheit fordert; aber noch nie ist es einem Physiologen eingefallen und wird auch gewiß nie einem einfallen, zu beweisen, daß die Befriedigung des Geschlechtstriebs kein so dringendes Bedürfniß bei dem weiblichen Geschlecht ist, als bei dem männlichen.

Eine höchst sonderbare Vorstellung im Geiste des Männergeschlechts, eine Idee, die ihm wahrscheinlich durch die aus dem Orient zu uns gekommene Sitten eigen geworden ist! Um die weit leichter zu entzündende weibliche Reizbarkeit in den gehörigen Schranken zu halten und zugleich ihre Weiber und Töchter vor den stürmischen Begierden einer wollüstigen Jugend zu sichern, dazu war den Morgenländern nichts bequemer, als die in ihren Religionen eingewebten Begriffe von dem Vorzug und der Herrschaft des männlichen Geschlechts über das weibliche auszuüben. Nun wurden die Weiber eine Handelswaare; sie wurden eingesperrt und von der Theilnahme an dem gesellschaftlichen Umgange entfernt; ihre Erziehung war völlig vernachläßigt, damit sie das Joch nie fühlten und unerträglich fänden, das ihnen ihre Herren und Gebieter auflegten; sie wurden mit einem Wort in Sclavinnen verwandelt, wie sie es noch bis auf den heutigen Tag in Asien sind.

So kam es denn, daß man die Keuschheit, deren genaue Beobachtung von Seiten der Weiber den Männern ohnedem auch aus physischen Gründen sehr schmeichelhaft seyn mußte, vorzüglich von dem weiblichen Geschlechte verlangte, und da die weiblichen Kenntnisse zu eingeschränkt waren und die Sphäre ihrer Thätigkeit einen zu kleinen Umfang befaßte, als daß sie Gelegenheit zur

Ausübung vieler Tugend hatten, so flossen die Begriffe von Keuschheit und Tugend überhaupt bald in einen und eben denselben zusammen. —

Nun kamen diese morgenländischen Ideen im Gefolge einer durch Schwärmerei entstellten Religion mit den mißverstandenen Worten: Er soll dein Herr, und dein Wille soll dem seinigen unterworfen seyn, auch nach Europa, wo sie zwar in den Sitten keine Nahrung, doch aber keine schlechte Aufnahme fanden. Wurden auch gleich die übertriebenen mönchischen Begriffe von unbefleckter Reinigkeit des Körpers, die sich mit dem Christenthum vermischt hatten, unter dem kältern nordischen Himmelsstriche in etwas gemildert, ward auch die Unkeuschheit unter den durch Weichlichkeit und Luxus verführten Nordländern sogar ein gemeineres Laster, als es vor der Annahme des Christenthums gewesen war*); ist endlich in unsern Zeiten und bei unserem Geschlecht eine ganz unbefleckte Keuschheit ein sehr seltenes Phänomen geworden, so fahren wir doch immer noch fort, das weibliche Geschlecht in diesem Falle ohne Schonung zu beurtheilen.

Wir überlassen uns dem Sturm unsrer Leidenschaften, und der in diesem Punkte ausschweifendste Mann wird, wenn er sonst andere gute Eigenschaften besitzt, immer für keinen lasterhaften Bösewicht gehalten werden; aber das Weib, von dessen Gebrechlichkeit und Hinfälligkeit wir so viel zu sagen wissen, das in unseren Staaten,

*) Daß unsere Vorfahren, die alten Germanen, wie überhaupt alle nordischen Völker, den Ausschweifungen der Unkeuschheit nicht ergeben waren, beweisen die Schilderungen, welche römische Schriftsteller von ihnen entworfen haben. Der deutsche Jüngling und das deutsche Mädchen waren keusch und sittsam, und es galt für ein schreckliches Verbrechen, das durch die äußerste Beschimpfung geahndet wurde, wenn sich jemand die Verletzung der jungfräulichen Keuschheit und des ehelichen Bundes zu Schulden kommen ließ. Als die Gothen Italien eroberten, konnten ihre Sitten in Absicht der Keuschheit immer noch untadelhaft genannt werden; in einem kurzen Zeitraume aber hatten sie alle Laster der Ueberwundenen angenommen. So ging es auch mit den übrigen Deutschen, welche, jemehr sie mit den Gemächlichkeiten des Lebens und dem Luxus bekannt wurden, desto tiefer auch von der Reinigkeit ihrer Sitten herabsanken.

gleich den Männern, allen guten und schlimmen Folgen der Verfeinerung und des geselligen Umgangs ausgesetzt ist, bei dem, wie bei uns, durch Speisen, Getränke, Kleidung, Lektüre u. s. w. gereizt, die Sinnlichkeit dieselben Fortschritte macht; das Weib, dessen Lebensweise und körperliche Organisation jener nachtheilige Einfluß weit mehr begünstigt, als bei dem ernsteren Geschäftskreise, der minder reizbaren Organisation des Mannes, — soll die stärksten Leidenschaften, die es tiefer empfindet, die mit seinem Daseyn, mit seinem körperlichen Wohlseyn inniger verbunden sind — zum Schweigen bringen, oder wenn es ihnen unterliegt, den Anspruch auf Tugend und Achtung fahren lassen! —

Eben der Mann, der sich nicht das mindeste Bedenken macht, durch die niederträchtigsten Schmeicheleien, durch Versprechungen, die er nie zu erfüllen denkt, und durch heimtückische Bosheit die Unschuld zu hintergehen und der Treue eines Weibes Fallstricke zu legen, ja, der wohl schon das Uebermaß seiner Ausschweifungen durch schändliche Seuchen gebüßt, der spricht von einem Frauenzimmer, das sich vielleicht in einer schwachen Stunde von wahrer Leidenschaft hinreißen ließ, oder deren gutherzige Gemüthsart von einem Verführer getäuscht ward, mit der größten Verachtung, und wird es sehr übel aufnehmen, wenn seine künftige Frau nicht eine unangetastete Keuschheit an Hymens Altar bringt, oder als Gattin nur einen Fuß breit von dem Pfade der ehelichen Treue abweichen wollte.

Gewiß eine höchst sonderbare Denkart, die sich nur durch solche elende Gründe, als ein gewisser Schriftsteller anführt, „daß die männliche Tugend einen stärkeren Puff als die weibliche vertrage,“ beschönigen läßt, und die den auffallendsten Kontrast gegen die Kunstgriffe macht, deren man sich auf der andern Seite zur Vertilgung aller Begriffe von Scham bedient.

Wenn also das männliche Geschlecht, für welches die Tugend der Keuschheit doch eben so verpflichtend ist, als für das weibliche, wegen seiner Unenthaltsamkeit ein Privilegium für weibliche Bordelle zu fordern sich berechtigt hält, so ist nicht abzusehen, warum nicht die

Weiber aus einem gleichen Grunde und mit ebensoviel, wo nicht mit mehrerem Rechte, auf Errichtung männlicher Bordelle dringen könnten. Es kommt nur darauf an, daß die Dinge sich einmal so weit umkehren, daß die Weiber Repressalien gegen ihren Mißbrauch, wie im alten Rom, mit überlegener Macht geltend zu machen im Stande seyn werden. Wie nah oder fern wir diesem Zeitpunkte sind, überlasse ich der Beurtheilung anderer, mit politischen Ferngläsern bewaffneten Augen, und kehre zu dem Faden meiner Betrachtungen zurück.

Der Charakter des weiblichen Geschlechts einer Nation ist ein Gegenstand, welcher die vorzüglichste Aufmerksamkeit eines Gesetzgebers erfordert. Der Einfluß dieses Charakters auf das Wohl der Nation überhaupt ist beträchtlich. Er wird, nachdem er beschaffen ist, den Werth dieser Nation erhöhen oder vermindern. Ein Volk, in welchem das weibliche Geschlecht in Sclaverei lebt, wird rauh und despotisch, dasjenige, in welchem Frivolität das Geschlecht charakterisirt, weichlich und tändelnd seyn. Weiblicher Edelmuth und Hoheit der Seele wird auch ein edelmüthiges Volk, und weiblicher Hang zur Wollust und Sinnlichkeit ein sybarithisches, wollusttrunknes Volk bilden.

Ein weiser Gesetzgeber wird also alles sorgfältig vermeiden, was Entehrung der Sitten des weiblichen Geschlechts nach sich ziehen könnte. Mit dieser Forderung möchten sich die sogenannten Staatsbordelle schwerlich vertragen.

Die stillschweigende Billigung der Marktplätze der Wollust muß nothwendig die Abscheulichkeit des Lasters der Unzucht in den Augen seiner Bürgerinnen sehr vermindern. Es muß doch wohl verzeihliche Galanterie seyn, da der Staat selbst soviel Nachsicht gegen menschliche Schwachheit hat. Diese Art zu denken und zu schließen muß nothwendig auf den weiblichen Charakter den größten Einfluß haben, muß ihn unausbleiblich sehr herabwürdigen, und die Erniedrigung und Entehrung des weiblichen Charakters einer Nation wird daher unter andern, die Staatsbordelle widerrathenden Gründen einer der wichtigsten seyn. —

Wenn man sich auch die strengste und sorgfältigste Polizei denkt, welche über die Erhaltung guter Ordnung in den Staatsbordellen wacht, so begreift man doch nicht, wie es ihr möglich seyn soll, allen Unordnungen, welche in dieser Gattung von Häusern, dem Zweck ihrer Einrichtung nach, unfehlbar entstehen müssen, mit sicherm Erfolg vorzubeugen.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß keine Aufsicht über solche Häuser und Personen möglich ist, welche das Gift der Lustseuche auf eine wirksame Art zu verhindern vermöchte, noch irgendwo eine befindlich ist, die es in der That bewerkstelligte. Mit oder ohne Aufsicht verbreitet es sich vielmehr auf diesem Wege am häufigsten.

Und braucht es denn gerade Venusgift zu seyn, um seine Gesundheit zu zerstören: Wie ist den Debauchen, der Völlerei in diesen Häusern vorzubeugen, wozu ihre habsüchtige Eigenthümer Gelegenheit geben, und besonders durch schädliche Getränke die Gesundheit ihrer Gäste vergiften? Gibt es wohl irgendwo mehr Anreizung zur Verschwendung, zur Uneinigkeit, Schlägerei, Vernachlässigung des Familienwohls, der Pflichten seines Standes, als in diesen Häusern? —

Bordelle vermindern offenbar die Ehen, indem sie die Zahl der Cölibatärs vermehren. Der Jüngling lernt früh in diesen Häusern die wilde Wollust kennen; er fürchtet den Schritt, der ihn in die ihm lästig dünkenden Fesseln des Ehestandes führt. Und hat er einmal seine besten Kräfte in den Armen der Buhlerinnen verschwendet, so scheut er sich, einem jungen gesunden Mädchen die Hand zu bieten; er hat Recht, denn der Staat kann es einem entnervten Wollüstling unmöglich danken, wenn er ihn mit einer elenden Generation beschenkt, oder wenn er, wie es gewöhnlich der Fall ist, die Zahl der unzufriedenen Ehen vergrößert. Er behilft sich in seinem Alter so gut er kann, und ist für das, den thierischen Geschlechtstrieb humanisirende Institut der Ehe verloren.

Jemehr aber in einem Staate die Zahl der Ehen, die natürlicherweise geschlossen werden könnten, durch An-

stalten irgend einer Art vermindert werden, desto mehr listige Anschläge werden wider die wirklich geschlossenen Ehen und überhaupt auf die Keuschheit gemacht, fast eben so, wie die vermehrte Zahl der Räuber in einem Lande mehr Räuberei verursacht; dies ist eine Maxime, die schon der philosophische Verfasser vom Geiste der Gesetze als einen aus der Natur hergeleiteten Grundsatz erwiesen hat, und der auch bei den Staatsbordellen völlige Anwendung findet.

Auch dadurch, daß die öffentlichen Weibspersonen immer den schönsten Theil des Geschlechts ausmachen und von Natur eine vollkommne Gesundheit besitzen, wird der Fortpflanzung einer vollkommnern Menschengattung ein Schaden zugefügt, der in mehr als einer Rücksicht von dem bedeutendsten Einfluß ist. Es ist also unläugbar, daß die Staatsbordelle auf Ausrottung aller Zucht und Keuschheit unter dem weiblichen Geschlecht hinarbeite, daß sie zur Verführung, Verkuppelung und namenloser Beeinträchtigung unschuldiger Personen unzählige Gelegenheit geben, und also wirklich der öffentlichen Sicherheit zu nahe treten, daß sie gefallenen Mädchen, die vielleicht wegen ihres Falles das größte Mitleid verdienen, die außerdem noch Muth und Kräfte haben würden, sich zu bessern, die breite Heerstraße zur gänzlichen Verworfenheit und zum äußersten Verderben öffnen, daß sie Jünglingen den Verlust ihrer Unschuld und Männern die Brechung der ehelichen Treue erleichtern, und ihren sittlichen Charakter verschlimmern, daß sie aller Achtung gegen das weibliche Geschlecht ein Ende, und Verspottung reiner keuschen Sitten zum herrschenden Ton unter der Nation machen, kurz, daß sie der übermäßigen Gewalt des Geschlechtstriebs den günstigsten Vorschub leisten.

Wenn es unwidersprechlich ist, daß die Existenz der Staatsbordelle das vorzeitige Erwachen des Geschlechtstriebs den Hang zur üppigen Wollust allgemeiner macht, wenn uns die Erfahrung überzeugt, daß die Geschlechtsbrutalität mit ihrem ganzen scheußlichen Gefolge da am gemeinsten ist, wo jene geduldet werden, so muß ihnen auch noch besonders der größere Antheil an allen

Positiven und negativen Folgen des ausschweifenden Geschlechtsgenusses auf den körperlichen und geistigen Zustand der Nation

mit Recht zugeschrieben werden.

Wenn der Jüngling in allen Straßen jener Städte, wo öffentliche Werbplätze der Wollust authorisirt sind, den Lockungen der Buhlerinnen ausgesetzt ist, wenn diese nicht einmal den kaum halbreifen Knaben verschonen, muß da nicht der Geschlechtstrieb vorzeitig erwachen, und vermöge der sich hierdurch bei ihm anmaßenden Gewalt, die mit seinen übrigen Neigungen und Kräften in keinem Verhältniß steht, auf das ganze künftige Leben den stärksten Einfluß hervorbringen?

Die Erfahrung lehrt es leider, daß bei dem Jüngling, der einmal gewohnt ist, der paphischen Göttin unreine Opfer zu bringen, alle bessere Ueberzeugung, Ermahnungen, Rührungen, äußerste Verlegenheiten, selbst venerische Krankheiten so viel als nichts fruchten, um ihn von seinen Verirrungen zurückzuführen, daß es einem solchen sogar dann, wenn er das Geschlechtsvergnügen auf eine erlaubte Art mit dem reizendsten Gegenstande befriedigen kann, noch höchst sauer wird, seinen Geschmack zu fixiren und sich vor Ausschweifungen zu hüten.

Die frühe zügellose Befriedigung des Geschlechtstriebs bestimmt auch in der Regel dessen längere Dauer; daher sehen wir so häufig den Begattungstrieb das Begattungsvermögen überleben, sehen abgelebte Messalinen, die junge Ritter mit blühenden Wangen und vollen Waden zu ihrem Dienste besolden, alte Susannenbrüder, die alles aufbieten, ihre stumpfen Sinne zu reizen, die sich zum Genuß der Wollust anderer Gliedmaßen bedienen, um in den eigentlich dazu bestimmten, aber längst verbrauchten, durch Mitleidenheit der Nerven etwa noch ein Gefühl hervorzubringen, das vom Vergnügen des natürlichen Beischlafs ein dunkler Nachhall seyn soll.

Und sehen wir so häufig Männer, die in Jahren zwischen Mannheit und Alter, wo der Mensch gerade für sich und andere das Meiste seyn und thun kann, noch von eben so wilden Leidenschaften und unzüchtigen Be-

gierden herumgetrieben, wie in ihrer Jugend, und doch in ihrer Befriedigung das Vergnügen nicht finden, wie ehedem, so hat gewiß an dieser die Verderbtheit der junge Generation immer mehr fördernden Beispielen, der zügellose Wollustgenuß in den öffentlichen Tempeln der Venus volgivaga den beträchtlichsten Antheil.

Schwachheit und Siechheit müssen um so allgemeiner werden, jemehr durch die Staatsbordelle die Schwelgerei in der Geschlechtslust und ihr frühes Erwachen begünstigt, und in denselben noch bis in die spätesten Jahren des abgenutzten Lebens lockende Gelegenheit findet.

Man kennt die ekelhaften venerischen Uebel, die fürchterlichen Nervenkrankheiten, Schwindsuchten, Beinfraß u. s. w., die der Unordnung und dem Uebermaß der Geschlechtslust auf dem Fuße nachfolgen, und es würde überflüßig seyn, hier eine umständliche Beschreibung davon zu machen, da keine Beschreibung das erschöpfen kann, was nur ein einziger Besuch in einem Lazareth oder bei andern Kranken dieser Art durch unmittelbare Anschauung lehrt; aber die geheimern, langsamern, Gesundheit und Leben unterwühlenden Gebrechen, die der ausschweifenden Wollust mittelbar und von fern her folgen, sind weit allgemeiner und verderblicher, weil sie die ungleich größere Menge solcher Menschen treffen, die nicht mit so viehischem Ungestüm in ihre Natur stürmen, die noch mit einiger Wahl ihre Begierden befriedigen, und jedem Anfalle einer Krankheit durch Hülfe des Arztes auf der Stelle entgegenarbeiten können.

Schwäche des Magens und der Verdauungswerkzeuge, Verstopfungen in den Eingeweiden, mit allen sie begleitenden Uebeln, frühzeitig eintretende und unordentlich fließende güldene Ader, Verderbniß des Blutes und aller Säfte, in welchen oft, ohne daß man dergleichen ahnet, venerisches Gift und die Disposition zu dergleichen Beschwerden enthalten ist, und die den Anfall einer jeden Krankheit doppelt komplicirt und gefährlich macht, das alles und noch vieles andere sind Uebel, die nicht nur in großen Städten herrschen, sondern auch in kleinern, ja unter den Landleuten selbst, namentlich unter denen,

die ehedem unter Militärdiensten gestanden haben; auch hier fehlt es gar nicht an siechen, gebrechlichen Menschen, von denen gewiß zwei Drittheile ihre Leiden auf Rechnung des übermäßigen Geschlechtsgenusses zu schreiben haben.

Und was kann man von so siechen, entkräfteten Eltern anders erwarten, als eine schwächliche, kränkliche Nachkommenschaft, welche die Disposition zu vorzeitiger und ausschweifender Wollüstigkeit, und zu allen diese begleitenden traurigen Folgen mit auf die Welt bringt?

Mit der Entkräftung des ganzen Nervensystems hängt eine merkliche Stumpfheit der äußern Sinne zusammen, und diese zieht beinahe durchgängig auch Stumpfheit des innern Sinnes und der höhern Kräfte des Menschen nach sich, die mit diesem genau zusammenhängen, durch ihn modificirt und in Thätigkeit versetzt werden.

Mögen doch Witz, List und Verschlagenheit, Leichtigkeit der Vorstellungen, Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, und dann und wann des Gefühls, selbst Geisteskraft und Seelenstärke bei manchen in hohem Grade vorhanden seyn, die dem eingeschränkten Hange zur Wollust fröhnten, so können doch solche Periklesse und Alcibiade, solche auszeichnend vortreffliche, und wie es scheint, über alle Veränderung erhabene Köpfe, ihrer äußersten Seltenheit wegen, gegen die ungleich zahlreichere Klasse von gemeinen, durch körperliche Zerrüttung leicht zu schwächende Menschen nicht in Anschlag gebracht werden, indem immer durch solche Ausschweifungen das vortreffliche Menschenwesen zu einem geringern Grade von Vortrefflichkeit, das auszeichnend fähige zum gemeinen, und das gemeine zum ganz unbrauchbaren und stumpfen herabsinkt.

Diese Beispiele, die sich übrigens nicht selten selbst überleben, billig bei Seite gesetzt, so sind Mattigkeit der Vorstellungen und Empfindungen — einige wenige ausgenommen, die sich auf das Geschlecht beziehen, Abnahme und Verworrenheit des Gedächtnisses, Mangel an Scharfsinn, an Berathenheit, an reifer Beurtheilungskraft, und an richtigem, praktischem Verstande, Abneigung vor-

gründlichen und mühsamen Untersuchungen, Trägheit zum Selbstdenken, Unvermögen, seine Ideen mit gehöriger Klarheit zu überschauen, sie zu ordnen und in lichtvolle logisch-richtige Verbindung zu bringen, folglich unwillkührliches und regelloses Spiel der Einbildungskraft und des Gefühls, woraus Schwärmerei und Aberglauben auf der einen, flacher und leichtfertiger Sceptizismus oder vielmehr Unglauben auf der andern Seite entspringt — das alles sind Folgen, die die Ausschweifungen der Geschlechtslust begleiten, theils weil diese das Nervensystem so gewaltsam angreifen und die Organe jener Kräfte schwächen, theils weil sie die Geisteskraft von andern ihrer Wirksamkeit angemessenern Gegenständen abziehen, ihre Aufmerksamkeit zerstreuen, ihr Bewußtseyn schwächen, und das Gleichgewicht in ihren Thätigkeiten stören.

In einem Zeitalter, wo, neben so manchen Fortschritten in der Aufklärung, noch eine so auffallende Unentschiedenheit in Beurtheilung des Werthes der Dinge herrscht, wo man so vielen Mangel an nüchternem und gründlichem Beobachtungs- und Untersuchungsgeiste findet, wo so viele Vorschläge, Ankündigungen, Spekulationen, Systemen u. s. w. um so leichtern Eingang finden, je widersinniger und vernünftiger sie sind, wo so unzählige Abenteurer vor dem größern und kleinern Publikum mit dem besten Erfolge spielen — wo dagegen freie und unbefangene Untersuchung der wichtigsten Wahrheiten so ungerecht verläumdet, verketzert, verdammt, ja, wenn es seyn kann, bestraft und verboten wird; da müßte man ein blödes Auge haben, wenn man hierbei, so viel Antheil man auch andern Ursachen zuschreiben mag, dem Uebermaße der thierischen Sinnlichkeit nicht den ersten Platz einräumen wollte.

In eben dem Grade, in welchem die Wollust den Körper schwächt, die Spannkraft desselben tödtet, die Lebensfülle vermindert und alle Kräfte der Seele abstumpft, in eben demselben muß sie auch die E n e r g i e d e s s i t t l i c h e n C h a r a k t e r s schwächen.

Die Fähigkeit, höhere Güter mit dem Verluste kleiner zu erkaufen und zur Ausführung seiner Entwürfe

beträchtliche Beschwerden zu erdulden, Hindernisse zu überwinden, dies ist eine Eigenschaft, die dem Wollüstling gänzlich fremd ist. Diejenige Festigkeit der Organe, die den unangenehmen Reizen der unerfüllten Begierde so leicht Trotz bietet, geht durch die körperliche Erschöpfung verloren; die Freiheit, sich bei sinnlichen Aufforderungen nach bessern Einsichten zu bestimmen, sinkt zu einem leeren Nichts herab; der eigentliche Wollüstling ist der eingeschränkteste Sclav.

Daher der Enthusiasmus für kleine, lächerliche und läppische Dinge, die ohne Anstrengung irgend einer Art ins Daseyn gebracht werden, die heute bewundert, begafft, beredet, und morgen vergessen werden.

Daher der Mangel des Enthusiasmus für größere, der ganzen Menschheit wichtige Zwecke, die ohne Anstrengung in ihrem ganzen Umfange nicht übersehen werden können, und welche zu realisiren, vereinte, thätige und ausdauernde Bemühungen erfordert werden.

Dies erstreckt sich nicht blos auf Dinge, die der freien Willkühr überlassen, sondern auch auf solche, die Beruf, Amt, vollkommene Pflicht von dem Menschen fordern.

Der Enthusiasmus für Pflicht, der jeden edlern und bessern Menschen auszeichnet, die strenge Gewissenhaftigkeit, sie zu keiner Zeit und unter keiner Bedingung zu verabsäumen, wird dem Wollüstigen größtentheils fehlen, und je allgemeiner, jemehr durch die herrschende Meinung autorisirt die Gewalt wollüstiger Begierden wird, desto mehr wird der Geist der wahren freiwilligen Ordnung, folglich auch der Geist der Amts- und Berufstreue ersterben. —

Bei aller Vervielfältigung von sinnlicher Lust, die sich derjenige, der dem Geschlechtstriebe unmäßig und unordentlich fröhnet, unaufhörlich zu bereiten bemüht ist, kann ihm das Glück eines weisen Lebensgenusses nicht zu Theil werden. Wo das Geschlecht den Mittelpunkt aller Ideen und Empfindungen ausmacht, wo es die einzige allgemein interessante Vorstellung ist, da kann kein Vergnügen edler Art statt finden. Keiner

Selbstgenuß, wahre dauerhafte Zufriedenheit und Heiterkeit entfliehen von da, wo die Achtung gegen sich selbst, das Gefühl eigenen Werths entflohen ist, wo eine stete Unruhe, ein unaufhörlicher Streit, ein rastloser Kampf zwischen Verlangen und Ekel, ein Mangel alles klaren Bewußtseyns herrscht.

Unfreundlicher Egoismus und todtenähnliche Kälte nehmen da Platz, wo sich ein von ungestümen Leidenschaften und grobem thierischem Genusse verzehrtes Herz aller innigern, unbefangenern seelenvollern Mittheilung verschließt. Und welche Quelle von reiner Lust und ächter Glückseligkeit muß durch die Beraubung jenes erhabenen Gefühls der thätigen, weisen und standhaften Theilnahme an Anderer Wohl und Weh für den Menschen nicht versiegen! —

Man rühmt sich beträchtlicher Fortschritte in der Kunst des Vergnügens — Kunst! weil der stumpfen Empfänglichkeit für wahres Vergnügen die Natur keinen hinreichenden Stoff mehr darbietet — man macht Städten ein Verdienst daraus, daß sie die Anstalten, sich zu divertiren, in Vergleichung gegen ehedem beträchtlich vervielfältigt haben; aber durch allen jenen üppigen Aufwand, durch alle jene glänzenden planvollen Vorbereitungen, durch alle jene künstlich ausgesonnenen, schwärmenden, ausgelassenen Lustbarkeiten, die den Beruf unserer Leute von Welt ausmachen, scheint Langeweile, Leere des Kopfes und des Herzens, Uebelwollen, Selbstsucht und Freudenlosigkeit überall hindurch.

Und wo die Menschen sich wechselsweise so viel Blöße geben und an einander entdecken, da sie sich ihren eigenen geringen Werth unmöglich verhehlen können, und von diesem nicht selten unbilligerweise auf andere schließen, muß da nicht offene Zutraulichkeit und aller Glaube an Menschentugend verschwinden! —

Fast immer bezeichnen wahre Lasterhaftigkeit und grobe Verbrechen die Fußstapfen der zügellosen Wollust. Die ersten Grundbegriffe von Redlichkeit, Treue, Rechtschaffenheit und Billigkeit werden durch Ue-

bung im Laster nicht blos wankend, sondern nach und nach völlig zerrüttet, theils weil sie an eine gewisse Festigkeit des Charakters gebunden sind, die durch Ausschweifungen in der Geschlechtslust verloren geht; theils weil man auf diesem Wege nach und nach Fertigkeit erreicht, gegebenes Wort für nichts zu achten, geheiligte Verträge zu verletzen, in die Rechte des andern Eingriffe zu thun, Erwartungen zu erregen, die man nie befriedigen mag, Menschen zu mißbrauchen und sich gegen sie wegzuwerfen. Man gewöhnt sich nach und nach, über solche ernsthafte Rücksichten hinwegzuschlüpfen, und endigt mit kalter, entschiedener Verachtung derselben.

Gerechtigkeit, Schonung, Gefühl des Erbarmens kommen dann in gar keine Betrachtung, wenn die Leidenschaft gebietet. Biedersinn, Offenheit, Geradheit und edle Freimüthigkeit — das Resultat einer gewissen Achtung gegen sich selbst und gegen andere — verschwinden, wenn diese Achtung verschwunden ist. Heuchelei, Verstellung, Falschheit, Arglist, kriechendes Betragen und Niederträchtigkeit treten an ihre Stelle; unbegreifliche Fühllosigkeit, abscheulicher Eigennutz, Rachgier und Grausamkeit schlagen ihre Wohnung nur allzuleicht in einem Herzen auf, das von den wildesten Leidenschaften, von den widersprechendsten Erwartungen und Begierden, von dem schrecklichsten Kampfe zwischen Verlangen und überall vordringenden Hindernissen zerrissen wird.

Der Mensch, der in der Geschlechtslust ausschweift, wird in die Nothwendigkeit gesetzt, seine Lebensart vor der ganzen Welt zu verbergen. Er muß sich verstellen, er muß lügen und Intriguen spielen. Das ganze Leben eines untreuen Weibes, eines Mädchens, das heimlich buhlt, eines Mannes, der außer der Ehe seinen Geschlechtstrieb befriedigt, eines Jünglings, der der Wollust fröhnt, ist eine beständige Lüge, und ist diese nicht die geheime Vergifterin aller sittlichen Tugend? — In welche Verlegenheiten sieht sich nicht oft die Wollust gestürzt, zu welchen Mitteln zu greifen ist sie nicht oft gedrungen? —

Ein Mensch, den die Wollust zum Guten abgenutzt

und abgestumpft hat, ist zu allem Bösen fähig; der niedrigste Betrug, die ehrlosesten Streiche, Fruchtabtreibungen, Kindermord, Verrätherei, Giftbecher und Banditen sind sämmtlich die scheußlichen Geburten, die von der unordentlichen Wollust fast immer empfangen und gezeugt werden.

Alle diese verderblichen Folgen der Unzucht für die Moralität treffen das unzüchtige Weib vorzugsweise; ihr Werth für Mann, Kinder und Haus geht völlig verloren; und ein erklärtes wollüstiges Weib ist moralisch, und für den Menschen von unverdorbenem Geschmack auch physisch betrachtet, einer der scheußlichsten Anblicke unter der Sonne. —

Werfen wir einen Blick auf das häusliche Leben des Menschen, wie vergiftend ist nicht hier die sich immer mehr autorisirende Zügellosigkeit in der Geschlechtslust? Die Ehe wird ein Nothbehelf der Konvenienz, eine Sache des Kaufs und Handels, eine Decke, hinter der man sich der verbotenen Lust ungescheuter und ungestrafter ergeben kann.

Sie wird, und leider! ist sie schon in den ersten Zeiten ihrer Vollziehung ein Tummelplatz der rohen Geilheit, die sich bald in Erschöpfung auf Seiten des Mannes, in Schamlosigkeit und unersättlichen Begierde nach thierischem Genuß auf Seiten des Weibes, und in Ekel und Verachtung beider gegen einander verwandelt.

Man ist einander überdrüßig und verlangt doch von dem andern die Treue, die man ihm selbst nicht leisten mag; Argwohn und herzfressende Eifersucht, die nicht den kleinsten Zusatz von wahrer Liebe hat, geben im Hause den Ton an; oder wenn auch dazu das Herz zu kalt, zu träge, zu stumpf ist, findet wenigstens gegenseitige Entfernung, höfische Zurückhaltung und Falschheit, und bei den geringsten Veranlassungen Haß, Zank und Streit statt.

Dies alles verleidet den Geschmack am häuslichen Leben, führt Zerstreuung, Ungebundenheit, Verschwendung und so den Ruin der blühendsten Familien mit sich

Die Erziehung der in solchen Ehen erzeugten Kinder wird auf das gewissenloseste verabsäumt, das Herz der Eltern wird von den Kindern, und das der Kinder von den Eltern gewandt; der Vater ahnet in den unehelichen Zügen seines Sohnes einen Bastard, den er als ein verhaßtes Einschiebsel in seine Familie mit entschiedener Verächtlichkeit behandelt, und die Mutter zieht heimlich diejenigen, die sie für Kinder ihres Buhlers hält, denen ihres rechtmäßigen Gatten vor; beide sind des reinen heiligen Gefühls der elterlichen Zärtlichkeit größtentheils unfähig.

Die Kinder, die die Verderbtheit und Ausschweifungen ihrer Eltern bald gewahr und vielleicht von einem auf die Gebrechen des andern aufmerksam gemacht werden, verweigern denselben ihre Achtung, kennen keine festgegründete Verpflichtung des Gehorsams, der Dankbarkeit; das Gefühl der kindlichen Liebe verlischt in ihrem Herzen, und sie warten nur auf Anreizung und Gelegenheit zu ähnlichen Ausschweifungen. So herrscht im ganzen Hauswesen Zerrüttung, es ist kein Verhältniß, das nicht angefochten oder zerstört würde. —

Der aufmerksame Beobachter wird von diesem wahrlich nicht übertriebenen Gemälde überall zerstreute Züge finden; er wird die Hauptquellen dieser namenlosen, unabsehbaren Uebel, welche die Venus volgivaga über das gemeine Wesen verbreitet, aus ihren öffentlichen und geheimen Wohnplätzen in großen Städten entspringen sehen.

Zugegeben — wird man vielleicht antworten, daß die autorisirten Tempel der Venus die Zügellosigkeit des Geschlechtsgenusses allgemeiner machen, was hilft alle Deklamation wider ihre Schädlichkeit, da man sie doch in großen Städten nicht ausrotten kann, der Staat mag sie unter seine besondere Aufsicht nehmen, oder sie mögen heimlich und ohne Bewilligung desselben errichtet werden? „Verbessert erst die bürgerliche Verfassung, wenn ihr ein in dasselbe gewurzeltes Uebel ersticken wollt; ein zahlreicher, mit nichts beschäftigter Hofstaat, welcher kein anderes Vergnügen kennt als thierischen Genuß, die im-

mer zunehmende Verschönerung und Vergrößerung dieser Hauptstädte, mit welcher der Wachsthum des Luxus unzertrennlich verbunden ist, eine zahlreiche Besatzung, die sich den Zwang der Ehelosigkeit gefallen lassen muß, die Anhäufung zahlloser Müßiggänger, welchen theils zur Verschwendung ihres Vermögens, theils zu bequemer Ernährung durch Betrug und Bettelei die Hauptstadt mehr Hülfsmittel anbietet, müssen nothwendig daselbst die schändlichsten Ausschweifungen bis zum höchsten Grade begünstigen. Sind die, zwar sehr natürliche Mittel, diesen Unordnungen vorzubeugen und abzuhelfen, nicht Träume, die in das Jahr 2440 gehören?"

Bis dahin also, wenn durch Erziehung der Mensch so weit gebracht ist, daß seine Sinnlichkeit nichts begehrt und unternimmt, welches der Würde seiner Vernunft Abbruch thut, wenn aus dem völlig gleichen Bunde zwischen Sinnlichkeit und Vernunft ächte Humanität von selbst hervorgehen und zwanglose Bildung einer Nation eintreten wird — bis dahin soll der Strom des Lasters mit der Menschheit sein Spiel treiben, sie in unabsehbare Abgründe wirbeln? Nein, einen so schändlichen Triumph kann der Mensch nicht erdulden — der Mensch, der als sittlich-freies Wesen auf die Rechte seiner Vernunft keinen Augenblick Verzicht thun kann. —

Und muß nicht ein Volk, dessen dominirende Moral die niedrigste Wollust, menschliche Schwachheit heißt, bei dem die Gesetze selbst den Hang zur Sinnlichkeit begünstigen, ein blos sybarithisches Volk werden, das nichts als den Rosenduft der Wollust einathmen will? Muß es nicht endlich einer rauhern, barbarischen Macht zur Beute werden? —

Mag daher immerhin die Wahrscheinlichkeit, daß die gesammte bürgerliche Verfassung der Bestimmung unserer Natur gemäß eingerichtet werde, nah oder fern seyn, so ist indessen jeder Schritt, der die menschliche Natur nach der bürgerlichen Verfassung modificirt, ein Attentat gegen die Menschheit; den Staat kann also eine lasterhafte Richtung menschlicher Leidenschaften unmöglich autorisiren und ihr durch gesetzlichen Vorschub Thor und Thür öffnen.

Duldet er stillschweigend die Aeußerungen der ausschweifenden Geschlechtslust, so scheint er wenigstens den Vortheil zu gewinnen, daß er seine Ehre und sein Ansehen keinem Vorwurf aussetzt, daß er das Laster noch einem gewissen Zwang unterwirft, und es, so viel als möglich ist, einschränkt, daß er ihm seine ganze Häßlichkeit läßt, daß er die Schamhaftigkeit eines großen Theils seiner Bürger und Bürgerinnen rettet, und zu dem Wachsthum der zügellosen Sitten seines Volks keine hülfreiche Hand bietet. —

So unläugbar es nun ist, daß Staatsbordelle einen weit verderblichern Einfluß auf den Charakter und die Sitten der Nation haben, als die Privatbordelle, so wird die Obrigkeit, die diese doch nur sofern dulden kann, als dadurch die Sicherheit seiner Bürger und Bürgerinnen nicht gefährdet wird. Sie müßte, wenn sie sich gleich stellte, als ob ihr die Tempel niedriger Wollüste gänzlich unbekannt wären, doch die möglichste Sorge darauf verwenden, daß sie nicht die Pflanzschulen venerischer Seuchen werden, daß Ehre, Gesundheit und Vermögen der Unterthanen gesichert werde.

Aber wie ist dies der Staat zu bewirken im Stande; und wenn er es wäre, treten hier nicht alle übrige vorhin angezeigte physische und moralische Folgen der üppigen Begattungslust größtentheils ein? Wie kann das Volk auch hier anders denken, als: der außereheliche Geschlechtsgenuß muß doch eine sehr verzeihliche menschliche Schwachheit seyn, sonst würden keine feile Dienerinnen in den Tempeln der Venus geduldet werden.

Die öffentlichen und Privatbordelle haben beide ihre Schilde, nur mit dem Unterschied, daß der Staat auf die der letztern seinen Namen nicht zeichnet und sie mit einer Decke verhüllt. —

Der Staat duldet etwas, was er kein Recht hat, zu verhindern. Er duldet Religionen, Sekten, Vorurtheile, Freiheit des Denkens, kurz alles, was dem Wohl seiner Bürger keinen Schaden bringt. Kann er aber wohl dulden, daß ein Gift in seinen Körper sich schleicht, sich von Nerve zu Nerve verbreitet, bis endlich seine

physische und moralische Existenz so gut wie vernichtet ist? Hat er nicht vielmehr das Recht, dem Uebel bei Zeiten vorzubeugen, und wenn es wirklich schon so weit um sich gegriffen hat, daß ganze Glieder unheilbar geworden sind, diese von den gesunden zu trennen?

Man vergleicht die Herrscher des Volks häufig mit den Vätern von Familien; was würde man aber von einem Familienvater sagen, wenn er schweigend zusähe, daß der Ungerathene unter seinen Söhnen die Besseren durch sein ansteckendes Beispiel verführte? Würde man ihn nicht der unzeitigen Nachgiebigkeit, der Unberathenheit beschuldigen?

Ich möchte doch eigentlich wissen, wie man die Nothwendigkeit feiler Buhlerinnen in großen Städten beweisen will und für welche Klasse von Menschen sie eigentlich bestimmt seyn solle? Wahrscheinlich doch nur für die Unverehelichten männlichen Geschlechts. Und wer sind denn diese Unverehelichten? Doch nicht etwa die Jünglinge, für die der Geschlechtsgenuß selbst unter Sanction der bürgerlichen Gesetze ein Verbrechen gegen die Natur seyn würde? —

Oder sind es vielleicht die reifen Jünglinge? Diese befinden sich entweder in den günstigen Umständen, daß sie in den Ehestand treten können und der ersten Gelegenheit dazu entgegen sehen, oder sie sind zwar in den Umständen, daß sie heirathen können, aber sie zögern es noch immer hinaus, weil sie keine Parthie finden, die den Forderungen ihrer Bequemlichkeit, ihres Aufwands schmeichelt, oder sie haben im abwechselnden Umgang mit Buhlerinnen Abneigung vor der Ehe und herrschenden Geschmack am ehelosen Leben gefunden.

Würde man für die ersten, denen Urania an Hymens Altären winkt, Tempel der Pandemos nöthig finden, so müßte man geradezu wollen, daß jeder junge Mann einen entweiheten, wo nicht vergifteten Körper in das Ehebett bringe.

Mit welchem Recht könnte man aber wohl für die zweite und dritte Klasse die Nothwendigkeit der Bordelle einräumen?

Nun bleibt noch der ungleich geringere Theil derjenigen jungen Männer übrig, bei denen der Schritt in die Ehe ein Wagestück seyn würde, bei denen sich nicht genau bestimmen läßt, wie günstig oder ungünstig ihre äußern Umstände für den Ehestand sind; glaubte man nun, diesen die Enthaltsamkeit nicht zur Pflicht machen zu können, und ihrentwegen das Gewerbe der Venus vaga dulden zu müssen, damit die Unschuld der Mädchen und die Treue der Weiber nicht angefochten werde, so ist doch offenbar das kleinere Uebel auf Seiten der letztern, das größere hingegen auf Seiten der erstern; und wie findet nun hier die einzige, für die Konvenienz der Bordelle sprechende pragmatische Regel Statt: das geringere Uebel dem größeren vorzuziehen, oder: das kleinere Uebel zuzulassen, wenn ein größeres vermieden werden kann.

Nun ist es aber ferner von den neuern Physiologen gründlich bewiesen, daß die Entbehrung des Geschlechtsgenusses im mannbaren Alter keineswegs der Gesundheit schädlich, und also keine widernatürliche Pflicht ist, daß dieser Trieb vielmehr durch frühe und zügellose Ausschweifung durch geschwächte Organe zum widernatürlichen Bedürfniß wird, wozu doch unläugbar die öffentlich und heimlich geduldeten unzüchtigen Weibspersonen die stärkste Veranlassung geben.

Hiermit glaube ich hinlänglich bewiesen zu haben, daß die Bordelle nichts weniger als Ableiter der Wollust, sondern vielmehr unversiegbare Quellen derselben sind; ich glaube zur Behauptung berechtiget zu seyn: daß die Obrigkeit ein Gift aus ihrem Staatskörper treibt, wenn sie weder Staatsbordelle autorisirt, noch Privatbordelle duldet.

Daß die heimlichen Buhlerinnen, sie mögen nun auf ihren nächtlichen Streifereien zur Brutalität auffordern, oder auf seidenen Polstern zur Wollust einladen, in aller Rücksicht weit gefährlicher sind, als die Priesterinnen der geweiheten Tempel, daß bei dem ganzen Gewerbe der Unzucht die Kupplerinnen eine Hauptrolle spielen, bedarf kaum bemerkt zu werden. Ließe sich die

Brandmarkung eines menschlichen Geschöpfs jemals entschuldigen; so wäre es bei diesen schändlichen Vertrödlerinnen der weiblichen Tugend, die nicht nur unschuldige Mädchen an sich locken und verkuppeln, oder sie durch List und Gewalt entehren lassen, sondern die auch Eheweibern zur Befriedigung ihrer unbändigen Wollust Gelegenheit darbieten.

Gesetzgeber, Anwälte der Menschheit, wenn es wahr ist, daß diese unter Euren Augen aufwachsende Brut der Hölle den Durst Eurer Bürger und Mitmenschen nach unersättlichem Sinnengenuß reizt, wenn Ihr seht, wie so viele zu edlen und großen Handlungen fähige Jünglinge und Männer aus dem Zauberbecher der Wollust mit starken Zügen Verderben, Elend und Tod trinken, könnt ihr bei diesem Anblicke gleichgültig seyn? —

Durch Strafgesetze werdet Ihr freilich nie ein unzüchtiges Volk zur Keuschheit zwingen; es würde Eure Befehle spotten. Verbesserte Erziehung ist nur allein das Hülfsmittel, den Hang zur Sinnlichkeit unmittelbar anzugreifen und allmählig auszurotten; aber was hilft alle bessere Erziehung der aufblühenden Generation, wenn sie in der wirklichen Welt tausend Anreize zum Laster findet, wenn ein giftiger Hauch die schönen Früchte in einem Augenblick welket, wovon der Erzieher den Keim im jugendlichen Herzen mit Jahre langer Sorgfalt pflanzte und pflegte?

In Eurer Gewalt steht es, die gefährlichen Klippen aus dem Wege zu räumen, die lockenden Gelegenheiten aus den Augen des Volks zu rücken, es ist Eure unerläßliche Pflicht, nach Heilmitteln zu greifen, oder ihr macht Euch des Verbrechens schuldig, dessen sich der Mensch schuldig macht, der dem rasenden Selbstmörder mit eignen Händen den vergifteten Dolch verkauft. —

Wie es nun von Seiten der Obrigkeit und besonders der Polizei anzufangen ist, die leicht erkennbaren feilen Dienerinnen der Venus vaga allmählig auszurotten, ohne von einem Extrem in das andere zu verfallen, und ohne wie die Wiener Keuschheitskommission den Zuchtmeister der Nation zu machen, was überhaupt von ihrer Seite

zur besseren Richtung des Geschlechtstriebs gethan werden, und was sie so mancherlei verderblichen Volkslupérkanalien surrogiren könne; dies alles beruht theils auf allgemeinen, theils auf lokalen Maßregeln, wozu ich mir zu einer andern Zeit Vorschläge zu machen vorbehalte.

Es gibt aber neben den Bordellen noch eine Palliativkur, die die politischen Aerzte als Arznei für ihren kranken Staatskörper, besonders zur Verminderung der Unkeuschheit vorschlagen; dies ist

der Konkubinat,

über dessen Zuläßigkeit noch einige Betrachtungen angestellt werden sollen.

Ich verstehe hier unter Konkubinat die Verbindung eines Mannes mit einer Frau auf beliebige Zeit und ohne alle bürgerliche Rechte, unter Autorität oder Konvenienz der Obrigkeit, das ist ein unbedeutender Unterschied.

Die Vernunftwidrigkeit einer solchen temporären Verbindung erhellt schon dadurch, daß der Satz, welcher sie erlaubte, durch keine mathematisch-strenge Formel ausgedrückt werden kann.

Sollte es etwa erlaubt seyn, eine solche Verbindung zweimal auf eine Zeitlang einzugehen? Warum nicht drei, vier, fünfmal u. s. w.? Wie groß sollte der Zeitraum einer solchen Verbindung seyn? Etwa fünf Jahre, warum nicht vier, drei u. s. w.?

Eben so wenig hat eine solche Verbindung den Charakter einer moralischen Regel ihrer Form nach, das heißt, die subjektive Regel, die derselben zum Grunde liegt, ist keineswegs so, daß sie als Princip in eine allgemeine Gesetzgebung paßt. Gesetzt, derjenige, der sich eine Mätresse hält, sieht nicht ab, was er durch seinen einzelnen Fall dem gemeinen Wesen schade; muß ihn nicht der Gedanke, welche totale Zerrüttung die Folge seyn würde, wenn alle überall so dächten und handelten, muß ihn nicht die Vorstellung an seiner Seite, auf die von ihm beliebte Weise dennoch

einen mehr oder minder beträchtlichen Beitrag zur Störung der allgemeinen Ordnung zu geben, deutlich genug davon überzeugen, daß er etwas Unsittliches und die nämliche Unsittlichkeit auch bei andern beförderndes thue?

Auch ist der Vertrag einer solchen temporären Verbindung immer ungleich; der Mann erhält mehr, als er gibt, wenn es ihm frei steht, nach Belieben sich von seiner Mätresse zu trennen; er überläßt sie ihrem künftigen Schicksal, sie ist herabgewürdigt, und wird gewöhnlich das Opfer der Ungerechtigkeit.

Aber auch die Erfahrung beweist es, daß der Konkubinat das gar nicht leistet, was man sich von ihm verspricht, daß er nämlich dem ausschweifenden Luxus, den Folgen der Ehelosigkeit und dem Hang zur Sinnlichkeit keineswegs vorbeugt.

Gesetzlich autorisirt oder nicht, doch im erstern Falle noch mehr als im letztern, wird er allemal die zügellosen Begierden vornehmer Wollüstlinge in höherem Grade begünstigen, die Begriffe von Ehre und Schande der äußersten Zweideutigkeit preisgeben, den Luxus und die Ausschweifungen mehr vermehren als vermindern, namentlich unter den geringern Ständen allgemeiner verbreiten, den Werth des häuslichen Lebens herabsetzen, die Zahl der rechtmäßigen Ehen verkleinern, die Erziehung noch mehr verderben, als sie bereits verderbt ist, und besonders bei dem weiblichen Geschlechte in der niedern Volksklasse alle Spuren von Zucht und Keuschheit mehr und mehr vertilgen.

Wenn man glaubt, in dem Konkubinat ein Mittel zu finden, bei dem immer höher steigenden Luxus die überhand nehmende Ehelosigkeit zu mindern, so setzt man voraus, daß die Unterhaltung von Mätressen und Buhlerinnen weniger kostbar sey, als die Unterhaltung einer vollgültigen Ehefrau, und daß aus diesem Grunde so viele Personen ehelos bleiben. Dies mag wohl in einzelnen Fällen wahr seyn, aber im Ganzen genommen gewiß nicht. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß zehn vornehme Männer von ihren Mätressen zu Grunde gerichtet werden, gegen einen, der durch seine Ehefrau und

rechtmäßige Familie verarmt. Der ökonomische Kalkul, was am wenigsten kostet, Mätresse oder Frau, ist bei weitem nicht der einzige Entscheidungsgrund bei der Wahl einer Mätresse; das Joch der Ehe ist es vielmehr, was man verabscheut! Unter zehn Hagestolzen sind es sechs aus Wollust, drei aus Entkräftung in ihren ersten Jünglingsjahren, und vielleicht dann und wann einer aus Geiz; der Luxus ist also keineswegs die einzige Quelle der Ehelosigkeit.

„Aber so mancher Präsident, Rath, Offizier u. s. w. lebt von seinem bloßen Gehalte mit seiner Mätresse, der mit seiner Ehefrau davon nicht leben würde?“

Individuelle Fälle lassen sich unmöglich zu einer Regel annehmen. Lebt er ohne Schulden von seinem bloßen Gehalt mit einer Mätresse, zumal wenn er Kinder hat, so würde er dies gewiß auch mit einer rechtschaffenen Ehefrau thun können. Denn es müßte ihm bei seiner ökonomischen Denkungsart nicht schwer fallen, das standesmäßige Vorurtheil abzulegen, daß Glanz der Lebensweise das Charakteristische seines Standes ausmache.

Es bleibt also wohl eine entschiedene Wahrheit, daß der zunehmende Hang zur Ehelosigkeit vorzüglich aus der Furcht vor dem Zwang der Ehe und der Neigung zu einer ungebundenen Lebensart entstehe. — Der Hagestolze will nicht heirathen, nicht aus Bedachtsamkeit, daß es seiner Frau und Kindern an Unterhalt fehlen könnte, sondern damit er den Gegenstand seiner sogenannten Liebe und Zärtlichkeit so oft verändern könne, als sein Kleid.

Aber sollte denn wohl der Konkubinat dem Luxus wirklich vorbeugen? — Keineswegs! die sogenannte Hausfrau wird so gut alle weibliche Schwachheiten mit in den Konkubinat bringen, welche die vollgültige Ehefrau in die vollgültige Ehe mitgebracht haben würde. Sie wird Putz verlangen, Zerstreuung so sehr lieben als diese. Sie wird alle Reize und alle die gewöhnlichen Kunstgriffe des schönen Geschlechts anwenden, die Befriedigung ihrer Leidenschaft zu erlangen, und sich noch überdies wegen des Nachtheils schadlos halten, den sie

in Ansehung des Verhältnisses gegen die vollgültige Ehefrau erdulden muß. Liebt sie ihr Mann, so wird er ihren Schmeicheleien, ihren Thränen, ihren Launen, selbst ihren Drohungen das verlangte Opfer bringen, und alles wird den gewöhnlichen Gang gehen. —

Der Konkubinat, er mag nun gesetzmäßig autorisirt oder stillschweigend konvenirt werden, vergrößert also nicht nur den Luxus und die Ehelosigkeit, sondern er vermindert vielmehr die Ehen. Wenn es bei der herrschenden Sinnlichkeit in der Liebe den Männern frei steht, ihre Leidenschaft mit geringerer Beschwerde zu befriedigen, wenn diese Freiheit allgemeiner wird, so wird man die Ehe als ein Joch verabscheuen, man wird es endlich lächerlich finden, sich freiwillig einem so lästigen Stand zu unterwerfen, man wird sich nach Belieben trennen, die Erziehung der Kinder vernachläßigen; der Trieb nach neuer Wollust wird auf der männlichen Seite; Streben nach vornehmer Lebensart auf der weiblichen erwachen. Jedes schöne Bürgermädchen wird sich zu civilisiren suchen, wird eine falsche Politur der Sitten annehmen, um auf den Glanz einer vornehmen Dame Anspruch machen zu können; das Glück unzähliger Familien wird zertrümmert werden. —

Artet der Konkubinat in bloße Unterhaltung von Mädchen aus, so werden seine Folgen noch weit verderblicher seyn. Nicht nur bei unverheiratheten Männern in Staatskollegien, beim Militär, in den Schreibstuben und Gewölben der Kaufleute, sondern auch bei Verheiratheten ist es leider in unsern großen Städten zur Sitte geworden, ein Mädchen zu unterhalten. Unter neun und neunzig solcher Geschöpfe findet man vielleicht Eine, die bei einiger Redlichkeit so klug ist, daß sie die Freigebigkeit ihres Liebhabers nicht mißbraucht, mit ihm häuslich lebt, weil die Folgen der aus dem Gleichgewicht tretenden Finanzen sie zuerst mit treffen könnten, oder die dahin arbeitet, eine eheliche Verbindung oder ein lebenslängliches Jahrgeld herbeizuführen.

Diese Mädchen wissen aber zu gut, daß sie von der Willkühr eines Gebieters abhängen, der sie, sobald es

ihm einfällt, mit einer andern verwechselt. Sie benutzen daher die Zeit, und erpressen, erschmeicheln und ertrotzen von ihm so viel sie können, um ihre verschwenderische Eitelkeit zu befriedigen, oder, wie es zwar selten der Fall ist, sich zu bereichern. —

Der sittliche Charakter, besonders der Geschlechtscharakter, wird durch eine solche Verbindung völlig verdorben. Der Unterhaltende behandelt die Unterhaltene gewöhnlich als ein Eigenthum ohne freien Willen, und sie behandelt ihn als einen Herrn, dem sie zwar Dank schuldig ist und der gewisse Gefälligkeiten von ihr verlangen kann, dem sie aber ihr Ich nicht verkauft haben will. Anhänglichkeit für sie fühlt er nur bei Anwandlung des Naturtriebs oder der Eifersucht, oder bei dem Gedanken an das, was sie ihm kostet; übrigens bindet er sich ihrentwegen nicht; und sie, ihm nur in sofern ergeben, als er ihre Bedürfnisse, ihre Launen befriedigt, als er ihr Beweise seiner Neigung darbringt, glaubt, sobald sie diese Dinge vermischt, ihm auch keinen Dank weiter schuldig zu seyn.

Daher traut eins dem andern nie; er gibt, um ihrer sicher zu seyn, und sie muß empfangen, um überzeugt zu werden, daß sie seiner sicher ist.

Dies Band des thierischen Triebes, der Eigenliebe und des Eigennutzes ist eben so locker als quälend, und selten von langer Dauer. Ein ängstliches Mißtrauen von beiden Seiten theilt ihnen eine Empfindung mit, die wie persönliche Anhänglichkeit aussieht, die aber nichts als Eifersucht von der gröbsten Art ist. Gefällt es ihrem Herrn, sie zu verabschieden, so ist sie glücklich genug, wenn sie einen Andern findet, der sie auf gleichem Fuß unterhält; aber diese glänzende Periode eilt schnell vorüber; der erste Schritt aus den Händen dieser Sultane geht gewöhnlich in die einer Kupplerin, oder auf eigene Hand von da ins Bordell, und allmälig bis zur Stufe der gemeinsten Buhlerinnen hinab. —

So endigt jeder Hang zur Wollust, in welcher Gestalt er auch erscheint, mit Zerrüttungen in der physischen und

moralischen Welt. Ist die Umschaffung der bürgerlichen Verhältnisse, worin er so reiche Nahrung findet, nicht zu erwarten, so ist doch Vorbeugung möglich, ohne den Anreiz zu andern Lastern fürchten zu dürfen und ohne die Gesetze der Naturfreiheit zu verletzen.

Ohne eine gute gesellschaftliche Einrichtung kann die Erziehung des Menschen nicht vollendet, aber doch angefangen werden; da müssen sich die Menschen selbst erziehen, wo sie äußern, stets andringenden falschen Richtungen zu widerstehen haben. In einer wohlgeordneten Verfassung hingegen ladet Alles die Menschen ein, ihre natürliche Anlagen zu vervollkommnen.

Inhalt

V.

Seite

Inhalt

VI.

Vorbericht.

Erster Abschnitt.

Zweiter Abschnitt.

Dritter Abschnitt.



Gynäologie

oder

das Geschlechtsleben

in seinem ganzen Umfange;

enthaltend:

Zeichen und Werth der verletzten und unverletzten Jungfrauschaft nach Nationalbegriffen, Physiologie und Moral; über Liebe und Anmuth, Schönheit und häusliches Glück; über physische Liebe, Naturzweck, Sittlichkeit, Einfluß und Leitung des Geschlechtsgenusses; über Mysterien, Verirrungen und Curiositäten mancher Art; über das Band der Ehe, Empfängniß und Schwangerschaft; über Unvermögen, Unfruchtbarkeit, Krankheiten und deren Behandlung, und so weiter.

Ein

umfassendes Handbuch zum Wohle der Staatenbürger.

Vierte, vollständige und wohlfeilste Auflage.

Vierter Band,

oder siebenter und achter Theil.

Stuttgart:

Druck und Verlag von Fr. Henne.

1843.

Gynäologie.

VII.

Anmuth und Schönheit

aus

den Mysterien der Natur und Kunst, für ledige und verheirathete Frauenzimmer.



Zur

Apologie

der

weiblichen Geschmacksbildung.

Man sagt ihnen nach, meine Damen, daß Sie sehr geneigt sind, Ihren Geschmack für Schönheit zu überfeinern, daß sich besonders Ihre Phantasie Ideale von männlicher Schönheit schafft, die die Natur nie oder äußerst selten hervorbringt, daß Sie sich dann in der peinlichsten Verlegenheit befinden, wenn ein junger Mann um Ihre Hand wirbt, weil Sie sich nicht von dem süßen Wahne trennen können, die schöne Traumgestalt werde Ihnen endlich einmal in der Wirklichkeit entgegenschweben; ja man will sogar wissen, daß welche unter Ihnen den gethanen Schritt, als den Verlust ihrer Freiheit, ihres ganzen Glücks beweint und mit gramvollem Herzen bereut haben. —

Da hätte ich dann sehr Unrecht, Ihnen ein

Buch zu überreichen, welches zur Verfeinerung Ihres zarten Sinns für Schönheit an menschlichen Formen und Zügen bestimmt ist, ich hätte vielmehr besser daran gethan, der Verfeinerung dieses Sinns gerade entgegengearbeitet zu haben! —

Aber gewiß, man irrt gewaltig, wenn man solche Urtheile auf Rechnung ihres gebildeten Geschmacks gründet; ich bin vielmehr von der Gerechtigkeit des Tadels überzeugt, daß in unserm Zeitalter die Bildung des Geschmacks überhaupt noch immer zu sehr entwürdigt, und bei unserer Erziehung nicht ohne Schaden zu nachläßig behandelt wird.

Wenn der Mensch mit sich selbst eins seyn, oder doch wenigstens dem Ideale nachstreben soll, die innigste Uebereinstimmung seiner beiden Naturen zu stiften, so müssen auch alle seine wesentlichen Anlagen eine gleichmäßige harmonische Ausbildung empfangen. Nun ist aber der Mensch nicht blos ein denkendes und wollendes, sondern auch ein empfindendes Wesen, er ist da, auch durch sinnliche Freuden die Summe seines Wohlseyns zu vermehren, durch ihre Verbindung mit den Freuden höherer Art eine desto angenehmere Mischung im Genusse seines Daseyns hervorzubringen.

Das Menschengeschlecht, und unter diesem vorzüglich dessen schönere Hälfte, muß also auch von

Seiten seiner Sinnlichkeit für das Moralische vorbereitet und gewonnen werden, und wie ist dies möglich, wenn nicht der Geschmack, die Gefühle des Schicklichen, des Schönen, Edlen, Erhabenen in der Natur und Kunst ausgebildet werden? —

Wenn es Fälle gibt, daß sich Mädchen einer übertriebenen Delikatesse für schöne männliche Formen überlassen, so liegt der Grund davon gewiß nie in der Geschmacksbildung, sondern gerade in dem Mangel derselben, in der ungebildeten größeren ästhetischen Reizbarkeit, die so leicht durch Lektüre überspannt werden kann: und da die Natur durch körperliche Schönheit den Endzweck der Geschlechtsliebe so mächtig verfolgt, so sind auf einer andern Seite diejenigen Frauenzimmer, die ihr Schönheitsgefühl gar nicht veredelt haben, der Gefahr am meisten ausgesetzt, die wahre Schönheit mit den Empfindungen der gröberen Sinne zu verwechseln.

Die Gefühle des ästhetisch und des sittlich Schönen sind beide so genau verwandt, daß man nie fürchten darf, der Geschmack gewinne auf Kosten des Herzens.

Wie weise handelte nicht die Natur, da Sie Ihnen, meine Damen, jenen herrschenden Sinn für Schönheit der Formen gab, welcher zur Erhaltung und Ausbildung der zarten Sprossen der Menschheit so wohlthätig mitwirkt; wer wollte

sich wohl erkühnen, diese schöne Anlage Ihres Charakters zu unterdrücken? —

Ich bin überzeugt, daß je reiner und zarter Ihre Seele das Schöne auffaßt, um so edler wird auch Ihr moralisches Gefühl seyn, und um so weniger werden Sie sich einer übertriebenen Delikatesse in der Wahl Ihrer Gatten überlassen.

Wenn Sie, meine Schönen, Ihre Vernunft eben so ausgebildet haben, als Ihren Geschmack, wenn Sie sich feste und aufgeklärte Begriffe über diejenigen Eigenschaften erworben haben, welche den wahren Werth eines Mannes bestimmen, so mögen sie immer der Schönheit eines Apolls huldigen, es wird ihnen doch nicht schwer werden, das Glück Ihres Lebens in der Verbindung mit einem edlen Menschen zu suchen, der kein Apoll ist. Die Forderung, daß Sie vor einem Tersit nicht zurückschaudern sollten, und wenn er ein Engel von Geist wäre, würde eine Unmenschlichkeit von der ersten Größe seyn. —

Von dem Wesen der Schönheit und Anmuth, vorzüglich in der weiblichen Gestalt.

Einleitung.

Als die bildende Natur ihre Werke vollbracht und alle Formen erschöpft hatte, die auf dieser Erde möglich waren, stand sie still und übersann ihre Schöpfung; und als sie sah, daß bei ihnen allen der Erde noch ihr vornehmster Schmuck fehlte, da ging sie mit sich zu Rathe, drängte die Gestalten zusammen und formte aus allen ihr Hauptgebilde, die menschliche Schönheit.

So finden wir denn auch in diesem heiligen Kunstwerke der Natur keinen Zug, von dem sich nicht in dem weiten Schöpfungskreise der Thierwelt hie und da etwas Gleichförmiges fände; alle Formen der Thierbildung scheinen sich in der erhabenen Göttergestalt des Menschen, als in ihrer Vollendung, gleichsam zu verlieren. Es ist daher keine leere Anmaßung, kein eitler Stolz, wenn der Mensch sich den Vorzug der Schönheit vor allen geschaffenen Wesen der Erde zueignet. —

Es läßt sich ein Ideal, ein Maximum, ein höchstes Muster der Schönheit denken — aber nur von einem Objekte, von dessen innern Zwecken wir einen bestimmten Begriff haben; nur der Mensch ist ein solcher Gegenstand, er allein ist mithin nur eines Ideals der Schönheit, so wie die Menschheit in seiner Person des Ideals der Vollkommenheit unter allen Gegenständen in der Welt fähig. —

Das Darstellen eines Ideals der Schönheit ist das Werk unserer Einbildungskraft; indem sie aus allen ihr

in der Erfahrung bekannt gewordenen Anschauungen nach der Idee der Zweckmäßigkeit der Menschenbildung ein Ganzes zusammensetzt, schafft sie eine Idealschönheit, die die Natur zum Urbilde ihrer Erzeugung in der Menschengattung unterlegte, nie aber in einem Einzelnen zu erreichen vermag, — obgleich ihre plastischen Kräfte überall und da am glücklichsten auf das Hervorbringen eines solchen Ideals hinwirken, wo ihr Bildungsgeschäft von keinem feindlichen Einflusse gestört, vielmehr von allen, der Humanität überhaupt günstigen Umständen unterstützt wird.

Einem solchen Ideale nähern sich die Kunstprodukte der Griechen. Denn indem sie die feinsten und edelsten Verhältnisse, welche nur in der Gattung vorkommen, individualisirten, gelang es ihnen, den Marmor und die Metalle zu einer die Natur selbst übertreffenden Schönheit zu beleben. —

Man würde sehr irren, Schönheit für den Antheil irgend eines begünstigten Menschenstamms zu halten. In jedem Klima, in jeder Menschenvarietät, so wie in jedem Geschlechte und Alter nimmt sie zwar einen eigenthümlichen Charakter an; aber je geringere Schwierigkeiten die bildenden Kräfte der Natur zu bekämpfen haben, je günstiger die äußern Umstände in einem Lande sind, unter welchen sie wirken können, desto größer muß die Anzahl und Vollkommenheit schöner Menschengestalten seyn.

Die Griechen wurden von dem mildesten Himmel begünstigt, und die körperlichen und geistigen Stimmungen seines Einflusses durch nichts beeinträchtiget, vielmehr durch alles unterstützt.

Voller Genuß bürgerlicher Freiheit, selbst unter dem Scepter eines Herrschers, unterdrückte keine Aeußerung des griechischen Geistes, öffnete ihren ästhetischen Sinn den leisesten Eindrücken der schönen Natur, gab ihnen alle Gelegenheit, die Formen und Kräfte ihres Körpers in den öffentlichen Spielen und Wettstreiten zu entwickeln; ihre Religion zeigte ihnen die Gottheiten unter den schönsten Formen, gab ihrer Einbildungskraft einen höheren Flug, und hob die Kunst der Nachahmung auf jene staunende Höhe.

Der übersinnliche Ausdruck dieser Anlagen, dieser Sitten, dieser Stimmungen des Körpers und des Geistes einer solchen Nation drückt sich allmählig in ihrem organischen Gebilde aus; ja, so unmöglich es ist, die Natur in ihrer geheimnißvollen Werkstätte je zu belauschen, so möchte es doch nicht zu viel gewagt seyn, dem Schönheitssinn schon allein bei dem Bildungsgeschäfte einen wichtigen Einfluß auf Wohlgestalt zuzueignen. —

Unter jedem Himmelsstriche, — etwa die beiden Extreme ausgenommen — in der schwarzen, wie in der weißen, in der rothen, wie in der olivenbraunen Menschengattung gibt es vorzügliche Bildungen.

In Europa zeichnen sich mit ihren Brüdern in Vorderasien die Griechen, die Malthesér u. a. aus; unter den Tatarn und Mongolen die Tungusen, die Japanesen, die Malabaren, und weiterhin die glücklichen Bewohner der Südsee-Inseln; unter den Negern die Abessinier, die Foulier und Jaloffer unter den Völkern am Senegastrom; unter den Kaffern die Einwohner von Sofala und Monomotapa; unter den Amerikanern die sogenannten schönen Menschen, die Appalachiten, die Guianer, die Patagonen.

Wenn man in den bedauernswürdigen Kretins Beweise vor Augen sieht, wie sehr die schönste Menschheit unter dem überwältigenden Einflusse äußerer Umstände von Generation zu Generation immer mehr und mehr ausarten kann, so ist auch nicht zu zweifeln, daß die sogenannten häßlichen Nationen durch günstigere Umstände, durch Verbesserung des Klimas, durch Civilisirung, durch mannigfachern und freiern Lebensgenuß, durch Kreuzung mit andern Raçen wieder veredelt und verschönert werden können.

Schönheit schenkt die Natur überall, wo sie in ihrem Mechanism frei und ungestört wirken kann; sie ist die zarte Frucht eines glücklichen Zusammenflusses begünstigender Umstände; sie ist also kein neidisches Privilegium irgend eines besondern Menschenstamms, sondern ein der ganzen Menschheit zukommendes Attribut. —

Wenn aber das in unserm Geschmackssinn aufgezeichnete Ideal schöner Formen, das uns zum Princip ihrer

Beurtheilung dient, seine Elemente aus der Erfahrung hernehmen muß, so ist begreiflich, warum das Ideal schöner Gestalten blos auf die Länder paßt, in welchen die Vergleichung angestellt wird. Der Neger muß also nothwendig ein anderes Ideal der Schönheit als ein Weißer, der Chinese ein anderes als der Europäer haben. Der Indier schleift seine schöne, von Natur weiße Zähne ab, damit sie den schwarzen Ueberzug desto besser annehmen, er dehnt seine Ohren, die in Europa nicht zu klein seyn können, so sehr aus, daß sie mit den herabhängenden Läppchen auf den Schultern ruhen. —

Die dickbäuchigen Chinesen mit ihren breiten Gesichtern und kleinen, fast verschlossenen Augen, ihre mageren Weiber mit den kleinsten Füßen sind nach ihrem Geschmacke die ersten Schönheitsmuster in der Welt.

Man werfe einen Blick auf physische Beschaffenheit des Landes, auf Sitten, Lebensart, Verfassung und Kultur dieser und vieler andern Völker, und man wird den befriedigendsten Aufschluß über ihre ungereimte und widersprechende Vorstellungen von Schönheit der Formen finden.

Wir tadeln mit Recht das Schönheitsgefühl aller ungebildeten Völker, indem wir zur Beurtheilung der menschlichen Schönheit, als eines Systems der Naturzwecke, wie sie sich unter einander zu einem obersten Endzweck vereinigen, eine geübte und verfeinerte Einbildungskraft und einen mit den Zwecken der Menschheit vertrauten Verstand als unnachläßliche Bedingung erfordern.

Durch das wechselseitig unterstützende Bemühen dieser beiden Kräfte, die Ursachen und Bestandtheile der Schönheit des Baues der technischen Vollkommenheit im Menschen zu zergliedern, sind nun viele richtige und scharfsinnige Bemerkungen über die feinen Verhältnisse, die sanften Umrisse, die süße Harmonie des Mannigfaltigen zur leicht übersehbaren Einheit veranlaßt worden.

Nichtsdestoweniger ist man einstimmig, daß das, was der Menschheit jenes hohe, unnennbare Interesse verschafft, nur allein in dem Seelenausdrucke gesucht werden muß. Dieser geistige Abglanz im Körper stellt gleichsam beide Welten in Harmonie dar, und erzeugt eine mittlere

Gattung zwischen sinnlichen und Vernunftgefühlen, in welchen das Angenehme von jenen mit dem Geistigen von diesen ästhetisch verbunden erscheint.

Je deutlicher sich also jene erhabene Geistesanlagen, Adel und Güte im Blick und in der Miene, der Stellung, der Bewegung, der Haltung des Körpers, im Ton der Sprache und selbst in jenem bedeutungsvollen Schweigen, welches oft beredter, als alle Sprache ist, offenbaren, desto unwiderstehbarer werden unsere Blicke angezogen, desto unersättlicher versenkt die Seele sich in der Anschauung des Schönen.

Aus diesem Grunde ist denn besonders das menschliche Angesicht ein Gegenstand des Wohlgefallens, weil sich auf demselben nicht allein der bleibende Charakter auszeichnet, sondern auch jede augenblickliche Veränderung, welche die Seele nur leise berührt, charakterisirt.

Der Seelenausdruck auf dem Gesicht bringt dasjenige hervor, was man Physiognomie nennt, die man aber sorgfältig von der Gesichtsbildung zu unterscheiden hat; letztere ist das Werk der Natur, jene der vorübergehende augenblickliche Ausdruck, welchen der jedesmalige Seelenzustand in der ganzen Harmonie der sämmtlichen Gesichtszüge hervorbringt.

Die Physiognomie besteht also in einer Bestimmung aller Theile durch jeden, folglich in einer nicht zu definirenden individuellen Determination.

Es hat mithin jeder Mensch seine eigene Physiognomie, seine eigene Verwebung des Ganzen, die den körperlichen Ausdruck der Seele ausmacht; die Bedeutung der Theile muß mithin aus dem Ganzen und nicht das Ganze aus einzelnen abgerissenen Theilen erklärt werden; mithin ist die Physiognomik eben so vielfach, als es individuelle Menschengeschlechter gibt; jeder Mensch bedarf einer eigenen Physiognomik, indem die Bedeutsamkeit mehrerer Theile durch einen einzigen verändert werden kann.

Die Physiognomie auf allgemeine Regeln zurückführen, d. h. eine Physiognomik begründen wollen, ist daher eine Idee, die nur in einem schwärmerischen Kopfe Platz finden kann.

Schönheit ist das Werk der Naturnothwendigkeit, Anmuth die Erscheinung der Freiheit.

Ein glückliches Verhältniß der Glieder, fließende Umrisse, ein lieblicher Teint, eine zarte Haut, ein feiner und freier Wuchs, eine wohlklingende Stimme sind Vorzüge, die wir allein der Natur und dem Glück zu verdanken haben; der **Natur**, daß sie die plastischen Kräfte, die Anlage dazu hergab und selbst entwickelte; dem **Glück**, welches das Bildungsgeschäft der Natur vor jeder Einwirkung feindlicher Kräfte beschützte.

Wir nennen eine solche Schönheit Schönheit des Baues, oder **architektonische Schönheit**, und unterscheiden sie von der **humanen Schönheit**, die durch die Einwirkung eines empfindenden Geistes in die äußern Formen und Bewegungen des Körpers hervorgebracht wird, und die überhaupt in dem sichtbaren Ausdruck sittlicher Ideen besteht, die den Menschen innerlich beherrschen.

Wir sehen oft den schönsten Bau eines Menschen, die vollkommen regelmäßigsten Gesichter mit kaltem Wohlgefallen an, weil wir keinen Ausdruck von Charakter darin finden, weil uns in demselben nur die Idee der Menschengattung, nicht das Specifische einer Person erscheint.

Und gemeiniglich sind jene ganz regelmäßige Gesichter im Innern eben so leer, als es ihre äußere Flachheit verkündet. Dürften wir der Natur im Physischen und Geistigen ein gleichförmiges Wirken zuschreiben, so könnten wir diese Einrichtung erklären, und wir dürften alsdann in einem Menschen von Genie, weil in demselben die Natur von ihren gewöhnlichen Verhältnissen der Geisteskräfte zum Vortheil einer einzigen abzugehen scheint, keine ganz regelmäßige Bildung der äußern Formen erwarten.

Wir danken es zwar der Natur wenig, wenn sie uns solch eine todte Schönheit zeigt, aber wir sind ungerecht, ihr allein die Schuld beizumessen. Freilich schenkt sie nicht jedem ihrer Geschöpfe ein gleiches Maß von geistigem Leben; aber so gering dieses auch seyn mag, so

ist es es doch nie so kärglich, daß es die todte Masse nicht durchdringen könnte.

Das geistige Leben im Innern zu entwickeln und bis in die äußern Formen fortzupflanzen, mußte der freien Thätigkeit des Menschen überlassen bleiben, wenn er auf die über alle geschaffene Wesen erhabene Stufe einer Intelligenz Anspruch machen sollte.

Indem nun die Natur ihr Regiment zwischen Nothwendigkeit und Freiheit theilte; hat sie solches mit keiner fremden feindlichen Macht getheilt; obgleich die Veränderungen, welche sie unter der Herschaft des Geistes erleidet, nicht mehr aus ihren Gesetzen erfolgen, so erfolgen sie doch nach keinen andern als ihren eigenen Gesetzen.

Von dem Geiste hängt es zwar ab, welchen Gebrauch er von den ihm anvertrauten Rechten über die sinnlichen Formen und Werkzeuge machen will; aber er ist an ein Gesetz gebunden, welches er nie ungestraft übertreten kann, und dieses Gesetz ist das in der ganzen Natur herrschende Gesetz der Harmonie und Einheit.

Die Vernunft macht die unnachläßliche Forderung an den Menschen, eine innige Uebereinstimmung zwischen seinen beiden Naturen, seiner sinnlichen und geistigen, zu stiften, immer ein harmonirendes Ganze zu seyn, und mit seiner ganzen vollstimmigen Menschheit zu handeln. Obgleich der Mensch dieses Ideal, welches das Sittliche und Schöne zugleich in sich schließt, nie erreichen wird, so bleibt es doch eine ewige Aufgabe für ihn, nach diesem Ziele der Vollendung unabläßig zu streben.

Indem also der Geist sich in die Schöpfung der Natur mischt und es auf sich nimmt, das Spiel der Erscheinungen von der Art seines Empfindens und Wollens abhängig zu machen, so kann er das Gleichgewicht zwischen beiden Naturen nicht aufheben, ohne sich an jenem Gesetz der Einheit und Harmonie zu versündigen, das er sich selbst gibt und das in den ewigen Formen des Verstandes gegründet ist.

Indem nun die Vernunft diese Forderung in den sinnlichen Erscheinungen erfüllt sieht, indem sie nämlich willkührliche Bewegungen am Menschen wahrnimmt, die nicht der Sinnlichkeit allein, sondern auch einem mo-

ralisch empfindenden Geiste angehören, erwacht durch dieses überraschende Uebereinstimmen beider Naturen das Gefühl der Anmuth.

Anmuth und Grazie ist also der schöne Ausdruck der Seele in den willkührlichen Bewegungen, in Bewegungen, die zugleich einer Empfindung entsprechen; sie ist eine Schönheit, die nicht von der Natur gegeben, sondern von der Person selbst, als einer Intelligenz, d. h. unter dem Einfluß der Freiheit hervorgebracht wird.

Die Natur gibt die architektonische Schönheit, die Seele die humane; jene macht dem Urheber der Natur, diese ihrem Besitzer Ehre.

Die architektonische Schönheit kann Wohlgefallen, Bewunderung, Erstaunen erregen; Anmuth hingegen ist auflösend für den Sinn und zugleich belebend und beschäftigend für die Seele; sie erregt daher das von ihr unzertrennliche Gefühl des Wohlwollens oder der Liebe — sie reißt hin.

Die Schönheit hat Anbeter, Liebhaber nur die Grazie; denn wir huldigen dem Schöpfer und lieben den Menschen. —

Das zarte reizbare ästhetische Gefühl der alles personificirenden Griechen unterscheidet schon Anmuth und Grazie von der Schönheit. Bald geben sie der Göttin der Schönheit die Grazien zur Begleitung, bald legen sie ihr einen Gürtel bei, der die Kraft besitzt, dem, der ihn trägt, Anmuth zu verleihen und Liebe zu erwerben.

Aglaja, Thalia, Euphrosine, d. i. lautrer Einklang, frische Jugend, lebendiger Frohsinn, wovon die drei Huldgöttinnen, die Orpheus in seiner Begeisterung als die preißlichen, herrlichen, hehren Töchter des Zeus und der tiefgegürteten Eurynome so trefflich besingt.

Sie wurden zwar als die Gespielinnen des schönen Geschlechts vorgestellt, doch können sie auch dem Manne gewogen werden, und die Griechen empfahlen daher demjenigen, dem bei allen übrigen Geistesvorzügen die Anmuth, das Gefällige fehlte, den Grazien zu opfern.

Wenn Juno, die hohe Götterkönigin, den Jupiter auf Ida bezaubern will, muß sie sich erst den Gürtel des Liebreizes von der Venus entlehnen. Hoheit also, selbst

wenn ein gewisser Grad von Schönheit sie schmückt, ist ohne Anmuth nicht sicher, zu gefallen.

Alle Anmuth ist schön, aber nicht alles Schöne ist Anmuth. Schönheit kann zwar ohne Anmuth bestehen, aber nur durch sie allein kann sie ein Gegenstand der Neigung werden. —

Um in ein helleres Licht zu setzen, wie sich Anmuth und Grazie offenbaren, müssen wir einige Augenblicke bei der Frage verweilen:

Welche Bewegungen sind eigentlich der Anmuth fähig?

Wenn ich eine vorgestellte Wirkung in der Sinnenwelt realisiren will, so ist meine Bewegung willkührlich oder abgezweckt; erfolgt solche aber ohne den Willen meiner Person, blos auf Veranlassung einer Empfindung, so ist meine Bewegung sympathetisch oder unwillkührlich, unabgezweckt.

Man merke hier wohl auf das Kriterium, ohne den Willen meiner Person; denn das sinnliche Gefühlvermögen und der Naturtrieb bestimmen mancherlei Bewegungen, woran meine Person keinen Theil hat, sie heißen deswegen aber nicht sympathetisch. Unter sympathetischen Bewegungen werden hier diejenigen verstanden, welche der moralischen Empfindung unwillkührlich zur Begleitung dienen.

Selten sind die abgezweckten Bewegungen ohne sympathetische, weil der Wille, als die Ursach von jenen, sich nach moralischen Empfindungen bestimmt, aus welchen diese entspringen. Indem eine Person spricht, sehen wir zugleich ihre Blicke, ihre Gesichtszüge, ihre Hände, ja oft den ganzen Körper mitsprechen, und der mimische Theil der Unterhaltung wird nicht selten für den beredtsten geachtet.

Aber auch selbst eine abgezweckte Bewegung kann zugleich als eine sympathetische anzusehen seyn, und dies geschieht alsdann, wenn sich etwas Unwillkührliches in das Willkührliche derselben mit einmischt.

Wenn ich nämlich eine willkührliche Bewegung vollziehen will, so werde ich durch ihren Zweck nicht genau

bestimmt, auf welche Art und Weise ich sie verrichten soll. Dasjenige nun, was durch den Willen oder den Zweck dabei unbestimmt gelassen ist, kann durch meinen persönlichen Empfindungszustand sympathetisch bestimmt werden, und also zu einem Ausdruck desselben dienen.

Indem ich meinen Arm ausstrecke, um einen Gegenstand in Empfang zu nehmen, so führe ich einen Zweck aus, und die Bewegung, die ich mache, wird durch die Absicht, die ich damit erreichen will, vorgeschrieben.

Aber auf welchem Wege ich meinen Arm zu dem Gegenstand führen und wie weit ich meinen übrigen Körper will nachfolgen lassen — wie geschwind oder langsam, und mit wie viel oder wenig Kraftaufwand ich die Bewegung verrichten will, in diese genaue Berechnung lasse ich mich in diesem Augenblick nicht ein, und der Natur in mir wird also hier etwas anheimgestellt.

Auf irgend eine Art und Weise muß aber doch dieses durch den bloßen Zweck nicht Bestimmte entschieden werden, und hier also kann meine Art zu empfinden den Ausschlag geben, und durch den Ton, den sie annimmt, die Art und Weise der Bewegung bestimmen.

Der Antheil nun, den der Empfindungszustand der Person an einer willkührlichen Bewegung hat, ist das Unwillkührliche an derselben, ist eben das, worin man die Grazie zu suchen hat.

Eine willkührliche Bewegung, wenn sie sich nicht zugleich mit einer sympathetischen, oder was eben so viel sagt, mit etwas Unwillkührlichem, das im moralischen Empfindungszustand der Person seinen Grund hat, vermischet, kann niemals Grazie zeigen.

Die willkührliche Bewegung erfolgt auf eine Handlung des Gemüths, welche also vergangen ist, wenn die Bewegung geschieht; die sympathetische Bewegung hingegen begleitet die Handlung des Gemüths und den Empfindungszustand desselben, durch den es zu dieser Handlung vermocht wird.

Da also die willkührliche Bewegung nicht von der Gesinnung der Person unmittelbar ausfließt, so ist sie auch keine Darstellung derselben; die sympathetische oder begleitende Bewegung hingegen ist nothwendig mit der Gesinnung verbunden.

Daher wird man aus den Reden eines Menschen zwar abnehmen können; für was er will gehalten seyn, aber das, was er wirklich ist, muß man aus dem mimischen Vortrage seiner Worte und aus seinen Geberden, also aus Bewegungen, die er nicht will, zu errathen suchen.

Entdeckt man aber, daß ein Mensch auch seine Gesichtszüge wollen kann, so traut man ihm von diesem Augenblick an nicht mehr, und läßt jene auch nicht mehr für einen Ausdruck seiner Gesinnungen gelten.

Mag es immerhin möglich seyn, Anmuth und Grazie durch Kunst und Studium nachzuahmen, aus irgend einem Zuge blickt doch endlich der Zwang und die Absicht hervor, und plötzlich schließt sich unser Herz, das der natürlichen Anmuth so wohlwollend entgegenwallt. —

Grazie muß jederzeit Natur, d. i. unwillkührlich seyn, wenigstens so scheinen, und die Person darf nie so aussehen, als wenn sie um ihre Anmuth wüßte.

Die mehresten Fälle, in welchen sich die Grazie offenbaret, sind aus dem Gebiete der willkührlichen Bewegungen. Man fordert Anmuth von der Rede und vom Gesange, von dem willkührlichen Spiele der Augen und des Mundes, von den Bewegungen der Hände und der Arme bei jedem freien Gebrauch derselben, von dem Gange, von der Haltung des Körpers und der Stellung, von dem ganzen Bezeugen eines Menschen, in so fern es in seiner Gewalt ist.

Die Vernunft fordert von dem Menschen eine sprechende Bildung, d. i., sie fordert, daß der Mensch, als Intelligenz, Spuren von seiner Geistesthätigkeit in seiner moralischen Empfindungsart in seiner Gestalt aufweise. Die Sinnlichkeit fordert architektonische Schönheit. Das ästhetische Gefühl wendet sich mit seiner Forderung an beide, und macht Leichtigkeit der Empfindungen in den schönen Formen zur unnachläßlichen Bedingung der Anmuth und Schönheit.

Die Empfindungen können sich nämlich in dem Menschen auf eine dreifache Art ausdrücken. Er unterwirft entweder die Forderungen der Sinnlichkeit dem reinen Sittengesetz der Vernunft, oder er folgt blos seinem Na-

turtriebe, oder er setzt die Triebe der Natur mit den Gesetzen der Vernunft in Harmonie: er ist einig mit sich selbst.

Nur im letztern Falle ist der Ausdruck moralischer Empfindungen schön; ihm allein gebührt der Name Anmuth. Der Mensch handelt hier aus Neigung, die ohne Zwang mit den Vorschriften des Sittengesetzes übereinstimmt; seine Handlungen haben keinen moralischen Werth, aber wohl einen ästhetischen, und ihre Wirkung ist Zuneigung und Liebe.

Im zweiten Falle läßt der Mensch den Naturtrieb ungebunden herrschen; er empört nicht nur den moralischen Sinn, sondern auch den ästhetischen, er handelt brutal.

Im ersten Falle befindet sich der Mensch in einer Verfassung, die der Anmuth, als dem freien Produkte seiner beiden Naturen, durchaus nicht günstig ist; er handelt aus Pflicht, die Beobachtung der Pflicht kann aber nie schön genannt werden, weil sie auf einem moralischen Zwange beruht.

Die Handlungen, die aus diesem Verhältnisse der Sinnlichkeit zur Vernunft entspringen, heißen gut, wenn sie des Gebots der Vernunft wegen gethan worden, ohne die Stimme der Neigung zu Rathe zu ziehen, ihre Wirkung ist Achtung; sie heißen groß und erhaben, wenn das Gebot der Vernunft selbst gegen die Stimme der Neigung ausgeübt wird, ihre Wirkung ist Bewunderung.

Es wird also nur allein derjenige Zustand des Gemüths, wo Vernunft und Sinnlichkeit, Pflicht und Neigung zusammenstimmen, die Bedingung seyn, unter der die Schönheit des Spiels, d. i. Anmuth, erfolgt; und in einer solchen Handlungsweise offenbart sich eigentlich dasjenige, was man unter einer schönen Seele versteht.

In einer schönen Seele ist die Pflicht beständig auf Seiten der Neigung; die Person weiß selbst niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln und empfinden könne, sie ist sich der innigen Harmonie ihrer beiden Naturen unbewußt, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung.

Eine schöne Seele verbreitet selbst über eine Bildung, der es an architektonischer Schönheit mangelt, eine unwiderstehliche Grazie, und oft sieht man sie selbst über Gebrechen der Natur triumphiren.

Alle Bewegüngen, die von ihr ausgehen, werden leicht, sanft und dennoch belebt seyn. Heiter und frei wird das Auge strahlen, und Empfindung wird in demselben glänzen. Von der Sanftmuth des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verstellung erkünsteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkührlichen Bewegungen zu bemerken seyn, denn die Seele weiß von keinem.

Man kann sich kein wahreres Bild von einer schönen weiblichen Seele vorstellen, als es dem Dichter in folgenden Zügen aufzufassen gelungen ist:

War's nur dieser Glanz der vollen Rosen,
  Den der Mai auf deine Wange goß,
Nur die Brust, auf welcher Götter kosen,
  Nur das Haar, das wallend niederfloß;
Nur der Wuchs aus Harmonie gewoben
  Und vom Schmuck der Grazien umwallt —
  War's nur diese holde Lichtgestalt,
Der mein Herz entgegen sich gehoben?

Nein, o Ida! — Nicht des Busens Wallen
  Nicht der Wange Purpur war's allein!
Monde wechseln, und die Rosen fallen,
  Winter stürmt — entblättert steht der Hain! —
Unter Blumen schleicht der Krankheit Schlange:
  Blumen sind für keine Ewigkeit!
  Unter Küssen selber pflückt die Zeit
  Manche Blüthe von der vollen Wange!

Doch es webet oft der Gottheit Milde
  Um die schönen Seelen ein Gewand,
Rein und herrlich, wie nach ihrem Bilde
  Einst die Erstererschaffne vor ihr stand.
Schwesterlich umarmt der Geist die Hülle,
  Und die schöne Hülle selbst wird Geist!
  So durchströmend, so durchlodernd fleußt
In sie über heil'ger Gottheit Fülle.

In des Auges lebenvollen Blicken
  Schwimmt der Seele holder Engelsinn
Bald im Strahlenmeere voll Entzücken,
  Bald ein leichtes Wendwölkchen hin:

Wallet itzt auf reiner Freude Wellen
  Sorglos, wie auf stiller Fluth der Schwan;
  Oder legt den Thränenschleier an,
Wann der Wehmuth Fluthen höher schwellen.

Auf den Wangen lichten Frühlingsauen
  Geht die Seel' im Morgenroth herauf;
Demuth, holde Scham und Liebe thauen
  Schwesterlich den reinsten Purpur drauf.
Auf der Stirne hohem Aetherbogen
  Thront der Geist wie über seiner Welt:
  Die Gedanken sind am Himmelszelt
Zahllos, wie die Sterne, aufgezogen.

Aus des Mundes süßen Melodien
  Tönt die Seele freundlicher hervor,
Auf der Sprache sanften Harmonien
  Steigt sie milder zu des Freundes Ohr:
Spricht im leisen Ach! wie Wehmuthsflöten,
  Wenn die Nachtigall am Waldsee klagt:
  O! und was der blöde Mund nicht wagt,
Sagt der Liebe Tochter, das Erröthen.

Geist und Seele lebt im schönen Bilde,
  Wie im Spiegel eine Lichtgestalt,
Wahrer Abdruck jener innern Milde,
  Die in schönen Formen überwallt.
Geist und Seele schwebt auf jeder Neigung,
  Wie auf Grazien die Anmuth schwebt;
  Geist und Seele rollt und wirkt und bebt
In der Glieder leisesten Bewegung.

Ida, meine Ida, Jugendblüthe
  Welkt hinweg vom Engelangesicht:
Aber dieses Herzens ew'ge Güte
  Schwindet aus dem schönen Auge nicht.
Anmuth strömt von eines Nestors Munde,
  Und der Seele holden Abglanz bleicht,
  Wenn die Schönheit mit der Jugend weicht,
Keine Zeit und keine Todesstuhde.

Es gibt noch eine Anmuth, die sich durch die Macht des sympathetischen Spiels zu ruhenden Zügen verfestete. Zwar legt sie die Fertigkeit des Gemüths in schönen Empfindungen an den Tag, und ist uns gerade deswegen am schätzbarsten, aber ihr ästhetisches Kriterium, die Schönheit der durch Freiheit bewegten Gestalt, mangelt ihr; sie verwandelt sich zuletzt nicht selten in architektonische Schönheit, und läßt sich kaum mehr zur Grazie zählen.

Ein reger Geist verschafft sich auf alle körperliche Bewegungen Einfluß, er bildet sich selbst seinen Körper, und legt in alle, selbst die festen Formen der Natur, sprechenden Ausdruck.

An einem solchen Menschen wird endlich alles Charakterzug, wie wir an manchen Köpfen finden, die ein langes Leben, außerordentliche Schicksale und ein thätiger Geist völlig umgeschaffen haben: daher sagt man ganz richtig, daß an einer solchen Gestalt alles Seele sey.

Aber nicht immer ist diese zweite Schöpfung der Natur, dieser mächtige Einfluß des Geistes auf den Körper für Schönheit der günstigste. Ein feindseliger, mit sich uneiniger Geist wird die erhabenste Schönheit des Baues eben so leicht zu Grunde richten, als es dem heitern und in sich harmonischen Gemüthe gelingt, die Fehler der Natur zu verbessern und ihre gefesselten Formen mit der schönsten Glorie zu entwickeln. —

Es ist, wie schon vorhin bemerkt worden, auch dem Manne vergönnt, an dem Altar der Grazien zu opfern, und es ist ihm nothwendig, wenn er gefallen will. Aber die Anmuth des Weibes und die Anmuth des Mannes sind beide eben so charakterisch verschieden, als der Ausdruck in den Formen der Geschlechter.

Die weibliche Anmuth, mehr von Liebe begleitet, bezaubert zuerst die Sinne; und da die Fülle des sinnlichen Reizes nur Ausdruck zarter und feiner Geistigkeit ist, so fließt die zuerst geweckte sinnliche Empfindung in unentweiheter Reinheit in die geistige über.

Die männliche Anmuth, mehr von Würde getragen, wendet sich zuerst an den Geist, aber da diese geistige Würde im Gewande der Sinnlichkeit auftritt, so geht die zuerst rege gemachte Empfindung in die sinnliche über.

Einige Betrachtungen

Ueber den Ausdruck in der männlichen und weiblichen Form

werden den eigenthümlichen Charakter dieser Verschiedenheit näher entwickeln.

In dem stärkeren, weniger mit milderndem Fleische bedeckten Bau, in den bestimmteren Zügen, den festeren

und schärferen Umrissen kündigt sich die männliche Gestalt an, und deutet auf eigenthümliche Kraft, Feuer und Heftigkeit, die sich auch überall überwiegend hervordrängt.

In dem Körper des Weibes bietet sich hingegen ein zarterer Gliederbau dar, eine sanfte Fläche, von wellenförmigen Linien begränzt, eine ununterbrochene Stetigkeit der Umrisse, eine üppige Fülle des Stoffs deutet auf eine empfangene Kraft, die mehr gemacht ist, Thätigkeit zu erwiedern, als ursprünglich zu erzeugen.

In der männlichen Bildung erzeugt die strengere Willenskraft jene Bestimmtheit der Formen, in der weiblichen die größere Naturfreiheit jene Stetigkeit sanfterer Umrisse.

Die Gestalt des Mannes gleicht einer Zeichnung, worin die Regel der Kunstmäßigkeit durch harte Striche angedeutet ist; die Gestalt des Weibes gleicht einem titianischen Gemälde, worin alle jene schneidenden Linien und Umrisse ineinander verschmolzen sind.

Unter dem leisesten Hauche des Affekts neigt sich die zarte Fiber des Weibes, sie empfängt jeden Eindruck schneller, und läßt ihn schneller verschwinden; in leichten und lieblichen Wellen gleitet die Seele über das sprechende Gesicht, das sich zu einem ruhigen Spiegel bald wieder ebnet.

Mit mühsamer Anstrengung strebt der Mann nach jener harmonischen Einheit des Gemüths, und indem er seine stärkere Muskeln anzieht, entflieht die Leichtigkeit, die schwesterliche Gefährtin der Grazie.

Indem in der männlichen Bildung der Geist vorzudringen strebt, genügt er sich in der weiblichen nur durchzublicken.

Phantasie und Verstand, Empfindung und Vernunft fließen in dem Weibe unaufhörlich ineinander, das innere Leben des Weibes ist daher weniger von der äußern Erscheinungsweise geschieden; mit freiwilliger Leichtigkeit malt sich in seinem bildsameren Baue, wie in einem hellen Spiegel, die Seele.

Da nun Freiheit von allem Zwange die Seele aller Schönheit und Anmuth ist, so müssen wir unter den

Geschlechtern dem weiblichen den nächsten Rang an der Anmuth, und vielleicht dem männlichen den nächsten an der Schönheit einräumen.

Ueber den wahren Ausdruck der Schönheit und Anmuth finden wir nur allein in den uns übrig gebliebenen mythischen Darstellungen und Kunstprodukten in der männlichen und weiblichen Gestalt des griechischen Schönheitsgefühls den befriedigendsten Aufschluß; wir mögen das Urtheil über

das schönste Weib,

das der griechische Mythus dem Paris unterlegte, anhören, oder die mediceische Venus in Florenz beschauen, so müssen wir diesem mit einer ästhetischen Reizbarkeit so vorzugsweise ausgestatteten Volke das kompetente Richteramt über Schönheit zuerkennen.

Aus sehr einleuchtenden Gründen kommt das Urtheil über weibliche Schönheit den Männern, und das über männliche den Weibern zu, und daher übertrug auch Jupiter in dem bekannten Mythus die Entscheidung über die Schönste unter den drei Göttinnen, Juno, Pallas und Venus, der Beurtheilung des Paris.

Ein kleiner und zarter Gliederbau, welcher jeden schmeichelnden Liebreiz vereint, der üppige Wuchs, das schmachtend-feuchte Auge, der sehnsuchtsvoll geöffnete Mund, die holde Sittsamkeit, welche mehr jungfräuliche Schüchternheit als entfernende Strenge verräth, und die himmlische Anmuth, die gleich einem Hauche über die ganze Gestalt ausgegossen ist, kündigen die aufblühende Idealgestalt des Weibes in der Göttin der Schönheit und Liebe an, die ihre Schwäche selbst auf ihre Macht zu gründen scheint, in deren Kreise alles Wohlwollen, Liebe und Genuß athmet, und obgleich sich ihr Ausdruck unmittelbar an die Sinnen wendet, so bleibt doch die Forderung des Geistes nicht unbefriedigt.

Der charakteristische Unterschied der Venus von Pallas und Juno findet sich vorzüglich in ihrem Blick; indem die florentinische Venus das untere Augenlied ein wenig in die Höhe gezogen hat, spricht aus ihren sanft geöffneten Augen jener schmachtende Liebreiz.

In der seelenvollsten Miene, in dem lebendigsten Ausdruck des moralischen und intellektuellen Charakters erkennen wir Minerva. Der Ernst der Weisheit hat in ihr jede weibliche Schwäche vertilgt, das zeigt der ruhige, nachdenkend niedergeschlagene Blick. Ihr Auge ist mäßiger gewölbt und weniger offen, und ihr Haupt erhebt sie nicht stolz. So findet man dies Bild jungfräulicher Züchtigkeit in der Villa Albani.

Minerva ist mit aller Schönheit ihres Geschlechts geschmückt, aber der weibliche Reiz strömt nicht in schmelzender Schönheit von ihr aus; sie verschmäht die süßen Freuden der Liebe, und würde den Frevler mit Strenge strafen, der sich unmittelbar an ihre Sinnlichkeit wenden wollte.

Mit gemildertem Glanze steigt in dem Lächeln des Mundes, in dem sanftbelebten Blick, in der heitern Stirne die Vernunftfreiheit auf, und mit erhabenem Abschied geht die Naturnothwendigkeit in der edlen Ruhe des Angesichts unter.

Zwar erblicken wir in dieser Zusammenstimmung zwischen dem Geistigen und Sinnlichen die höchste sittliche Reinheit, aber der Wille hat seine moralische Kraft nicht von der Neigung, sondern von der Vernunft empfangen; der Ausdruck der Kraft ist mehr auf Seiten der Sittlichkeit, als auf Seiten der Neigung.

Die Tugend und Weisheit ist sich allgenügsam, und bietet sich nicht an, sondern will gesucht werden; sie ist zu groß, um sich sinnlich zu machen, ihr Ausdruck äußert sich nur wie auf einer stillen Fläche des Wassers, und zeugt nie von aufgeregter Kraft, die Freude der Tugend schwebt wie eine sanfte Luft auf ihrer Gestalt.

Liebenswürdige Anmuth, von Größe getragen, ist daher das Total des Ausdrucks in der Gestalt der Pallas.

In einer neuen Sphäre sehen wir die Weiblichkeit versetzt, wenn wir Cytherens Anmuth und Lieblichkeit mit der Würde der Juno vergleichen. In der ersteren ist die Weiblichkeit rege und thätig, sie ist weniger Charakter als Stimmung des Moments und der Neigung; bei der letztern ergießt sie sich ruhig durch das ganze Wesen, sie drängt sich in keinem einzelnen Zug der Rei-

gung oder des Affekts hervor, sondern ist ganz zum Charakter geworden: wir sehen in ihr das Bild wahrer Weiblichkeit nur auf einer erhabenen Stufe. So ist die Juno in der Villa Ludovisi dargestellt.

Nicht wie die Göttin der Liebe durch schmeichelnden Liebreiz, noch wie Jupiters Tochter durch stille Weisheit, sondern durch einen feierlichen, über das ganze Wesen strömenden Ernst verräth Juno das Weib. Ihre hohe, kühner sich erhebende Gestalt, ihr weites, freier sich wölbendes Auge, ihr stolzer, gebietender Mund geben ihr eine Würde, welche jeden Schatten der Begierde vertilgt.

Indem sie aber hierin die Weiblichkeit gleichsam verläugnet, dankt sie derselben ihre ganze übrige Schönheit. Weiblich ist die Fülle ihres Wesens, eine weibliche, langsam ausströmende Kraft ihre wohlthätige Macht, und zugleich ist beides mit lieblicher Anmuth und allen Reizen der Jugend geschmückt.

Es ist also weder Anmuth noch Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno zu uns spricht; es ist keines von beiden, weil beides zugleich in dem innigsten Bund verknüpft ist.

Indem uns aber die himmlische Selbstgenügsamkeit, von Anmuth, Größe und Würde getragen, unmittelbar anspannt, geben wir uns der himmlischen Grazie aufgelöst hin; wir beugen uns vor jener und neigen uns zu dieser.

Es offenbaret sich die weibliche Eigenthümlichkeit am treuesten in der physischen Gestalt und dem sinnlichen Ausdruck, und eben daher wollen wir auch, daß die weibliche Schönheit zuerst durch die Sinne den Geist und nicht durch den Geist die Sinne einlade, und was unser dunkles Gefühl von dem Idealschönen des Weibes ahnet, ist jene üppige Fülle des Reizes, die von wundervoller Schönheit des Baues gehalten und von feiner Grazie gemäßigt wird, und gerade diese magische Naturkraft finden wir in Dionens Tochter; sie erscheint uns menschlicher; ob sie gleich auf keine Weise das Göttliche in der reinen Harmonie ihrer beiden Naturen verläugnet, so nahen wir uns ihr dennoch mit vertrauender Hoffnung.

Solch' ein Bild schwebte dem griechischen Künstler vor, als er die mediceische Venus schuf, von der Winkelmann, dieser in die Geheimnisse der Schönheit so tief geweihete Kenner, sagt: sie ist einer Rose gleich, die nach einer schönen Morgenröthe, beim Aufgange der Sonne, aufbricht, und die aus dem Alter tritt, das, wie Früchte vor der völligen Reife, hart und herblich ist, — nicht ganz Mädchen, aber auch noch nicht ganz reif. —

Nach den Mytographen und Kunstwerken der Griechen läßt sich folgende

Architektonische Zeichnung der griechischen Schönheit

entwerfen.

Das griechische Profil, als die Haupteigenschaft hoher Schönheit in der Bildung des Gesichts, erscheint da, wo eine gerade, sanft gesenkte Linie die Stirn mit der Nase beschreibt. Das Gerade nnd Völlige dieser Linie trägt mehr das Gepräge der Größe und Hoheit, das Gesenktere hingegen der Sanftmuth und Gefälligkeit an sich.

Die Schönheit der Form des Gesichts verliert von ihrer Vollkommenheit, je nachdem die Einbiegung der Nase tiefer ist, und gewinnt, nachdem sie sich sanfter und gefälliger von der Stirn herniedersenkt.

Die Stirn behauptet den Rahmen der Schönheit, wenn in reiferem Alter sie groß, freier gewölbt, gleichsam der Thron von Hoheit und Würde, und in der ersten Blüthe der Jahre, ehe der kurze Haarwuchs verschwindet, durch mehrere Kürze der Sitz von Sanftmuth und Munterkeit ist.

Die Augenbraunen sind schön, wenn sie gleich einem dünneren Faden von Härchen mit schneidender Schärfe erscheinen; allein sie verlieren ihren Preis, wenn höhere Wölbung sie einem gespannten Bogen und Schnecken ähnlich macht; die Griechen nannten die erstern die Augenbraunen der Grazien; allein den letztern sprachen sie den Ruhm der Schönheit ab.

Dem Auge gibt Größe, offener und beredter Blick einen gewissen Werth, bald empfängt es von schmack-

tender Bläue, bald von brennender Schwärze jene zauberische Kraft. Die gepriesene Größe des Auges hängt von dem Schnitt und der Oeffnung der Augenlieder ab, von denen das obere gegen den niederen Winkel einen runderen Bogen, als das untere beschreibt. Allein das Auge rage weder zu weit hervor, noch liege es zu tief versteckt, der Augapfel selbst stehe im Profil, wenn die offne, gefällige Miene erscheinen soll.

Der Mund ist nach den Werken der griechischen Meister schön, wenn er mit der Oeffnung der Nase gleiches Maßes ist. Ein längerer Schnitt zerstört das Verhältniß des Ovals, in dessen Gränzen jeder Theil, der darinnen liegt, in eben der Abweichung zugehen muß, in welcher es sich selber schließt.

Von der frischen Röthe der Lippen strömt die lieblichste Anmuth, und die zurückweichende Ründung des Kinns gewinnt an gefälliger Mannigfaltigkeit, wenn die untere Lippe völliger als die obere ist.

Die runde, volle Wölbung des Kinns ward durch kein Grübchen unterbrochen, denn da dieses nur etwas Zufälliges ist, so ist es von den griechischen Künstlern nicht, wie von einigen Neuern, als eine Eigenschaft der allgemeinen reinen Schönheit geachtet worden; daher findet man es auch nicht an der Niobe und an ihren Töchtern, nicht an der albanischen Pallas, noch an andern Schönheitsidealen. Die Venus in Florenz hat es als einen besondern Liebreiz, nicht als etwas zur schönen Form Gehöriges.

Die Zeit und die Wuth der Barbaren hat uns von schönen Füßen wenige, von schönen Händen in Marmor keine einzige übrig gelassen. Die Hände an der mediceischen Venus sind völlig neu, obgleich viele Kunstrichter sie für alt hielten und Fehler darin fanden.

Die Schönheit einer jugendlichen Hand besteht in einer sehr mäßigen Völligkeit, mit kaum merklichen, gesenkten Spuren, gleich sanften Beschattungen, über die Knöchel der Finger, wo auf völligen Händen Grübchen sind; die Finger sind in einer lieblichen Verjüngung, wie wohlgestaltete Säulen gezogen.

Gewölbte Erhabenheit der Brust wird an männlichen

Körpern, bei dem weiblichen Geschlecht werden schmälere, die Schultern und eine oben plattere Brust für Schönheit geachtet.

Die Schönheit des weiblichen Busens wurde in dem mäßigen Wachsthum der Brüste gesetzt: die Griechen brauchten oft künstliche Mittel, das Emporschwellen zu verhindern. Theokrit vergleicht eine jungfräuliche Brust mit unreifen Trauben, und an einigen Figuren der Venus sind die Brüste gedrungen und Hügeln ähnlich, die sich zuspitzen.

Wie aus dieser sinnlichen Harmonie der einzelnen Theile zu einem schönen Ganzen die reine Kunstmäßigkeit hervorblicken muß, so wird, wenn die Gestalt vollendet heißen soll; noch ein Ausdruck der sittlichen Harmonie des Chdrakters, wie aus dem obigen überall hervorgeht, gefordert, und nur alsdann steht sie da, gerechtfertigt in der Geisterwelt und freigesprochen in der Erscheinung.

Weit entfernt, daß der Ausdruck des Geistes an der weiblichen Bildung vermißt werden sollte, ordnet sich derselbe vielmehr nur jener gefälligen Grazie freiwillig unter. Und um genauer zu bestimmen:

Welcher Ausdruck von Geist in der Gesichtsbildung des schönen Weibes liegen kann, ohne die Wirkung der Schönheit aufzuheben oder zu stören?

weist uns Natur und Gefühl an die Schranken der Weiblichkeit zurück.

Sehr oft werden Ausdruck und Schönheit verwechselt, so wesentlich verschieden sie auch sind; wir hören oft Bildungen schön nennen, die blos interessant heißen dürften; ein Beweis, wie selten die harmonische Stimmung des Gemüths ist, die allein für wahre Schönheit empfänglich macht.

Wir fordern von der weiblichen Bildung einen sprechenden Ausdruck, aber nicht jenen Ausdruck, der die Stetigkeit, den sanften Fluß der Umrisse beeinträchtiget, sondern der in reizender Fülle hervorleuchtet, und alle einzelne Züge in ungezwungener Leichtigkeit zu einem harmonischen Ganzen verbindet.

Wo aber der bestimmte, lebhafte Ausdruck spricht, da werden die Züge von dem Geist beherrscht; sie werden verhindert, ihrer eigenen Freiheit zu folgen, der Beschauer wird gezwungen, in seiner Phantasie die äußere Gestalt von der innern Bedeutung zu trennen, und seine Aufmerksamkeit von jener auf diese zu wenden.

Die wahre gefällige Schönheit ist von dem bestimmten Ausdruck, in welchem der Charakter auf Kosten der Freiheit hervorsticht, eben so weit entfernt, als von der flachen ausdruckslosen Bildung, in welcher der Geist gar keine Spuren von sich aufweist; sie steht zwischen beiden in der Mitte, enthält in sich vollendet alles, was dem Sinn nnd was dem Geiste genügt, und nur in ihr ist der inhaltsvolleste Ausdruck zugleich mit der freiesten Anmuth der Züge verbunden.

Auf jenen vordringenden Ausdruck ist selbst der bessere Geschmack unseres Zeitalters nicht nur in der menschlichen Bildung, sondern selbst in den Werken der bildenden und schönen Kunst fast ausschließlich gerichtet und droht jeder Schönheit Gefahr.

Da sich die weibliche Schönheit ihrer Natur nach weniger an den Verstand als an die Sinne wendet, so sind ihr die Grenzen, innerhalb welcher der Ausdruck spielen darf, enger gezogen, als der männlichen, und eben daher, weil der weibliche Körper durch seine größere Bildsamkeit und zartere Geschmeidigkeit dem Ausdruck größere Freiheit und feinere Verschiedenheit verstattet, so ist sie am meisten in Gefahr, da den Ausdruck herrschen zu lassen, wo er nur spielen darf.

So verwechselt nicht selten der herrschende Zeitgeschmack das Anziehende mit dem Schönen, und wir sehen bei Beurtheilung der weiblichen Schönheit, daß er fast immer dem hervorstechenden Ausdruck von Geist, Witz und Lebhaftigkeit den Ausdruck eines ruhigen, aber sanften und zarten Gefühls nachsetzt. Gleich als wäre man sich seiner Schlaffheit bewußt, sucht man uns das, was pikant ist, was einen lebhaften Reiz erweckt.

Gerade die ächtweiblichen Gestalten, die nichts Ausgezeichnetes besitzen, die sich nicht durch Ueberspannung interessant machen, aus welchen aber Zartheit des Ge-

fühls, ruhige Sittsamkeit und ein anspruchloser Eifer für alles Wahre und Gute spricht, werden mit dem zweideutigen Lobe zurückgewiesen, womit man die bloße Herzensgüte mehr zu beschämen als zu belohnen pflegt.

Mag immerhin diese Geschmacksstimmung hie und da eine unwürdige Herrschaft führen, so haben wir ihr doch, als bedingtem Schritte zur bessern Richtung unsers ästhetischen Gefühls, schon jetzt die Vermittelung einer wahreren Erkenntniß des Aechtschönen zu verdanken, und wir dürfen erwarten, daß sie bald nicht mehr die herrschende seyn wird.

Da nun die Eigenthümlichkeit der weiblichen Gestalt auf Freiheit und Harmonie des Ganzen beruht, der lebhafte Ausdruck des Geistes aber immer einzelne Züge, mehr oder minder scharf gezeichnet, heraushebt, so wird innig in die ganze Gestalt verwebt, auf den ersten Blick kaum bemerkbar und in edle Einfachheit gekleidet, der Ausdruck des innern Charakters in wahrhaft schönen weiblichen Bildungen seyn müssen.

Und weil Phantasie und Empfindung mehr verbindend, Verstand und Vernunft mehr trennend wirken, so sind auch jene der harmonischen Einheit in der weiblichen Bildung günstiger, und wir finden daher in der Gestalt der Cythere einen schönern und wahrern Ausdruck von der weiblichen Eigenthümlichkeit, als in der Bildung des Pallas und Juno.

Ganz anders verhält sich dagegen der Ausdruck zur Eigenthümlichkeit der männlichen Bildung; der ächte männliche Ausdruck ist es gerade, der nicht nur unsere Forderung an jenen Charakterausdruck in der Weiblichkeit rechtfertigt, sondern der auch der Forderung der Natur bei der verschiedenen Bestimmung beider Geschlechter in der Sphäre dieser Welt ein befriedigendes Genüge leistet.

Auch hier, wenn wir ein wahres Urtheil über

die Schönheit des Mannes

fällen wollen, müssen wir uns an den Geschmack jener feinen Schönheitskenner wenden, und den Ausdruck von ihren reizenden Denkmälern, die uns Winkelmann

in den treffendsten Zeichnungen gleichsam sichtbar vor Augen stellt, in bestimmte Begriffe aufzufassen suchen.

Indem die reizende Anmuth und die liebliche Fülle der Weiblichkeit die Sinne bewegt und der Phantasie und Empfindung ein reiches, lebendiges Bild darstellt, beschäftiget die größere Bestimmtheit in der männlichen Gestalt, der Ausdruck von Energie und selbstthätiger Kraft das Vermögen der Begriffe.

Die Einheit in der weiblichen Gestalt wird also mehr empfunden, die Einheit in der männlichen mehr gedacht. Eben daher fordert der Ausdruck in jener, um recht verstanden zu werden, einen feinen, vielfach geübten Takt; dieser mehr eindringenden Scharfsinn; denn dort steht er mit der ganzen Gestalt in Verbindung, und ist daher mehr versteckt, hier ist er deutlicher ausgesprochen.

Denken wir uns zu diesem lebendigen Ausdruck einer mit Stärke gerüsteten Energie jene milde Grazie, welche die Härte hinwegnimmt, ohne die Bestimmtheit zu vertilgen, so erscheint die eigenthümliche Schönheit des Mannes in ihrem herrlichsten Glanze.

Ein solches Ideal ächter Männlichkeit erblicken wir im vatikanischen Apoll. Die höchste männliche Kraft und Bestimmtheit, die Stärke des gereiften Alters ist mit den sanften Formen des schönsten jugendlichen Frühlings verbunden; auf dieser Jugend, sagt Winkelmann, blühet die Gesundheit, und die Stärke verkündiget sich, wie die Morgenröthe zu einem schönen Tage. — Selbst der olympische Jupiter des Phydias hatte, wie eben dieser Kunstkenner ahnet, eine Art von Grazie, aber sie war nicht gefällig, sondern streng, ernst und majestätisch.

So ist denn auch die stille und sanfte Harmonie der geistigen und sinnlichen Natur der Zustand, welcher der Schönheit des Mannes am günstigsten ist, und welcher der Fläche des ruhigen Meers gleicht, das wie ein Spiegel still und eben erscheint, dennoch aber in einer sanften, wechselnden Schwebung dahinwallt. —

Alle Bewegungen seines Körpers tragen das sichtbare Gepräge der Munterkeit und Kraft, der Anmuth und

Würde. Die Umrisse seiner Gestalt fließen zwar mit sparsamerer Fülle als in der weiblichen, doch gleich sanft in einander.

Reiz und Anmuth gatten sich also nicht weniger mit der männlichen als mit der weiblichen Form; nur scheinen sie der weiblichen das Gesetz selbst zu geben, bei der männlichen hingegen das Gesetz des Verstandes auszuführen. —

Indem nun der weiblichen Gestalt Anmuth und Grazie, Sanftmuth und Gefälligkeit, Zärtlichkeit und Ergebenheit angeschaffen, und die männliche mit dem Ausdruck von Muth und Entschlossenheit, von Kraft und Würde beseelt wurde, beziehen sich beide wie Hälften eines unsichtbaren Ganzen auf einander, und befördern gemeinschaftlich die wunderbare Einheit der Natur, welche zugleich das Ganze auf das innigste verknüpft und das Einzelne auf das Vollkommenste ausgebildet zeigt.

Anmuth und Reiz beleben das weibliche Geschlecht, und locken den rauheren Mann mit unwiderstehlichem Zauber in die wohlthätigen humanisirenden Bande, welche die Liebe um ihre Herzen schlingt.

Muth und Entschlossenheit herrschen in dem Manne, damit das zärtere, wehrlosere Weib, auf seine Stärke gelehnt, an seiner Seite den Gefahren trotze, deren sich selber zu entwehren es nicht Kraft, nicht Muth genug hat.

Der Ausdruck von Geist in den Bildungen beider Geschlechter ist also wesentlich verschieden. Das weibliche Geschlecht muß gerade jene weibliche Eigenthümlichkeit mit schonender Sorgfalt zu erhalten bemüht seyn, um nicht jenen lebendigen Ausdruck seiner Gestalt selbst zu zernichten; und wenn ihm dies Bemühen mißlingt, so sinkt es zu seiner Naturbestimmung und den Verrichtungen des äußern alltäglichen Lebens herab, oder geht zu Beschäftigungen über, die nicht zu seinem Kreise gehören. —

Der Ausdruck in der männlichen Gestalt hingegen, er mag in einzelnen hervorstechenden Zügen beruhen, oder in die ganze Gestalt feiner verflochten seyn, kann zwar durch seine Stärke die Schönheit beleidigen, aber das Charakteristische der Männlichkeit wird dabei eher gewinnen als verlieren.

Die Meinungen beider Geschlechter sind zwar über den Ausdruck von Charakter und Geschmack in der männlichen Bildung ziemlich einstimmig, allein was den Ausdruck von Geist in dem männlichen Kopfe betrifft, so sind die Forderungen, welche die Frauen allgemein an den Kopf des schönen Mannes machen, von den Forderungen der meisten Männer auffallend verschieden.

Der Geschmack aller Frauen kommt darin überein, daß nur eine gewisse Art und ein gewisser Grad des Ausdrucks von Geist sich mit der Schönheit des Mannes vertrage; die meisten Männer hingegen sind der Meinung, daß aller Ausdruck von Geist mit der Schönheit des Mannes harmonire, und sich nie zu viel Geist in dem Kopfe des schönen Mannes ausdrücken könne.

Daß überhaupt der zu starke Ausdruck die Schönheit der Formen vernichtet, daß er, wenn er in permanente Züge übergeht, nicht mehr schön, sondern wohl interessant heißen kann, wissen wir schon aus dem Obigen; hingegen

Welche Art des Ausdrucks von Geist in der Gesichtsbildung des schönen Mannes der Schönheit am wenigsten Gefahr droht?

welcher also den Frauen am meisten gefällt? diese Frage ist noch zu beantworten übrig.

Unsere gelehrten Männer, die den hohen Ausdruck von Geist für das ausschließende Verdienst einer schönen männlichen Physiognomie halten, glauben sich an dem Urtheile der Frauen durch den Machtspruch zu entschädigen, als wissen die Frauen große Talente des Geistes nicht zu schätzen. Frauen können indessen alle Ehrfurcht für diese Gaben fühlen, ohne daß sie durch die Erscheinung derselben in der sichtbaren Bildung angenehm gereizt würden.

Unter Ausdruck von Geist versteht man Züge des Gesichts, welche wir als Zeichen gewisser Anlagen und Fertigkeiten des Gemüths betrachten, durch welche große Wirkungen möglich sind.

Unter diesen Zügen zeichnen sich vorzüglich aus: die Physiognomie des verständigen Mannes, in

Zügen, welche Leichtigkeit, Schnelligkeit und Gewandtheit der Urtheilskraft und des Erkenntnißvermögens ankündigen;

die Physiognomie des determinirten Mannes, in Zügen, welche Gegenwart des Geistes und eine immer entschlossene Fassung ausdrücken;

die Physiognomie des feinen, des witzigen Mannes, in Zügen, welche einen äußerst hohen Grad von Feinheit der Urtheilskraft, verbunden mit einem gleich hohen Grad von Schnelligkeit, ausdrücken;

die Physiognomie des Mannes von Sinn für das Komische, in Zügen, welche einen herrschenden Hang verrathen, das Lächerliche zu bemerken und zu empfinden;

die Physiognomie des satirischen Mannes, in Zügen, welche denselben Hang verrathen, das Lächerliche zu bemerken, jedoch mit dem Ausdruck einer entschiedenen Begierde, das Lächerliche zu verfolgen und dem Thoren wehe zu thun;

die Physiognomie des feurigen, des schwärmerischen Mannes, in Zügen, welche ein leichtes und lebhaftes Spiel der Phantasie bezeichnen, verbunden mit dem Ausdrucke eines innigen Interesse für dieses Spiel;

die Physiognomie des tiefsinnigen Mannes, in Zügen, welche eine große Anlage zu tiefem Denken über, außer der Erfahrung gelegene, Gegenstände ausdrücken, verbunden mit einem Ausdruck von Versenkung in sich selbst, von Ueberlegenheit an Denkkraft über Andre.

Da es nun eine unerläßliche Forderung an die schöne Gestalt ist, daß durch ihre Betrachtung Verstand und Einbildungskraft in ein leichtes und harmonisches Spiel versetzt, daß wir von einem Gefühle der Achtung für das Wesen, welchem die Gestalt zukömmt, erfüllt werden, und daß durch beides in uns ein reines Gefühl des Vergnügens an der Form und der Liebe zu ihr entstehen, so werden wir aus jenen Hauptzügen männlicher Physiognomien, die übrigens unendlicher Nuancen fähig sind, diejenigen aufsuchen müssen, welche sich mit der Schön-

heit der Gesichtsbildung des Mannes vertragen, und welche die Wirkung derselben theils vernichten, theils einschränken.

Der Ausdruck in dem Kopfe des schönen Mannes besteht, der Art nach, in der Verbindung des Ausdrucks von Stärke, Muth und Gegenwart des Geistes, mit dem Ausdrucke theilnehmender Empfindung und veredelter Geschlechtsneigung zu den Frauen, und dem Grade nach in derjenigen Stärke, bei welcher sich der Mann, ohne von seinen Charakter und seiner Würde zu verlieren, dem Weibe möglichst annähert.

Der liebenswürdige Ausdruck in der Physiognomie des schönen Mannes verspricht also im vollen Sinne des Wortes einen Mann, aber einen Mann, in dessen Seele sich alle Eigenschaften, die ihm nach dem Zwecke der Natur für die Fortpflanzung der Gattung eigen seyn müssen, mit der zartesten Sympathie für das weibliche Geschlecht vereinigen.

Einem solchen schönen männlichen Kopf kann eine gewisse Nuance von Weiblichkeit gar nicht fehlen, welche aber dem herrschenden Ausdrucke von Männlichkeit eben so wenig schadet, als in seiner Seele diese Männlichkeit selbst durch die damit verknüpfte Anlage, sich mit Zärtlichkeit dem Weibe hinzugeben, eingeschränkt ist.

Der schöne Kopf verräth auch allezeit eine in der Seele des Mannes herrschende Stimmung für die Liebe, die aber keinen einzigen Zug weder mit der Wollust noch mit der Verliebtheit gemein hat, denn beide zerstören durchaus jede einnehmende Form eines schönen Kopfs.

Jener nur eben bemerkten allgemeinen Wirkung, welche ein schöner Kopf auf das Gemüth des Beschauers macht, mischt sich noch ein eigenthümliches, aus dem Geschlechterverhältnisse in der Phantasie des Weibes entstehende freie Spiel bei, welche unter Bildern von Zügen und Handlungen die reinste entzückende Freude an der Liebenswürdigkeit einer schönen männlichen Seele erweckt, deren Vorstellung dem betrachtenden Wesen aus der Form gleichsam entgegenschwebt.

Nicht jede männliche Seele, welche tugendhaft ist, heißt darum auch schön und liebenswürdig, dies ist sie nur

dann, wenn ihre Kräfte in einer solchen Harmonie erscheinen, daß man ihre freie und gar keines äußern Antriebs bedürfende Stimmung für die edelsten Handlungen leicht und einfach anerkennt.

Wir wollen nun die Ausdrücke, welche die Wirkung der Schönheit in der Gesichtsbildung stören, oder einschränken, oder gänzlich aufheben, und diejenigen, welche wesentlich zur Schönheit eines männlichen Kopfs gehören, oder dieselbe erhöhen, genauer untersuchen, und sie unter allgemeine bestimmte Begriffe fassen.

Es stören den Ausdruck in der Gesichtsbildung des schönen Mannes:

1) Der physiognomische Zug des determinirten Mannes. Der sichtbar determinirte Mann drückt mehr aus als Gegenwart des Geistes, nämlich er drückt nicht blos die Fähigkeit aus, in jedem vorkommenden Falle sogleich die zweckmäßigsten Entschlüsse zu fassen, sondern auch eine außerordentliche Kraft, sie festzuhalten und durchzusetzen.

Der Anblick dieses physiognomischen Zuges versetzt uns in eine Gemüthsstimmung, welche das dem Schönheitsgefühle wesentliche leichte Spiel aufhebt. Er ist uns in einem gewissen Grade furchtbar und moralisch zweideutig. Wir können also eine Form, an welcher sich dieser Zug findet, nicht mit reiner Freude und Liebe anschauen.

2) Der physiognomische Zug des feinen und witzigen Mannes stört die Wirkung der Schönheit. Wir können das Gesicht des Mannes, welches Feinheit und Witz ankündigt, nicht betrachten, ohne in diesem Augenblicke uns bis auf einen gewissen Grad in die Geistesthätigkeit hineinzudenken, aus welchen jene Vollkommenheiten bestehen. Diese Stimmung aber harmonirt nicht mit jenem leichten und leidenschaftlichen Spiele der Gemüthskräfte, welche beim Genusse der Schönheit ungestört und rein empfunden werden muß.

Der Ausdruck von Feinheit und Witz gränzt an den Ausdruck von List, und macht eben dadurch den moralischen Charakter des Kopfs zweideutig, welcher, wenn er schön seyn soll, Offenheit, Geradheit und Einfalt der Gesinnung ausdrücken muß.

Obwohl die Verhältnisse der Menschen gegen einander einen gewissen Grad von List beinahe nothwendig gemacht haben, so bleibt dennoch unter den Menschen Offenheit und Geradheit der Gesinnung in unveränderter Achtung; und List des Menschen gegen den Menschen ist dem Gefühle unerträglich.

Selbst eine unschuldige List ist jederzeit gewissermaßen widrig. Der Ausdruck von List in einem Kopfe ist eben deswegen unangenehm; ist er stark und gränzt er an das Bösartige, so erregt er Mißtrauen und Furcht, ist er dem Scheine nach unschuldig, so fordert er den Betrachter doch zu einer Wachsamkeit auf, die er lieber nicht hätte. Der schwächste Ausdruck von List ist der Zug, den wir mit pfiffig bezeichnen. Sieht ein Mann übrigens noch so schön, zugleich aber pfiffig aus, so können wir an seiner Form reine Freude nicht fühlen.

Auch hierin sind die Frauen von zarterem Gefühl als die Männer. Sie fordern von dem Manne, als eine Pflicht, die ihm die Natur auferlegt hat, gerade und offne Gesinnung gegen das andre Geschlecht, und, so listig sie selbst sind, so können sie doch dem Manne die List nimmermehr verzeihen.

3) Der Ausdruck eines herrschenden Sinnes für das Komische ist selbst komisch, und verträgt sich insofern nicht mit der Gemüthsstimmung, welche bei Betrachtung einer schönen Form statt findet. Es liegt in jenem Ausdrucke allezeit etwas Egoistisches, wohl gar ein gewisser Uebermuth gegen andere Menschen, und dies schadet dem Ausdruck der sittlichen Liebenswürdigkeit.

Der Ausdruck eines herrschenden Sinnes für das Komische hat gewissermaßen für den Betrachter etwas Furchtbares. Wenn der Kopf eines Menschen mir ankündigt, daß er immer bereit ist zu lachen, wer bürgt mir dafür, daß dieser Mensch nicht über alles lacht, daß er nicht sein Kurzweil mit dem treibt, was mir das Heiligste ist.

4) Der Satiriker kann ein höchst edler Mensch seyn; allein der physiognomische Zug der satirischen Laune ist jederzeit widerlich. Ist man sich auch noch so sehr bewußt, von Thorheiten frei zu seyn, so hat

dennoch für jeden ein Wesen etwas Furchtbares, welches sich zum Geschäft zu machen scheint, Schwächen seiner Mitwesen aufzusuchen. Ueberdem führt der physiognomische Ausdruck der satirischen Laune jederzeit etwas Egoistisches mit sich, und fällt zusammen mit dem Ausdruck der List und der Schadenfreude.

Der physiognomische Zug lachend-satirischer Laune ist zwar der Wirkung der Schönheit minder gefährlich, der des bitter-satirischen Mannes hebt sie hingegen ganz auf, und der des beißend-satirischen Mannes verursacht Abscheu.

Letztere Ausdrücke vernichten in dem Betrachtenden jenes leichte Spiel der Gemüthskräfte, welches die schöne Form an sich bewirken würde: er kann ihn nicht fassen, ohne sich den ernsten Haß eines Menschen gegen die Thorheit und die Richtung aller seiner Kräfte auf den Zweck der Verfolgung und Vernichtung derselben lebhaft vorzustellen, und diese Vorstellung ist ihrer Natur nach mit Anstrengung und Ernst verknüpft.

Der physiognomische Zug der bitter-satirischen Laune ist im höchsten Grade egoistisch und macht allen Ausdruck theilnehmenden Gefühls unmöglich; ja er fällt zusammen mit dem Ausdrucke einer entschiedenen Bosheit, eines auf den Zeitpunkt seines Ausbruchs lauernden Grolles und ähnlicher menschenfeindlicher Leidenschaften.

5) Der physiognomische Zug des Tiefsinns zerstört die Wirkung auch der schönsten Form eines männlichen Kopfes. Der Anblick jenes Zugs versetzt den Beschauer unwillkührlich in einen gewissen Grad von Stimmung zum Tiefsinnen, und nöthigt ihn, sich, wenn auch nur dunkel, die Geistesoperationen vorzustellen, welche zum tiefsinnigen Denken gehören. —

Ist nun auch übrigens die Form der Gesichtsbildung ganz so, um den Betrachter in den Gemüthszustand eines leichten Spiels der vorstellenden Kräfte zu versetzen, so kann dennoch dieser wegen der Wirkung jenes Zuges nicht eintreten, oder doch nicht ununterbrochen fortdauern.

Was aber noch weit mehr über die Unverträglichkeit des physiognomischen Ausdrucks von Tiefsinn mit der Schönheit entscheidet, ist, daß jener Ausdruck beinahe

jederzeit mit dem Ausdrucke eines über seinen individuellen Planen brütenden Egoismus, einer verschlossenen Tücke, einer gangbaren Erstorbenheit aller Leidenschaften und Gefühle verbunden ist.

Mißtrauen und Furcht sind also sehr natürlich die gewöhnlichen Empfindungen, welche der Anblick eines Tiefsinn ausdrückenden Gesichts den meisten Menschen mittheilt, welche gerade das Widerspiel jener sind, welche schöne Formen erwecken. —

Wesentlich gehört zur Schönheit eines männlichen Kopfs:

1) Leichtigkeit, Lebhaftigkeit und Schnelligkeit der Vorstellungskraft; denn die entgegengesetzten Ausdrücke stören den Gemüthszustand, welcher die eigenthümliche Wirkung der Schönheit ist. Einerseits hemmen sie das leichte Spiel der Gemüthskräfte des Betrachters, andererseits schwächen sie den moralischen Ausdruck des schönen Kopfs und die bei demselben zu fühlende Achtung gegen das Wesen.

Der sichtbare Ausdruck eines schwerfälligen, matten und trägen Geistes theilt dem Betrachtenden in diesem Augenblicke selbst gewissermaßen diesen Charakter mit, oder flößt ihm einen gewissen Widerwillen ein. Dies werden wir in einem fröhlichen Cirkel gewahr, wo uns der Anblick eines tiefsinnigen Mannes unwillkührlich und wenigstens auf einen Augenblick unterbricht und in eine ihm ähnliche Stimmung versetzt.

Es erhöht die Wirkung der Schönheit in der männlichen Gesichtsbildung

1) Der Ausdruck von Größe, von Umfang des geistigen Blicks, verbunden mit dem Ausdrucke der Leichtigkeit, Schnelligkeit der Vorstellungskraft; denn außerdem, daß jener Ausdruck das leichte Spiel der Gemüthskräfte des Betrachtenden nicht stört, gewinnt dadurch der Ausdruck der moralischen Liebenswürdigkeit des Mannes ungemein.

2) Der Ausdruck eines leichten und lebhaften Spiels der Phantasie erhöht ebenfalls in jeder Rücksicht die Wirkung eines männliches Kopfs. Erstlich harmonirt jener Ausdruck und die dadurch in dem Betrachten-

den erfolgende Stimmung vollkommen mit dem durch die schöne Form selbst entstehenden Spiele seiner Gemüthskräfte; dann wird auch dadurch der moralische Ausdruck um vieles erhöht. Sittliche Güte kann sich, wenn sie von einer lebhaften Phantasie unterstützt wird, vorzüglich in Beziehung auf das andere Geschlecht, um so liebenswürdiger äußern

3) Der Ausdruck einer gewissen Schwärmerei erhöht die Schönheit, jedoch darf sie sich eben so wenig in eine herrschende Abwesenheit verlieren, als den Mangel aller Herrschaft über sich selbst und leidenschaftliche Empörung des Gemüths ankündigen.

Der Ausdruck des Schwärmerischen interessirt vorzüglich, weil er dem Betrachtenden selbst eine, wenn auch noch so flüchtige Stimmung, zu jenem angenehmen Gemüthszustande mittheilt, und der Zug von Liebe, der mit ihm verknüpft ist, nahe mit dem Ausdruck einer feinen Sympathie verwandt ist.

Oft führt auch der Anblick des schwärmerischen Ausdrucks einen gewissen sanften Reiz des Geheimnißvollen mit sich, welcher außerordentlich anzieht. Der Betrachtende ahnet in der Seele desjenigen Wesens, welches mit jenem Ausdrucke erscheint, einen Reichthum schöner und interessanter Bilder und Gefühle.

Allein wenn der Ausdruck dieser Schwärmerei sich in herrschender Abwesenheit des Geistes verliert, so stört er die Wirkung der Schönheit; denn erstlich versetzt der Anblick dieses Ausdrucks den Betrachtenden in eine Stimmung der Gemüthskräfte, die das leichte Spiel derselben hemmt, er kann ihn nicht ansehen, ohne sich unwillkührlich gedrungen zu fühlen, sich in den Zustand eines solchen Geistes hineinzudenken, welches mit Anstrengung verknüpft ist.

Zweitens stört dieser Ausdruck den moralischen Ausdruck des schönen Kopfs und seine Wirkung auf den Betrachtenden. Einmal hat jener Ausdruck etwas Egoistisches, gränzt an Selbstsucht und Mangel an Sympathie; dann trauen wir auch einem Geiste, der einer solchen Abwesenheit fähig ist, nicht diejenige Herrschaft über sich selbst zu, welche zur sittlichen Güte gehört.

Ueberhaupt hört jede Gesichtsbildung auf liebenswürdig zu seyn, welche einen Geist ankündigt, dessen herrschender Hang es ist, sich über die wirkliche Welt zu erheben und in der Sphäre des Möglichen einheimisch zu werden. Unser Gefühl fordert von einem Menschen, der unserm Herzen werth seyn soll, daß ihn die Welt, die uns umgibt, interessire; ist es einem Menschen zur Gewohnheit geworden, sich derselben zu entziehen, so gehört er in eine andere Welt, unser Gefühl erkennt in ihm keinen Menschen, wir fühlen uns nicht mit ihm verwandt.

Ist vollends der Ausdruck von Schwärmerei so beschaffen, daß er leidenschaftliche Empörungen des Gemüths ankündigt, so vernichtet er beinahe alle Wirkungen der Schönheit. Der Betrachtende wird durch ihn unfähig gemacht, dasjenige leichte Spiel der Einbildungskraft und des Verstandes zu unterhalten, welches außerdem die Form bewirken würde; und dann verliert offenbar auch dadurch der Ausdruck der moralischen Liebenswürdigkeit des Mannes.

So lange der Schwärmerische uns nur als ein Wesen erscheint, welches seine Reverien unterhält und liebt, kann er uns liebenswürdig seyn; sobald wir aber ahnen müssen, er sey fähig, auch nach ihnen zu handeln, und zwar leidenschaftlich zu handeln, so wird er uns gewissermaßen furchtbar.

Mancher junge feurige Mann glaubt sich durch die Vergnügen der Phantasie gegen den sparsamern Genuß reeller Freuden einer Welt, wie diese, zu entschädigen, aber sein Genuß ist Honig am Rande des Giftbechers; wenige Augenblicke freut sich die Seele am Glanzspiele überspannter Einbildungen, und trauert dafür Stunden, Tage lang in finsterer Schwermuth. —

Extatische Schwärmereien erzeugen hohe, unübersehbare Wünsche, und an die Region dieser gränzen die Gefilde der Unzufriedenheit, des Mißmuths und der Unthätigkeit. Denn auch selbst das Gute, das ihm wirklich zu Theil wird, das aber unvermuthet kommt, wird kalt und undankbar aufgenommen, weil's nicht in dem Plane seiner Wünsche lag, weil's von der Nähe herkam und nicht mit außerordentlichen Umständen begleitet war.

In einem Menschen, dessen Seele lange Zeit in diesem Zustande schwebt, muß sich daher der physiognomische Zug dieses Grades von Schwärmerei dem physiognomischen Zug der Verrückung nähern. —

Frauen müssen die Wirkungen des physiognomischen Ausdrucks einer so übertriebenen Schwärmerei in dem Kopfe eines Mannes weit empfindlicher fühlen, als die Männer. Im Allgemeinen hängt ihr Herz mehr an der wirklichen Welt, als das der Männer, und ihre Bestimmung bringt es mit sich, daß sie einen regen und weichen Sinn für die Gegenwart haben, und sich auch für kleine, unbedeutend scheinende Verhältnisse derselben mit einer gewissen Lebhaftigkeit interessiren.

Sie können zwar eine ganz gleiche Anhänglichkeit an Welt und Gegenwart vom Manne nicht fordern, allein eben so wenig kann sie ein Mann anziehen, dessen Gesichtsbildung einen einsam in sich verlornen, kalten Fremdling für die wirkliche Welt ankündigt. Sie ahnen, daß ein Mann von solcher Geistesstimmung kein Weib durch einige Theilnahme und Gemeinschaft der Herzen befriedigen könne; ihr Gefühl verurtheilt ihn also als ein entartetes Kind der Natur.

Sie sind zu einem solchen Urtheil vollkommen befugt, denn mit Recht legen sie ihren Urtheilen über die Männer als Maßstab die Frage unter: ob und in wiefern wohl ein Weib durch innige physische und sittliche Gemeinschaft mit diesem oder jenem Manne glückselig seyn könne oder nicht? Und dieses Princip schwebt ihnen auch, obwohl oft nur in dunkeln Gefühlen vor, wenn sie über den Ausdruck einer männlichen Gesichtsbildung urtheilen. —

Mit ganz andern Forderungen wenden wir uns an den Ausdruck der Schönheit im weiblichen Physiognom; wir gestehen nur denen den Preis der Schönheit zu, in deren Gesichtsbildungen Empfindung, Sanftmuth, Wohlwollen, Bescheidenheit und Schamhaftigkeit in einander verschmolzen, das Total des Ausdrucks der weiblichen Schönheit machen. Wir mögen nun das Gegentheil dieser Eigenschaften ahnen, oder sie selbst mögen erkünstelt seyn, so muß jedes hohe Interesse vermindert, wo

nicht ganz vertilgt werden, das uns so innig an die weibliche Natur fesselt.

Nach diesen in der Weiblichkeit gegründeten Forderungen lassen sich

Die innern und äußern Fehler, welche die Schönheit der weiblichen Natur zerstören,

leicht bestimmen.

Die Philosophie der Frauen ist nicht Vernünfteln, sondern Empfinden. Wer aber zu viel denkt, behält keine Zeit und keine Kraft zum Empfinden; und dann die Gesichtsfalten, das ernste Gepräge der Philosophen auf der Stirne der Frauen, welch unausstehlicher Kontrast! —

Der Endzweck der gelehrten Weiber, durch ihr Wissen zu gefallen, wird nie erreicht; der Mann, der es mit ihnen nicht aufzunehmen wagt, macht sie lächerlich, und der gute Kopf drängt sich selten zu ihnen.

Gelehrte Frauen werden meistens egoistisch, rechthaberisch, sie können keinen Widerspruch dulden; sie sind daher nicht selten in Gefahr, in den Fall jener Kammerjungfer zu gerathen, die bei Gott schwur, daß sie eine Atheistin sey.

Alle Frauenzimmer müssen lesen, um durch einen gebildeten Verstand die Männer besser zu unterhalten, besser zu verstehen, mehr Abwechselung in die häuslichen Freuden zu bringen. Sie müssen freilich lesen, um davon sprechen zu können, nicht aber, um mit imponirender Auskramung ihre Freundinnen und die Männer zu verdunkeln; sie müssen aufgeklärt, aber nicht schulgelehrt seyn.

Eben so unverträglich mit der weiblichen Schönheit ist die Affektation; sie ist entweder Grimasse der guten Lebensart, Ziererei oder Grimasse des feinen Gefühls, Empfindelei; jene entsteht aus Furcht, gegen die Etikette zu verstoßen, oder aus Begierde, zu gefallen, diese aus Heuchelei oder aus übertriebener Eigenliebe; beide entstehen aus Einer Quelle — aus der thörichten Nachahmungssucht.

Die Sprache der Affektirten ist gesucht und fließt nicht; ihre Ausdrücke sind entlehnt, ihre Mienen, Ge-

herden, Stellungen gezirkelt, und doch unharmonisch; ihre Gedanken oberflächlich.

Ihre Toilette zu machen ist ihr einziges und wichtigstes Geschäft; ihr Anzug ist übertrieben, bunt, überladen, schimmernd, unharmonisch, ausgezeichnet; man sieht ihr das Gesuchte vom Kopfe bis zu den Füßen an Zuschnitt, Falte und Verbrämung an; man sieht ihr das Aengstliche an, daß nicht genug Augen sie begaffen, nicht genug Ohren sie belauschen mögen.

Wo andere empfinden, da empfindelt sie, wo andere warm werden, bleibt sie kalt, wo andere handeln, da schwatzt sie. Sie moralisirt, aber nur aus Gewohnheit und aus Büchern.

Es ist unmöglich, die tausend herz-, kopf- und vernunftlosen Prätensionen namhaft zu machen, wodurch sich ein geziertes, empfindelndes Frauenzimmer in unsern Augen ekelhaft macht.

Wie auffallend kontrastirt dagegen das Betragen eines Frauenzimmers von wahrer, kunstloser Empfindsamkeit; sie ist wohlanständig ohne Ceremonienton, munter ohne gaukelnde Flatterhaftigkeit, naiv und offenherzig ohne Unbescheidenheit, artig ohne Zwang, gesprächig ohne Pedanterei, höflich ohne schwülstigen Wortkram.

Ihre Sprache fließt natürlich und unbefangen vom schönen Munde; ihre Ausdrücke sind originell, passend; ihre Mienen, Geberden und Bewegungen sind leicht und wohlanständig, nicht geschraubt, nicht abgemessen, und harmoniren mit dem Ganzen, ihr Gang ist natürlich, lebhaft und ungezwungen, ohne Nachahmungssucht.

Ihr Anzug ist reinlich, spielt in sanften Farben und charakterisirt ihre eben so sanfte Seele; sie will durch ihn gefallen, aber nicht glänzen.

Ihre Gedanken sind selbst gedacht, und tragen das Gepräge eines leichten, unverschrobenen Geistes an sich, der sich nicht einengen, nicht zwingen läßt, sondern der sich zeigt, wie er ist.

Ihre Unterhaltung ist hinreißend, voll Grazie, mit gesundem Menschenverstande gewürzt, witzig, lebhaft, offen, ungezwungen, voll Kraft, Natur und Sinn.

Im Urtheilen ist sie bescheiden, im Entscheiden schüch-

tern, im Moralisiren nicht spitzfindig, im Sprechen klar, kernhaft naiv, ohne Zwang, bei Geständnissen offenherzig, beim Widerspruch gelassen, nirgends vorlaut, voll Gefühl, glühend für die gute Sache und doch nicht empfindelnd.

Was sie spricht, versteht sie, was sie nicht versteht, davon spricht sie nicht, sie ist bereit, allem, nur ihrer Weiblichkeit nicht zu entsagen. Sie deckt ihren Mangel an gründlichen Kenntnissen herzlich gerne auf, da sie überzeugt ist, daß der Denker von ihr nicht mehr fordert, als daß sie denkt, fühlt und aus Erfahrung und Grundsätzen handelt.

Wahre Empfindsamkeit ist immer thatenreich, so oft es die Umstände erlauben; Empfindelei hingegen immer müßig, außer in solchen Fällen, wo es gilt, zu zeigen, wer man sey. Da wird man sogar bemerken, daß die leztere es der ersteren bei weitem vorzuthun pflege.

Die Ursache davon ist augenscheinlich. Die Empfindsame fühlt sich gedrungen; sie handelt also, weil sie muß, aber auch nicht mehr, als sie muß, weil ihr nicht darum zu thun ist, gesehen zu werden, sondern nur sich selbst zu befriedigen.

Die Empfindelnde hingegen fühlt sich nicht gedrungen, möchte aber doch gern die Gedrungene spielen, kennt daher weder Maß noch Ziel, und übertreibt alles aus Furcht, weniger zu thun, als zur Behauptung seines angenommenen Scheins nöthig ist; sie stellt sich nie ungeberdiger als in solchen Fällen, wo sie durch augenscheinliche Unmöglichkeit von der Verbindlichkeit zu handeln frei gesprochen wird; da hört man sie jammern und winseln, die gutherzige Seele, daß sie so ganz und gar nichts thun könne, um ihrem theilnehmenden Herzen Luft zu machen.

Aber die Natur, der sie Zwang anthun wollen diese überspannte, verschrobene Geschöpfe, rächt sich an ihnen. Sie werden den Männern, die ein so dringendes Gefühl für Einklang in der Natur der Weiblichkeit haben, unausstehlich. Man flieht und persiflirt sie, und vergißt bei einem kunstlosen Landmädchen die falschen geborgten Reize der verschrobenen Städterin.

Unbekannt mit den schlauen Künsten der Mode, ungefesselt von den willkührlichen Gesetzen des angenommenen und eingebildeten Wohlstandes, steht es da, das unverdorbene Mädchen der Natur, sittsam und holdselig, in jungfräulicher Schönheit, mit der Miene von Unschuld im Antlitz, mit herabgesenktem Blick. — Ein freundliches, ungezwungenes Lächeln, das allen Muskeln des Angesichts die vortheilhafteste Richtung, Lage und Spannung, allen Linien und Zügen die sanfteste Wölbung und Biegung gibt, verbreitet sich liebreich über ihre Wangen, umschwebt ihre Lippen und verkündet die Sanftmuth ihrer Seele.

Und weil sie eben vor Männern da steht, so schießt eine Blutwelle schnell vom reinen Herzen ins Angesicht, verbreitet auf den Wangen die schöne Röthe der Schamhaftigkeit, das hohe Gepräge unentweiheter Gefühle, die allmählig in ein röthliches Weiß zerfließt, wodurch neues Leben und Bewegung in die ganze Bildung übergeht; und eben dadurch drängt sich auch mehr Feuchtigkeit nach den Augen, und es strahlt in desto reizenderem Glanze. So malt sich wie in einem hellen Spiegel ihre ganze schöne Seele.

Frei und lockig wallt das Haar um ihren Nacken, in täuschenden Falten fließt das Gewand zur Erde, verschiebt, umpolstert und verzerrt die schönen Umrisse und Formen nicht, bedeckt sie nur und erhebt sie mehr.

Ihr Körper ist nicht in ein steifes, gezwungenes Gehäuse gekerkert, sondern frei, natürlich, nirgends gepreßt und zusammengedrückt. Der Busen ist nur halb verhüllt, doch nicht entblößet.

Wie hier jeder Muskel ungehindert wirkt, sein Schwellen und Fallen sichtbar, jene Bewegung rein ausgedrückt, vervielfältigt und verschönert wird!

Welches Ebenmaß, Verhältniß, welche Regelmäßigkeit, Uebereinstimmung der Theile mit dem Ganzen, Zusammenhang, Ordnung! welche Richtigkeit in dem ursprünglichen Bau, der Anlage und der Ausbildung; welche vertrauliche Zusammenwirkung zum gemeinschaftlichen Endzwecke!

Welche Schlankheit des Wuchses, welche sanfte Run-

dung im Gliederbau, und in diesen Gliedern, welche Leichtigkeit, welche durchschimmernde Allmählichkeit; wie jede leichte Rührung, die in ihren zarten Nerven bebt, auf der Oberfläche leise hinschwebt, und daselbst ihre innerste Empfindung sichtbar macht!

Welch' eine schöne, mannigfaltige Mischung von Farben, die stufenweise abwechseln, zusammenstimmen, sich wechselseitig auflösen und erhöhen, sanft und unmerklich in einander verfließen, und im Betrachten die wonnigsten Empfindungen erwecken.

Der Eindruck, den eine solche Schönheit auf uns macht, muß ewig unauslöschlich bleiben, und selbst ihr Andenken noch von den seligsten Gefühlen begleitet seyn.

Man denke sich das namenlose Glück eines Mannes, dem ein solches Mädchen zur Gattin ward! Welche seligen Gefühle müssen ihn da ohne Ende durchströmen, wenn er die Schönheit überhaupt in allen ihren Entwickelungen, Abwechselungen, Nuancen, Erhöhungen, in allen ihren mannigfachen Wendungen, Lagen, Farben und Gestalten immer vor sich erblicket, sich daran ergötzet, sein Auge weidet, unaufhörlich genießt, sein eigenes Selbst desto besser empfindet, sich in seiner Gattin fühlt, überfließt, vereinigt, durch sie in die grenzenlose, glückliche Nachkommenschaft freudig hinüberschaut, sich selbst in seinen Kindern, in seiner Gattin verjüngt erkennt, und immer voll Himmel, voll Seligkeit, voll überschwenglicher Wonne in süßem Entzücken dahin lebt! —

Hier dringt sich wohl jedem die Frage auf, woher all' dieses zauberische Wesen in der Weiblichkeit? —

Woher ward dem Mädchen, dem Weibe dieser hohe Adel der Schönheit?

Hat es diese himmlische Grazie vielleicht an der Toilette, bei einer klugen Tante, bei einer hocherfahrenen Matrone, bei einer galanten Französin studirt, oder hat sie solche von einem geschmeidigen Tanzmeister erlernt?

Wahrlich, sie hat sie nirgends erlernt, in ihrem edlen Anstande blickt nichts Erlerntes hervor; Natur spricht aus ihrem ganzen Wesen, und Natur läßt sich nicht lernen.

Sie liebte die kunstlose Natur und ward wieder von ihr geliebt. Die Natur legte das feine hohe Gefühl für Schönheit in ihre empfängliche Seele; und in welchem weiblichen Wesen läge wohl nicht dieser so wohlthätige Trieb nach Verschönerung! —

Kein neidischer Dämon erstickte, störte dies Gefühl des Schönen, gab ihm eine falsche Richtung in seiner Entwickelung, in seiner Erweiterung, in seiner tieferen Gründung; die äußern Umstände befruchteten vielmehr den jungen Keim, und vollendeten zur herrlichsten Glorie, was die mütterliche Natur angelegt hatte.

Indem von einem Bilde des vorübergehenden Affekts des Schönen der anmuthige Ausdruck in ihrer Gesichtsbildung zu einem Bilde des bleibenden Charakters erhoben, indem derselbe auf diese Art allmählig nicht blos von einer Seite, sondern von allen harmonisch ausgebildet ward, so tragen nun alle Empfindungen, die im Innern erregt werden, das harmonische Gepräge der Natur und des reinen erhöheten Sinns für dieselbe, welches uns so unwiderstehlich bezaubert.

„Wir sollen unsere Natur also durch Bildung verschönern, wir sollen nicht rohe Natur bleiben, was ist es denn anders als Kunst, wodurch wir dieses erreichen können?“

Immerhin nennen sie Ihre Bildung Kunst; aber Ihre Bildung darf der Kunst nichts zu danken haben, sie muß keine Manier, sie muß das freie Werk ihrer Natur seyn.

Natur ist weiter nichts als die große Kunst, keine Manier zu haben, und für diese große Kunst, wenn Sie so wollen, gibt es nur eine einzige Schule, eine Schule, die ihnen allen offen steht: Die Schule, wo Sie schön denken und schön empfinden lernen.

Und wenn in dieser Schule Ihre Menschheit zur Zeitigung gelangt; wenn durch die bildende Kraft ihres Geistes das Werk der Regel in Natur übergegangen, schöne Kunst und schöne Natur eins ist, dann treten Sie hin in den Glanz der Welt, schmiegen Sie sich in die Fesseln des konventionellen Umgangs, beugen Sie sich unter das tyrannische Joch der Mode, die Grazien werden

Sie überall begleiten, und der allmächtige Zauber ihrer kunstlosen Weiblichkeit wird alle Sinnen und Herzen an sich reißen. —

Mannigfach und zahllos sind die Wege, auf denen der Trieb nach Verschönerung belebt, geleitet und veredelt wird; hier ist es mir nur erlaubt, auf ästhetische Erziehung blos aufmerksam zu machen, nur die allgemeinen, aber doch

Die vorzüglichsten und sichersten Mittel, weibliche Schönheit in ihrer erhöheten Vollkommenheit darzustellen,

im Vorbeigehen zu berühren.

Die Natur webte in das weibliche Wesen eine hohe, ästhetische Reizbarkeit, um es auf jene Stufe zu heben, wo es im Stande ist, durch die größtmöglichste Summe von angenehmen Empfindungen das Glück des Mannes und eben dadurch die allgemeine Absicht der Natur zu befördern, welche das Glück der Menschheit durch die innige Vereinigung beider Geschlechter verschönern wollte.

Das Mädchen soll von selbst seine individuelle, eine für sich passende Stimmung erhalten, und wo ist dies besser möglich, als in offenen, freien Scenen der Natur, wo das Auge überall von der unendlichen Mannigfaltigkeit der Farben, die in die lieblichste Harmonie verschmelzen und in jeden gefälligen Ton gestimmt sind, umgeben wird, wo überall Ordnung und Uebereinstimmung verbreitet ist, wo jede Art des Gefühls des Schönen und Erhabenen rege gemacht, geübt, verfeinert, erhöht, berichtigt und tief gegründet wird? —

Dies ist der erste Schritt, die Sinnlichkeit zu veredeln und in ihr die Empfänglichkeit für reinen Genuß und das Bestreben nach Verähnlichung mit diesen Schönheiten zu erwecken. Denn was alsdann nicht mit ihrem richtigen Gefühle von Wahrheit, Ordnung und Harmonie übereinstimmt, was nicht das deutliche Gepräge der kunstlosen Natur an sich trägt, wird ihr mißfallen, weil es nicht jene angenehmen Empfindungen in der Seele hervorbringt, welche die Schönheiten der Natur so allgenügsam einflößen.

Ist so das sanfte Mädchen mit der zwar leisen, aber für empfindsame Seelen so verständigen Sprache der Natur vertraut worden, ist ihre Phantasie mit den anmuthigsten Bildern angefüllt, ihr Empfindungsvermögen erhöht, ihr Geschmack verfeinert und ihr Herz von den zärtlichsten und edelsten Gefühlen durchdrungen worden, so ist es Zeit, sie der höhern Philosophie des Schönen, den schönen Künsten und Wissenschaften einzuweihen und sie mit der verschönerten Darstellung der Natur bekannt zu machen.

Jetzt ist es Zeit, ihren Verstand mehr zu schärfen, ihre Einbildungskraft von Neuem zu beleben und ihr Gedächtniß mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern; jetzt muß der Grund zu den liebenswürdigsten Gesinnungen, zur Neigung und zum Eifer für die Tugend und Rechtschaffenheit, für das Edle und Erhabene erregt, und ihr verfeinerter Geschmack in solche Wirksamkeit gesetzt werden, daß er sich über die ganze Art zu denken und zu empfinden und über ihren ganzen Charakter verbreitet, der ihrer Schönheit jene reizende Anmuth, ihrer Tugend jenen hohen Werth gibt.

Man führe sie hin vor die Meisterstücke der Kunst und lasse sie aufsuchen, was schön, edel und groß ist, wie alle diese Eigenschaften versinnlicht und verschönert dargestellt sind, um jeder Vorstellung des Schönen eine sinnliche Anschauung zu geben, und dadurch ihre Seele desto lebhafter zu rühren und die Feinheit ihrer Sinne zu erhöhen.

Man lege ihnen die großen Beispiele der Menschenliebe, der Zärtlichkeit, der Freundschaft, der Dankbarkeit, der ehelichen Liebe und Treue und weiblicher Tugenden so nahe vor's Auge und so warm an's Herz, daß sie dieselben lebhaft empfindet und zur Nachahmung hingerissen wird.

Ist jener eingehauchte Geist der Natur nun einmal lebendig, ist ihr Herz durch die immerwährende Betrachtung des Schönen durch die Bekanntschaft mit den besten Werken der redenden Künste, durch ihren Umgang mit edel gebildeten Menschen zur Empfindung des Schönen und Guten gewöhnt, so wird sie in allen ih-

ren Handlungen und allen Verrichtungen ihres Lebens von einer geheimen innern Stimme gelehrt werden, was bei einem jeden Vorfalle, an jedem Orte, in jedem Verhältnisse schön, gut, edel und wohlanständig ist, und wie die Tugend selbst bezaubernd werden könne?

Und durch diese feine Art, mit welcher sie die Pflichten einer Gattin, einer Mutter, einer Hausfrau verrichtet, wird sie selbst diesen Pflichten einen neuen Werth geben. Sie wird sich munterm Scherz überlassen, ohne zu beleidigen, sie wird tadeln, ohne mürrisch oder zänkisch zu seyn, sie wird von andern sprechen, ohne zu verläumden, sie wird befehlen, ohne gebieterisch, sie wird wohlthätig, ohne ruhmredig zu seyn.

Dieses feine Gefühl für alles, was natürlich, frei, edel, groß, was schön und nicht schön ist, das ihre Seele so tief durchdrungen hat, dieser wahre Geist der Verschönerung begleitet sie allenthalben, sowohl am Putztische, als in den Geschäften des Hauses, sowohl im Umgange mit ihrem Geliebten, als in der Gesellschaft guter Freunde und Bekannten.

Wie leicht muß es nicht einem Frauenzimmer werden, unter den wohlthätigen Einflüssen dieses Geistes ihre Schönheit sichtbar darzustellen, und diese Darstellung bis zur Grazie zu erhöhen, und eben dadurch das Herz des Mannes unwiderstehlich anzuziehen.

Vorzüglich bieten die schönen Künste die für erhöhete Darstellung weiblicher Schönheit günstigsten Mittel dar, und machen das Frauenzimmer aufmerksam, wie es die Kraft seiner natürlichen Schönheit verstärken und vervielfältigen, und eben so mannigfaltige Abwechslung als Neuheit von angenehmen Empfindungen in dem Manne hervorzurufen im Stande ist.

Die zeichnenden Künste stellen ihr die sichtbaren Formen in verschönerter Gestalt dar. Ihr Auge entdeckt da die schönsten, sanftesten, wallenden Umrisse, die ihre Seele in eben so sanfte Bewegungen setzen, die schönsten Verhältnisse und das richtigste Ebenmaß in allen Gliedern, und sie sieht zugleich den Geist und das Leben, welches dem Künstler in todte Formen einzuhauchen gelang.

Stärker und lebhafter geschieht dieses in den Werken

der Malerei, indem daselbst die Kraft der Formen noch mehr Nachdruck und erst ihre volle Wirkung von dem Kolorit bekömmt, wodurch jene vollkommene Täuschung eines lebendigen Gegenstandes erreicht wird.

Die sanften und angenehmen Gefühle, die sonst nur einzeln und allmählig in dem Herzen entstanden, müssen jetzt bei dem Anblicke vereinigter Schönheit in größerem Maße erweckt werden und sie mit der sanftesten Wollust überströmen, wodurch ihr Geschmack am Schönen tief und unvertilgbar gegründet wird.

Hierbei wird das Auge an schönen Formen und Gestalten geübt: das Gefühl für Uebereinstimmung, Ordnung und Einheit in der Mannigfaltigkeit wird verfeinert und geschärft, und indem der Künstler alle guten und schlimmen Eigenschaften des sittlichen Menschen auch dem körperlichen Auge sichtbar zu machen und dadurch Charaktere, Bestrebungen der inneren Kräfte, Empfindungen darzustellen im Stande ist, so wird das Gefühl des sittlich Guten, das Bestreben nach Vollkommenheit und Verähnlichung zu seiner lebendigsten Kraft emporgehoben.

Dieser Anblick so vieler und vollkommener Schönheiten und die damit verbundene Aufmerksamkeit auf sich selbst erwecket endlich den reinsten Begriff vom Schönen, jenes Ideal von Schönheit, das nun bei jeder Veranlassung vor der Seele schwebt und überall zum richtigen Maßstabe des Schönen dient.

Man führe nun diese veredelte Schülerin der schönen Natur, die voll von den schönsten und richtigsten Formen und Gestalten, voll von Harmonie der Farben und der verschönerten Darstellung der Natur ist, in die Gesellschaft gut erzogener Menschen, die sich im gesellschaftlichen Tanze üben und belustigen, oder in das Schauspielhaus zu den theatralischen Tänzen, und lasse sie daselbst bemerken, wie jetzt in diese schönen Formen und Gestalten Mannigfaltigkeit der Bewegung durch vervielfachte Stellungen hineingebracht wird; wie bald sanfte Gefälligkeit, bald edler Anstand, bald muthwilliger Scherz, bald liebevolle Anmuth, bald hüpfende Freude die schönen Glieder, jeden Muskel leichter hebt

und sanfter schwellt, jeden Theil im schönsten Gleichgewichte hält, und der Geist des Frohsinns mit vereinigter Grazie des Ausdrucks über der Versammlung schwebt, und verjüngtes Leben über alle Gesichter verbreitet.

Von hier geht nun der Weg in das Schauspiel und in die Oper, wo sie in diesen schönen Gestalten noch eine sanfte Rede, einen rührenden Gesang und Vervielfältigung des Ausdrucks mit schönen Bewegungen und mit dem edelsten Anstande begleitet sieht; und hier muß ihre Empfindsamkeit zu dem Grade erhoben werden, der zur Vollendung weiblicher Schönheit erfordert wird.

Der wahre Geist der Verschönerung muß nun lebendig in ihrer Seele wirken und seine Wirksamkeit über alles verbreiten, was nur immer mit ihr in Verbindung steht. Schöner und reiner wird ihre Rede von den Lippen fließen und ihrer Stimme Wohlklang derselben neue Kraft verleihen. Ihr Gesang wird so sanft und harmonisch, so rührend und bebend in unsere Seele dringen und unser Herz ergreifen; alle ihre Bewegungen, Stellungen und Geberden werden mit lieblichem Anstand und mit unwiderstehlichem Zauber begleitet seyn.

Selbst ihr Anzug, ihr Putz, die unbedeutendste Kleinigkeit wird jetzt unter ihren Händen einen höhern Werth und einen neuen Reiz erhalten, der uns mit süßer Gewalt anzieht und fesselt. —

Die ästhetische Erziehungskunst wird also ungefähr folgenden Gang nehmen: Erstlich muß man das junge Mädchen im Zeichnen üben lassen, dadurch bekömmt sie einen richtigen und feinen Geschmack in Beurtheilung der Formen und schönen Umrisse, ihre Phantasie wird gleichsam mit sanften Modellen angefüllt und verschönert, wodurch sie nothwendig auch auf die Schönheiten der Natur und Kunst aufmerksamer und zur Empfindung derselben geschickter gemacht wird, welches unfehlbar ihr Herz verbessert und ihre Gemüthsart gefälliger macht. —

Zweitens muß man das Mädchen von Jugend an durch die Tanzkunst zu schönen Bewegungen, Wendungen und Stellungen und zu einem edlen Anstande

gewöhnen. Hierdurch wird dem Willen die Herrschaft über seine Werkzeuge verschafft, die Hindernisse werden hinweggeräumt, welche die Schwerkraft dem Spiel der lebendigen Kräfte entgegensetzen; es wird mehr Leichtigkeit, Gelehrsamkeit, mehr Gleichgewicht und ein gewisses allmähliges Ineinanderfließen der Glieder hervorgebracht, wodurch der Körper erst wahrhaftig schön und zur Darstellung körperlicher Grazie geschickt gemacht wird. Aber entläßt der Tanzmeister den Lehrling aus seiner Schule, so muß die Regel ihren Dienst schon geleistet haben, sie muß ihn nicht in die Welt begleiten, das Werk der Regel muß in Natur übergegangen seyn.

In guten Schauspielen wird man alsdann die Schülerin auf den vielfachen Reiz der Abwechslung in Stellung und Bewegung, auf die eigentliche Grazie des Ausdrucks durch schöne Mienen im Gesichte, und auf den Ausdruck der verschiedenen Charaktere aufmerksam machen. —

Aber ohne vorhergegangene Einweihung in die Philosophie des Schönen, ohne den herrschenden Ausdruck der verschönerten Natur verstehen und würdigen zu können, wird das Besuchen der Schauspiele durchaus unnütz seyn, es wird ihr zum bloßen Zeitvertreibe und ein Mittel gegen die Langeweile seyn; sie wird die schönsten und vortrefflichsten Werke der Kunst, wie eine schöne Dekoration, mit gaffendem Blicke betrachten.

Ohne wahres Gefühl für das Schöne sind Schauspiele mehr schädlich als nützlich; die Ideen werden überspannt, das zarte Gefühl artet entweder in grämliche Empfindelei, in naturwidrige Aeußerung von Empfindlichkeit oder in Koketterie aus.

Schauspiele niedriger Art sind für sittliche Bildung und Geschmack vergiftend.

Noch ist Musik und Gesang ein Hauptgegenstand ästhetischer Erziehung. Beide wirken zugleich auf die Einbildungskraft und auf das Herz des Mannes, und dringen mit unwiderstehlicher Gewalt in das Innerste seiner Seele.

Durch Musik lernt sie allmählig ihre Empfindungen

reiner und leichter auszudrücken und auf eine angenehmere und rührendere Art darzustellen, bis endlich ihre ganze Seele voll Wohllaut und Harmonie das Gepräge der höchsten Veredelung an sich trägt.

Musik und Gesang muß so natürlich und ungekünstelt seyn, daß wir blos die reine Sprache des Herzens und den lauten Ausdruck der innigsten Empfindungen zu hören und zu fühlen glauben.

Blos das einfache Lied an sich selbst hat nicht selten in dem Munde einer schönen Sängerin die Kraft, in uns die sanftesten leidenschaftlichen Empfindungen zu wecken; wodurch gelingt es einer Frau wohl leichter, ihren Gatten augenblicklich in die vortheilhafteste Stimmung zu setzen, ihn für die lebhaftesten Eindrücke empfänglich zu machen und jede Empfindung nach Willkühr seinem Herzen zu entlocken, als durch den magischen Zauber der Musik und des Gesangs?

Wie angenehm und interssant wird oft ein Frauenzimmer der ganzen Gesellschaft durch ein einziges Lied? Wie leicht vergißt man beim schönen Gesang, daß die Sängerin minder schön ist? Denkt man sich noch den edlen und feinen Anstand in Geberden, Stellung und Bewegung, und den erhöheten Ausdruck der ganzen Gesichtsbildung hinzu, so kann man auf keine Weise die höchste Wirkung des körperlichen Reizes verkennen, die dadurch hervorgebracht wird.

Fühlt der Sänger die Kraft der bilderreichen Phantasie des Dichters, nehmen gleichzeitig Mehrere an dem melodischen Vortrage Theil, so werden die Empfindungen in den Herzen wechselseitig verstärkt, erhoben zu einer Fülle des Vergnügens, das durch kein anderes Mittel in einem so hohen Grade zu erreichen möglich ist.

Dies ist ein kurzer Abriß der weiblichen Philosophie des Schönen, wie sie der Natur und der Bestimmung des Geschlechts angemessen ist, und wodurch es ihm allein gelingen wird, seiner architektonischen Schönheit, diesem zweideutigen Geschenke der Natur, an der Grazie eine Stütze und eine Stellvertreterin heranzuziehen, die auch dann noch milde Früchte bringt, wenn der reizende, aber kurzdauernde Frühling der Jugend verblühet ist.

Zwar möchte die platonische Liebe wohl etwas zu mystisch seyn, welche ein alter Philosoph vorgab, wenn er von dem Gegenstand seiner Neigung sagte: „Die Grazien residiren in ihren Runzeln, und meine Seele scheint auf meinen Lippen zu schweben, wenn ich ihren welken Mund küsse." Indeß sollte doch ein jedes Mädchen sich so bilden, daß einst nur allein der Hochachtung die Liebe Platz macht, und dies darf sie nur erwarten, wenn sie die eben so wahr als schön gesagte Bemerkung eines neuern philosophischen Weiberkenners: la beauté sans la grâce est un appat sans hameçon, auf das innigste beherzigt.

Von den Mitteln, die körperliche Schönheit zu erhalten und zu erhöhen.

Wir dürfen nicht weit suchen, um uns von der

Allgemeinheit des Verschönerungstriebes im weiblichen Geschlechte

zu überzeugen, um uns zu überzeugen, daß der allgemeine Hang zum Putz aus der Sucht zu gefallen entsteht, und daß diese auf die Geschlechtsliebe gepfropft ist.

Wenn aber der Trieb zu gefallen, wie es keines Beweises bedarf, einer der ersten und für die menschliche Gesellschaft wohlthätigsten Grundtriebe ist, die die Natur am tiefsten und am allgemeinsten in die menschliche Seele gelegt hat, so wird man den Hang zum Putz an und für sich nicht blos verzeihlich, sondern geradezu ebenfalls ganz natürlich und selbst vortheilhaft finden müssen.

Wir werden in dem schönen Geschlecht ein gewisses Bestreben nach Putz, nach Auszierung gewahr, welches immer, auch im Verborgenen fortwirket, wenn Hindernisse im Wege sind, ein Bestreben, welches auf alle weibliche Handlungen, Triebe und Neigungen den wichtigsten Einfluß hat, welches dieselben bestimmt, leitet,

und in seiner Verfeinerung auf das Vortheilhafteste berichtigt.

Dieses Bestreben nach Verschönerung äußert sich schon sehr merklich in dem kleinen Mädchen, noch ehe, als Anführung, Erziehung, eigene Beurtheilung und Nachahmung den geringsten Antheil daran haben kann.

Rousseau, dieser feine Beobachter der menschlichen Natur, sagt, die kleinen Mädchen lieben den Putz, sobald sie auf die Welt kommen. Nicht zufrieden, daß sie schön sind, wollen sie auch dafür erkannt werden. Man sieht es ihren kleinen Gesichtern an, wie sehr sie dies beschäftiget. Sobald sie nur im Stande sind, einen zu verstehen, richtet die Vorstellung, was die Leute von ihnen sagen werden, mehr aus als jede andere.

Kaum versucht das kleine Mädchen seine ersten Kräfte zum Lallen, so sehnt es sich nach einer Puppe. Diese ist ihre einzige Beschäftigung, sie schmückt sie aus, bringt unaufhörlich neue Ordnung in ihre Kleidungsstücke; und indem es seine Puppe putzt, was thut es anders, als daß es sich eigentlich selbst putzt? d. h., es sucht dadurch seinen Trieb nach Verschönerung zu befriedigen.

Aber nicht allein dieser frühe Keim in der schönen Menschenhälfte unsers Welttheils, sondern auch

Der Verschönerungstrieb bei den Weibern der rohesten Völkern der Erde

bestätigt seine ursprüngliche Allgemeinheit in der weiblichen Natur.

Man darf nur bedenken, daß sich dieser Hang zur Verschönerung, wie es die Sache mit sich bringt, nach dem Begriff von Schönheit richten muß, und daß nichts relativer, veränderlicher und mehr von Zufällen abhängend gedacht werden kann, als eben dieser, um nun auch das eben so Veränderliche und theils Ausschweifende in den Moden mit billigern Augen zu beurtheilen.

Die Damen in Europa sind nicht die einzigen, die sich gern putzen und verschönern; die Damen unter allen Himmelsstrichen sind den unsrigen ganz gleich, und die Toilette einer Schönen in Amerika ist oft noch zusammengesetzter als die Toilette einer schönen Europäerin.

Die Kleidung vieler Amerikanerinnen ist noch bunter als die Kleidung der Europäerinnen, nur daß diese Kleidung aus nichts anderm besteht als aus der Haut, die ihnen die Natur gegeben hat.

Keine Amerikanerin würde es wagen, nackend auszugehen; sie kleiden sich vorher an, das heißt, sie beschmieren den ganzen Körper mit Oel, und malen dann, nachdem es Negligee oder Putz seyn soll, allerlei bunte Figuren auf den Körper; Reisende versichern, daß ihnen solch ein Gallakleid in der Ferne manchmal recht niedlich läßt.

Uebrigens tragen sie noch große Zähne von Fischen in ihren Ohren, die ihnen bis auf die Schultern herabhängen, denn die Mütter im Lande Laos sind sehr besorgt, den kleinen Mädchen die Ohrenlöcher von Jugend auf so zu erweitern, daß man sehr bequem eine Hand durchbringen kann.

Auch tragen sie in der Nase Ringe, die ihnen bis auf die Lippen herabhängen, und es gehört hier zu den Artigkeiten des Landes, den Mund der Weiber durch diese Ringe zu küssen. Haben sie nun noch dazu ein Halsband von Affenzähnen und Armbänder von Muscheln, so nehmen sie es im Putze mit jeder Dame in der Welt auf.

Eine andere Nation in Amerika findet es sehr schön, wenn ihre Mädchen recht starke Waden haben, und um dazu zu gelangen, binden die Mütter den Mädchen in der frühesten Kindheit feste, unzerreißliche Ringe unter die Knie und über die Knöchel, und diese tragen sie, so lange sie leben.

Unter diesen Ringen, die sehr breit sind, kann folglich das Bein nicht wachsen, weil sie den freien Umlauf des Nahrungssaftes hindern: alles Blut bleibt also in dem Theile des Beines zwischen den Ringen, und macht ihnen nach und nach eine so ungeheure dicke Wade, daß Reisende versichern, der Umfang der Damenwaden sey über alle Vorstellung, und eine solche Wade sey ein Reiz, dem ein Jüngling unter dieser Nation schlechterdings nicht widerstehen könne.

Dagegen tragen die Herren dieser dickwadigen Damen eine Federperücke auf dem Kopfe, deren Größe und Umfang eben so ungeheuer ist, als die Waden der Damen.

Eine Gesellschaft dieser Nation, nackte Männer mit großen Federperücken und Mädchen mit ungeheuern Waden, gleicht vollkommen einer Gesellschaft von Franzosen aus dem sechszehnten Jahrhundert, wo die Herren ungeheure Bäuche von Kleie, und die Damen ungeheure Kuls von Pferdehaaren trugen.

Eben so wenig Gebrauch von dem Feigenblatt unserer ersten Eltern machen die Einwohner von Neuholland. Sie gehen schlechterdings ganz unbekleidet, aber dennoch nicht ganz ungeputzt. Sie inkrustiren wenigstens den Körper mit einem schwarzen Firniß, den sie wieder mit weißen Streifen bemalen, und knebeln sich einen fünf Spannen langen Knochen durch die Nase, der dick genug ist, um aller Luft den Weg zu versperren, so daß sie nicht anders als mit offnem Munde athmen, nicht anders als mit schnarrender Resonanz sprechen können.

Unter den Achaguas hält man es für schön, einen sehr großen Schnurrbart zu tragen, der über das halbe Gesicht wegläuft und dessen Spitzen auf dem Kinn zusammenlaufen. Dieser Schnurrbart ist so gemacht, daß nichts in der Welt fähig ist, ihn wieder wegzuschaffen. Die Mutter nimmt einen Fischzahn, der so spitzig und scharf wie eine Lanzette ist; mit diesem Zahn schneidet sie die Gestalt des Schnurrbarts in die Lippen, Wangen und das Kinn ein, ohne nach dem Geschrei des Kindes zu fragen, dem man diesen Reiz mittheilen will. Ist die Zeichnung vollendet, so trocknet man das Blut ab, streut in die Schnitte eine schwarze unvergängliche Farbe, und so ist der Schnurrbart auf Lebenszeit fertig.

Die Araberinnen färben die Arme, Lippen und andere stark in die Augen fallende Theile des Körpers dunkelblau. Sie tragen diese Farbe punktweise auf und lassen sie mit einer besonders dazu verfertigten Nadel so tief ins Fleisch eindringen, daß unauslöschliche Merkmale davon zurückbleiben. An den Gränzen von Tunis zeichnen sich die arabischen Mädchen, zur Erhöhung ihrer Schönheit, mit einer spitzen Lanzette und Vitriol auf dem ganzen Leibe herum blaue verschlungene Züge. Die gemeinen Weiber in Arabien stechen mit Nadeln Löcher in ihre Lippen und legen Schießpulver mit Och-

sengalle vermischt darauf. Diese Mischung zieht sich so tief in das Fleisch, daß sie für ihre ganze Lebenszeit blaue, schwarzgelbe oder bleifarbige Lippen behalten.

Sie schwärzen auch den Rand ihrer Augenlieder mit einem schwarzen, aus Ofenbruch oder Tuzia bereiteten Pulver, und ziehen mit eben dieser schwarzen Farbe von den Augenwinkeln eine Linie nach aufwärts, um dadurch die Größe der Augen scheinbar zu vermehren; denn die Morgenländerinnen setzen überhaupt die vorzüglichste Schönheit in große, schwarze, weit offen stehende, mit dem Kopfe gleich erhabene Augen.

Ein Mädchen, das unter seinen sinesischen Schwestern zu den Schönheiten gerechnet werden will, muß früh dafür sorgen, sein Auge durch ein unaufhörliches Zerren zu einer kleinen länglichen Form zu gewöhnen, es muß eine breitgedrückte Nase, lange, breite und hängende Ohren haben. Eine sinesische Schöne legt die Schminke in solcher Menge auf, daß sie schon in ihrem dreißigsten Jahre einer runzlichen Sechzigerin gleicht. Die vornehmen Sineserinnen und Japanerinnen pressen ihre Füße mit Gewalt in eine so kleine Form, daß es ihnen fast unmöglich ist, auf denselben zu stehen.

So ist denn durchaus noch kein Volk unter der Sonne gesehen worden, das nicht durch irgend eine Art von Putz die ihm von der Natur verliehenen Reize zu erhöhen, und sich dadurch liebenswürdiger zu machen suchen sollte. Ein halb Dutzend Quartbände würden zu einer vollständigen Beschreibung aller Moden kaum hinreichen.

Selbst die armseligen Einwohner des traurigen Feuerlandes nicht ausgenommen, die elenden kümmerlichen Pescheräs, die, als der Uebergang des Menschen zum Thiere geschildert werden; denn auch von diesen sieht man in der Sammlung der südländischen Merkwürdigkeiten des Göttingischen Museums ein Halsband von niedlichen schillernden Schneckchen, das bei der daran verwendeten Kunst sogar Verdacht von studirter Koketterie erwecken könnte.

Nur von den schönen Einwohnerinnen an dem Fuße des Kaukasus, den cirkassischen Mädchen, will ich meinen Leserinnen noch das Merkwürdigste erzählen.

Die so allgemein berühmte Schönheit dieser Mädchen hat ihren Grund theils in dem milden, glücklichen Himmelsstrich, unter dem sie geboren werden, mehr aber wohl noch in der sorgfältigen Erziehung, die bei diesem Volke fast ganz auf die Vorzüge körperlicher Schönheit abzweckt.

Die feine Haut sichern die Mütter ihren Töchtern schon in den ersten Kinderjahren durch die Einimpfung der Pocken, welche Operation bekanntlich aus Cirkassien erst nach Konstantinopel, von da nach London und Hannover, und nachher erst ins übrige Europa übergegangen ist.

Die schlanke Taille zu erhalten, näht man den kleinen Mädchen den Unterleib fest in einen breiten ledernen Gurt ein, der ihnen nie abgenommen, sondern blos, wenn er mit zunehmendem Wachsthum endlich platzt, mit einem andern eben so dicht anpassenden vertauscht wird. Erst wenn sie heirathen, löset ihn der Bräutigam am Hochzeitabend mit seinem Dolch.

Bei einer durch dieses Einnähen zum Umspannen schlanken Taille sind die Cirkassierinnen doch übrigens von einem blühenden, vollen Fleische, was durchgehends bei den Türken zur höchsten Schönheit gerechnet wird. Das non plus ultra in ihren Augen ist, wenn sie von einer Dame sagen können: ihr Antlitz ist wie der volle Mond, und ihre Hüften wie Polster. —

Es gibt unter ihnen Mädchen mit schwarzen und welche mit blauen Augen; welche mit schwarzem, andere mit blondem, noch andere mit rothem Haar. In ihrem Vaterlande findet man diese letzte Farbe so über alles schön, daß sich auch die Blondinen ihr Haar mit besonderen Pommaden roth färben.

Sie werden übrigens von Kindheit an zu eleganten Weiberarbeiten, zu einem gefälligen Betragen und zu einem reizenden Anstand angeführt; bei diesen vielseitigen Vorzügen begreift man den hohen, fast ausschließlichen Werth sehr leicht, worin sie bei den Türken, Persern und den vornehmen krimmischen Tatarn stehen.

Dieser hohe Werth, die Aussicht in das blendende Glück, das diesen Töchtern an der Seite eines Sultans,

Rhaus u. s. w. bevorsteht, die reiche Ausstattung an nützlichen Waaren, die die armenischen Menschenhändler nicht den Mädchen, sondern ihren Müttern geben, ist übrigens der Grund von ihrer sorgfältigen Bildung, und macht den Müttern die Trennung von ihren Töchtern nicht blos leicht, sondern erwünscht. Freilich wird aber auch ein großer Theil dieser schönen Mädchen nicht erkauft, sondern geraubt, und das vorzüglich durch die in jenen Gegenden auf Menschenraub herumstreifenden und wegen ihres unüberwindlichen Löwenmuths allgemein berühmten Lesghier, die dann ihre schöne Beute wieder an armenische und krimmische Sclavenhändler verkaufen.

Der Hauptmarkt für den cirkassischen Mädchenhandel ist, oder war wenigstens bisher zu Kaffa in der Krimm, wo überhaupt dieses Gewerbe den beträchtlichsten Zweig des Kommerzes ausmacht, und wohin eine Menge Käufer und Verkäufer zu gesetzten Zeiten zur Messe ziehen. Unter den schönen Cirkassierinnen, welche man dem Reisebeschreiber Kleemann während seines Aufenthalts in Kaffa zum Verkauf vorstellte, war die schönste ein Mädchen von 18 Jahren; sie hatte einen ansehnlichen Wuchs, schlanken Leib, edlen Gang, hellblondes Haar, große blaue Augen, eine etwas lange Nase und reizende Lippen, weiße, schön gereihete Zähne, eine blendende Haut, einen etwas langen Hals und den schönsten Busen; sie ward ihm von dem armenischen Verkäufer für 4000 Piaster angeboten. —

Allgemeine Mittel für das weibliche Geschlecht, Gesundheit und Schönheit zu erhalten.

So wie Liebenswürdigkeit die Bedingung der humanen Schönheit ist, so ist Gesundheit die Bedingung der architektonischen. Daher hört man so oft die Ausdrücke: ein schönes, liebenswürdiges Mädchen, und ein hübsches, gesundes Mädchen. Ein hübsches

Mädchen besitzt blos körperliche Schönheit, in einem schönen Mädchen ist diese mit Anmuth verbunden.

Die Natur nimmt überall das wieder zurück, was sie gegeben hat, und zerstört, was sie gemacht hat; die Frauenzimmer fühlen dies in keinem Punkte mehr als bei ihrer Schönheit.

Die menschliche Weisheit besteht aber darin, der Natur den Weg der Zerstörung so langsam gehen zu lassen, als es möglich ist, und hierzu sind die leichtesten, simpelsten Mittel von ihr selbst vorgeschrieben; es sind Arbeit, Mäßigkeit und Ruhe der Seele.

Arbeit! ein Mittel, die Schönheit zu erhalten? Man lächelt, und doch ist es ausgemacht, daß die heftigste Arbeit der weiblichen Schönheit nicht so fürchterlich ist, als der Müßiggang, denn dieser zerstört mit der Gesundheit das, was die Damen mehr als die Gesundheit lieben, wenn es ohne sie bestehen könnte.

Der Müßiggang macht die festen Theile des Körpers schlaff und nimmt ihnen die Stärke und Festigkeit, die ihre Schönheit ausmachen, er hindert den raschen Umlauf der Säfte, wodurch sie rein von aller Schärfe erhalten werden.

Die Arme werden also schlaff, die Wangen fallen ein, die Haut verliert die lebendige schöne Farbe des Lebens, wird trocken, unrein und rauh; vergeblich wendet man alle Künste an, um die sterbende Schönheit aufs neue zu beleben. —

Der Müßiggang zerstört jene rasche Lebhaftigkeit in allen Bewegungen, die den größten Reiz eines schönen Frauenzimmers ausmacht. Das erzwungene Hin- und Herhüpfen, das einige Mädchen an die Stelle dieser natürlichen und lebhaften Leichtigkeit setzen wollen, ersetzt die Stelle sehr schlecht; die Männer verstehen sich gewöhnlich sehr gut darauf, die bloße Bewegung einer Marionette von dem Leben eines fröhlichen, seines Lebens sich freuenden Wesens zu unterscheiden.

So nöthig nun auch die Arbeit für Schönheit und Gesundheit der Frauenzimmer ist, so muß sie doch nur mäßig seyn. Ihre Muskeln können keine zu schwere und zu lang anhaltende Arbeiten ertragen, und die Gra-

zien lieben den Schweiß und den Sonnenbrand nicht. Eine zu starke Arbeit nimmt dem weiblichen Körper den weichen runden Kontour und die schöne Farbe, macht den Körper eckig, muskulös und die Haut ungleich.

Die nützlichen und nothwendigen Arbeiten, welche die Frauenzimmer als Gattin, Mutter, Hausfrau verrichten, sind für ihre Gesundheit und Schönheit die zweckmäßigsten; denn das Gefühl, ihre Pflichten in diesen drei verschiedenen Verhältnissen des Weibes erfüllt zu haben, muß ihren Seelen eine große Zufriedenheit geben, und diese stille, fröhliche Zufriedenheit wirkt mehr auf Schönheit und Gesundheit, als manche gern glauben wollen.

„Warum aber sollen wir denn gerade arbeiten? Es kommt ja nur auf Bewegung des Körpers an; wir promeniren, und da bewegen wir uns ja so gut, als ob wir arbeiteten!“ —

Die Promenade ist keine Arbeit, sondern nur eine Erholung von der Arbeit. Ein Spaziergang hat die Wirkung der Arbeit nicht; denn statt den ganzen Körper und alle Muskeln desselben nach und nach zu bewegen, setzt die Promenade nur die untern Theile in Bewegung; Arme, Brust, Leib bleiben dabei unbeweglich, und die Säfte bekommen dadurch einen ungleichen Umlauf, und anstatt neues Gefühl der Heiterkeit, Stärke und Thätigkeit von der Promenade zurückzubringen, bringen die meisten Müdigkeit und Unmuth zu Hause.

Wollen Sie also, meine Damen, eine lebhafte, lebendige Farbe, eine glatte, fleckenlose Haut, die Rosen auf ihren Wangen, den Blitz in ihren Augen, das Volle, Runde in ihrer Gestalt, und die Größe in ihren Bewegungen lange erhalten, so sind sie gezwungen, das große heilige Gesetz der Natur arbeite! zu erfüllen.

Und nach einer Arbeit, wobei Geist und Körper zugleich beschäftigt sind, wird Ihnen eine Promenade eine eben so nützliche als angenehme Erholung seyn, und die reine freie Luft, ein duftendes Gehölz, ein Blumenparterre werden gewiß Ihrer Seele Thätigkeit und Heiterkeit geben.

„Allein der Tanz! Im Tanze wird doch der ganze Körper bewegt, das Herz erheitert! Warum sollte der

Tanz nicht für die feinere Welt an die Stelle der Arbeiten treten können?“

Sicher ist der Tanz ein Mittel, die Gesundheit zu erhalten, die Schönheit noch schöner zu machen, indem er dem Körper und seinen Bewegungen eine gefällige Geschmeidigkeit und einen bezaubernden Anstand gibt; allein so wie gewöhnlich unsere Bälle und Pickenicks beschaffen sind, muß der Tanz schlechterdings die Gesundheit eher zerstören als stärken. Man denke nur an die stinkenden Dünste der Lichte, der Pommaden und riechenden Wasser, und dann an die Ausdünstung von wenigstens vierzig durch den wilden Tanz erhitzten Menschen; die Lungen sind erhitzt und saugen die vergiftete Luft in ihre feinsten Gefässe; der eingepreßte Körper, die unaufhörlich wilden Walzer, die beständig ermüdenden Quadrillen, Zugluft durch geöffnete Thüren und Fenster, und dann endlich die durch die angespannte Eitelkeit erhitzte Phantasie, — wird hierdurch nicht offenbar der Körper in Unordnung gebracht und die Gesundheit muthwillig auf das Spiel gesetzt? —

Leider kann man nicht weniger Böses von der immer mehr einreißenden Beschäftigung der Damen, dem Spiele, sagen. Es ist erfunden, um die Last der Langeweise und eines müßigen Lebens von sich zu verbannen, und es zerstört Sitten, Gesundheit und Schönheit auf einmal, und vielleicht fürchterlicher, als irgend etwas anders, weil bei dem Spiele Seele und Körper in dem auffallendsten Widerspruche stehen, jene von tausend Leidenschaften beunruhigt, dieser in der größten Unthätigkeit ist.

Unter allen sitzenden Beschäftigungen vermehrt unstreitig die des Spiels die kränkliche Reizbarkeit des Körpers am meisten; der Trieb der Säfte nach den reizbarsten Theilen wird mehr verstärkt, und dadurch der Körper täglich mehr geschwächt und das Herz zerrüttet. Denn je schwächer der Körper wird, desto reizbarer ist er, desto geschwinder und vielfältiger wirkt jeder äußerliche Eindruck, jeder gemilderte Reiz, und desto gestörter sind auch alle Verrichtungen und Geschäfte des Körpers, alle Absonderungen und Ausleerungen, und desto unordentlicher wirken auch alle Organe.

Mit dieser zu großen Reizbarkeit der Nerven verschwindet die schöne Farbe des Lebens, die volle schöne Rundheit des ganzen Körpers, die Kraft der Maschine, und an ihre Stelle tritt eine graue Farbe der Haut, eine auffallende Magerkeit und jene allgemeine Nervenkrankheiten, deren Symptome noch kein Arzt berechnet, deren Anfall noch kein Heilmittel gehoben hat.

Die Leidenschaften sollen der Absicht der Natur nach nichts anders seyn, als schnelle vorübergehende Bewegungen, unfreiwillige und unwiderstehliche Triebe, unabhängig von Nachdenken, um uns bei schnellen, überraschenden Gefahren zu sichern oder andere Zwecke der Natur zu unserm Glück zu erfüllen. Aber die Menschen machen diese wohlthätigen Instinkte und Waffen der Natur gefährlich für sich, wenn sie ihre Herrschaft dauernd machen.

Die Veranlassung zu allen Ihren heftigen Leidenschaften, dieser fürchterlichen Feindinnen Ihrer Schönheit, meine Damen, liegen zu tief in Ihrer ganzen Lebensart, daß es schlechterdings vergeblich ist, Mittel dagegen aufzubieten. —

Aber Sie dürfen nur häuslicher werden, um in der sanften, vertraulichen, herzlichen, unverstellten und zärtlichen Freundschaft mit Ihren nahen Verwandten und wenigen, aber edlen Freunden, in der Erfüllung der süßen und häuslichen Pflichten das schöne Leben der sanfteren und besseren Leidenschaften der Liebe, der Hochachtung, des Mitleids, der Ehrfurcht, der Theilnahme zu fühlen, deren Gefühl jedes Gesicht interessant macht, und einem schönen Gesichte den Reiz und die rührende Unschuld eines Engels gibt; wenn hingegen die Leidenschaften, welche ein Leben nach der Mode hervorbringt, als Unruhe, Neid, Eitelkeit, Haß, Verachtung, das schönste Gesicht entstellen, die schönsten Züge verzerren, so kann man davon mit jenem sächsischen Hofnarren mit Recht sagen: Gott hat das Gesicht gemacht, aber der Teufel hat seine Krallen hineingeschlagen.

Der Unmäßigkeit im Essen und Trinken sind unsere Damen weniger zu beschuldigen, denn durch die gewöhnliche Unthätigkeit rauben sie sich auch selbst die

Möglichkeit, einmal unmäßig seyn zu können. Die Wahl der Nahrungsmittel ist indessen sehr wichtiger in Rücksicht auf Schönheit. So sind z. B. Hülsenfrüchte für sitzende Mädchen unverdaulich, blähend, versäuern und verschleimen das Blut: der Genuß vieler sauern Sachen gibt durch Austrockung und saure Schärfe zu einer bleichen Farbe Gelegenheit; allzu süße Sachen, Zuckergebackenes häufig genossen, verursachen Schärfe und Ausschläge im Gesicht; starkgesalzene und geräucherte Speisen erzeugen eine ganz besondere, das Blut auflösende Schärfe, welche die Drüsen und die Haut angreift und einen üblen Ausschlag mit Jucken verursacht; der häufige Genuß gewürzhafter Speisen bringt eine flüchtige Schärfe ins Blut und trocknet die milden Theile desselben aus, woher alsdann das Ausschlagen hitziger rother Flecken im Gesichte entstehet; fette Speisen, Buttergebackenes, Mehlspeisen, Torten, Pasteten und andere Leckereien geben zu Verschleimungen und vielerlei nachtheiligen Verderbnissen der Säfte Anlaß, wenn sie nämlich im Uebermaße und alltäglich genossen werden. Eben so sind die zu häufig genossenen warmen Getränke, deren Hauptwirkung allgemeine Erschlaffung ist, besonders der Thee und Kaffee, der Gesundheit sowohl als der Schönheit des Frauenzimmers höchst nachtheilig.

Ueberhaupt sind Frauenzimmern, die wenig körperlich arbeiten, viele Fleischspeisen, Gewürze und geistreiche Getränke, wegen ihrer reizbaren Nerven und schwächeren Verdauungwerkzeuge, äußerst schädlich; dagegen aber Speisen aus dem Pflanzenreiche, Obst und Milchspeisen vorzüglich zu empfehlen.

Statt des Kaffees ist dem schönen Geschlecht zum Frühstück Chokolade ohne Gewürze, ohne Eier, blos mit Wasser zubereitet, als ein nahrhafteres und weniger erhitzenderes Getränk, am dienlichsten.

Rother Wein, besonders Portwein, ein Glas englisches Bier, ist das beste Getränk für das Frauenzimmer bei der Mahlzeit; außer derselben ist Wasser, mit weißer Brodrinde abgekocht, das beste, wozu man bisweilen des Wohlgeschmacks wegen ein wenig Zucker und Zitronensaft, oder statt dessen unter ein Quart Wasser ein Achtel guten Franzwein gießen kann. —

Der Körper eines Gesunden erfordert sechs, höchstens sieben Stunden Schlaf; zu vieles Schlafen erzeugt ein dickes, schleimiges Blut. Die Regel ist hier: Wer leicht verdaut, braucht weniger Ruhe zum Ersatz der verlornen Kräfte, folglich auch weniger Schlaf. Der Schlaf vor Mitternacht ist der gesündeste. Nichts ist für den Körper erschlaffender als der lange Aufenthalt des Morgens im warmen Federbette. Ueberhaupt sind Federbetten in mehr als einer Rücksicht der Gesundheit nachtheilig; Matratzen von Pferdehaaren mit einer leichten Decke sind durchaus zu empfehlen. Schlafzimmer müssen freien Zugang von frischer Luft haben und im Winter nicht geheizt werden. —

Außer diesen allgemeinen, die Gesundheit und Schönheit befördernden diätetischen Regeln, hat man noch eine Menge

Von besondern Schönheitsmitteln

erfunden. Indem man mit dem nicht zufrieden war, was die Natur gab, und ihr mit Gewalt etwas abtrotzen oder durch Kunst nachmachen wollte, was nur ihr freies Geschenk ist, gerieth man auf mancherlei Irrwege. —

Betrachten wir die Schönheit von ihrer medicinischen Seite, so ergibt sich, daß drei Hauptbedingungen zu einem schönen Gesicht erfordert werden:

1) Der lebendige Reiz der weiblichen Gesichtsbildung hängt unstreitig von der größern Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln, von der leichtern Ausdehnbarkeit der Blut- und Wassergefässe ab, hierzu tragen vorzüglich die kleinen Fettkügelchen bei, die unter der Haut, besonders in der Gegend der Wangen und des Mundes zerstreut liegen, jeden Muskel umgeben, denselben beweglicher machen, die Haut auflockern, und zugleich die Weichheit und Geschmeidigkeit derselben erhalten. Die kleinen Härchen, womit die Oberfläche der Haut, wie mit dem zartesten Flaumen bedeckt ist, verstärken die Wirkung jener Lebendigkeit. Wird dieses zarte Fett ausgetrocknet oder verzehrt, so ist jedes Schönheitsmittel unnütz.

2) Ein zweites Erforderniß ist der gute Zustand der Schweißlöcher des Gesichts; sind diese gehörig offen und

an ihren in die Haut gehenden Spitzen etwas erhaben und locker, so hat das Gesicht jenes reizende jugendliche Ansehen, was es aber durch österes Waschen und vorzüglich durch zusammenziehende und verstopfende Mittel verliert.

3) Die dritte Bedingung, worauf die Schönheit beruht, ist ein gutes, gesundes und nicht stockendes Blut.

Nach diesen unläugbaren Bedingungen der Schönheit können nun alle jene Künste geprüft und die schädlichen von den unschädlichen leicht unterschieden werden.

Schädliche Schönheitsmittel

sind die gewöhnlichen Schminken*).

Es gibt bekanntlich rothe und weiße Schminke. Die gewöhnlichen weißfärbenden Mittel sind: Der Sublimat, weißer Vitriol, Perlen, Benzoe, Wismuth, Bleiweis, und hiervon vorzüglich das Kremserweis, Koboldpräcipitat, Alabaster und Puder. Roth färbt Karmin, Zinnober, Kugellack, die mit Zinnober gemachte Seife, Talg (ein venetianischer kalkartiger Stein) mit Saflor gefärbt, und die Blume der Amaranthe. Branntwein macht auch auf eine kurze Zeit die Haut roth, wegen seiner erwärmenden und zusammenziehenden Kräfte. Die

*) Der Gebrauch der Schminke ist so alt als Eifersucht und Bestreben, vor andern zu gefallen. Hiobs Töchter verschönerten sich schon mit einer Schminke, die aus Spießglas bereitet war. Auch die Königin Isabel schminkte ihr Angesicht, schmückte ihr Haupt und sah zum Fenster hinaus, als sie erfuhr, daß Jehu nach Jesreel käm, und doch reizte ihn ihre Schönheit so wenig, daß er sie zum Fenster heraus stürzen ließ, 2. Kön. 9, 30. Die Griechen kannten die Schminke schon in den heroischen Zeiten; Europa entwandte der Juno ihre Schminkbüchse Vom athenischen Frauenzimmer lernte das römische den Gebrauch der rothen und weißen Schminke; im Plautus, Ovid und Plinius findet man die genaue Beschreibung ihrer Zubereitung. Zu Cäsars Zeit schminkten sich die Brittanier mit einer himmelblauen Farbe. Katharina von Medicis brachte zuerst die Mode der Schminke nach Frankreich, von da kam sie bald, besonders unter Ludwigs XIV. Regierung, an die übrigen europäischen Höfe. — Die Schminkpflästerchen stammen von den schwarzen Mählern her, welche die Araber und Perser für eine Schönheit hielten; wer nun keine solche schwarze Mähler im Gesichte hatte, der suchte sie durch schwarze Pflästerchen zu ersetzen. Vermuthlich ist die Mode durch die Kreuzzüge nach Europa gekommen.

Haare, Augenbraunen und Augenwimpern werden mit kalcinirtem Kupfer schwarz gefärbt. Die Namen, welche die Parfumeurs ihrer Komposition geben, als Rouge à la Reine, oder Rouge vegetal, aus Talg und Saflor, Rouge de Portugal, aus Karmin und Talg, Blanc de perles, u. s. w.*) sind bekannt.

Wenn man die Wirkung dieser Mittel auf den menschlichen Körper beurtheilt, so wird sich leicht ergeben, daß einige davon die Haut reizen und angreifen, andere hingegen dieselbe zusammenziehen. Das erstere thun die Mittel von Quecksilber, Kobold, Kupfer; das letztere Vitriol, Blei, Branntwein, einige nur in einem größeren Grade als die andern. Besonders saugen die kalkartigen Schminken das feine Oel in sich, welches die unzähligen unter der Haut liegenden Talgdrüschen absondert, wovon eigentlich der schöne Teint entsteht.

Mittel aber, welche die Haut reizen, anfressen, zusammenziehen, machen sie nicht feiner, nicht glatter, nicht weißer, kurz nicht schöner, sondern schwarz, rauh, hart, uneben, runzlich, gelb, blau, zuweilen roth.

Eine andere schädliche Wirkung der Schminke ist, daß sie, naß oder trocken aufgerieben, die feinen Poren der Haut verstopfen, und also die unmerkliche Ausdünstung verhindern. Das, was aber als unmerkliche Ausdünstung oder als Schweiß aus der Haut hervorquillt, ist unserm Körper nicht mehr dienlich, und wird daher vom Blut abgesondert.

Daher erkrankt der Mensch, wenn diese Unreinigkeiten im Körper zurückgehalten werden. Der verhaltene Ausdünstungsstoff wird schärfer, reizt vorzüglich die Nerven des Kopfs, bewirkt zugleich Reize auf die Nerven der Augen, der Zähne, daher das beständige Kopfweh. Die Schwindel und Vapeurs, die Mattigkeit und der gleichsam entseelte Blick der Augen, der marternde Zahnschmerz herrschen epidemisch unter den sich Schminkenden. Die Haut muß wegen des ihr entzogenen feinen Oels alle Geschmeidigkeit verlieren, rauh werden, in mehlige Schüppchen zerspringen, abwelken, und in unförmliche Ringeln zusammenschrumpfen, die in dem

*) Perlen werden selten oder vielleicht jetzt gar nicht mehr zur Schminke gebraucht.

menschlichen Gesicht ein widriges Ansehen machen, wenn hingegen jene Falten, die das Alter auf dem Gesichte gezogen hat, demselben eine gewisse Würde geben. — Ferner werden durch das Aufreiben solcher Schminkpulver die feinen Hautwärzchen abgestoßen; die Natur erzeugt wieder neue, die aber viel gröber und stärker sind, als die ersten, und daher der Haut eine schwülige Dicke und Härte geben.

Allein nicht blos durch den unmittelbaren ätzenden, zusammenziehenden und austrocknenden Einfluß auf die Haut schaden die Schminken, sie gelangen auch auf mancherlei Wege ins Innere des Körpers. Um sich zu überzeugen, daß die Haut mit einer Menge Einsaugungsgefäße versehen ist, darf man sich nur in einem Absud von Rhabarber baden, oder Kampfer, Moschus, Knoblauch in die Haut reiben; man wird bald am gelben Harn, bald am übelriechenden Athem bemerken, daß diese Dinge durch Einsaugung in das Blut übergegangen sind. Eine Salbe von Quecksilber auf die Haut gerieben verursacht wankende Zähne, süßlich riechenden Athem, Speichelfluß u. s. w.

Da nun die Schminke auf die Mündungen der Gefäße gerieben wird, so kann es nicht anders seyn, als daß etwas davon eingesogen und in die Masse des Bluts übergehen sollte. Schminken also, welche aus Blei, Wismuth, Zinn, Quecksilber verfertigt sind, verursachen Bleikoliken, Schwindsuchten, Nervenschwäche, Krämpfe, Auflösung und Verderbniß der Blutmasse, Ausfallen der Zähne, der Haare, Augenbraunen, und eine Menge anderer Krankheiten, an deren Heilung die Aerzte verzweifeln.

Aber auch dieses sind noch nicht alle schädliche Folgen der Schminke. Sie mag trocken oder naß auf die Haut gerieben werden, so geschieht es leicht, daß bei der Bewegung der Gesichtsmuskeln durch Sprechen, Lachen etwas von dem Munde abfällt, und durch Einathmen in den Mund beim Essen und Trinken in die Lunge und den Magen gebracht wird und den Körper langsam vergiftet.

So lange das Quecksilberpräparat nur im Munde hängen bleibt, setzt es sich an die Zähne und an das Zahnfleisch und frißt solche an. Die Zähne werden

schwarz, das Zahnfleisch mürbe, schwarzblau, blutend, geschwürig; die Zähne werden locker in ihren Höhlen, sie fallen häufig aus und der Athem stinkt.

Geht es in die Lungen und den Magen, so reizt es, inflamirt und frißt an, und es entstehen Husten, Blutspeien und Lungensucht; geht es in das Blut, so löst es solches auf, verursacht Cachexien, faule Fieber, starke Blutflüsse u. s. w.

Die Bleimittel hingegen trocknen den Körper aus, verursachen trockne Lungensucht, Brustwassersucht, Gelbsucht, Zittern und Schwäche der Glieder, Verstopfungen aller Art, hysterische Zufälle u. a. m. Was kann man wohl von einem solchen erkrankten, vergifteten Körper für eine Nachkommenschaft erwarten? —

„Viele Personen sind bei dem Gebrauch der Schminke alt geworden," wendet man vielleicht ein. Freilich leiden nicht alle Körper von äußern Uebeln auf gleiche Art, die dauerhaften weniger als die schwachen; aber jedes Uebel schadet immer in einem gewissen Grade, wenn es auch noch so unmerklich ist, und der stärkste Körper wird nie das seyn und werden, was er außerdem hätte seyn und werden können.

Die Schminke ist die gefährlichste Feindin für weibliche Schönheit; sie ätzt nicht nur die feinen Gesichtszüge aus, sondern sie verdrängt, wenn ihr Anstrich auch der feinste von der Welt ist, das sprechende Leben in der Physiognomie.

Unter diesem leblosen Firniß kann jene duftende Wärme des Bluts, jenes wallende, leichtathmende Leben nicht hervorschimmern, welches der ganzen Physiognomie so viel Reiz und Anmuth gibt. Die feinen, sanften Züge und Wellenlinien können unter dieser Uebertünchung nicht wahrgenommen werden; jener zarte, auf der Oberfläche hingestreute Flaum, um durch Brechung der Lichtstrahlen desto lieblicher zu täuschen, wird übertüncht.

Die schöne und wahre Farbenmelodie des Gesichts, wenn das Blut dem gerührten Herzen schneller entströmt oder plötzlicher zurücktritt, wenn Freude, Genuß, Hoffnung, Theilnahme, Ruhe, Scham in den feinsten mannigfaltigen Zügen sich malen, oder wenn Schrecken,

Schmerz, Trauer, Abscheu die Seele ergreifen und eine neue Farbenmischung hervorbringen, kurz jede Gemüthsstimmung, jeder Zauber der Seele geht unter diesem todten Firniß verloren.

Wie bedeutend ist nicht oft eine einzige Linie, ein einziger Zug in dem weiblichen Gesichte? Tausendfach ist die Sprache, welche die Natur bei jeder leichten Rührung, jeder sanften Regung, jeder leisen Empfindung, jedem Herzschlag der Liebe und warmen Zuneigung in das weibliche Antlitz zaubert, um den Mann durch Liebreiz und Anmuth zu fesseln und zu beseligen; und dieses Erhabenste, Göttliche, was das Weib allein zum liebenswürdigen Weibe macht, wagt es, mit frechen Händen zu besudeln, zu vertilgen, zu schänden! —

Welchem Maler ist es wohl je gelungen, jene so leise und unmerklich in einander fließende Farbenmischung, jene Haltung und Harmonie des Ganzen, jene sanfte, gleichsam schwebende Rundung, jene Zauberei der Natur im weiblichen Antlitz hervorzubringen? — Und das Weib untersteht sich, da zu malen, wo auch der größte Künstler voll Ehrfurcht für die Geheimnisse der Natur seinen Pinsel bescheiden niederlegt. —

Wird man nun noch überdies die Disharmonie zwischen den geschminkten und ungeschminkten Theilen des Gesichts und des Busens, des Halses, der Augen, der Augenbraunen, Haare u. s. w. gewahr; so ist es unbegreiflich, wie ein Weib es sich träumen kann, einem Manne von Geschmack gefallen zu wollen. —

Und was noch mehr als alles ist, wie soll der Mann in einem geschminkten Weibe eine gute, schöne, beglückende Seele vermuthen, das den Stempel der Lüge und Verfälschung auf seinem Gesichte trägt; muß er nicht vielmehr glauben, daß ihre Seele eben so zur Verstellung, Schalkheit und Betrug geneigt ist, eben so heuchlerisch, als ihr Gesicht lügenhaft ist?

Selbst der beste weibliche Charakter, wenn er auch anfangs mit Widerwillen von dem herrschenden Zeitgeschmack, von der tyrannischen Mode fortgerissen ward, bleibt nicht das, was er war und was er hätte werden können; er wird immer mehr zu Neid und Eifersucht ge-

neigt werden, die Verschönerung außer sich selbst zu suchen, und sich immer weiter von dieser und von der Natur entfernen.

Wie ist es wohl möglich, auf eine geschminkte Wange den Kuß der Liebe zu drücken, ohne vor Furcht zu zittern, Gift zu saugen. Wie ist es möglich, sich einem solchen Mädchen als Gatte hinzugeben, ohne daß tausend bange Ahnungen von Trug und Arglist in der Seele erwachen? —

Und wenn hierdurch nun die Schritte der Zeit, dieser unaufhaltsamen Zerstörerin der Schönheit, beschleunigt worden, wenn endlich alle Kunst der Koketterie ihren Dienst versagt und jene körperliche Folgen sich in größerem oder minderem Theile zu dieser Unzufriedenheit gesellen, wenn das unterdrückte Gefühl der Wahrheit sich nicht länger in Schlummer wiegen läßt, wenn die Stimme der Natur sich endlich erhebt und für beleidigte Menschheit Rache fordert, welcher fürchterliche Kampf von Leidenschaften, von Begierden, Vorwürfe und Abschen muß da in der Seele des Weibes entstehen! —

Und dies alles, um Gecken und Narren zu gefallen, um eine elende Sitte des Hofs, der großen Welt und der glänzenden Assembleen nachzuahmen; — o ihr thörichten Weiber, wie könnt ihr so blind gegen eure wahren Vortheile seyn! —

Noch einmal, meine Damen, wollen Sie lange gesund leben, ihre natürlichen Reize und wahre Schönheit lange behalten, so machen Sie aus Nacht nicht Tag, beschäftigen Sie sich mit mehreren häuslichen Arbeiten, machen Sie sich öftere Bewegungen in frischer Luft, gewöhnen Sie sich an einfache Nahrungsmittel, vermeiden Sie den häufigen Genuß der Liebe, und verabscheuen Sie endlich die schädliche, zeitig alt machende Schminke, so werden Sie gewiß lange schön bleiben. Ich meine hiermit nicht, daß sie alle Aufmerksamkeit auf die Erhaltung und Verbesserung Ihrer Schönheit aus den Augen setzen sollen, es ist ihnen vielmehr der Gebrauch

Von unschädlichen Verschönerungsmitteln

zu empfehlen, welche die natürlichen Verrichtungen des Körpers nicht stören, sondern sie vielmehr befördern helfen.

Daß das Daseyn der unter der Haut liegenden Fettkügelchen zu einem sanften Teint wesentlich erfordert wird, ist schon vorhin bemerkt worden. Zu Erhaltung und Wiederherstellung derselben sind die sogenannten Italiänischen Masken ein vortreffliches Mittel. Sie werden auf folgende Art bereitet:

Man zerschmelze 6 Loth weiß Wachs in einem neuen Tiegel bei gelindem Feuer, und gieße 4 Loth Pomeranzenblüthwasser hinzu; beides wird so lange umgerührt, bis das Pomeranzenwasser sich völlig verzehrt hat. Dann gießt man 3 Quentchen Mandelöl, 1 Loth weiß gewaschenen und gereinigten Schmeer hinzu. Wenn diese Masse sich über gelindem Kohlfeuer vereiniget hat, so entfernt man sie vom Feuer und taucht ganz neue Leinwand hinein, welches man in Zeit von zehen Minuten dreimal widerholt. Die Leinwand wird getrocknet und über weiß Papier gedehnt, damit sie glatt bleibt. Man schneidet davon so viel ab, als nöthig ist, um eine gewöhnliche Maske zu füttern. Alle sechs Tage wird das alte Futter mit einem neuen vertauscht.

Statt der Masken kann man sich auch Schnupftücher bedienen, deren Zubereitung folgende ist: Man löse in einem Quart warmem weißen Wein 1½ Loth gereinigten Alaun und 1 Loth Tragant auf, vermische solches mit 2 Loth Kalbsfußgalerte, dem Eiweis von 2 Eiern und 1 Quentchen fein gestoßenen Gewürznägelein, und destillire das Ganze bei gelindem Feuer. In dieses Wasser werden feine weiße Schnupftücher 12 Stunden lang eingeweicht, nachher gelinde ausgerungen und im Schatten getrocknet. Dieses 12 Stunden lange Einweichen der Tücher, das nachherige Auswinden und Trocknen wird auf die beschriebene Art dreimal wiederholt. Mit diesen so zubereiteten Schnupftüchern wird das Gesicht den Tag öfters gelinde abgerieben, auch etliche Stunden damit bedeckt.

Ein anderes gutes Maskenfutter, womit die gewöhnlichen Masken zum nächtlichen Gebrauch ausgefüttert werden können, ist folgendes: die feinste Leinwand wird 8 — 12 mal mit Rosenwasser gewaschen und nach jedesmaligem Waschen getrocknet; diese Leinwand wird

mittelst eines Pinsels mit Eidotter bestrichen, welches mit Rosenwasser abgerieben worden ist, worin man zuvor, z. B. in 1 Pfund 3 Quentchen, Tragant aufgelöset hat.

Die Leinwand wird hierauf über Papier ausgedehnt und im Schatten getrocknet.

Wenn mit dieser Leinwand die Maske ausgefüttert worden ist, so kann dieselbe nachmals mit einer Salbe bestrichen werden, welche aus 3 Theilen Mandelöl und 1 Theil weißem Wachs zusammengesetzt worden ist.

Reinlichkeit ist für die Schönheit eben so wesentlich als für die Gesundheit; die reinlichsten Völker waren zu allen Zeiten auch die schönsten und gesundesten. Das wichtigste Reinigungsmittel ist das Baden. Es reinigt und öffnet die Hautgefäße, befördert die freie Ausdünstung, verdünnt und versüßt die Säfte durch das eingezogene Wasser, und gibt dem ganzen Körper Stärke und Munterkeit. Ist der Schweiß an der Haut zähe oder fett, so gebrauche man feine Seife oder Mandelkleien im Bade.

Das Waschen mit warmem Wasser ist durchaus nachtheilig; die Ausdünstungsgefäße werden zu sehr erweitert, erschlafft, und bei dem zu starken Hervorbringen der Säfte nach der Oberfläche entstehen leicht scharfe Ausschläge. —

Man wasche sich mit reinem weichem Flußwasser, welches am wenigsten mit Erd- und Salpetertheilchen vermischt ist, oder mit frischen reinen Molken oder destillirten Wassern, z. B. mit Bohnenwasser. In Ermangelung alles dieses kann man sich auch des abgekochten und im Keller wieder kalt gewordenen Brunnenwassers, worin man einige Hände voll Lindenblätter geworfen, bedienen.

Nie wasche man sich sogleich, wenn man das warme Bett verlassen hat, oder wenn Staub auf das Gesicht gefallen ist, denn hierdurch wird die Unreinigkeit in die Schweißlöcher eingerieben und die Haut durch den mehr aufgelöseten Staub angegriffen.

Weit sicherer ist es, das Gesicht täglich etliche mal, oder so oft es nöthig ist, mit einem weißen Tuch gelinde

abzureiben, auf welchem sich Staub und Unreinigkeiten, wie man es jedesmal wahrnehmen kann, häufig anhängen. Zeigen schwarze Pünktchen und kleine Knöpfchen eine bereits geschehene Verstopfung der Schweißlöcher der Haut, so kann das Gesicht öfterer mit einem Stück Scharlach gelinde abgerieben, und zuvor mit dem von weitem angebrachten Dampfe von warmer, mit Hollunderblüthe abgekochter Milch gebadet werden.

Zu starkes Reiben verschiebt jedoch leicht die Haut, besonders muß es verhütet werden nach Erhitzungen vom Gehen und Tanzen.

Noch nachtheiliger ist das tägliche Waschen mit Wasser und Seife; es vertilgt und schleift die feinen zaserichen Spitzen so vieler in die Haut gehender Gefäße auf der Oberfläche des Gesichts ab, macht sie breit, und das Gesicht bekommt statt jenem reizenden jugendlichen Ansehen, einen glatten widrigen Glanz. —

Man wasche sich daher überhaupt alle 8 bis 14 Tage nur einmal, und zwar des Abends, wenn man nicht wieder an die Luft kömmt, mit vorhin genannten Wassern oder Molken. Ist das Gesicht von Natur sehr zart, so nimmt man statt des Flußwassers das Wasser von destillirten Melonen, oder das aus allmälig hart gesottenem Eiweiß ausgepreßte so vortreffliche Wasser. Außer diesem muß dann, zur Erhaltung eines schönen Teints, das Gesicht, wie schon oben gesagt, vorzüglich aber des Morgens und Abends, mit einem rein gewaschenen weichen Tuch gelinde abgerieben werden.

Die allgemeinen Fehler der Haut bestehen darin, daß sie entweder zu weich und schlaff, oder zu rauh und spröde ist, oder daß ihr die gesunde frische Farbe mangelt, oder daß sie durch Ausschläge verunstaltet ist.

Die Schlaffheit und Bläße der Haut entsteht durch warmes Waschen, durch zu warme Kleidung, Aufenthalt in zu warmen Zimmern, allzu langes Schlafen, besonders in Federbetten, und durch den häufigen Genuß des warmen Getränks. Um der Haut die gehörige Spannung und die darauf beruhende lebendige Gesichtsfarbe wieder zu geben, entferne man zuvörderst alle diese Uebel, suche hingegen die reine frische Luft, mische bei

dem unter diesen Umständen erforderlichen öfteren Waschen etwas Wein oder Branntwein, oder am besten ungarisches Wasser unter das Waschwasser; alles dieses zieht zusammen, stärkt und trägt zur frischen Gesichtsfarbe bei. Rührt aber die blasse Gesichtsfarbe von schwacher Verdauung, von Mangel an Leibesbewegungen her, so ist die Hülfe des Arztes durchaus nöthig; er wird den Gebrauch von bittern Kräutern, Extrakten von Stahlarzeneien, von mineralischem Wasser verordnen. Außer dem Reiben des ganzen Körpers, und besonders der Füße mit Flanell, den man mit Mastix durchräuchert hat, sind hier alle andere äußerliche Mittel schädlich.

Ist bei einer gelben Gesichtsfarbe wirkliche Kränklichkeit vorhanden, so muß der Arzt helfen und die Säfte verbessern; dieser wird bald entdecken, daß die Leber, die Milz, das Gekröse verstopft, der Magen verdorben oder ein anderer Umstand in Unordnung gerathen ist. Er wird eröffnende Mittel (z. B. Kräutersäfte), erweichende Bäder und genaue Diät verordnen, und dadurch die Patientin erst in den Stand setzen, äußerliche Mittel mit sicherem Erfolg anzuwenden, unter denen hier vorzüglich folgende Seife zum Waschen zu empfehlen ist. Man nehme:

Ochsengalle	1	Loth,
Gestoßenes Weinsteinsalz	2	—
Pulver von florentinischer Veilchenwurzel	1	—
Fein geschabte venetianische Seife	9	—

Hierzu gieße man guten weißen Wein so viel als nöthig ist, um kleine Kugeln davon zu machen, deren man sich anstatt der Seife bedient, jedoch mit dem Unterschied, daß das mit diesen in Wasser eingeweichten Kugeln bestrichene Gesicht erst nach einer Viertelstunde mit laulicher Milch abgewaschen wird.

Bei der Rauhheit und Sprödigkeit der Haut, wo wegen gehinderter Ausdünstung Schärfen zurückbleiben und leicht Flecken entstehen können, müssen gerade die entgegengesetzten Mittel angewendet werden. Hier dient das Waschen und Baden in lauem Wasser, lauer Milch; Dampfbäder von warmer Milch, von Wasser, worin Hollunderblüthe oder andere erweichende Kräuter gekocht worden; das Baden in Eselsmilch ist schon von

der schönen Kaiserin Pappäa als ein für die Geschmeidigkeit der Haut günstiges Mittel gebraucht worden.

Bei einer allzutrocknen Haut ist noch ein anderes, in seiner Zubereitung zwar mühsames, aber auch der schönen Gesichtsfarbe überaus günstiges Mittel zu empfehlen. Es ist die Salbe von Rehbocksfett, die auf folgende Art bereitet wird:

Man wasche 3 bis 4 Netze von jungen Rehböcken zum öftern mit Rosenwasser; bis sie weiß werden, lege sie dann in eine porzellänene Schüssel, gieße soviel weißen Wein darauf, daß die Netze bedeckt werden, und lasse sie drei Tage lang an einem kühlen Ort durchziehen. Hierauf zerschneidet man die Netze in kleine Stückchen, wirft sie in einen glasurten Topf nebst zwei zerschnittenen Zitronen, aus denen die Kerne genommen worden. Ferner thue man hinzu:

Gewürznägelein	1/2	Loth,
Storax	1	—
Benzoe	1	Quentchen,
Weinsteinsalz	1	Loth,
Rosenwasser	2	Pfund.

Dies alles wird bei einem sehr mäßigen Feuer so lange gekocht, bis das Fett zergangen ist; alsdann drückt man die Masse durch ein starkes Tuch in eine porzellänene Schüssel, worin 1/2 Quart weißen Wein gegossen worden. Ist es kalt geworden, so nehme man das Fett ab, reibe es weiß mit Orangenblüthwasser, und verwahre es zum Gebrauch. Des Abends bestreiche man das Gesicht damit, und trockne es nach einer halben Stunde wieder ab, oder lege sogleich die Maske die Nacht über auf.

Daß diese erweichenden Mittel nicht länger angewendet werden müssen, als der fehlerhafte Zustand der Haut dauert, versteht sich von selbst, wenn man sich das entgegengesetzte Uebel nicht zuziehen will.

Zur Verdünnung der Schärfe und des Schleims in dem Geblüte, welche beide eine so reichhaltige Quelle in der gewöhnlichen Lebensart des schönen Geschlechts haben, und zur Verschönerung des Teints ist überhaupt folgende Tisane zum Trinken des Nachmittags zu empfehlen. Man nehme:

Klettenwurzel	1 Loth,
Scorzonerwurzel	1 —
Graswurzel	1 —
Süßholzwurzel	½ —
Wilde Zimmetrinde	½ —
Geraspeltes Hirschhorn . . .	½ —

Dieses alles schneide man klein und koche die Hälfte mit 2 Kannen siedendem Wasser in einem neuen Topf so lange bei gelindem Feuer, bis der vierte Theil Wasser eingekocht ist. Wenn es abgekühlt ist, gießt man es durch einen Durchschlag, und füllt es zum bestimmten Gebrauch in eine Bouteille.

Bei einer sehr rothen Gesichtsfarbe, sofern die Lungen gesund sind, liegt die Schuld an allzu dünnem und flüchtigem Blut, oder an Krämpfen des Unterleibes. Ohne Zweifel wird der Arzt bei allzu dünnem Blute Geleen, Graupenschleim mit Zitronensaft und gelind stärkende Arzneien, wider Krämpfe aber Bäder und krampfstillende Mittel vorschlagen.

Nach dem Gebrauch dieser Mittel hat das Waschen des Gesichts mit Kuhmilch, mit einem gleichen Theil Erdbeerwasser vermischt, eine sehr kühlende Eigenschaft. Auch kann man sich hier der beiden Arten oben beschriebener Masken des Nachts bedienen.

Besonders muß man aber das allzu späte Schlafengehen, den Genuß gesalzener und geräucherter Speisen und des warmen Getränks vermeiden.

Fällt die Gesichtsfarbe ins Braunrothe, so ist ein stockendes, gallichtes Blut vorhanden; der Arzt wird hier vorzüglich abführende Mittel verordnen. Der Gebrauch der beschriebenen Tisane ist auch sehr dienlich. Um die allzutrockene Haut geschmeidig zu machen, ist folgendes vortreffliche Waschwasser zu empfehlen. Man nehme:

Weißen Weihrauch . . .	½ Loth,
Storax	½ —
Venetianischen Borax . . .	½ —
Kampfer	½ Quentchen,
Weißen Wein	½ Quart,
Weißes Lilienwasser . . .	1 —

Dies alles lasse man 24 Stunden gelinde destilliren, und bewahre es hernach zum Gebrauch auf.

Unter andern ist das allzu starke Schwitzen, besonders im Gesicht, dem jugendlichen Ansehen und der schönen Gesichtsfarbe sehr gefährlich. Man bemerkt dieses allgemein an der, schwere Arbeiten verrichtenden Menschenklasse; ihre Gesichter ältern und verlieren das Volle und Runde früher, als andere Menschen, deren Lebensart nicht mit so häufigem Schwitzen verbunden ist.

Vorzüglich wird durch flüchtige Salze im Blut bei schwächlichen Frauenzimmern diese Geneigtheit zu schwitzen erregt. Der beste medicinische Rath bei diesem Umstande ist folgender: Alle Leibesbewegungen müssen allmählich unternommen und das Bett sehr früh verlassen werden. Des Morgens, Nachmittags und Abends muß statt des warmen Getränks reine Kuhmilch getrunken, Mittags aber solche Speisen genossen werden, die durch einen gelinden Schleim die Schärfen des Bluts einwickelt und das Blut in seinem schnellen Laufe aufhält. Hierher gehören Reis, Gries, Grütze, Graupen, Gallerten, das Fleisch junger Thiere mit Sauerampfer und Spinat zubereitet. Beim Schlafengehen ist der Gebrauch kühlender und beruhigender Pulver sehr zuträglich.

Wenn man diese Vorschriften genau beobachtet hat, so kann man allmählich anfangen, die Haut durch folgendes Wasser gelinde zusammenzuziehen. Man nehme:

Aus nur wenig hartgesottenem

Eiweis gepreßtes Wasser	. . 2	Eßlöffel voll,
Zitronensaft	. . . . ½	— —
Fein gestoßenen Alaun	. . 3	Gran,
Wegbreitwasser	. . . . . . ½	Quart.

Dies alles vermische man zusammen, und wasche oder benetze nur das Gesicht des Tages einigemal damit.

Eine Haut, die bei scharfer Luft in der Kälte leicht aufspringt, wird ohne Schaden dadurch verbessert, wenn unter das Waschwasser die Hälfte weißer Wein oder ein Dritttheil Eau d'Arquebusade oder ein Sechstheil Franzbranntwein gegossen wird.

Eine sehr zarte und feine Haut des Gesichts kann z. B. auf Reisen der Sonnenhitze nicht ohne Nachtheil ausgesetzt werden; man schützt dieselbe sehr leicht dadurch, daß man das Gesicht mit Eiweiß, in Rosenwasser zer-

schlagen, am frühen Morgen vermittelst eines weichen Schwämmchens benetzt, und es erst am Abend wieder abwäscht.

Die Sommersprossen sind Flecken, die der Farbe, Gestalt und Größe nach den Linsen ähnlich sind, die gewöhnlich entstehen, wenn die Haut durch die Sonnenhitze zu sehr ausgetrocknet wird. Aber nicht immer ist die Sonnenhitze schuld, denn man nimmt sie auch an bedeckten Theilen und an Klosterfrauen wahr; sie entstehen nicht nur bei denen, die sich nach Erhitzungen plötzlich erkältet oder bei starkem Schwitzen kalt getrunken haben, sondern auch durch innere Verderbung der Säfte. Gute Diät und blutreinigende Mittel, als Tamarindenmolken, Brühen von Körbelkraut, der oben beschriebene Holztrank müssen innerlich gebraucht werden.

Aeußerlich, meine schönen Blondinen, die Sie am meisten bei dem herannahenden Frühling seufzen, nehmen Sie klein gestoßenen Alaun, lassen denselben mit wohl geschlagenem Eierweiß vermischen und an ein gelindes Kohlfeuer setzen, lassen Sie es beständig umrühren, damit es nicht hart werde; sobald es aber anfängt, einen Schaum von sich zu geben, entfernen Sie es sogleich vom Feuer. Mit dieser Salbe bestreichen Sie fünf bis sechs Tage nacheinander Gesicht und Hände, und ihre Sommerflecken werden sich zusehends verlieren. Waschen Sie sich aber alle Morgen, wenn Sie aufstehen, mit einem Wasser, worin Bohnen gekocht worden, rein wieder ab. —

Mehrern Erfahrungen zu Folge ist auch Schlehenblüthe, in Milch gekocht, ein sehr wirksames Mittel gegen die Sommerflecke; man läßt sie kalt werden und wäscht sich Abends damit, zugleich gebraucht man auch den warmen Trank davon, als ein inneres, die reine Gesichtsfarbe beförderndes Mittel.

Wenn die Galle wegen Leberverschleimungen im Blute stockt und durch die Sonnenhitze in's Gesicht gezogen wird, so entstehen braune, breite Flecken, die man Leberflecken nennt, die eben so wie die Sommerflecken behandelt werden.

Aeußerlich kann man sich folgender Salbe bedienen:

Hechtgalle . . . . ½ Loth,
Seife . . . . 2 —
Weinsteinsalz . . . . . 1 Quentchen,
Frisches Mandelöl, so viel als nöthig ist, um davon vermittelst Reiben in einem steinernen Mörser eine Salbe zu bekommen. Man bestreiche damit des Tags einigemal die Flecken, und lasse es eine Stunde darauf liegen. —

Sehr wirksam soll auch noch folgendes einfache Mittel seyn: Man zerschneidet Meerrettig in kleine Würfel, gießt scharfen Weinessig darüber, verstopft das Glas wohl und läßt es vierzehn Tage lang in der Erde vergraben; hernach wascht man beim Schlafengehen die Flecken so lange mit diesem Essig, bis sie vergehen.

Bei gelben Flecken in der Haut des Gesichts, die von Verstopfungen der Gallengänge, Verschleimungen des Unterleibs und der Unordnung eines andern gewissen Umstandes herrühren, dient folgende Salbe:
Venetianische Seife . . . . 3 Loth,
Schwarze pulverisirte Nießwurzel 2 Quent,
Storaxessenz . . . . . . ½ Loth,
Gestoßenes Weinsteinsalz . . 1 —
Mandelöl so viel als nöthig ist, damit aus diesen, in einem steinernen Mörser zerriebenen Stücken eine Salbe werde, die sich aufstreichen läßt.

Sollte diese Salbe zu schwach gefunden werden, so kann man einen Theil Ochsengalle und einen Theil Schierlingssaft mit drei Theilen Meerzwiebelsaft, bei gelindem Feuer vermischt, statt einer Salbe brauchen; doch müssen in diesem Falle die Flecken einzeln bestrichen werden.

Schwarze Flecken des Gesichts entstehen von schwarz-gallichtem Blute, wozu Gallenkrankheiten, zu vieler Genuß geräucherter Speisen, Mißbrauch im Kaffee und andern hitzigen Getränken Anlaß geben. Aeußerlich wirkt ein Theil Ochsengalle, mit sechs Theilen venetianischer Seife und ein Theil Olivenöl vermischt, woraus eine Kugel zum Waschen gemacht wird, am allerbesten auf diese Flecken.

Bei allen diesen Flecken wird indessen, wie schon ge-

sagt, jede äußerliche Kur unnütz und schädlich seyn, wenn dieselbe nicht durch innere Mittel vorbereitet worden ist. Die Natur treibt alle Unreinigkeiten auf verschiedene Weise aus dem Körper, und wir sehen daher jene Erscheinungen auf der Haut; werden blos äußere Mittel angewandt, so werden sie unter die Haut zurückgeworfen, und die Natur ist gezwungen, andere und für die Gesundheit gefährlichere Wege zum Wegschaffen dieser Unreinigkeiten zu suchen.

Die innere Kur beschränkt sich vorzüglich auf abführende und das Blut versüßende Mittel: sechs bis acht Wochen lang müssen alle scharf gesalzene und die bereits oben als der Schönheit überhaupt nachtheilige Speisen vermieden werden, und das Gesicht darf binnen dieser Zeit nicht gewaschen werden. Des Morgens muß ein Quart versüßte Kuh- oder Ziegenmolken, des Nachmittags aber die beschriebene Tisane getrunken werden. Zugleich ist ein gelind abführendes Pulver, des Morgens und Abends zu einem Theelöffel voll genommen, zu empfehlen, welches aus

Rhabarber	. . . .	1/2 Loth,
Weißer Magnesia	. . . .	1/2 —
Präparirten Krebsaugen	. .	1/2 —

bestehen kann.

Gelbe und blaue Flecken, die vom Fallen und Stoßen verursacht worden, kann man leicht vertreiben, wenn man Kleie, Salz und Essig so lange zusammen sieden läßt, bis die Kleien die Feuchtigkeiten in sich gezogen haben; man lege hiervon nur ein paarmal etwas auf, und das kleine Denkmal wird bald verschwinden.

Wenn Sie, meine schönen Damen, das Unglück gehabt haben, daß Ihre zarte Haut in der Sonne braun geworden ist, so dürfen Sie nur ein halb Quart Milch mit dem Safte einer Limonie und einem Löffel voll Branntwein durch einander kochen lassen, es wohl abschäumen, etwas weißen Zucker hinzufügen, und sich das Gesicht des Abends damit waschen.

Die rothen Flecken an der Nase und an dem obern Theile der Wangen kommen meistentheils vom Mißbrauche des Weins und anderer geistigen Getränke

her; man enthalte sich derselben, und der Kupferhandel wird von selbst verschwinden; wo nicht, so sind innerliche Mittel nothwendig.

Finnen sind kleine, harte und rothe Knoten oder Beulchen, welche im Gesicht herauskommen, weder jucken noch schmerzen, auch nicht vereitern. Gemeiniglich sind sie die Folge von scharfen und erhitzenden Nahrungsmitteln, können daher durch kühlende Abführungsmittel weggeschafft werden. Es kann auch hier die nur eben beschriebene Vorbereitungskur gebraucht, und dabei frische, säuerliche Früchte, Sauerampfer, Spinat, gekochter Salat, Mohrrüben, Gries, Graupen, Gallerten, überhaupt viel Zugemüse und wenig Fleisch genossen werden. Aeußerlich hat öfters das Waschen mit Salzwasser oder mit dem Goulard'schen Wasser gute Dienste gethan. Letzteres erhält man in den Apotheken. Bei dem Gebrauch wird es gut umgerüttelt, davon etwas in eine Theeschale gegossen und mit einem darein getauchten leinenen Lappen das Gesicht benetzt; anfangs ist es rathsam, dieses Goulard'sche Wasser mit abgezogenem Erdbeerwasser zu vermischen. Doch ist in diesem Falle beim Gebrauch äußerlicher Mittel alle Behutsamkeit zu empfehlen. —

Rothe Flecken der Haut, welche vom Stiche der Mücken, Schnecken, Bienen, Wespen und anderen Insekten entstehen, werden durch aufgeschlagenes kaltes Wasser oder Weinessig vertrieben. Auch ist es gut, solche Flecken mit einer Abkochung von Hollunderblüthen zu brühen, Oel einzureiben oder Theriak aufzulegen. Besser als alles dieses aber ist ein Umschlag von Kartoffeln. Die Zubereitung ist so einfach, als das Mittel selbst. Man stößt eine rohe Kartoffel, ohne sie abzuschälen, in einem Mörser zu Brei (ein gleiches kann man durch das Reibeisen oder durch Schaben mit einem Messer bewirken) und legt diesen auf den rothen geschwollenen Fleck. Die Masse wird so leicht warm, daß man den Umschlag beinahe alle fünf Minuten frisch auflegen muß; der Erfolg ist von der schnellsten Wirkung. Dieser Umschlag wird auch bei verbrannten Gliedern mit größtem Nutzen angewandt.

Die sogenannten **Mitesser**, welche man gleich Würmern mit schwarzen Köpfen bei Kindern und Erwachsenen zuweilen aus der Haut, besonders aus der Nase, Stirne, Brust u. s. w. herausdrücken kann, entstehen von dem dickgewordenen und verdorbenen Schleim in den Hautdrüsen. Das beste Heilungsmittel ist das warme Bad, und nach demselben ein Linament aus zwei Theilen Waizenmehl und Bierhefen, und einem Theile Honig, in die Stellen der Haut, die damit besagt sind, eingerieben, und hierauf wohl mit einem eingeseiften Stück Flanell wieder abgerieben. Oft ist das Waschen mit warmem Wasser und Seife oder Waizenkleie allein hinreichend.

Unter andern verunstaltenden Auswüchsen der Haut sind die **Warzen** die gemeinsten. Dieses sind kleine, ziemlich harte, mehr oder weniger empfindliche, an allen Theilen des Körpers vorkommende Hautauswüchse, die zuweilen auf Stielen, zuweilen mit einer breiten Grundfläche in der Haut, wie ein Stein im Ringe sitzen. Die unterliegende Haut ist gemeiniglich beweglich und läßt sich aufheben, hin und her schieben, zuweilen jedoch unbeweglich und an den darunter liegenden Theilen angewachsen. Ist eine innere Ursache Schuld, so muß diese aufgesucht und gehoben werden, und dann verlieren sich die Warzen von selbst.

Bei Kindern von 4 bis 10 Jahren, die zu häufige Milchspeisen genießen, entstehen oft Warzen in großer Menge; hier muß man die Milchspeisen aussetzen, und die frischen Säfte oder die Abkochungen von Gundermann, Löwenzahn, Körbel, Huflattig mit 10—30 Tropfen Huxham'schen Spießglaswein nehmen lassen. Oder man lasse in der Apotheke folgendes Mittel bereiten:

Sapon. antimon. ℥ij
Extr. taraxaci
G. ammoniaci aa ʒß
Syr. cort. aurant. q. s.
M. F. Pilul. pond. gr. y.

Hiervon werden täglich 8—20 Stück genommen.

Manchmal verschwinden die Warzen auf diese, so wie bei Erwachsenen auf gegebene Purgiermittel, und auf

die gegen die innere Ursach gerichtete Arzneien von freien Stücken. Rühren sie aber von örtlichen Mitteln her, so muß man sie mit dem Saft von Feigenblättern, oder Wolfsmilch, oder Schöllkraut, mit einer Abkochung von Schierlingsblättern, mit faulem Regenwasser, zerstoßenem Weinsteinsalze, schwarzer Seife, Terpentinöl, rohem Salmiak, Salmiakgeist, Meerzwiebel mit heißem Oel oder weichem Harze vermischt, mit der Wurzel oder den Blumen der Herbstzeitlose, mit den in Salz getauchten Blättern des großen Hauslauches reiben; ferner einigemal des Tages mit Spießglasbutter, oder 8 bis 12 mal täglich mit spanischer Fliegentinktur bestreichen und in der Zwischenzeit mit einem spanischen Fliegenpflaster bedecken, mit scharfem Weinessig, worin so viel Salz aufgelöst ist, als sich auflösen läßt, öfters befeuchten, mit einem Taig aus Salmiak und Mutterharz belegen, imgleichen durch den lang anhaltenden Druck einer kleinen Münze oder halben Erbse und dergl., die man mit einer Binde befestigt, so wie auch auf eine der folgenden Arten wegschaffen.

Man faßt nämlich die Warze zwischen zwei Fingern, hebt sie mit der Haut in die Höhe, um sie von den unterliegenden Theilen zu entfernen, und sticht in dieselbe eine glühende Nadel so tief, daß sie die Wurzel der Warze erreicht. Ist die Warze breit, so sticht man 2 — 3 mal an verschiedenen Orten. Hierauf reibt man des Tages einigemal eine erweichende Salbe ein. Gemeiniglich fällt die Warze darauf in einigen Tagen ab.

Oder man legt um die Warze, wenn sie auf keiner zubereiteten Grundfläche sitzt, einen seidenen Faden oder ein Pferdehaar, oder noch besser einen feinen Draht, und dreht denselben anfänglich nur gelinde, täglich aber immer fester und fester, jedoch nicht so fest zu, daß ein starker Schmerz entsteht.

Hierauf hebt sich die Warze allmählig in die Höhe, steigt gleichsam aus der Haut empor, so daß sie zuletzt mit einer Zange ganz leicht vollends herausgezogen, und wenn ihr unterer Theil zumal spitzig zuläuft und in einen Faden endigt, abgeschnitten werden kann.

Oder man muß die Warze täglich, je öfter je besser

reiben, stark nach allen Seiten hin und her drücken, kneipen, rütteln, zwischen die Nägel fassen, in die Höhe ziehen, hin und her bewegen, und darauf eine erweichende Salbe einreiben. Nach einiger Zeit sondert sich die Warze rings umher ab, wird endlich ganz los, so daß sie mit einer Zange aus der Haut hervorgezogen und abgedreht werden kann.

Endlich ist zu merken, daß jedes von den obengenannten scharfen und ätzenden Mitteln, wenn die Warze nicht wieder wachsen soll, bis auf ihre Wurzel dringen, die Anwendung desselben aber ganz wegfallen muß, wenn es heftige Schmerzen und beschwerlichere Zufälle als das Uebel selbst ist, z. B. eine heftige Entzündung, starke Eiterung, eine üble Narbe, und folglich eine größere Unförmlichkeit, als die ist, welche man heben will, erregt, und die Warze an unterliegenden flechsichten, oder sonst wichtigen und empfindlichen Theilen angewachsen ist.

Uebrigens bedeckt man, wenn man ein Aetzmittel braucht, den Theil mit einem Pflaster, das in der Mitte eine Oeffnung hat, damit blos die Warze entblößt bleibt und das Aetzmittel nicht auf die nahliegenden gesunden Theile wirken kann. Auch kann man den über der Haut hervorragenden Theil der Warzen mit der Scheere wegschneiden, ehe man das Aetzmittel auflegt. Ist die Warze schmerzhaft, so muß durchaus ein erfahrner Wundarzt zu Rathe gezogen werden.

Die Flecken nach den Pocken sind Ueberbleibsel einer Eiterung und Entzündung, wovon die Haut und die Hautgefäße gelitten haben. Um dieselben zu vertreiben, muß man alle reizende und erhitzende Nahrungsmittel vermeiden, und während acht Wochen nur kühlende, etwas schleimige, nahrhafte, jedoch leicht verdauliche Speisen genießen. Dahin gehören Graupen-, Gries-, Habergrützsuppen, Spinat, Möhrenwurzeln, junges Geflügel, Kalbfleisch, gekochtes Obst; des Morgens versüßte Molken, bei Tische gutes Magenbier, Nachmittags einen Trank von Gerste mit Hirschhorn gekocht, und nachher mit Zitronensaft vermischt. Uebrigens sind gelind abführende Mittel von Manna, Tamarinden und Rhabarber, die noch übrigen Unreinigkeiten wegzuschaf-

fen, erweichende und eröffnende Banden, die Ausdünst... g der noch übrigen Schärfe zu befördern, sehr zu empfehlen.

Das Gesicht muß binnen dieser acht Wochen nur alle 4 bis 6 Tage mit Wasser gewaschen werden, worin geriebene weiße Brodkrume gekocht worden ist; nach Verlauf dieser Zeit kann es mit folgendem vortrefflichen Wasser gewaschen werden. Man nehme gereinigten, weiß gewaschenen und zerlassenen

Schmeer	1 Pfund,
Seeblumenwasser	1 —
Große Reneten	6 Stück,
Oder statt dieser zerschnittene Zitronen	2 Stück,
Weiße Lilienwurzel	½ Pfund,
Zerschlagene und gewaschene Kälberfüße	3 Stück,
Weinsteinsalz	1 Loth,
Wallrath	4 —

Dies alles wird in ein großes Zuckerglas gethan, 24 Stunden stehen gelassen, und nachher bei gelindem Feuer destillirt. Mit diesem Wasser, welches sich an einem kühlen Orte 24 Tage hält, kann das Gesicht des Tags dreimal mit einem weichen Schwamm benetzt werden, je länger man es darauf läßt, jemehr man sich dabei der Luft enthält, desto sicherer ist seine Hülfe.

Wenn die Pockenflecke sehr brennen, so ist anstatt des vorigen folgendes Mittel anzuwenden. Man nehme:

Weichgekochten Reiß	½ Pfund,
Den Saft von	2 Zitronen,
Weiße Brodkrume	½ Pfund,
Melonenkerne	1 —
Weißen Wein	½ Quart,
Seeblumenwasser	1 Pfund.

Es wird so wie das vorige 24 Stunden stehen gelassen, dann destillirt und gebraucht.

Bei den Pockengruben hat das zarte Fett unter der Haut gelitten. Zu Ergänzung derselben ist die bei den Pockenflecken zu beobachtende Diät, und äußerlich die zweite Art der oben beschriebenen Masken bei Nacht, die oben beschriebene Salbe von Rehbocksfett hingegen bei Tage zu gebrauchen.

Die Winkel des Mundes schlagen zuweilen aus und

fangen an zu näſſen, beſonders wenn eine ſaure Schärfe dazu Anlaß gibt. Zuförderſt ſind hier abführende Mittel und die Enthaltung aller ſcharfen und geſalzenen Speiſen nöthig; äußerlich kann man folgenden heilſamen Balſam aufſtreichen. Man nehme:

Balſam des Lukatalls	1 Loth,
Roſenöl	1 —
Gelbes Wachs	½ —
Allaun pulveriſirt	6 Gran.
Präparirte Tutia	12 —

Dies alles wird vermiſcht und zu einer Salbe verarbeitet, um damit die kleinen Wunden zu beſtreichen.

Der Bildhauer Johann Joſeph Götzel in Augsburg will ein Mittel erfunden haben*), das menſchliche Geſicht von den Jahren an, da man anfängt, alt zu werden, ohne Spiritus, ohne Schminke oder andere Medikamente, in etlichen Minuten um 15 bis 20 Jahren zu verjüngen. Der Erfinder hat an ſich ſelbſt die auffallendſte Probe gezeigt. Die Verjüngung koſtet einen Konventionsthaler. Man muß entweder den Künſtler zu ſich berufen, oder ſelbſt zu ihm reiſen. Ob viele Damen die Reiſe nach Augsburg gemacht haben, und wie ſie von da zurückgekommen ſind, davon iſt mir nichts bekannt.

Die Augenbraunen dienen ſowohl zum Schutz der Augen, indem ſie das Herabfließen des Schweißes verhindern, als auch zu einer großen Zierde des Geſichts. Man gibt ihnen dadurch eine ſchöne Form, wenn man ſie öfters mit einem feinen Bürſtchen von der inwendigen Seite gegen die auswendige ſtreichet; hierdurch bewirkt man auch zugleich, daß ſie zwiſchen den Wurzeln ihrer Haare beſſer ausduften.

Wenn die Augenbraunen bei den Pocken oder andern Zufällen ausgefallen ſind, kann man ihren Wachsthum durch folgendes Mittel befördern. Man nimmt:

Fett von ſchwarzen Gartenſchnecken . .	6 Loth,
Reines friſches Vipernſchmalz	3 —
Zwiebeln von weißen Lilien, die noch etwas ſaftig ſind	2 —

*) Die Anzeige davon ſtand in der Frankfurter Kaiſerlichen Reichs-Ober-Poſt-Amts-Zeitung 1790. Nr. 176.

Dies alles wird in einem Tiegel bei gelindem Feuer eine Stunde langsam gekocht, und während es noch warm ist, durch ein Tuch gedrückt. Die Augenbraunen werden damit täglich öfters bestrichen.

Um den durch ähnliche Krankheiten verloren gegangenen Haaren an den Augenliedern wieder ein neues Wachsthum zu geben, nehme man von der mittlern weichen Rinde des Ulmenbaumes 4 Loth, und 8 Loth weißes Lilienöl, dies koche man zusammen bei gelindem Feuer in einem Tiegel eine Viertelstunde lang, drücke alsdann das Dünne durch ein Tuch, und vermische damit 1 Loth frisches Vipernschmalz. Mit dieser Salbe werden die Ränder der Augenlieder vermittelst eines Pinsels von Biberhaar bestrichen.

Die Schönheit des Haares hat vorzüglichen Antheil an dem Effekt eines schönen Kopfs, daher sind denn auch fast nirgends so viel Versuche gemacht worden, als in diesem Gebiete weiblicher Reize.

Das Wachthum der Haare zu befördern ist sehr leicht, wenn nur der Körper gesunde Säfte hat. Die ganze Kunst besteht darin, daß der Kopf und die Haare täglich vom Schweiße gereinigt und ausgekämmt werden. Das Verwirren der Haare ist ihrem Wachsthum besonders hinderlich. Den Kindern muß man daher das Hinterhaar, sobald es sich thun läßt, besonders des Nachts in einen oder zwei lockere Zöpfe einflechten. Man wasche zuweilen den Kopf und die Haare mit warmem Wasser und Seife, wodurch aller fette Schmutz weggeschafft, die Gefäße geöffnet und der Zufluß der Säfte vermehrt, die Haare geschmeidig gemacht, ihre Kanäle erweitert, und also das Wachsthum befördert werden muß. Will dieses nicht helfen, so müssen die Haare öfters abgeschnitten, oder noch besser, kahl abrasirt werden, und zwar muß täglich so lange damit fortgefahren werden, bis die Haare anfangen stark zu wachsen.

Die Haare sind verschiedenen kränklichen Zufällen unterworfen, die aus innerlichen und äußerlichen Ursachen entstehen. Von innen kann eine besondere Verderbniß der Säfte die Haarzwiebeln und Wurzeln zerfressen, zerstören, sie können aus Mangel der Säfte austrocknen.

Aeußerlich entstehen Fehler, wenn die Haare zu nachläßig besorgt werden, wenn sie lange verworren bleiben, und sich also der Schweiß darin anhäuft. Oder wenn sie zu viel mit Pommade eingeschmiert werden, besonders die dicken fetten Haare. Diese müssen durch öfters eingestreuten und wieder ausgekämmten Puder ausgetrocknet und von allem anklebenden fetten Schmutz gereinigt werden. Krause und spröde Haare müssen hingegen öfters mit weicher Pommade bestrichen werden, um sie geschmeidig zu machen. Das öftere Brennen mit dem Eisen richtet die Haare gänzlich zu Grunde, alle Geschmeidigkeit und Wachsthum wird ihnen dadurch benommen, der Saft wird ihnen entzogen, sie werden ausgetrocknet, mürbe, und ersterben endlich ganz und gar.

Man sollte den Puder durchaus vermeiden und ihn nur höchstens zum Trocknen der Haare gebrauchen. Er verstopft die Hautgefäße, und ist nicht nur dem Wachsen und Erhalten der Haare nachtheilig, sondern sein Schaden erstreckt sich auf viele andere Theile des Körpers, vorzüglich auf die Augen, die Nasen, Lungen u. s. w.

Mit Vergnügen sieht man jetzt auf dem Lande und in Städten, selbst in den glänzenden Cirkeln, junge Damen, die theils aus Ueberzeugung, leider aber noch mehr aus Modegeist, ihr Haar in einem kunst- und puderlosen Schmuck tragen. Auch von den Köpfen der Jünglinge und Männer verschwindet allmählig Puder und Zopf; es fehlt uns noch der Schritt unserer steifen Hof- und Dikasteratenzunft — und wir haben eine barbarische Thorheit weniger. —

Wenn nach heftigen Krankheiten, nach hitzigen Fiebern, nach dem Wochenbett die Haare ausgehen, so sind deswegen die Haarzwiebeln nicht verdorben, die Haare wachsen wieder allmählig, so wie der Körper an Kräften gewinnt. Hierzu tragen nährende und stärkende Fleischbrühen, stärkende Arzneien, Chocolade u. dergl. bei. Zugleich ist es zuträglich, die Haare des Abends und Morgens mit folgender Pommade zu reiben. Man nimmt

Dachsfett	6 Loth.
Haarfett	1 —
Bärenschmalz	3 —

Hanföl . . . . 2 Loth,
Leinsaamenöl . . . . 2 —
Storax . . . . 1½ —
Florentin. Veilchenwurzel . . . 2 —
Frauenhaar (Flores capillor. Veneris) 3 Händevoll.

Dies alles wird in einem Tiegel bei gelindem Feuer eine Stunde lang gekocht und nachher durch ein Tuch gedrückt. Hiervon wird jedesmal so viel, als die Größe einer Muskatennuß beträgt, genommen, und damit das Haar durchrieben.

Wenn die bloße Trockenheit der Haut am Ausgehen des Haares schuld ist, so ist, neben der Enthaltung aller gesalzenen und geräucherten Speisen, eine Kur von Selserwasser mit Ziegen- oder Kuhmilch vermischt, und der Gebrauch der eben beschriebenen Pommade zu empfehlen.

Die gewöhnliche und beste Pommade wird aus

gelbem Wachs . . . . 1 Loth,
weißem Wachs . . . . 2 —
frischem gereinigten Schöpsentalg 7 —

bereitet. Dies alles schmelze man in einem Tiegel, schäume das Aufschwimmende fleißig ab; wenn dies geschehen und die Masse kalt geworden ist, gieße man 1 Quentchen Cedernöl darunter.

Um das verderbliche Brennen der Haare zu vermeiden, können solche durch folgende Mittel kraus und lockig gemacht werden:

Man nimmt:

Das Weiße von . . . . 1 Ei,
Fein gestoßenen weißen Zucker . 1 Quent,
Weißen Wein . . . . 1 Eßlöffel,

Und macht eine Salbe davon.

Oder man nimmt:

Gummi Elemi . . . . 1 Loth,
Rosenwasser . . . . ½ Pfund,

und läßt beides ein wenig zusammenkochen.

Das Haar wird hiermit des Abends benetzt und mit Haarwickeln aufgerollt.

Wenn man die Haare da, wo sie nicht wachsen sollen, vertilgen will, legt man Löschpapier mit versüßtem Salzgeiste auf den haarichten Theil. Oder man nehme:

Operment . . . . 2 Loth,
Ungelöschten Kalk . . . . . . 2 —
Silberschaum . . . . 1 —

Dies kocht man so lange in 1/2 Pfund Wasser, bis von einer Schreibfeder die Federn abgehen. Hiermit wird der Theil bestrichen, und bald darauf mit Lilien- oder Rosensalbe belegt. Um die Röthe der Haare zu vertreiben, ist das leichteste und wirksamste Mittel, die Haare recht oft abzuschneiden oder wegzurasiren, je öfter sie abgeschoren werden, desto geschwinder verfärben sie sich. Ein Ordensgeistlicher, der als Novize ein brennend rothes Haar hatte, bekam nach einigen Jahren, da ihm sein Orden die Tonsur zur Pflicht machte, völlig schwarzes Haar. Oefteres Kämmen mit einem bleiernen Kamme, besonders, wenn man unter die gewöhnliche Pommade gute Storaxessenz mischet, befördert gleichfalls das Schwarzwerden der Haare.

Unter den Mitteln, welche die Augen hell, glänzend und gesund erhalten, nimmt das kalte Wasser die erste Stelle ein, man versäume daher nie, beim Aufstehen und Schlafengehen sie damit zu baden; man kann sich dazu der gewöhnlichen Augenbäder bedienen.

Gesunde und weiße Zähne sind die höchste Zierde des Mundes und ein Zeichen der Gesundheit. Gutes Zahnfleisch muß hart anzufühlen, nicht weich, nicht geneigt zum Bluten seyn. Die Farbe muß zinnoberroth seyn, nicht bläulich oder dunkelroth. Es muß über die Zähne gehen, so daß die Zähne hervorragen. Wer solch ein Zahnfleisch hat, braucht nichts, als täglich mit einem kleinen Schwamm, in frisch Wasser getaucht, über Zähne und Zahnfleisch wegzufahren, sie vom Schleim zu reinigen. Das Zahnfleisch muß täglich ein bis zweimal mit dem Finger gestrichen werden, bei den untern Zähnen nach oben hin, und bei den obern nach unten, damit sich kein Weinstein und Schleim zwischen Zahn und Zahnfleisch setzen kann.

Wer schlechtes Zahnfleisch hat, muß es täglich mit einem zusammenziehenden Pulver reiben, z. B. mit feiner China. Man reibt es auf das Zahnfleisch, läßt es eine Weile sitzen, sodann reibt man es mit Wasser vermittelst des Fingers auf dem Gaumenfleisch hin und her

Auch thut folgendes Zahnfleischelixir vortreffliche Wirkung:

Zimmt	1 Unze,
Gewürznäglein	2 Drachmen,
Die Schale von	4 Zitronen,
Trockne rothe Rosenblätter . . .	1 Unze,
Brunnenkresse	1 Handvoll,
Pyrethrawurzel	1 Unze,
Salbei	1 —
Löffelkrautspiritus	2½ —
Weingeist	10 —

Alles muß wohl gestoßen und in eine gläserne Bouteille gethan werden, und dann 24 Stunden auf heißem Sande anziehen. Wenn man davon Gebrauch machen will, gießt man eine halbe Theetasse voll in ein Glas, gurgelt und wäscht das Zahnfleisch damit vermittelst eines Schwämmchens. Dieses kann täglich einigemal geschehen.

Bei guten Zähnen sind folgende Regeln zu beobachten. Alle Morgen müssen die Zähne vermittelst eines in lauwarmes Wasser getauchten Schwämmchens vom Schleime gereinigt werden; ganz kaltes Wasser ist eben so schädlich, als heißes Trinken und Essen; doppelt schädlich ist es aber, wenn Kälte und Hitze an den Zähnen plötzlich abwechselt, wenn man z. B. auf warmes Essen sogleich kalt trinkt.

Das Hin- und Herreiben mit einer Bürste oder einem Schwamm taugt nichts, dadurch kommt Unreinigkeit zwischen die Zähne, man muß blos die Zähne oben und unten abreiben.

Gleich nach dem Essen muß der Mund mit Wasser ausgespült und der Gebrauch der Zahnstocher so lang als möglich vermieden werden. Die von Federkielen fein geschnittene sind indessen unter allen die besten.

Wer schlechte Zähne hat, muß Zahnpulver gebrauchen. Zitronen, Kremor-Tartari macht zwar die Zähne weiß, aber sie sind auch, so wie jede Säure, dem Email schädlich.

Ist bloßes lauliches Wasser nicht hinreichend, den Schleim oder die sogenannte Weinsteinmasse von den

Zähnen fortzuschaffen, so kann man sich des Pulvers aus schwarzgebrannter Brodrinde, oder auch folgenden Zahnpulvers bedienen, das die Zähne wohl reinigt, das Zahnfleisch befestiget, und zugleich einen angenehmen Athem gibt. Man nimmt:

Gute Mekkabohnen braun gebrannt	2	Loth,
Myrrhe, beste Sorte	1/2	—
Gumilak	1/2	—
Kaskarille	1/2	—
Römischen Alaun	1/2	Quent.

Dieses alles wird zu einem nicht gar zu feinen Pulver gestoßen, wozu noch ein Quentchen zerriebene frische Zitronenschale gemischt wird. —

Auch ist folgende Latwerge ein vortreffliches Mittel zur Erhaltung schöner Zähne.

Man nimmt:

Rothe Korallen	1/2	Unze,
Drachenblut	2	Drachmen,
Knochen vom Wallfisch	2	—
Kokuskörner	10	Stück,
Bimsstein	1	Unze,
Nelkenöl	20	Tropfen,
Zimmetöl	30	—

Narbonischen Honig, so viel als nöthig ist, um eine Latwerge daraus zu machen. Die übrigen Ingredienzien werden fein gepulvert und durch ein feines Sieb gesiebt.

Alle Zahnpulver dürfen aber nur so lange gebraucht werden, als die Zähne unrein sind, und wenn sie es nicht mehr sind, werden sie blos wieder mit frischem Wasser gereinigt. Entstehen übrigens die Krankheiten der Zähne durch innere Ursachen, Verderbniß der Säfte, so muß ein Arzt die Krankheit untersuchen und die Mittel bestimmen. —

Wenn der Busen den von der Natur ihm vorgesteckten Grad der Vollkommenheit erreichen soll, so muß man bei dessen Bekleidung durchaus darauf sehen, daß er auf keine Weise gedruckt, gepreßt oder gereizt wird. Es ist eine für die Schönheit und Gesundheit der Brüste äußerst schädliche Gewohnheit, durch Schnürleiber, von welcher Art sie auch sind, sie erhöhen zu wollen, denn

sie werden schlaff, und sinken, sobald jener Druck von außen aufhört, nur desto tiefer herunter. Da die Brustwarzen hierdurch eingedrückt werden und sich zurückziehen, so ist auch dieser Gebrauch für eine künftig säugende Mutter offenbar nachtheilig. Man hat Beispiele, daß das zu starke Pressen die Milchgefäße so verengt hat, daß sie zur Absonderung der Milch gänzlich untauglich wurden, woraus dann Entzündung, Geschwülste, Aufbrechen u. dergl. entstanden ist.

Um die schöne weiße, blendende Farbe des Halses und des Busens zu erhalten, muß man dieselben nie der Abendluft aussetzen, anstatt seidener Tücher feine leinwandne tragen, und sie öfters mit einem weißen reinen Tuch abreiben, da sonst die in den vielen Schweißlöchern und Drüsen dieser Theile leicht stockende Fettigkeit eine gelbliche Farbe verursachen. —

Das zu ofte Waschen der Hände macht die Haut trocken und hart, und nimmt ihm diejenige Geschmeidigkeit, ohne welche sie aufhört, schön zu seyn. Das Waschen mit der gewöhnlichen Seife und Seifenspiritus ist daher zu vermeiden.

Zur Erhaltung schöner, weicher und weißer Hände ist folgendes Mittel sehr dienlich. Man nimmt:

Abgeschälte bittere Mandeln .	16 Loth,
Kraftmehl	3 —
Den Dotter von	4 Eiern,
Weißen Wein	1 Quart.

Dies alles wird in einer Pfanne unter beständigem Herumrühren, zu Vermeidung des Anbrennens, bei gelindem Feuer gekocht. Die Masse wird nachher in eine steinerne Büchse gethan, man nimmt des Morgens und Abends eine welsche Nuß groß davon, um die Hände in weichem und reinem Fluß- oder Regenwasser damit zu waschen.

Zu dem nämlichen Gebrauch ist auch folgendes Mittel vortrefflich. Man nehme:

Bittere geschälte Mandeln . . .	8 Loth,
Süße geschälte Mandeln . . .	4 —
Weißen Senfsamen	2 —
Weißes Bohnenmehl	2 —

Weiße Brodkrume	4 Loth,
Gestoßenes Weinsteinsalz . . .	3 —
Ochsengalle	1 —
Das Eyweiß von	4 Eiern,
Zitronensaft von	2 Zitronen,
Geläuterten	3 Loth.

Dies alles wird in einem steinernen Mörsel unter lange fortgesetztem Reiben in eine Masse verwandelt, wozu man während des Reibens etwas Lavendelöl gießen kann. Um die Hände fein und weich zu erhalten, ziehen viele Frauenzimmer des Nachts über Handschuh auf, die inwendig mit Mandelöl bestrichen worden sind. Die beste Art, zu diesem Zweck dienliche Handschuh zuzubereiten, ist folgende: Man wäscht Waschhandschuh so lange in reinem Fluß- oder Regenwasser, bis das Wasser ganz hell und rein davon abläuft: hierauf wäscht man die Handschuh noch einmal, besonders mit Rosenwasser, und trocknet sie im Schatten. Wenn die Handschuh auf diese Art zubereitet sind, durchreibt man sie so lange mit frischen Eidottern, bis sie davon ganz und gar durchdrungen sind. Man läßt alsdann die Handschuh abermals allmälig trocknen, und durchreibt sie wiederum mit einem Theil Lavendelöl und mit sechs Theilen frischem Mandelöl zugleich, und hängt sie hierauf an die Luft. Zuletzt rollt man sie mit einem Rollholze, und bedient sich derselben auf die bestimmte Art.

Wenn die Nägel an den Fingern den Händen zur Zierde dienen sollen, werden folgende Eigenschaften dazu erfordert. Die Nägel müssen mehr lang als breit seyn, doch sollen sie nicht über den Finger hinauswachsen; es steht vielmehr gut, wenn das Fleisch des Fingers etwas Weniges unter dem Nagel hervorragt. Sie sollten erhaben, rund, und nicht platt gedrückt seyn; sie müssen schwach, röthlich und der hintere Theil, der kleine Mond genannt, muß groß seyn und weiß aussehen; die ganze Oberfläche der Nägel muß glänzen.

Man hat wenig zu beobachten, um den Nägeln diese Schönheit zu geben. Der vordere schwarze Rand der Nägel, der über die Finger hinauszuwachsen pflegt, muß öfters abgeschnitten werden, so oft nämlich, als er wie-

der etwas gewachsen ist. Zum Beschneiden der Nägel muß man sich durchaus scharfer Instrumente, eines Federmessers oder einer Nagelscheere bedienen, die nicht einreißen und splittern; die Ränder müssen überall gleich abgeschnitten und zuletzt fein und glatt abgeschabt werden, damit keine spitzige Ecken bleiben. Durch das öftere Abschneiden werden die Nägel in gutem Wachsthum erhalten, wodurch sie dann nicht nur mehr in die Länge wachsen, sondern auch dünner und durchsichtiger werden, und also jenes schöne durchscheinende Inkarnat erhalten.

Die schöne Wölbung gibt man den Nägeln, wenn man die Finger an den Spitzen öfters gelinde zusammendrückt. Personen, die durch Händearbeit die Finger immer andrücken, haben daher gewöhnlich platte Nägel.

Waschen und trocknen muß man die Nägel nie abwärts, sondern aufwärts, die Haut wird dadurch allmälig mehr zurückgeschoben; das Oberhäutchen, welches hinten am Nagel wächst, muß öfters mit einem stumpfen Messer losgeschabt und zurückgeschoben werden; hierdurch wird der Nagelmond größer, weißer, und der Nagel verlängert.

Unterläßt man dieses Zurückschieben, so wächst die feine Haut an der Nagelwurzel zu stark hervor, und es entstehen die sogenannten Neidnägel, welche aber nie abgerissen, sondern mit einer scharfen Scheere abgeschnitten werden müssen.

Die Nägel selbst dürfen nie abgeschabt werden, wenn sie ihren Glanz nicht verlieren sollen, welcher blos dadurch verschafft wird, daß man sie sauber hält.

Man kann sie zuweilen mit Zitronensaft oder mit starkem Weinessig waschen, welches die Haut befestigt und die Nägel schön macht.

Anmerkung.

Alle bisher zur Verschönerung des Körpers vorgeschriebene Mittel und Recepte rühren von einem praktischen Arzte her, der selbst die glücklichsten Proben damit gemacht hat, sie können daher durchgängig, unter den vorausgesetzten Bedingungen, als zweckmäßig und unschädlich empfohlen werden.

Es ist übrigens nicht nöthig, von diesen Recepten und Mitteln sogleich die ganze vorgeschriebene Portion zu bereiten, sie können zu den beliebigen Versuchen erst zur Hälfte selbst oder in der Apotheke, und dann wiederholentlich verfertigt werden.

Ueber die weibliche Verschönerung durch Kleidung.

In keiner Art des Putzes hat die Eitelkeit der Weiber oder vielmehr ihr verdorbener Geschmack je einen weiteren Spielraum gefunden, als in dem Kopfputze, und doch ist unstreitig der Darstellung weiblicher Schönheit nichts nachtheiliger, als die üble Wahl des Kopfs- und Haarschmucks.

Man sehe nur einmal jene bald viereckigte, bald platte, bald zugespitzte, geflügelte, mit Draht verklammerte, aufgenadelte Figur auf dem Kopfe, die ohne alle denkbare Absicht und Endzweck auf dem gebläheten Haarbau sitzt, weder vor Kälte, noch vor Wärme schützt, und die Proportion des Kopfes zum übrigen Körper verdirbt.

Oder jenen ins unendliche vervielfältigten, oft erborgten falschen Lockenbau, jene in die Höhe gethürmte, aufgeschwollene Frisur, die obendrein noch mit buntgefärbten papiernen oder leinenen Blumen oft mitten im Winter, wenn Eis und Schnee die Erde deckt, wo uns die Natur keine einzige Blume schenkt, ausgeputzt ist: muß hier nicht der Begriff der Unnatürlichkeit sich zu dem eklen Kunstwerke gesellen, ihm das häßlichste Ansehen geben und das Auge beim ersten Anblick wegscheuchen? —

Neue Moden gefallen immer, sie mögen so unnatürlich seyn, als sie wollen, und — sagt oder denkt vielleicht manches Mädchen — „wer sie nicht mitmacht, gefällt nicht.“

Aber, meine junge Schönen, wem wollen Sie denn lieber gefallen, einem albernen Geck, einem Narren, oder einem Jüngling, einem Manne von Geschmack, von

Gefühl für Wahrheit, Harmonie und Natur? Glauben Sie nur nicht, daß die größere Hälfte des Männergeschlechts im Punkte des Geschmacks an weiblicher Verschönerung zu der ersten Klasse gehört; selten weichen Männer so weit von der Natur, daß sie prunkvollen Putz dem kunstlosen Schmuck vorziehen.

Der übel verstandene Reiz der Neuheit, den das schöne Geschlecht überall zu erzwingen sucht, und selbst seine Veränderlichkeit und Unbeständigkeit ist die Grundlage der unabläßig wechselnden Moden. Aber die tägliche Abwechselung der neuen Moden gibt gerade ihren verkehrten Ursprung zu erkennen. Denn das wahre Schöne kann doch unmöglich in das Entgegengesetzte abändern!

Am meisten betrügen Sie sich, meine Schönen, wenn Sie diesen Reiz Ihrem Kopfputze beilegen wollen; wir suchen ihn wahrlich nicht in Ihrem künstlichen Lockenbau, nicht in Ihrem Kopfzeuge nach dem neuesten Geschmack; wir suchen ihn vielmehr in dem ungezwungenen Ausdruck ihres Gesichts, Ihrer heitern, lächelnden Miene. Wie ist es aber möglich, oder vielmehr wie albern läßt es, sich in einem hochaufgethürmten, durch vielfache Kunst emporgedrungenen Kopfputze, die lächelnde Miene eines freien, natürlichen und ungezwungenen Anstandes zu geben? —

Frei walle das Haar um Ihren blendendweißen Nacken in ungezwungenen Locken herab, und höchstens ein Band von gut gewählter Farbe erhebe des Hauptes Zierde, ein gut gewählter Hut schütze es im Winter vor Kälte, im Sommer vor den brennenden Strahlen der Sonne, ohne daß die verderbliche Hand des Künstlers der Haare natürlichen Schmuck entweihe.

Dies ist der Putz, meine junge Schönen, wodurch jede Wendung Ihres Kopfs freier und natürlicher wird, mehr Leben und Kraft erhält, weil nichts die volle Wirkung des natürlichen Ausdrucks der Empfindung hindert; und wenn das Auge von keinen Nebensachen abgezogen wird, müssen Sie da nicht auf das Gefühl jedes unverdorbenen Jünglings den größten Eindruck machen? —

Wenn der Künstler die Liebe in dem Augenblicke vorstellt, wo sie absichtlich reizen will, so läßt er sie unter

einem runden Hut schalkhaft hervorlächeln, weil gerade dieser Kopfschmuck diesem Lächeln so günstig ist. Die Grazien wird er aber offen und frei in herabwallenden Locken, mit wehendem Haarschmuck und in einer leichten, nachläßig schwebenden Stellung darstellen. —

Die Schnürbrust wirkt gerade das Gegentheil von dem, was man durch sie zu gewinnen hofft: sie soll den Körper verschönern und sie verunstaltet ihn. Die Augen der Zergliederer haben längst entdeckt, daß keine einzige von den geschnürten Schönen ihren geraden Wuchs behält. Im Grunde thut also die Schnürbrust noch eben das, wozu sie erfunden ward, sie verhüllt einen Fehler der Bildung, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihn an der vollkommenen Bildung zuerst hervorbringt.

Alle geschnürten Frauenzimmer, sagt Sömmering in seiner vortrefflichen Preisschrift, bekommen wenigstens eine hohe Schulter, wenn sie nicht noch ärger verwachsen. Es ist dies die natürliche Folge der Gewalt, welche die Rippen zusammenpreßt, die Brusthöhle verengt und einen von der Natur ordentlich aufgerichteten Kegel vom Knochen umkehren und auf die Spitze stellen will; denn das Gerippe des weiblichen Körpers ist so zart, daß es nicht einmal Stäbe von Stahl und Eisen bedarf, um es in eine widernatürliche Lage zu zwingen.

Außerdem hat die Schnürbrust einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit; sie erschwert das Athemholen, sie hemmt die Verdauung, sie vermehrt das Ungemach der Schwangerschaft, vervielfältigt die Gefahren der Entbindung, macht die Brüste zum Stillen untüchtig, veranlaßt oft das fürchterlichste, ekelhafte, fast unheilbare Uebel, den Krebs, an diesem schönen Theile des Körpers, und verursacht eine große Anzahl von weiblichen Krankheiten.

Dies alles ist unwiderleglich bewiesen, kann nimmermehr geläugnet werden, und dennoch trägt man Schnürbrüste nach wie vor. Gewiß ein merkwürdiges Beispiel mehr, daß durch Beweise bei dem Menschengeschlechte leider wenig ausgerichtet wird, daß die Quelle seiner Handlung oft anderswo als im Kopfe liegt. —

Wenn Beweise etwas vermöchten, so empfingen wir

nicht nur gerad gewachsene Schönen aus der Hand der Natur, sondern wir hätten auch keine empfindsame Jungfern, keine hysterische Frauen, keine Somnambulen und Clairvoyanten, keine Goldmacher und Geisterseher, keine Deisten und Atheisten u. s. w.

In der That, sollte nicht von jenem Druck, dem selbst die Knochen weichen, das Nervensystem eine wesentliche Veränderung erleiden müssen? Sollte nicht die Schnürbrust dem Willen wie dem Schulterblatt einen kleinen Höcker aufdrücken, und die Einbildungskraft etwas verschrauben, oder mit einem neueren Kunstwort, exaltiren können?

Oder wäre vielleicht an der Beibehaltung der Schnürbrüste der verderbte Geschmack der Männer Schuld, die, als Sclaven der Gewohnheit, noch immer in der Trichterform ein Ideal der Schönheit erblicken, welches wohl dem Schneider, aber nicht der Natur erreichbar ist?

Nichts ist der weiblichen Gestalt vortheilhafter, als eine ungezwungene, mit edlem Anstand verknüpfte, gleichsam schwebende Haltung des Körpers. Durch sie vorzüglich geht Reiz und Leben und hoher Zauber in Gestalt, in jeden Ton der Stellung und Geberden über. Ist hingegen die Haltung des Leibes gezwungen, so müssen nothwendig alle übrige Stellungen, Wendungen und Geberden gleichfalls gezwungen seyn. Nun ist aber bei einer Schnürbrust eine freie und natürliche Haltung des Körpers unmöglich, folglich müssen auch alle Stellungen und Geberden eines solchen eingeschnürten Mädchens das Gepräge des unnatürlichen Zwanges an sich haben. Keine fließenden Umrisse, keine sanften Rundungen, nicht jene liebliche, schlängelnde Allmähligkeit sieht man hier, worauf das männliche Auge so gerne hingleitet — das Wesentliche eines schönen Wuchses ist gänzlich verloren.

Ein so gepanzertes Frauenzimmer ist keines natürlichen Anstandes, weder in Gesprächen, noch in Manieren und Geberden fähig. Bei heiterer, munterer Unterhaltung müssen Stimme, Geberden, Stellung, Wendung, Bewegung der Gliedmaßen ein harmonisches Ganze ausmachen. Wie ist aber diese

lebhafte Regsamkeit, die den Muskeln des weiblichen Körpers so eigen ist und ihm so große und unwiderstehliche Reize verschafft, bei einem eingeschnürten Frauenzimmer möglich, wo die Hauptheile gepreßt, gespannt, gedrückt sind, und dieser zwanglose Zustand auch die übrigen Theile des Körpers in ihrer leichten Wirksamkeit hindert? —

Noch auffallender wird eine solche steife Figur beim Tanze, wo die weibliche Gestalt die günstige Gelegenheit hat, sich in ihrer biegsamen Geschmeidigkeit, in ihrer bezaubernden Leichtigkeit zu zeigen. Wie sie da in steifer Geradheit, in schiefen Stellungen umhertritt die gepanzerte Schöne, anstatt daß sie bald in dem feierlichen Menuet edlen Anstand, gefällige Grazie und sanfte Allmähligkeit in ihren schönen Bewegungen, bald in den lustigen Quadrillen erhöhete Freude in den stärker bewegten Muskeln ausdrücken sollte. —

Warum bedienen Sie sich denn nicht der englischen Schnürleibchen, meine Schönen, wenn Sie doch ihren Wuchs veredeln und ihre Taille verschönern wollen? Diese haben nicht jenes Steife und Panzermäßige, welches die natürliche Ausbildung der Theile hindert, und da sie dem Körper eine vollkommene freie Wirkung geben, so kann sich die Schönheit der Natur gemäß entwickeln. Sie bestehen nämlich aus einem Korsett, welches sich an den Hüften auf eine leichte Art anschmiegt und den Busen emporhebt. Ein Band, welches über die Achsel schwimmt, hält das Korsett gelinde zusammen. Da das Bruststück nie höher, als bis an den Sitz des Busens reicht, so hat dieser alle Freiheit, sich zu bewegen.

Ein ganz enthüllter Busen verträgt sich eben so wenig mit der Sittlichkeit, als dessen wulstige, bis zu einem ungeheueren Kontour aufschwellende Bedeckung, denn hierdurch reizt man absichtlich die Phantasie zu einem üppigen Spiele. Aber auch der Schönheit schadet diese, von invaliden Schönen erfundene, bis an's Kinn emporstrebende Bekleidung des Busens. Die Lichtpartheieen dieser weißen Masse sind viel zu grell und zu abstechend gegen das sanftere, weichere Inkarnat des Gesichts. Die Wiederscheine dieser Masse sind gleich-

falls zu schneidend und stören die schöne Färbenharmonie des Ganzen, beschneiden die Umrisse der Formen zu scharf. Ein Kopf, der durch eine solche weiße Masse gleichsam abgeschnitten ist, sieht aus wie ein Theil, der nicht zum Ganzen gehört. Ueberdies bekommt die ganze Figur ein steifes Ansehen, das, wo nicht mit der Leichtigkeit, doch mit dem Reiz der Bewegung in Widerspruch stehet. —

Ist aber der Busen nur leicht verhüllt, wie sanft ist dann der Uebergang der Farben! Wie schön verliert sich das höhere Inkarnat des Gesichts in die Weiße des Halses und Busens durch allmählige Abstufungen! Wie leicht ist die Gewandtheit des Kopfs, wie bedeutend jede Nuance von Bewegung. —

Jemehr wir berechtigt sind, bei dem weiblichen Geschlechte ein feineres Gefühl für Schönheit und Verschönerung, einen zärteren, eigenthümlichen Sinn für Schicklichkeit und Wahrheit zu erwarten, desto mehr muß es uns auffallen, in Ansehung der Wahl und Anordnung der Kleidungsstücke jenen glücklichen Zartsinn so oft zu vermissen, statt Ausdruck der weiblichen Natur, Harmonie, Ordnung und Uebereinstimmung der Theile zum Ganzen, Entfernung von der Natur, Mißverhältniß und Verunstaltung in der Form zu erblicken.

Alles, was nicht einen wesentlichen Theil des Körpers hebt, unterstützt, angenehmer macht, was blos angehängt, angeklebt, angezwungen ist, was der weiblichen Gestalt ein mißförmiges Ansehen gibt, muß einen höchst unangenehmen Eindruck machen, der Wirkung des Ganzen schaden und die schönste, gefälligste Figur entstellen. —

Alles, was den Anschein von steifer Eckigkeit und Ungelenksamkeit hat, ist nachtheilig, weil der Ausdruck von Rundung, Sanftheit, regsamer Geschmeidigkeit die ursprüngliche Zeichnung der weiblichen Schönheit ausmacht.

Alle übertriebene, überhäufte Verzierung, alle aufgeblähete Kunst verträgt sich nicht mit dem reinen Ausdruck der weiblichen Natur, und verdunkelt die schönsten Eigenschaften. —

Ein schönes Frauenzimmer, welches in einem reichen, gekünstelten, stark hervorstechenden, von Geschmeide strotzenden Putze erscheint, schadet sich besonders dadurch, daß das Auge von der natürlichen Schönheit abgelenkt und nur zur Betrachtung und Bewunderung des Schmuckes gereizt und angezogen wird; der Blick des Beschauers hängt blos an der Kleidung, und vergißt darüber die Person, die sie trägt.

Diese Wahrheit wird durch die Wirkung des schwarzen Kleides sehr deutlich bewiesen, denn es ist eine alte Bemerkung, daß die Schönen vornämlich in der Trauer gefallen, und daß häßliche Personen im schwarzen Trauerkleide nur noch häßlicher zu seyn scheinen. Die Ursache hiervon liegt theils in der Stimmung für Mitleiden und Liebe, und dem dadurch erregten Interesse an der Person, welche in Trauer gekleidet ist, noch mehr aber darin, daß nicht mannigfach geschleifte Bänder, nicht Schmuck von tausend Farben, keine Diamanten, keine blitzenden Armbänder, keine Medaillons oder Gemälde die Augen aufhalten, sondern daß sie an dem einfachen farbenlosen Gewand hingleiten, und nichts als die Gestalt und das Gesicht umfassen.

Ist nun das traurende Frauenzimmer schön, so wird nichts als seine Schönheit besehen; das Auge, mit einem Herzen in mitleidiger, liebevoller Stimmung, ruht nur allein auf ihr und wird durch nichts zerstreut. Ihre Schönheit verrichtet ihre ganze Wirkung. Ihre melancholische Miene, ihre betrübten Blicke, ihr Seufzen erhöhet den Reiz, und sie besiegt die Herzen, ohne daran zu denken.

Ist hingegen die Traurende so unglücklich, ein häßliches Gesicht zu haben, so muß diese Häßlichkeit um so stärker wirken, da das Auge nicht auf dem reizenden Schimmer ihres Putzes verweilen, nicht den Werth ihrer Steine sich wünschen kann, da nichts da ist, was seine Aufmerksamkeit von der Häßlichkeit ableiten könnte.

Daß dies alles von vielen unserer Damen vielleicht oft nur dunkel gefühlt wird, bemerkt man häufig genug, denn man sieht besonders die Häßlichen im übertriebenen Putz; dies möchte ihnen denn auch wohl noch eher-

hingeben, als den Schönen: aber völlig geschehen ist es um die Häßlichen, wenn sie den ersten, immer unangenehmen Eindruck, nicht bald durch die Vermuthung eines innern, höhern Werths zu vertilgen im Stande sind, und wenn Anmuth der Seele nicht wirklich die Stelle der Schönheit des Körpers vertritt. —

Will das Frauenzimmer durch die Kleidung seine Schönheit erhöhen, so müssen folgende allgemeine Regeln bei seiner Toilette herrschen: Alles muß nach der besten und zuverläßigsten Art gewählt und angeordnet seyn, daß sich die ganze Gestalt, nach der Beschaffenheit einer gewissen Absicht und nach den jedesmal eintretenden gesellschaftlichen Verhältnissen, vortheilhaft und angenehm darstelle; daß dieselbe als ein unzertrenntes Ganze erscheine, worin weder Mangel noch Ueberfluß ist; daß jeder kleine Zierrath, jede Ausschmückung durch den Ort, wo sie angebracht ist, die Wirkung des Ganzen befördern, daß die ganze Gestalt mit Vergnügen übersehen, und jeder Haupttheil in der Vorstellung derselben wohl bemerkt werde, und daß endlich die Betrachtung jedes einzelnen Theils auf eine natürliche Weise zur Vorstellung der ganzen Gestalt führe. Nur unter diesen wesentlichen Bedingungen ist es möglich, durch Kleidung den Zauber der weiblichen Gestalt zu begünstigen.

Es ist nur allein jene schöne Rundung in den Formen, die das Auge täuschen und das Herz fesseln, jene sanfte Mannigfaltigkeit in den Farben und Falten, jene allmähligen Erhöhungen und Vertiefungen im fließenden Gewande, die in jeder Bewegung so vielfältig und reizend wechseln, die sich so leicht dem Bau des Körpers anschmiegen, daß man die Lage, Beugung und Umrisse der Gliedmaßen mehr merken, als deutlich sehen kann, darin besteht die einfache Kunst, sich durch Kleidung zu verschönern.

Es ist ein bloßes Vorurtheil, wenn man meint, der feierliche, festliche Anzug bestehe nur in reichen, seltenen und theuren Stoffen, in einer zahllosen Menge von Perlen, Brillanten u. s. w.; dem gaffenden Pöbel ist es

freilich ein auffallender Anblick, er bemerkt vor allem Reichthum die Dame nicht, aber der verständige Mann wendet seinen Blick vor Ekel und Mißfallen hinweg.

Wenn allenfalls noch ein Diamant, eine Perlenkette, eine wehende Feder, schicklich und ohne Zwang angebracht, ein reiches kostbares Gewand in einem hohen Schwunge bei einer Dame von ausgezeichneter Bildung des Körpers, von hohem Wuchs, bei einer von Anmuth gemilderten Würde in ihrer Miene, eine den Ausdruck des Ganzen erhöhende Wirkung thun; so ist hingegen der Mißlaut in der Empfindung des Mannes desto größer und unerträglicher, wenn ein Weibchen mit kleinem zarten Gliederbau, in dessen körperlicher Gestalt sich eben so wenig, als im Ausdruck des Geistes ein einziger Zug von Größe ankündigt, von Prachtgeschwulst strotzend erscheint.

Der Zweck des weiblichen Anputzes ist nichts anders als erhöhete und verschönerte Darstellung der natürlichen Schönheit, der natürlichen Reize; diese Wirkung kann aber nur dann hervorgebracht werden, wenn die Kleidung in der genauesten Uebereinstimmung mit Gestalt, Gesichtsbildung und deren charakteristischen Ausdruck steht; denn jedes sinnliche Objekt ist überhaupt nur dann schön, wenn ihm sichtlich alles das zukömmt, was ihm nach seiner Bestimmung zukommen muß. Auf diesen wichtigen Gesichtspunkt wird daher das Frauenzimmer ein vorzügliches Augenmerk richten müssen.

Das Kleid muß nämlich in nähere Beziehung auf den Kontour des Körpers stehen. Allzu dicke und allzu magere Körper sind zwar überhaupt nicht schön; wenn aber überdies dicke Personen den Umfang ihrer Gestalt durchganz enge Kleider und von dünnen Zeugen verbergen, oder wenn lange magere durch Kleiderwulst den Mangel an körperlichem Umfang ersetzen wollen, so beleidigen sie jedes ästhetische Gefühl, denn sie setzen sich in Widerspruch mit sich selbst; einem dicken Körper in einer engen Kleidung kommt nicht zu, was ihm zukommen muß, nämlich leichte und ungezwungene Bewegung, und für

einen magern Körper ist ein weites Kleid kein Bedürfniß zu einer solchen Bewegung.

Eben so widersprechend ist das Schönheitsgefühl, und beleidigend ist es, wenn ein Frauenzimmer, dessen leichte, scherzende, fröhliche Gemüthsart in ihrem beweglichen Gliederbau zugleich sinnlich dargestellt ist, in einem steifen, ernsten, feierlichen Anzuge erscheint; sie zerstört, was die Natur mit so vieler Absicht angelegt hat, ob es gleich von ihr abhängt, den ihr angeschaffenen natürlichen Zauber durch ihrem Charakter angemessene Kleidung unendlich zu erhöhen.

Durch die Farben des Gewandes kann nicht nur eine große Mannigfaltigkeit und ein hoher Reiz der Neuheit bewirkt, sondern auch der natürliche Ausdruck des ganzen Charakters erhoben und in einem schöneren Lichte dargestellt werden. Denn schon in den Farben blos allein liegt ein gewisser Anschein von Fröhlichkeit und Traurigkeit, von Lieblichkeit und Anmuth, von sanfter Wehmuth und strengem Ernste. —

Welch einen erhöheten Ton von Fröhlichkeit und Aufheiterung kann nicht ein rosenfarbenes oder leichtgestreiftes Gewand in die Gesichtsbildung bringen, so wie ein himmelblaues Gewand diesen Ton schon mehr zum sanft Wehmüthigen oder einer stillen Zufriedenheit herabstimmt. —

Ein schwarzes Kleid hat den Ton der tiefsten Trauer. Wie unnatürlich läßt es daher, wenn ein Frauenzimmer in einem solchen schwarzen Gewand übermüthig und ausschweifend lustig ist, in einem Gewand, wo nur stiller Ernst, nur zärtliche, innige Wehmuth und feierliche Trauer auf dem Gesichte herrschen sollte! —

Eben so wie die Farben ist der Zuschnitt des Kleides zur Unterstützung des Ausdrucks des Charakters geschickt. Ein geschmackvoller Zuschnitt muß das Verhältniß der Theile des Körpers bezeichnen, er muß weder zu lang und kurz, noch zu altväterisch seyn, wenn er einen angenehmen Eindruck machen, und oft selbst betagte Frauen verjüngen soll.

Die Falten des Gewandes bieten dem schönen Geschlecht überaus viele schlaue Anordnungen dar, das Auge zu täuschen und die Seele in angenehme Bewegungen zu setzen. Sie müssen den Körper bekleiden, aber nicht einwickeln, ihre Ueberhäufung und Einförmigkeit, ihre Härte und Steifheit muß vermieden werden. Wenn die Falten durch Weichheit und zarte Biegungen die sanften Uebergänge der Glieder und Muskeln und ihr freies Spiel durchschimmern lassen sollen, so müssen sie weder unordentlich gelegt, noch gekünstelt oder zu ängstlich hingezwungen seyn.

Reichthum und Mannigfaltigkeit der Faltenwerfung gibt der Kleidung eine Art von Lebendigkeit; Ueberfluß und Unordnung aber verwirrt das Auge und zieht es von andern wichtigen Haupttheilen ab.

Deswegen können keine reich mit Gold und Silber durchwirkten Kleider, keine aufgesteiften, durchgenäheten Röcke gefallen, denn es fehlt ihnen gänzlich an Faltenwurf.

Die Falten müssen bei einer jeden Wendung und Stellung, bei einer jeden Biegung der Gliedmaßen eine andere Richtung annehmen und nur sanfte allmählige Erhöhungen und Vertiefungen machen, wodurch die fließende wellenförmige Rundung des Körpers begünstigt und das Auge auf die reizendste Art getäuscht wird.

In der geschmackvollen Wahl der Farben, der Art des Zuschnittes, der Falten des Gewandes, und durch so viele andere Arten gut angebrachter Verzierungen, durch einen Gürtel, durch Schleifen, Busentücher, Medaillons, Federn u. s. w. liegt also die große Kunst der Toilette, wenn die Frauenzimmer durch ihren Anzug gefallen wollen.

Wer hat nicht bemerkt, daß die Gesichtsfarbe von dem Widerschein der Farben in der Kleidung merklich abgeändert, entweder erhöht oder gemildert werde, je nachdem die Farben heller oder dunkler gewählt sind. Ein rosen- oder nelkenfarbenes Gewand, ein hochrothes Band auf dem Kopfputze, eine lichtfarbene Schleife gibt der Gesichtsfarbe ein frischeres Ansehen, als eine blaue oder

grasgrüne oder gelbe Kleidung. Ein einfarbiges hellgrünes, langes, in sanften Falten herabfließendes Gewand, mit einem einfachen, lichtrothen Bande um der Haare fliegenden Schmuck gewunden, gibt einer jungen Schönen ein jugendlich-feierlich erhöhetes Ansehen, so wie ein violettes Gewand dieses Ansehen schon wieder mehr mildert. —

Dunkle Farben stehen z. B. zu einem schönen blühenden Teint gut, und erhöhen überaus die Schönheit des Gesichts. Hingegen vertragen sich mit einem frischen rothen Teint nicht die gelben, nicht die violetten oder müllerblauen; mit dem bräunlichgelben nicht die weißen und gelben, mit dem sehr weißen nicht die gelben.

Die edelsten Farben sind schwarz, weiß, himmelblau, rosenroth und paille, die auch zugleich am besten zusammen harmoniren; z. B. schwarz und paille, himmelblau zu weiß, und paille zu blond, weiß-sanftes Indigoblau und mattes Rosenroth — zu Lila nur weiß, silbergrau und mattes paille. Kontrastirende und nie gut zusammenpassende Farben sind z. B. grün und hellroth, hellblau und grau, silberfarb und gelb, schwarz und braun, u. s. w.

So wenig jede Farbe zu jedem Gesicht und einerlei Zuschnitt für alle paßt, so ist auch für eine und dieselbe Person nicht immer dieselbe Farbe angemessen und vortheilhaft; die Farben und Zuschnitte in der Kleidung müssen vielmehr nach der Verschiedenheit des jedesmaligen Gemüthscharakters und der eintretenden Nebenverhältnisse zu verschiedenen Zeiten abändern und denselben allezeit angemessen seyn. Eine Dame würde z. B. viel verlieren, wenn sie in der Oper oder auf dem Ball, oder bei einem fröhlichen Hochzeitfeste in demselben Anzuge erscheinen wollte, in welchem sie in die Kirche zum Abendmahl geht.

Auf dem Ball soll muthwillige Laune, lustige Fröhlichkeit in ihrem Charakter hervorstechen, und in ihrem Anzuge, in der Bewegung ihrer Glieder soll sich diese Fröhlichkeit durch einen angemessenen, ungezwungenen, etwas nachläßigen, gleichsam fliegenden, mehr gerunde-

ten Putz und durch eine jugendliche, etwas hüpfende freie Leichtigkeit schön zum voraus ankündigen.

In der Kirche, aber, oder irgend an einem Orte, wo die Versammlung etwas Feierliches hat, wäre es sehr unschicklich, wenn ein Frauenzimmer in einer Redoutentracht erscheinen wollte. Hier muß feierliche Sittsamkeit in ihrem Charakter herrschen, in ihrem niedergesenkten Blick, in ihrer Miene voll stillem Ernst sichtbar werden, womit eine etwas dunklere Farbe des Gewandes, ein mehr länglicher Zuschnitt des Kleides und sparsamere Falten am besten übereinstimmen.

Eine Dame von hervorstechendem Charakter, von hoher Schönheit, an deren Körper alle Verhältnisse und Umrisse rein ausgedrückt sind, wo jede Stellung edel ist, und sich die weibliche Natur vollkommen entwickelt hat, muß die allzu sorgfältige Ausschmückung eines jeden kleinen Theils vermieden; der einfachste, etwas nachläßige Putz ist gerade da am nöthwendigsten, wo die Hauptwirkung der natürlichen Schönheit leicht durch Nebensachen gestört, aufgehalten, abgeleitet und auf einzelne Theile zerstreut wird.

Hingegen bedarf eine weibliche Schönheit, die man mehr niedlich und zierlich nennen könnte, mehr Ausschmückung, mehr Verfeinerung und Fleiß im Anzuge, um die in ihrer Gestalt liegende Kraft mehr zu erheben. Sie muß schon auf das Angenehme und Erhöhende der Farben, auf die sanfte Wechselung der Falten, auf den Zuschnitt der Kleidung mehr Aufmerksamkeit wenden, weil ihr jene große Kraft der entwickelten Schönheit, die gleich beim ersten Anblicke rührt und angreift, mangelt.

Noch eine andere Anordnung im Schmucke bedarf jene Schönheit, in deren ganzem Wesen sanfte Anmuth ausgedrückt ist. Hier kommt es darauf an, das Gemüth des Betrachtenden nicht lebhaft, sondern nur mit einem sanften stillen Vergnügen zu rühren, und in demselben eine durchaus angenehme allmählige Zuneigung zu erwecken; die Farben des Gewandes müssen daher nicht zu frisch und auffallend, der Zuschnitt nicht zu neumodisch, seltsam, und die Falten nicht zu überhäuft

seyn, alles muß in ein harmonisches Ganzes so unvermerkt zusammenfließen, daß sich der sanfteste Ausdruck von gefälliger Grazie und Anmuth überall ausdrückt.

Die Anordnung der Kleidungsstücke und des Schmuckes muß überhaupt so beschaffen seyn, daß nur eine einzige bestimmte Hauptvorstellung von dem ganzen Charakter entsteht, wozu jeder Theil der Kleidung nach seiner Lage und Beschaffenheit das Seinige beitragen muß. Wenn das Auge sogleich auf das Gesicht, als den Mittelpunkt aller Darstellung, geleitet werden soll, so müssen die Theile unter sich eine solche Harmonie haben, daß jeder einzelne die Vorstellung des Ganzen unterstützt. Es muß nirgends etwas Müßiges oder Ueberflüßiges, vielweniger etwas, das die klare und bestimmte Vorstellung des Ganzen schwächt oder hindert, vorhanden seyn. Ein schönes Gesicht bekommt nur von der Schönheit der ganzen Person die volle Kraft des Reizes. Die vollkommene Schönheit des Weibes zeigt sich in allen Theilen zugleich, so wie sich der individuelle Charakter nicht im Gesichte allein, sondern in der ganzen Person überhaupt ausdrückt.

Man sieht hieraus, daß die Schicklichkeit der Kleidung mehr Nachdenken erfordert, als ihre Pracht und Kostbarkeit; daß ein Mädchen durch die gute und geschickte Anordnung ihres auch viel minder kostbaren Putzes sich doch eigentlich prächtiger schmücken und herausputzen kann, als die Dame mit allem ihrem Geschmeide und Reichthum, die blindlings der Mode folgt; daß jene weit gewisser gefällt und reizt, als diese in ihrem ausgesuchtesten Prunk; daß es übrigens sehr unüberlegt ist und einen ungebildeten Geschmack zeigt, wenn ein Frauenzimmer über die hervorstechende Ausputzung einzelner Theile die übrigen vernachläßigt. —

Alles, meine schönen Damen, was man im Allgemeinen über Putz und Kleidung sagen kann, läßt sich in folgendem zusammenfassen:

1) Simplificiren Sie ihren Kopfputz. Ein Kopf mit einem hundertfältig gelockten Haar ist ein Ganzes, das in unendlich kleine Theile zerschnitten ist;

das Gesicht schwindet gegen diese vorstehende Locken, die grellen Lichtpartien des gepuderten Haars treiben es zurück; der Kopf wird gegen die Masse eines wulstigen Putzes scheinbar kleiner: die Zerstückelung in einzelne Theile hindert und theilt die ruhige Beschauung.

2) Nehmen Sie bei dem Zuschnitt, der Form und Farbe Ihrer Kleidung Rücksicht auf Stand, Alter, Inkarnat, Charakter, Konvenienz, kurz auf all das Individuelle in Ansehung Ihrer Person selbst und der äußern Umstände.

3) Zeigen Sie sich gewöhnlich in dem Anzuge, der Ihnen am eigensten ist, in dem wir sie am öftersten handelnd erblicken, der uns am leichtesten an das Eigene Ihres häuslichen Lebens, an das Besondere Ihres Charakters erinnern kann.

4) Vermeiden Sie das Gallakleid. Sie können in demselben nicht anders als steif da stehen, müssen nothwendig lange Weile erregen, da Sie ohne Handlung sind.

Kurz, wählen Sie einen Anzug, der weder preßt noch schwimmt, der nicht zu viel verhüllt und mehr errathen läßt, der jeden Theil erhebt und alles runder macht; einen Anzug, wo jeder Schmuck nur sparsam angebracht ist, wo nichts mühsam, nichts künstlich hingeflickt scheint, wo ihr schöner Geist durch alle Falten blickt, wo jede Kleinigkeit so gut, so regellos und doch zweckmäßig hingestellt ist, daß jeder schöne Zug der Form sich mehr erhöht, sich regt und wallendes Leben zeigt; wo alles sanfter steigt und fließt und täuscht, wo alles sich sondert, hebt und schwebt, und dann in Eins zusammen neigt.

Dies ist der Anzug, der keiner Mode sclavisch folgt, der nicht puppenmäßig ziert, nicht Gold, noch Silber, noch andere Kostbarkeiten nöthig hat, der sich zu jeder Mode schickt, jedem Mädchenkörper anpaßt, denselben verschönert und auf das reizendste schmückt.

Sie werden aus allem diesem leicht begreifen, meine Schönen, wie unendlich viele Nuancen und Schattirungen möglich sind, die Darstellung Ihrer Schönheit zu vervielfältigen, den Reiz der Neuheit zu erregen, und wie

unschicklich und geschmacklos es seyn muß, nur sclavisch der Mode zu folgen, als ob diese die Schönheit bilden könne, und ein ausschließendes Recht habe, schön zu machen.

Untersuchen Sie nur jedesmal, welche Ursache mancher bizarren Mode das Daseyn gegeben hat, die blos deswegen für schön und nachahmungswürdig gehalten wird, weil sie auffällt; Sie werden finden, daß es meist Gebrechen, Fehler, Mangel der Schönheit sind, denen sie ihren Ursprung verdankt, deren Schein Sie aber eben dadurch auf sich laden, indem sie solche nachahmen.

Selbst in Paris, wo sonst die eigensinnigste aller Despotinnen unumschränkt über ganz Europa herrschte, fängt man an, sich der Natur zu nähern, ihr das Geheimniß der Schönheit abzulauschen, und Zweckmäßigkeit als die ersten Gesetze des Putzes anzuerkennen. —

Man sieht jetzt die meisten Pariserinnen in griechischem Kostüm gekleidet, das der Veredlung schlanker Formen so vollkommen entspricht. Man trägt, so wie die Griechinnen, höchstens ein Untergewand; keine überflüssigen Falten am Kleide beleidigen das Auge; die Faltenwurst ist vorwärts, das Kleid oben stark ausgeschnitten und dessen Rücken schmal und rund.

Die Aermel gehen von den Schultern nur bis zur Hälfte des Oberarms und sind gefüttert, der übrige Oberarm bis herab zur Hand bleibt entblößt.

Um den Kopf eine leichte hochsteinfache bandweis umschlingende Drapperie; die Haare sind puderlos und stufenweis geschnitten, hinten nachläßig herabringelnd; die Schuhe sind so viel als möglich ohne Absätze, höchstens mit einer inwendigen Unterlage unter der ganzen Fußsohle.

Und was Sie besonders bei Ihrem Lustwandeln auf der staubigen Promenade beherzigen sollten, meine Schönen, die sie sonst so viel Mitgefühl für das Uebel anderer Menschen haben — die Schleppen sind an allen Kleidungen der Pariserinnen verschwunden, sie gehen nicht so weit herunter, daß man nicht den Schuh völlig sehen könnte. —

Kurz, man ahmet nicht ohne Wahl nach, man nimmt

Rücksicht auf Jahre, Wuchs und Kolorit, und überläßt die Nachahmung dessen, was eine Kokette erfand, um ihre alternden Reize zu verjüngen, ihres Gleichen. —

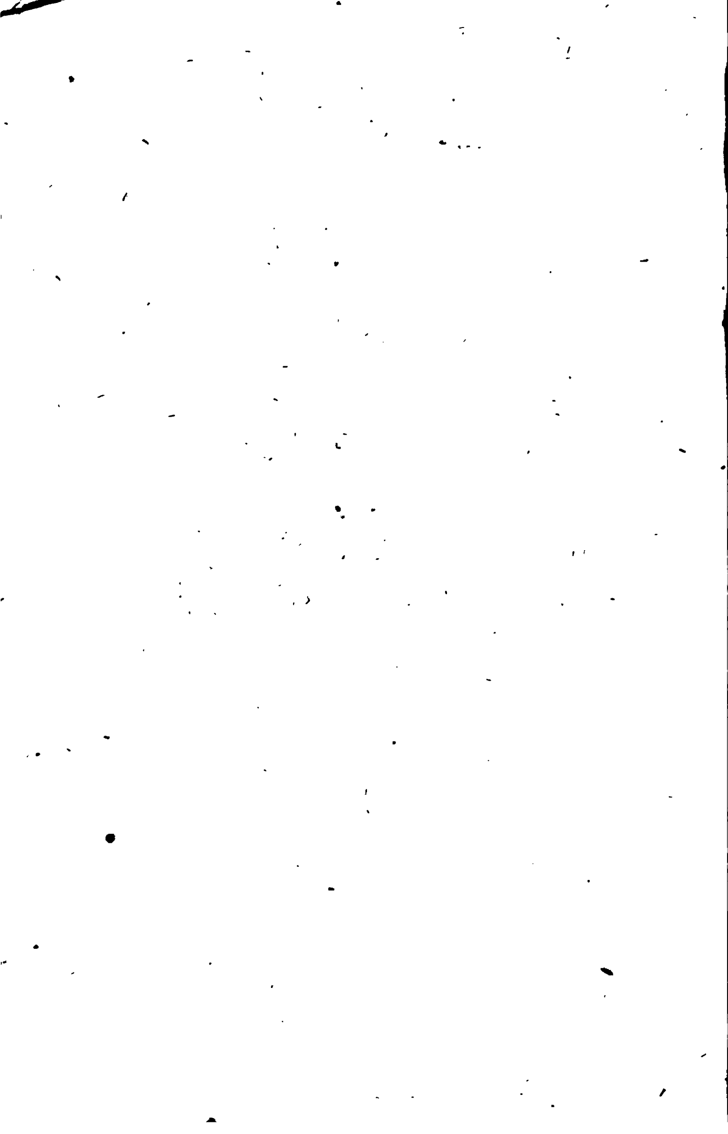
So fangen Sie doch einmal an, edle deutsche Mädchen, sich selbst ihren Putz wieder zu erfinden, ihn Ihrer schönen Gestalt anzupassen, ohne ihn von einer tyrannischen Mode zu borgen. Beweisen Sie, schöne Landsmänninnen, daß die Natur, welche Ihnen einen so ausgezeichnet schönen Körper bildete, Ihnen auch Gefühl, Geschmack, Kraft und Originalität verliehen hat, denselben in einem erhöheten und vortheilhaftern Lichte darzustellen. —

Vor allen Dingen aber, meine junge Schönen, vergessen Sie die goldne Regel nicht: erst schön denken und empfinden zu lernen, ehe Sie durch äußere Schönheit, Anmuth und Grazie gefallen wollen.

Gynäologie.

VIII.

Die
Feier der Liebe.



Dichtungen der Griechen über den Ursprung und die Eigenschaften der Liebe.

Schon die graue Dämmerung der griechischen Urwelt und ihre alles personificirenden, alles vergötternden, überall Gottheit ahnenden Dichter und Mythographen liefern uns in der reinsten Einfalt wahrhaften Menschensinns die schönen Dichtungen eines Hesiods, von dem nach dem Chaos zunächst ins Daseyn gekommenen Amor, eines Parmenides, von dem unter allen Göttern erst erschaffenen Eros, und viele andere, die der von den höchsten Idealen der Schönheit und Liebe begeisterte Plato in einem so reizenden, philosophischen Gewande, mit einer so reichen und wahrhaften, die feinsten Empfindungen auflösenden Phantasie darstellt, daß ich meine Leser in die heiligen Mysterien dieser von der Milbe bis zum Seraph alles in Harmonie umfassenden Gottheit nicht besser einweihen kann, als wenn ich sie zuvörderst mit einigen Mythen aus dem Gastmahl dieses Unsterblichen bekannt mache.

Nachdem alle Gäste des Plato die Liebe gepriesen und selig gesprochen hatten, kommt die Reihe zuletzt an den Sokrates, der nach einer kurzen Berichtigung der Rede des Agathons, das, was ihm seine geliebte Diotima über die Schöpfungsgeschichte der Liebe gesagt hatte, vorträgt, und also beginnt:

„An dem Tage, da Venus geboren ward, hielten die Götter ein Freudenfest. Unter ihnen befand sich auch Porus (der Ueberfluß), der Sohn der Metis (der Klugheit). Nach der Mahlzeit erschien Penia (die Dürftigkeit) an den Thüren, in der Hoffnung, unter dem

allgemeinen Wohlleben auch etwas für sich zu erhaschen. Porus, berauscht im Nectar, ging in den Garten des Jupiters, legte sich unter ein schattiges Gebüsch und fiel in einen tiefen Schlaf."

„Lange hatte schon Penia den Wunsch bei sich genährt, einen Sohn von Porus zu haben, um durch diesen gegen das Elend geschützt zu werden. Jetzt benutzte sie die Gelegenheit; furchtsam und zitternd zwar legte sie sich an die Seite des Gottes; aber bald weckte ihr zärtliches Kosen den Schlafenden, und Penia ward schwanger vom Porus."

„Den scharfen Blicken der Götter entging dieses Abenteuer nicht; sie sind alle in gespannter Erwartung, wie das Kind von zwei so verschiedenen Eltern beschaffen seyn könnte. Endlich gebar Penia einen Sohn, Amor genannt, der am Geburtsfeste der Venus gezeugt, nachher auch zu ihrem Dienste bestimmt, und ein Freund des Schönen ward, weil seine Gebieterin schön ist."

„Kaum wächst der junge Amor heran, als man schon die von seinen Eltern ererbten Eigenschaften in ihm erblickt. Als Sohn der Penia ist er immer arm, weder fein gebildet, noch schön, sondern rauh und unrein; ist scheu und furchtsam; singt vor den Thüren, schläft auf dem Boden, auf den Straßen, unter freiem Himmel, stets vom Mangel begleitet."

„Als Sohn des Porus und Enkel der Metis ist er leidenschaftlich für alles Gute und Schöne, tapfer, kühn, unternehmend, ein gewaltiger Jäger, ränkesüchtig, wißbegierig, erfinderisch im Besiegen einer Schwierigkeit; Philosoph in allem, was er beginnt; ein gefährlicher Schwarzkünstler, Zauberer und Sophist."

„Vermöge seiner Natur gehört er weder zu den Unsterblichen noch Sterblichen. Er stirbt oft an eben dem Tage, an dem er den höchsten Gipfel seines Glücks erreicht. Aber als der Sohn des Porus lebt er immer von neuem wieder auf. Was er erwirbt, zerrinnt im Augenblicke wieder. Daher ist er niemals ganz arm, aber auch niemals reich."

„Amor ist ein Freund des Schönen, er muß folglich auch ein Freund der Weisheit seyn. Als Freund der

Weisheit aber muß er zwischen dem Weisen und dem Unwissenden in der Mitte stehen. Auch dies läßt sich aus seinem Ursprunge erklären, weil er nämlich einen weisen und reichen Vater, aber eine dürftige und geistesarme Mutter hatte."

In dieser gedankenreichen, die Natur der Liebe in allen ihren Modifikationen auffassenden Mythe, erzeugt Schönheit die Liebe, und die Liebe ist wechselsweise stolz und demüthig, fröhlich und traurig, zutraulich und eifersüchtig.

In einer andern, nicht minder schönen Dichtung läßt Plato den Aristophanes den Ursprung der Liebe erzählen. „Ehemals war unsere Natur ganz anders, als jetzt. Damals gab es nicht blos Männer und Weiber, wie jetzt, sondern noch ein drittes Geschlecht, das Zwittergeschlecht, das zwar nicht mehr selbst vorhanden ist, von dem aber doch der Name noch als ein Spottname existirt. Diese Menschenraçe hatte eine völlig runde Form, Nacken und Rücken ringsherum, vier Hände und eben so viel Füße; zwei Gesichter, einander ganz ähnlich, auf dem runden Nacken, die an Einem Kopf in gerade entgegenstehender Richtung standen; vier Ohren, doppelte Geschlechtstheile, und so weiter alles, wie man sich leicht denken kann. Uebrigens gingen sie aufrecht wie wir, und konnten sich frei nach allen Seiten hin bewegen. Um recht schnell an einen Ort zu kommen, machten sie es wie die Springer, die sich auf ihre Hände werfen und mit ihren Füßen ein Rad über den Kopf schlagen; und es ging um so schneller bei ihnen, da sie acht Glieder dazu brauchen konnten."

„Nun können wir uns das Daseyn dieses dreifachen Geschlechts daher erklären, weil das männliche Geschlecht aus der Sonne, das weibliche aus der Erde, das Zwittergeschlecht aus dem Monde, der auch ein Zwitter von jenen beiden ist, seinen Ursprung hatte. Kreisförmig, wie ihre Stammeltern, war auch ihre Gestalt und ihr Gang."

„Das Gefühl ihrer Stärke und Kraft machte sie endlich so verwegen, daß sie die Götter selbst angriffen. Nun berathschlagte sich Zeus mit den andern Göttern, was bei diesem Handel zu thun wäre. Lange waren

sie ganz unschlüssig: diese Menschen zu tödten und ihr Geschlecht wie die Giganten mit dem Blitz zu vernichten, — das ging doch nicht so; denn wo wären dann die Opfer und der ganze Gottesdienst geblieben. Und doch eine solche Ungezogenheit zu dulden, das war ihnen auch wieder nicht anständig. Sie besannen sich also lange hin und her. Endlich fing Jupiter an: Ich glaube, mir geht ein Licht auf! Ja, so können wirs machen. Ich will ihrem Muthwillen schon die Flügel beschneiden, ohne daß es nöthig seyn soll, sie ganz zu vertilgen. Ich werde sie von oben herunter in zwo Hälften zerschneiden. Dadurch machen wir sie nicht nur zahmer, sondern erhalten auch obendrein den Vortheil, daß uns ihrer zwei gerade noch einmal so viel opfern werden. So können sie dann auch immer auf zwei Beinen aufrecht herum gehen. Werden sie aber alsdann noch nicht Ruhe halten, so spalte ich sie noch einmal, dann mögen sie sehen, wie sie auf einem Beine herumhüpfen."

„Sogleich fing er nun an, die Menschen nach einander jeden in zwei Hälften zu spalten, wie die Köche Arlesbeere zum Einmachen zerschneiden, oder Eier mit Haaren zertheilen. So oft einer nun auf diese Art halbirt war, mußte ihm Apollo das Gesicht und den halbirten Nacken vorne nach dem Schnitt zu drehen, damit sie fleißig an das Zerschneiden erinnert und dadurch bescheidener werden möchten. War dieses geschehen, so zog Apollo die Haut in der Gegend, die nun der Bauch heißt, von allen Seiten zusammen, ungefähr so, wie man einen Beutel oben zusammen schnürt, so daß nur eine einzige Oeffnung blieb, die er in der Mitte des Bauches zuknüpfte, und die jetzt der Nabel heißt. Alsdann nahm er eine Falzzange, womit die Schuster das Leder über den Leisten glatt ziehen, wölbte damit die Brust, und glättete die entstandenen Runzeln aus. Ein Paar ließ er aber doch um Bauch und Nabel stehen, damit auch hier ein kleines Andenken von der ehemaligen Züchtigung übrig bliebe."

„Nachdem nun diese Bisection unsers Wesens glücklich vollendet war, fingen die getrennten Hälften an, sich nach einander zu sehnen, umschloßen sich mit ihren Armen

so fest, und hielten sich so innig an einander, als wollten sie wieder in ein Wesen zusammenfließen. Keine wollte ohne die andere etwas verrichten, und so starben sie endlich mit einander aus lauter Hunger und Nichtsthun. Starb aber nur die eine, so suchte die verlassene wieder eine andere, etwa männliche oder weibliche Hälfte, schloß sich an sie an, und starb so mit ihr umschlungen."

„Jupiter ließ sichs endlich der armen Sterblichen erbarmen und sann auf ein anderes Mittel, ihnen zu helfen. Bisher hatten die Menschen nicht sich durch wechselseitige Begattung, sondern wie die Cicaden durch Befruchtung der Erde fortgepflanzt, und ihre Geschlechtstheile standen nach hinten zu. Nun versetzte Zeus diese an die Vorderseite, und traf die Einrichtung zur wechselseitigen Begattung, damit durch die Umarmungen des Mannes und des Weibes das Geschlecht fortgepflanzt, und wenn Mann und Mann sich umarmen, wenigstens die Geschlechtslust gestillt würde, damit diese heftige Leidenschaft ihnen endlich Ruhe ließe, auf nützliche Geschäfte zu denken und für ihren Unterhalt zu sorgen."

„Seitdem ist die Liebe ein Naturtrieb der Menschen, ein Drang, die ursprüngliche Beschaffenheit wieder herzustellen, zwei Wesen in Eins zu verbinden, und die Verstümmelung der menschlichen Natur wieder aufzuheben."

„Jeder von uns ist also nur ein Fragment, aus Einem in Zwei getheilt, wie die Schollen*), und jeder sucht nun seine von ihm getrennte Hälfte."

„Nun sind aber einige Hälften der eigentlichen Zwitter, die zweierlei Geschlecht hatten. Der männliche Theil von diesen liebt die Weiber, und diese Klasse hat uns die meisten Buhler geliefert, so wie der weibliche Theil von ihnen, der die Männer liebt, die meisten Buhlerinnen. Die Hälften der ehemaligen Doppelweiber sind gleichgültig gegen die Männer, und lieben nur ihr eignes Geschlecht: daher die Tribaden. Die Hälften der vormaligen Doppelmänner aber fühlen eine Neigung zum Männergeschlecht. So lange ihre Jugend dauert, lieben sie, als Theilchen von einem Manne, nur Männer, und

*) Ein Geschlecht von Fischen.

finden Vergnügen in ihrem Umgange und in ihrer Umarmung, und dies sind die edelsten Knaben und Jünglinge, weil sie von Natur die männlichsten sind.“

„Mit Unrecht hat man sie der Unzüchtigkeit beschuldigt; denn nicht Unzucht, sondern inneres Gefühl ihrer männlichen Kraft und männlicher Geist ist der Grund ihrer Neigung zu ihrem Geschlecht. Dies zeigt sich offenbar dadurch, daß nur solche Jünglinge im reiferen Alter die politische Laufbahn betreten. Zu Männern gereift, lieben sie selbst wieder Jünglinge; heirathen zwar und zeugen Kinder, aber nicht aus Neigung, sondern gezwungen durch das Gesetz; zufriedener, wenn sie unverheirathet im Umgange mit ihres Gleichen leben könnten.“

„Die Liebe zu Jünglingen und die Gegenliebe von diesen hat also offenbar keinen andern Grund, als weil jeder nach Vereinigung mit seiner Hälfte strebt. Hat der eine oder der andere seine eigentliche Hälfte gefunden: unaussprechlich ist dann das Wonnegefühl ihrer Zärtlichkeit, ihrer Vertraulichkeit, ihrer Liebe — und was kann man mehr sagen? — auch nicht einen Augenblick sind sie zu trennen. Wenn sie nun auch lebenslang in unzertrennlicher Vereinigung gestanden haben, so wissen sie doch am Ende nicht zu sagen, was sie eigentlich von einander wünschen und verlangen. Befriedigung einer unreinen Lust kann es nicht seyn, was sie mit solcher Innigkeit vereinigt und ihren Umgang zu einer Quelle so unerschöpflicher Freuden macht; sondern etwas anders ist es, wornach beider Seele sich sehnt, was sie aber nicht sagen, nur ahnen, nur im dunklen Vorgefühl rathen kann.“

Wer erräth nicht auf den ersten Blick, daß hier Plato die Liebe als ein aus Veranstaltung der physischen Natur entsprungenes Bedürfniß unsers Wesens darstellt, daß er das Glück derselben in dem Suchen und Finden „seiner Hälfte,“ desjenigen Gegenstandes setze, der sich mit unserm Wesen in eine selige Harmonie vereinige, dem wir vor allen andern den Vorzug geben, weil er nur allein uns alles das ergänzen kann, was uns zum Glück unsers Daseyns fehlt. Wer fühlt hier nicht die erhabene Idee des Plato, daß durch die Einigung der phy-

sischen und moralischen Natur der beiden Geschlechter, durch eine aus dem Innern der Wesen entspringende charakterbildende Verbindung, einer den Reichthum des andern sich eigen mache, und die Liebenden so durch das Ringen ihrer Kräfte sich zur höchsten Energie des Handelns erheben. —

Doch wir wollen unsern Plato selbst noch weiter hören.

Plato's Offenbarung aus den Mysterien der Philosophie der Liebe.

Plato läßt in seinem Gastmahle den Sokrates dasjenige erzählen, was dieser von seiner geliebten Diotima über die Natur der Liebe gehört. „Die Liebe, sprach diese begeisterte Prophetin, ist das Verlangen nach dem immerwährenden Besitz des Guten. Dieses Verlangen, als die wesentliche Beschaffenheit der Liebe, äußert sich durch die Zeugung im Schönen, sowohl im körperlichen als geistigen Sinne; alle Menschen empfinden nämlich, sowohl dem Körper als der Seele nach, einen Zeugungstrieb, wann sie ein gewisses Alter erreichen. Diese Zeugung kann aber durch das Häßliche nicht geschehen, sondern nur durch das Schöne. Eine Art der Zeugung geschieht durch die Vermischung des männlichen und weiblichen Geschlechts. Diese ist ein göttliches Werk, und Zeugung und Empfängniß gibt dem sterblichen Menschengeschlecht eine Art von Unsterblichkeit. Zeugung kann aber zwischen Wesen nicht vorgehen, die nicht in dieser Hinsicht mit einander zusammenstimmen. Nun stimmt aber mit dem Göttlichen nicht das Häßliche, wohl aber das Schöne zusammen. Folglich vertritt die Schönheit gleichsam die Stelle der Parze, und der Eiletethyia bei der Zeugung. Wenn sich nun ein vom Zeugungstriebe belebtes Wesen mit einem schönen Gegenstande gattet, so wird es in Wonne und Entzückung aufgelöset, und es erfolgt Zeugung und Befruchtung; trifft es aber auf einen häßlichen Gegenstand, so kehrt es sich mit Wider-

willen und Mißmuth weg, zieht sich in sich selbst zusammen, und, anstatt zu zeugen, behält es den Bildungsstoff unter sehr unangenehmer Empfindung zurück. Daher diejenigen, die einen sehr lebhaften Bildungstrieb empfinden, sich mit großem Eifer um den Besitz eines schönen Gegenstandes bewerben, weil sie dadurch von dem schmerzhaften Drange der Zeugungstriebe befreit werden. Die Liebe ist also nicht Hang zum Schönen, sondern nach dem Zeugen und Empfangen durch das Schöne, denn Zeugen und Empfangen ist für die sterblichen Wesen ein unaufhörliches Entstehen, und gibt ihnen eine Art von Unsterblichkeit. Da die Liebe ein Verlangen nach dem immerwährenden Besitz des Guten ist, so muß sie auch Unsterblichkeit zu ihrem Gegenstande haben. Aber das allgemeine Streben nach Unsterblichkeit äußert sich auf verschiedene Art. Einige Menschen, bei welchen ein mehr körperlicher Bildungstrieb herrscht und die eben darum eine stärkere Neigung gegen das weibliche Geschlecht fühlen, hoffen Unsterblichkeit, Nachruhm und Glückseligkeit durch Kinderzeugen zu erlangen. Andere, bei welchen sich mehr geistiger, als körperlicher Bildungstrieb zeigt, fühlen mehr einen Drang, etwas zu erzeugen, was der Natur des Geistes gemäß ist, das heißt, was auf Weisheit und Tugend Beziehung hat. Zu diesen gehören nicht nur alle Dichter, die Schöpfer ihres Stoffes, sondern auch von den Künstlern alle die, die Selbsterfinder sind. Der alleredelste und schönste Zweig dieser Philosophie ist aber ohne Zweifel die Kunst, Staaten und Familien zu regieren, die Weisheit und Gerechtigkeit, wie sie deswegen auch vorzugsweise genannt wird. Wer nun aus diesem edleren Theile des Menschen den Keim zu einem solchen Produkt des Geistes schon von seiner Kindheit an in sich trägt, der hat etwas Göttliches in seiner Natur. Der Trieb zum Erzeugen erwacht in ihm, sobald er zu einiger Reife gedeiht. Auch in ihm entsteht dann ein Streben nach einem schönen Gegenstande, durch welchen der in seiner Seele vorhandene Stoff entbunden werde. Sein Zustand bringt es also mit sich, daß er auch Körper, und zwar die schönen mehr als die häßlichen liebt. Findet

er aber einen schönen Körper mit einer schönen, edlen, fähigen Seele vereint, so wird seine ganze Zuneigung von diesem zweifach schönen Gegenstande gefesselt. Sein ganzes Herz öffnet sich sogleich gegen einen solchen Menschen; er sucht ihn zu unterrichten, er schildert ihm die Eigenschaften der Tugend, er lehrt ihn, was ein rechtschaffener Mann seyn und wie er handeln müsse. So geschieht es dann, daß dasjenige, was zuvor in seiner Seele noch unentwickelt im Keime lag, durch diese Vereinigung mit einem schönen Gegenstand gleichsam geboren wird, und diese neugeborne Ideen durch die beständige Erinnerung an den geliebten Gegenstand von ihnen gemeinschaftlich groß gezogen werden. Deswegen ist auch das Band, das zwei solche Wesen vereinigt, weit fester als die Bande zweier Sinnlichliebenden; ihre wechselseitige Liebe weit dauerhafter, weil die Geisteskinder, welche aus ihrer Vereinigung hervorgehen, schöne, für die Unsterblichkeit gereifte Früchte sind. Wer sollte nun nicht lieber wünschen, solchen Kindern, als sterblichen Wesen, das Daseyn gegeben zu haben."

Hierauf fährt Diotima fort, ihren Schüler in den höheren Graden der Mysterien vollends einzuweihen und ihn zu lehren, wie er sich zur vollkommensten Liebe emporschwingen, und durch sie allein zum Genuß der höchsten Schönheit vorbereiten solle.

„Gewöhne dich frühzeitig, spricht sie, zur Betrachtung schöner Menschengestalten, studiere sie, erforsche ihre Verhältnisse und entwickele deinen Schönheitssinn. Du wirst die Schönheit des Körpers weit höher schätzen, wirst Schönheit in Handlungen, und, durch einen neuen Fortschritt, Schönheit in den Wissenschaften entdecken. Es verräth einen sclavisch denkenden, beschränkten Kopf, die Schönheit nur in einem einzelnen Menschen, in einer einzelnen Handlung finden zu wollen. Du wirst das große Meer des Schönen durchschiffen und im Beschauen so mannigfaltiger schöner Gegenstände neue Ideen erzeugen, und von Stufe zu Stufe zu einer Philosophie emporsteigen, welche das Schöne selbst zum Gegenstande hat. Hier stehest du nun am Ziele, wohin alle vorhergegangene Bemühungen allein abzweckten; dir offenbart

sich nun mit einemmale der Anblick der ewigen Urschönheit, jenes außerordentlichen Wesens. Ewig ist diese Schönheit, keinem Entstehen und keinem Vergehen, keinem Zuwachse und keiner Abnahme unterworfen. Sie ist nicht hier schön, dort häßlich; jetzt schön, dann abscheulich; dem einen hold, dem andern herbe; in diesem Verhältniß liebenswerth, in jenem widerwärtig. Sie ist nicht Schönheit des Leibes, nicht der Rede, nicht der Phantasie, nicht der Wissenschaften. Sie ist kein Attribut irgend eines Subjekts, weder des Himmels, noch der Erde, noch irgend sonst eines lebendigen Wesens. Sie ist wesentlich, selbstständig, durch sich selbst, von sich selbst, nur sich selbst gleich und ewig. Alles, was sonst schön ist, ist nur schön durch sie, durch Theilnehmung an ihrer Schönheit, doch so, daß wenn das abgestammte Schöne vergeht, das uranfängliche weder verliert noch leidet. Dies Anschauen der ewigen Schönheit ist das Ziel, wonach die Liebe stufenweise fortschreiten soll, von der Liebe eines schönen Körpers zu zweien, von zweien zu mehreren, von mehreren zu allen, von den schönen Körpern zu schönen Seelen, von schönen Seelen zu schönen Handlungen, von schönen Handlungen zu schönen Wissenschaften, bis du endlich bei derjenigen Erkenntniß aufhörst, welche nichts als das unbedingte Schöne zum Gegenstand hat, und du nun, eingeweiht in den letzten Grad der Geheimnisse dieser Weisheit, die Urschönheit selbst erkennest. Hier, wo der Mensch zum Anblick der ursprünglichen Schönheit selbst gelangt ist, wird sein Leben erst ein wahres Leben. Alle Erdenschönheit, die dich schon in unaufhörliche Anschauung hinzaubert, wird dir nun nicht mehr genügen; du genießest des unaussprechlichen beneidenswerthen Glückes, die Urschönheit selbst, ächt, rein, unvermischt, nicht verbunden mit körperlicher Masse Farben oder anderm vergänglichem Tand, sondern in ihrem göttlichen Glanze, in der ganzen Reinheit ihrer Form zu erblicken, sie zu betrachten, daran zu hangen, daran dich unaufhörlich zu weiden, zu großen Thaten entflammt zu werden, Tugend aus Tugend zu erzeugen, dann Liebling der Götter zu seyn — ja, wenn es irgend eines Sterblichen Loos ist! — durch Thatenruhm der Unsterblichkeit Erbe zu seyn. —

Wer zweifelt nur einen Augenblick, daß Plato, diese Urschönheit, nichts anders war, als das höchste Wesen und alles von ihm in die ganze Natur übergegangene Schöne! Wahrlich ein hoher, seelenerhebender Gedanke, den ein Grieche schon vor zweitausend Jahre fassen konnte, welcher nur von denen für Schwärmerei gehalten werden kann, die nicht begreifen können, zu welcher hohen Stufe von Geistesbildung das feinere Gefühl und die äußerste Empfindbarkeit die griechische Nation emporhob: denen daher ihre Tugenden und Laster in einem gleich falschen Glanze erscheinen.

Unter wie mancherlei Namen und Einkleidungen dies schöne, eine unerschöpfliche Fülle der feinsten Ideen und Empfindungen darbietende System der Liebe vorgetragen ward, ist überall der Hauptsatz kennbar: „Liebe vereinige die Wesen, wie Haß sie scheide: in Liebe und Vereinigung gleichartiger Dinge bestehe aller Genuß der Götter und Menschen: Sehnsucht und Verlangen seyen die steten Begleiterinnen der Liebe, die starken und doch zarten Arme, die allen Genuß herbeiführen und vorbereiten, ja, die selbst den größten Genuß vorahnend gewähren, und wodurch die Liebe alles in Ordnung erhalte und zu dem Einen leite, der die Quelle alles Lichts ist, wie aller Liebe."

Indessen ward auch bald die andere Seite des Systems sichtbar, daß diese Liebe Grenzen habe, daß eine völlige Vereinigung der Wesen in unserm Weltall selten oder gar nicht stattfinde, daß also auch die Bande dieser Vereinigung, immerwährendes Bestreben in größter Anstrengung nachlassen, und statt des Genusses Ueberdruß und Sättigung gewähren müsse. Man bemerkte bald, daß auch in diesem Gesetz Weisheit liege, weil der Schöpfer hierdurch eben so sehr für den festen Bestand einzelner Wesen gesorgt habe, wie er durch Liebe und Sehnsucht für das milde Vereinigen mehrerer Geschöpfe sorgte. Man sahe, daß diese beiden Kräfte, die in der geistigen Welt das sind, was in der körperlichen Anziehung und Zurückstoßung seyn möchten, zur Erhaltung und Festhaltung des Weltalls gehören. Empedokles machte daher Haß und Liebe zu Bildern der

Schöpfung: durch Haß, sagt er, werden die Dinge getrennt und jedes einzelne bliebe, was es ist; durch Liebe werden sie verbunden und geselliger zu einander, in sofern sie sich nämlich ihrer Natur nach gesellen konnten: denn freilich auch über die Liebe, sagten die Griechen, herrscht das Schicksal; und Nothwendigkeit, die älteste der Gottheiten, ist mächtiger als die Liebe.

So erhaben und rein das Bild der Liebe ist, das uns Plato aufstellt, so ähnlich sie selbst derjenigen ist, welche unsere Vernunft als Grundsatz unserer Handlungen uns gebietet, so können wir doch von diesen, weit aus dem Gebiete der Erfahrung liegenden Ideen keinen Gebrauch machen, wenn von der Liebe als Leidenschaft die Rede ist. Ich werde daher diese geistigen Zonen verlassen und in die niederen, aber fruchtbareren Gegenden der Sinnenwelt zurückkehren müssen, wo Erfahrung uns den Stoff gibt, um die Realität unserer Vorstellungen und Empfindungen daran zu prüfen. —

Nähere Entwickelung des Wesens der Liebe.

Die Zunft der Philosophen vereinigt sich immer mehr darüber, daß den Formen unsers Vorstellungsvermögens der Stoff nur allein in der Erfahrung gegeben werden müsse, und daß also die Sinnlichkeit eine eben so nothwendige, wesentliche Eigenschaft des Menschen sey, als die Vernunft, und der Mittler zwischen beiden der Verstand, und der Mensch also Mensch seyn müsse. —

Der Zweck unseres Daseyns ist keineswegs, wie die platonische Schule lehrte, uns von aller Sinnlichkeit loszumachen, durch die allein wir nur fähig sind, uns die Theilnahme an reinen, hohen Gefühlen, an edlen Freuden zu verschaffen, und uns eben dadurch zu der Stufe zu erheben, wo wir nicht blos als organische Wesen, sondern als Menschen genießen.

Liebe, in der allgemeinen Bedeutung genommen,

ist eine Empfindung, welche auf Neigung gegen die Menschen beruht. Gegenstand und Empfindung sind also die beiden Hauptmerkmale der Liebe. In Ansehung des ersten führt die Geschlechtsverschiedenheit zu einer nähern Bestimmung der Liebe, nämlich der Geschlechtsliebe und der Freundschaft. — Freundschaft, Empfindung eines besondern Wohlwollens, die jüngere und ernstere Schwester Liebe, kann zwar auch bei der Verschiedenheit des Geschlechts stattfinden, aber es ist alsdann diese Verschiedenheit kein nothwendiges, wesentliches Stück, es ist zufällig, es ist gleichgültig, daß der Gegenstand vom andern Geschlecht ist.

In Ansehung der Empfindung bezieht sich die Liebe entweder auf geistigen und körperlichen Genuß zugleich, oder auf körperlichen allein; in jenem Falle erhält sie den Namen der feinern, in diesem den der grobsinnlichen Liebe.

Die grobsinnliche Liebe ist ein Naturtrieb, der der ganzen thierischen Körperwelt als Instinkt eingepflanzt ist. Nur dem Menschen allein sind neben dem Instinkt noch höhere Gesetze von der Vernunft gegeben worden.

Wenn er als Theil der Körperwelt dem Instinkt unterworfen seyn mußte, so ist er, als ein vernünftiges Wesen, Gesetzgeber der Natur, Herrscher über sich selbst als Sinnenwesen. Es ist also Pflicht für ihn, als ein freies Wesen zu handeln, und nicht den Gesetzen der Sclaverei als bloßes Thier zu gehorchen. — Aber eben, weil alles umher nach physischen Gesetzen auf uns wirkt, sind auch wir geneigter, diesen Gesetzen gegen uns gemäß zu wirken; es wird uns so leicht, eben darnach zu handeln.

Ist der Hauptzweck der Liebe Befriedigung des Instinkts, so ist sie grobsinnlich, gleichviel, ob sie von bürgerlichen Gesetzen gebilligt wird oder nicht. Man nennt diese Liebe auch die epikuräische, im Gegensatz der platonischen.

Zwischen der platonischen und epikuräischen Liebe liegen jedoch noch Mittelgefühle, die sich in den feinern Nuancen der Sinnlichkeit verlieren, deren Grenz-

linie aber vielleicht nur der Pinsel eines Apelles genau zu bezeichnen vermöchte. —

Die Liebe ist nicht allein in Ansehung ihres Gegenstandes, sondern auch des Ursprungs der Empfindung von der Freundschaft verschieden. Liebe wird nämlich durch äußere, Freundschaft durch innere Vorzüge erzeugt; Freundschaft ist also eine durch Urtheile und Vernunft hervorgebrachte Empfindung, die vom Kopf zum Herzen geht; die Liebe hingegen bemächtiget sich zuerst unseres Herzens, und rechtfertigt sich dann erst durch die Vernunft und vor derselben.

Liebe, in der gewöhnlichen Bedeutung, wird durch äußere Vollkommenheiten erzeugt, und ist also auf Sinnlichkeit gegründet; sie ist aber desto sinnlicher, jemehr der Trieb nach äußeren Empfindungen strebt, desto reiner, jemehr der Trieb innere Empfindungen zum Gegenstande hat. Von der ersteren Art war die Liebe des Kardinals zur Lauretta Pisana, von der zweiten Petrarca's Liebe zu seiner Laura, das Mittel zwischen beiden hält St. Preu's Liebe zu Julie.

Reine Liebe muß sich also auf äußere und innere Vollkommenheiten gründen. Jene beziehen sich hier auf körperliche Schönheit, oder an deren Stelle auf das, was man Gefallen nennt; diese beziehen sich auf Eigenschaften des Geistes, die uns angenehm und nützlich scheinen, es mögen beide wahr oder eingebildet seyn; gleichviel! Wir lieben eine Person wegen ihrer geistigen und körperlichen Vollkommenheiten, weil sie uns in undeutlichen Vorhersehungen erwarten lassen, daß der Genuß der genauen Verbindung uns einen hohen Grad des Vergnügens gewähren wird.

Will man sich zwei Wesen einander genießend vorstellen, so muß man sie sich vereinigt denken, beide zusammen als Ein Wesen. Das Verlangen nach der Vereinigung muß also desto lebhafter, oder vielmehr der Grad von Anziehungskraft der Seele muß desto größer seyn, jemehr Gleichartiges sie in dem begehrten Gegenstande entdeckt, weil eben auf diesem Grad des Gleichartigen der Grad der Möglichkeit einer vollkommenen Vereinigung beruht. Man wird z. B. eine schöne

Statue weniger als seinen Freund, diesen weniger als seine Geliebte, seine Geliebte weniger als das höchste Wesen lieben. Daher kommts, daß die Religion größere Enthusiasten macht als die Liebe, die Liebe größere als die Freundschaft, diese größere als die gewöhnliche Lust an leblosen Gegenständen.

Jede Begierde nach sinnlichem und geistigem Genuß, alles Verlangen der Freundschaft und Liebe strebt nach Vereinigung mit dem Begehrten, weil es in ihm den süßesten Genuß des eigenen Daseyns ahnet. Die Gottheit hat es weise und gut gemacht, daß wir unser Daseyn nicht in uns, sondern durch Reaction gleichsam in einem Gegenstande außer uns fühlen sollen, nach dem wir also streben, für den wir leben und in dem wir doppelt und vielfach sind. Ja sie hat die Menge anziehender Gegenstände, die sie in uns legte, in so mancherlei Entfernungen gesetzt, mit so vielen Graden und Arten der Anziehungskraft begabt, daß eben hier durch ein sanftes, unaufhörliches Saitenspiel der Empfindungen in uns möglich ward, und unser Leben gleichsam eine Harmonie des Verlangens, einer immer reinern, unersättlichen, ewigen Sehnsucht würde. —

Selbst in den schönen, großen Leidenschaften zeigt uns die Natur das Streben nach Vereinigung. Unstreitig ist es nicht Erfindung der Menschen, nicht Gewohnheit der Erziehung, wenn wir Eltern und Freunde umarmen; wir drücken sie an unsere Brust mit einer Kraft, die gleichsam mit unserer Liebe verhältnißmäßig seyn soll. Man sehe diese zärtliche Mutter, und auf ihrem Schooße den Säugling, wie sie ihn an den Busen drückt! wie sie ihn mit Küssen überschwemmt! Man untersuche den Mechanismus dieses Kusses, wie ihn Lucrez so bewundernswürdig schildert: Et tenet adsuctis humectans oscula labris, man wird finden, daß die Seele alle Mittel sucht, sich mit dem geliebten Gegenstande wesentlich zu vereinigen.

Die Mittel, deren sich die Seele bedient, sich der begehrten Einigung zu nähern, sind physisch und geistig.

Bei dem groben sinnlichen Genuß findet völlige Vereinigung statt, oder wenigstens weiß uns die Natur zu

nen Augenblick zu täuschen; denn so lebhaft auch das Verlangen nach körperlicher Vereinigung ist, so vorübergehend ist doch der grobe sinnliche Genuß; der Gegenstand ist augenblicklich verschlungen, zerstört. Gewissermaßen ist auch hier der feinste Genuß vor dem Genusse; der Appetit nach einer schönen Frucht ist angenehmer, als die Frucht selbst; das Auge macht die Zunge am lieblichsten lüstern, oder wie Lukrez von einem andern Sinne sagt:

Voluptatem praesagit multa cupido.

Das geistige Mittel der Wesenvereinigung besteht darin, daß man sich den begehrten Gegenstand mehr gleichartig, ihn sich von mehreren Seiten sinnlich zu machen sucht, d. i., daß man die Möglichkeit der Einigung, nach der unsere Seele strebt, mehret. Aber auch hierzu bedürfen wir der Organe, wir bedienen uns der edleren Sinne des Gesichts und Gehörs zur Theilnehmung an den innern Vorzügen des begehrten Gegenstandes; in den Augen, in den Mienen lesen wir das Gepräge einer edlen Seele, und im Wechsel der Rede offenbaren wir uns unsere Gedanken, suchen die unsrigen mit den andern, und diese mit den unsrigen zu vereinigen, und wechselseitig durch ein gemeinschaftliches Interesse vollkommener zu werden.

Die reinste Liebe würde sich also mit dem Anschauen und der mündlichen Unterhaltung genügen; und wenn wir platonische Liebe als existent annehmen, so wird nur diese Art darunter verstanden werden können. Dieser Trieb blos nach innerer Empfindung, diese reinste Liebe ist möglich, ja sie wird unter Menschen gefunden, ob sie gleich unerklärbar ist, nämlich in so fern, daß, ungeachtet dieser reinste Genuß befriedigt, dennoch Verschiedenheit des Geschlechts erfordert wird. Diese Liebe ist eben daher ein von der Freundschaft sehr verschiedenes, ein weit lebhafter empfundenes innigeres Gefühl. Worin liegt es nun, daß Anschauung und Unterhaltung bei gleicher, ja bei höherer Schönheit des Körpers und der Seele, bei ein und denselben Geschlecht eine ganz andere Empfindung bewirkt? daß hier Freundschaft und Liebe so verschieden ist? Wem die Antwort: daß Ge-

schlechtstrieb bei aller Liebe, wenn gleich noch so verborgen, selbst unbewußt, dennoch zum Grunde liege, nicht befriediget, der wird auch in der mystischen, über die Menschheit hinausgehenden Erklärung des Plato keine Befriedigung finden, der sie nur in dem Bewußtseyn der Gegenliebe setzt, wodurch eines in dem andern lebt, dergestalt, daß jedes Ding außer uns, jede Begebenheit in unsern Gedanken mit dem geliebten Gegenstande in Beziehung gesetzt werde. Wir sind in uns beständig mit ihm beschäftiget, und wünschen, hoffen oder wissen, daß auch wir auf diese Art dem andern immer gegenwärtig sind. — Aber werden wir wohl bei allem diesem ruhig und glücklich seyn können, ohne den geliebten Gegenstand zu sehen und zu sprechen? Und streben wir nach Anschauung und Unterhaltung, ist dies nicht schon körperlicher Genuß? Platonische Liebe, so geistig auch immer die feinsten Nuancen ihres Genusses seyn mögen, läßt sich nicht ganz entkörpert denken. —

Versteht man unter dem Genuß platonischer Liebe den Ideengenuß körperlicher Schönheit, so legt man Plato einen Sinn unter, der seinem ganzen System widerspricht. Plato redet nur von geistigen Eigenschaften, die mit dem Geist genossen werden müssen, und auch nicht anders genossen werden können; nicht aber von der wahnsinnigen Vergeistung der Körper, aus der nur zu oft grobe Sinnlichkeit entsteht. Daß dieser Genuß nicht geistig sey, sehen wir daraus, weil er den Körper zerstört und den Geist nicht befriedigt; er sündigt am Nervensaft, wie die zu grobe Liebe am Fleisch und Blut, und zeigt also eben damit, daß er kein wahrer Genuß, keine glückliche Beschauung der Art sey, wo der geliebte Gegenstand mit uns Eins wird.

Je geistiger der Genuß ist, desto dauernder ist er, desto mehr ist auch ein Gegenstand außer uns dauernd, aber desto schwächer ist er auch, denn sein Gegenstand ist und bleibt außer uns und kann eigentlich nur im Bilde, d. i. wenig oder gar nicht mit uns vereinigt werden. Das Auge wird zu sehen nimmer satt, weil das Herz dabei unbefriedigt bleibt.

Und in der That scheinen dies auch die Liebhaber die-

ses Sinnes, die ihn bis zur Wollust, bis zum höchsten Genusse ausgebildet haben, zu fühlen; sie suchen sich das Bild zu beleben. Wohl ihnen in dem süßen Traum ihres geistigen Wahns! —

Die Natur sahe, daß jene reine himmlische Flamme für menschliche Wesen zu fein wäre; sie gab uns daher den edlen Genuß der Liebe in einer körperlichen Einkleidung, dessen höchsten Grad der Entzückung wir freilich nicht da suchen sollen, wo uns ein Augenblick irdischer Vereinigung täuscht; er ist vielmehr in jenem ersten glücklichen Finden, in jenem unbeschreiblich süßen Augenblick, da zwei Seelen sich das, was tausend Zungen nicht auszusprechen vermögen, sagen: daß sie sich lieben.

Wenn es einen Augenblick himmlischer Wollust und reiner Vereinigung verkörperter Wesen hier auf Erden gibt, so ists dieser, — der einzige, erste und letzte Augenblick himmlischer Wonne, und nach ihm alles nur darbender Genuß. —

Die Mythologie irgend eines asiatischen Volks theilt ihre Zeiträume des höchsten Alterthums der Welt so ein, daß die Menschen — damals noch paradiesische selige Geister — sich Jahrtausende zuerst durch Blicke, nachher durch einen Kuß, durch eine bloße Berührung geliebt hätten, bis sie endlich zu den niedrigen Arten des Genusses allmählig erst in langen Zeiträumen hinabgesunken wären. —

Der Augenblick jenes geistigen Erkennens, jenes Verraths der Seele durch einen Blick setzt uns gleichsam in diese Zeit zurück, und mit ihr in die Freuden des Paradieses. In ihm genießen wir z u r ü c k e m p f i n d e n d, was wir so lange suchten und uns selbt nicht zu sagen vermochten; in ihm genießen wir v o r e m p f i n d e n d alle Freuden der Zukunft, nicht ahnend, sondern habend, ja mehr als habend. Die Zukunft kann immer nur entwickeln, selten hinzuthun; und oft thut sie ab, sie vermindert den Wahn des Genusses bei dem Genusse.

Jener Augenblick ist der, da Psyche den Gott der Liebe erblickt, den sie so lange verschleiert liebte; die Fackel entfällt ihren Händen, und alle Freuden seliger Liebe sind plötzlich verschwunden. —

Seelen, die zur treuesten, reinsten, edelsten Liebe geschaffen sind, fliehen zögernd diesen Augenblick des Verraths, ja sie zittern vor ihm als vor einem tödtenden Feinde. Das zärtere Geschlecht fühlt es, wie viel die Flamme der Liebe mit jedem Genuß verliere, wie bei ihrem Ausbruch ihre innere Kraft sich schwächt, die reinen Gefühle himmlischer Wonne schwinden. Keusch und heilig sucht es das Geheimniß im Herzen des Liebenden zu bewahren, sobald es desselben gewiß ist, und nichts macht sich gewisser als dieses. Das Geheimniß wird gleichsam entweiht, wenn es nur die Lippen berührt; es erstirbt schon im ersten Kusse, im ersten Seufzer. Psyche verliert ihre himmlischen Fittige, sobald sie zur Materie herabsinkt.

Aber diese rein platonische Liebe, wo innere Empfindung, Befriedigung der höheren Sinne uns genüget, ist nur eine Frühlingsblume des Erdenlebens, die der Jüngling und das Mädchen im blühenden Lenze ihrer Jahre genießen.

Das Lächeln der Unschuld ist noch auf dem Munde des Jünglings, Leben und Wärme in seinem Blicke, Heiterkeit und Verlangen auf seiner Stirne, die noch nicht durch Erfahrung und Nachdenken ernst und trübe gemacht wird. Gering ist die Masse seiner Kenntnisse, ungeübt das Vergnügen seines Geistes: aber voll ist die Kraft im Empfinden, und alles, was an jenem ihm mangelt, ersetzt ihm diese. Wie Adam in Eden, sucht er nun, was ihm gleich sey, um auszufüllen das Leere.

Noch ungewohnt in sich, nur gewohnt, in andern zu leben, sucht er den Gegenstand, in dem er leben und seyn könne. So wird ihm das Bedürfniß, so endlich das Vollgefühl der Liebe. Den geliebten Gegenstand sehen, ist ihm Wonne, und sich geliebt wissen, aller Wünsche Befriedigung.

Alle Menschen, die ihn umgeben, glaubt er gut und ohne falsch, denn er ist es; er bestrebt sich, sie alle glücklich zu wissen, denn er ist es. Die ganze Natur lacht ihm im reinen Schöpfungsgewande entgegen, denn reine Liebe strahlt ihm aus dem Auge der Geliebten; alles ist ihm Harmonie, denn er ist geliebt; ihm mangelt nichts, denn er ist geliebt; alles ist ausgefüllt, alles befriedigt; denn er ist geliebt. —

Er wähnt, in diesem Gefühle unaufhörlich leben zu können: er kann keinen höheren Begriff von Menschenglück fassen, ja er mag keinen höheren Begriff selbst von der Seligkeit der Zukunft wagen. —

So ganz ausgefüllt, so ganz befriediget, würde der Besitz einer Welt nichts hinzuzusetzen vermögen, um keinen Punkt höher in der Schöpfung ihn heben können.

Sey es Wahrheit oder Täuschung, gleichviel für den Liebenden! Und wer hat all das in ganzer Fülle empfunden und wünscht nicht zurück diese paradiesische Zeit.

Aber darum ist die Liebe für den reifenden Mann nicht minder beseligend, der nun seine Begriffe von Vollkommenheit richtiger bestimmt, der seine Kenntnisse und Erfahrungen erweitert, dessen Empfindungskraft aber eben dadurch schwächer, dessen Einbildungskraft kühler wird.

Auch das Höchste des reinen sinnlichen Genusses, der äußern Empfindung, — der K u ß d e r L i e b e, schließt noch reine Liebe des z w e i t e n G r a d e s in sich. Sie verliert dadurch nichts in ihrer Reinheit, wenn sie ursprünglich rein war. Es ist aber dies die höchste Befriedigung, die äußerste Vereinigung der rein Liebenden, und wer nun noch andere Wünsche in sich fühlt, als die der Wiederholung — hat ursprünglich nicht der Göttin von Cypern, sondern der von Paphos geopfert. Hier ist der Gränzstein, wo sich das Land dieser beiden Gottheiten scheidet. —

Wenn dem Kuß der Liebe noch etwas mehr Körperlicheres folgt, so hört zwar die Liebe des zweiten Grades auf, sie wird sinnlich, körperlich, ohne jedoch zur grobsinnlichen herabzusinken. Diese kann der reinen, ursprünglich und bis dahin dauernd reinen nie folgen, denn ihr Zweck und ihre Triebe sind sehr verschieden. Sie würde noch immer reine, aber schon ganz sinnliche Liebe zugleich, im Gegensatz der ganz reinen Liebe, genannt werden, sie würde Liebe des d r i t t e n G r a d e s seyn.

Glückliche und weise Veranstaltung in der Natur, daß alle Dinge einem unaufhörlichen Wechsel unterworfen, daß selbst im physischen und moralischen Menschen beständig etwas vergeht, während auf der andern Seite etwas Neues entsteht. —

So paarte die Natur jenen kurzen trügenden Wahn der innigsten Vereinigung mit Freundschaft, und beglückte uns von Seiten des Körpers mit dem electrischen Funken ihrer Allmacht, durch den aus einer uns unbegreiflichen Verbindung zweier Wesen Ein drittes wird, gleichsam ein Geschöpf der Liebe, des Verlangens und der vollendeten Sehnsucht.

Die feurige Kette schlingt sich also weiter: zwischen der Dürftigkeit und dem Ueberfluß wird an ihr ein neues Glied geknüpft, in dem der Funke der Sehnsucht weiter zünde. —

Ueberhaupt ließ der Schöpfer keinen Grad der Vereinigung der Wesen in seiner Natur ohne Frucht. Die erste Stufe von sinnlichem Genuß, nach dem auch schon das Kind sauget, gibt uns Lebensaft; er bereitet uns ein Edleres aus einer schlechteren Materie. Je feiner das Organ wird, desto geistiger sind die Kinder seines Empfängnisses: Düfte stärken und erquicken die Seele: Musik tröstet und labt das Herz. Die Bilder

Simulacra pabula amoris

führen dem Geiste zärtere Gedanken zu, als ihr Materielles selbst ist; und endlich Freundschaft und Liebe, jene die Ehe der Geister, diese die Ehe der Körper, bringen uns einen Becher des Genusses mit den schönsten Früchten bekränzt. —

Genius der Liebe der Griechen und Römer.

So ward unter allen Geschenken, womit die Gottheit das Menschengeschlecht beglückte, die Liebe das wohlthätigste, das mächtigste, den Menschen seiner Thierheit entwindende Triebrad, — der fruchtbarste Keim, der die ersten, Menschen veredelnden Gefühle zur Blüthe hervorbrachte. —

Schon im frühesten Zeitalter der Menschheit mußte daher diese Wesen zeugende und Wesen kettende Kraft

dem Menschen als eine wichtige Anstalt der Schöpfung erscheinen. Kaum erringt er die erste Stufe der Humanität, kaum gelangt er zu den ersten einfachen Begriffen und Beobachtungen, kaum schlingt Liebe mehrere Familien in ein gemeinsames Band, als er die Liebe zu feiern beginnt. —

Welchen richtigen Maßstab zur Beurtheilung der Naturanlagen und des Kulturgrades eines Volks müssen uns daher nicht die Beobachtungen reichen, die uns die bald gröberen, bald feineren Aeußerungen eines Naturtriebes darbieten, an den sich die wichtigsten Züge der Handlungsweise jedes Menschen, ja ganzer Nationen so innig anschmiegen! —

Selbst bei den rohesten Nationen der Erde — vielleicht nur heutiges Tages die Eskimos, die Koräken und östlichen Insulaner ausgenommen — wird es auf irgend eine Art verkündigt, wenn das verschiedene Geschlecht den Bund der Liebe knüpft.

Andere mehr und weniger zusammengesetzte Feierlichkeiten bei alten und neuen Völkern entleihen ihre Farben von dem Stoff, den klimatische, religiöse und sittliche Kraft dem Menschen anschuf. Es sind daher bald von der feinsten Phantasie gewebte Symbole der Liebe und Treue, bald Ceremonien, in die sich Religion, Aberglauben oder Schamhaftigkeit mischten, die Opfer der Jungfrauschaft, Reinigungen, Versöhnungen böser Gottheiten, Anstalten, um sich die Treue von Weibern zu versichern, oder Bezauberungen abzuwenden, oder auch um die Verlobten mit Fruchtbarkeit zu segnen zum Gegenstand hatten; bald Gebräuche, die bei unedleren Nationen die Unterwürfigkeit des schwächeren Geschlechts bezeichnen, bald noch andere, deren Zweck wir oft nicht zu errathen vermögen.

Unter allen Nationen aber, die je die Liebe heiligten, verdienen

Die Griechen

unsere vorzüglichste Aufmerksamkeit, die sich nie eine glückliche Liebe versprachen, wenn sie nicht zuvor mehreren Gottheiten gefällige Opfer gebracht hatten. —

Schon unter diesen gaben sich Liebende ihre Neigung dadurch zu erkennen, daß sie den Namen des Geliebten und der Geliebten an Bäumen, an die Wände der Häuser, in Bücher, auf Blätter, mit dem Zusatze: ich rufe mit Sehnsucht, anschrieben. Auch schmückten sie die Thürpfosten der Geliebten mit Kränzen und Blumen, oder goßen Wein davor aus. Wenn die Sterblichen die Vorbilder waren, nach denen man die Unsterblichen bildete, so verehrte man die Wohnung eines Geliebten als den Tempel der Liebe schenkenden Gottheit selbst. —

Um zu erfahren, ob man in seiner Liebe glücklich sey, gebrauchte man mancherlei Mittel. Ein Hirt sagt beim Theokrit: „Neulich, als ich erforschte, ob du mich liegest, klatschte das geschlagene Mohnblatt nicht; es verwelkte fruchtlos auf der hohen Hand. Auch Agröo wahrsagte mir neulich, als sie Aehren las, aus dem Siebe, daß mein Herz zwar ganz an dir hange, daß du aber mich verachtest."

Um aber Liebe und Zuneigung zu erwecken, bediente man sich nicht selten gewisser Zaubermittel. Man gab den Geliebten Liebestränke, die oft so gefährlich waren, daß sie rasend machten. Die thessalischen Weiber waren sehr erfahren in Verfertigung dieser Tränke und in allen andern Zaubermitteln, um Liebe zu erwecken und zu erhalten.

Unter andern ward eine gewisse Ingredienz: Hippomanes genannt, dazu genommen, über deren eigentliche Bestandtheile die Alten nicht einig sind. Die allgemeinste Meinung ist, es sey ein gewisser Schaum gewesen, den die Pferdestute in den feurigen Augenblicken ihres Begattungstriebs verliert. (Virus distillans ab inguine equae coitum maris appetentis et in furorem agens, sagt Plinius.) —

Ein anderes Mittel war die Zunge des Wendehals, oder der ganze Vogel selbst.

Pindar sagt: die cyprische Göttin hat zuerst den wahnsinnig machenden Vogel zu den Menschen gesandt, und den weisen Jason Zaubergebete gelehrt, um dem Herzen der Medea kindliche Ehrfurcht gegen ihre Eltern zu rauben.

Andere Ingredienzien dieses Zaubertranks führen Properz und Apulejus an, letzterer zählt deren folgende auf:

Philtra omnia undique eruunt,
Antipathes illud quaeritur,
Trochisci, jynges, taeniae,
Radiculae, herbae, surculi,
Hureae ilices, bichordilae,
Hinnientium dulcedines.

Horaz, Theokrit und Virgil gedenken noch einer Menge andrer Zaubermittel, die man hierbei gebrauchte.

Man trug diese Dinge bei sich; man verbrannte sie; man heftete sie dem Geliebten an, man vergrub sie an den Ort, wo er hin kam rc. Wie das Wachs, das man brauchte, sollte der Geliebte zerschmelzen; wie das, was man von seinen Kleidungsstücken verbrannte, sollte er entbrennen.

Was ist wohl im Stande der einfältigen Natur natürlicher, als die Ursache von ungewöhnlichen heftigen Leidenschaften, oder von großen, wundervollen Thaten magischen Künsten oder höheren Wesen zuzuschreiben? (Die Geschichte dieses Aberglaubens ist daher die Geschichte der menschlichen Schwachheit, deren ursprüngliche Quelle nicht Betrug und Bosheit war, in der Folge aber leicht dazu benutzt wird; sie ist die Geschichte eines Kagliostro's, eines Mesmers, aller Planetenleser, Wahrsagerinnen und Kartenlegerinnen rc., also die Geschichte unsers Jahrzehents — der Existenz von vornehmem und niedrigem Pöbel.)

Daß es auch Zaubermittel geben mußte, wodurch man sich von einer lästigen Liebe wieder befreien konnte, dies wollen wir der Konsequenz jener Gaukler und Gauklerinnen keineswegs absprechen. —

So wie man durch abergläubische Mittel sich Liebe zu erwerben suchte, so war man nicht minder bedenklich bei der Wahl und Schließung einer Ehe selbst. Man glaubte nämlich, daß es viele Götter gebe, welche die Ehe verhinderten oder unglücklich machten, und die man auszusöhnen oder von ihrem Zorne abzuhalten suchte. So war Diana eine oft rächende Feindin aller Jungfrauen,

die sich aus ihrem Orden entfernten. Kaum ward daher ein Mädchen mannbar, als es, diese Göttin zu besänftigen, in Körben ihr mancherlei Leckereien darbrachte. Und eben deswegen wurden auch vor der Hochzeit dieser Göttin Opfer gebracht.

In der Wiege der Humanität brachten die Griechen, ihre eheliche Liebe zu beglücken, dem Himmel und der Erde gefällige Opfer; denn wo konnte wohl der Einfluß der Fruchtbarkeit sichtbarer seyn als hier. Die Götter, welche in der Folge der Hochzeit vorstunden, waren Jupiter, Juno, Venus und Minerva, denen auch die Parzen und Grazien, als das Band der Liebe knüpfende und erhaltende Wesen, zugesellt wurden.

Der Tag, an dem man opferte, war gewöhnlich der Tag vor der Hochzeit. Aus dem geöffneten Opferthiere wurde die Galle herausgenommen und hinter den Altar geworfen, denn die Götter, denen man die Liebe und Ehe heiligte, verabscheuten Zorn und Bosheit.

Der Hochzeittag selbst wurde mit vieler Vorsicht ausgewählt. Die Athener hielten besonders den Monat Januar für glücklich und nannten ihn daher auch Gamelion. Ueberhaupt hielt man die Zeit des Vollmondes für das Heirathen am günstigsten.

Am Tage vor der Hochzeit schnitten die Verlobten eine Locke von ihrem Haar ab und widmeten sie einer Gottheit; da es ein Zeichen der Dankbarkeit gegen die Schutzgötter der Jugend war, so weiheten es viele Jünglinge dem Apollo zu Delphi.

Am Tage des hochzeitlichen Festes schmückten sich Braut und Bräutigam mit bunten Gewändern. Kränze von Blumen und Kräutern, die der Venus geheiliget waren, — fruchtbringender Sesam und Mohn zierten ihr Haupt.

Die Böotier machten Kränze von stachelichem, aber milde Früchte bringenden, wilden Spargel, als Symbol der, die anfängliche Sprödigkeit bald mit zärtlicher Liebe versüßenden, jungfräulichen Braut.

Dann holte der Bräutigam die Braut aus dem Hause ihrer Eltern Abends beim Glanze der Fackeln in das seinige ab, bald auf einem künstlichen Wagen, oder auch

bisweilen zu Fuße. Die Schamhaftigkeit des keuschen Mädchens zu schonen, wählte man hierzu das Dunkel des Abends. In der Mitte des Wagens saß die Braut, zu ihrer Rechten der künftige Gemahl, zur Linken einer ihrer trautesten Freunde, Parochus, der Brautführer, genannt. Einem Wittwer war diese Heimführung nicht vergönnt; an seiner Stelle mußte es seiner besten Freunde einer verrichten.

Dem Wagen voraus ging ein Zug von Fackelträgern, die von Flöten-, Zitterspielern, von Sängern und Tänzern begleitet waren. Auch die Anverwandten der Verlobten, die Bedientinnen der Braut vergrößerten dies feierliche Geleite.

Die Braut selbst trug ein irdenes Gefäß, worin man Gerste zu rösten pflegte; ein Mädchen trug ein Sieb, noch andere einen Rocken, eine Spindel u. dergl.; eine schöne Anspiclung auf die Beförderung des ökonomischen Nutzens durch die Gattin, und auf die Pflicht, die häuslichen Geschäfte zu besorgen.

Diese Heimholung und das darauf folgende festliche Mahl wurden als die Bestätigung der Hochzeit angesehen. — Die Rhodier hatten den besondern Gebrauch, die Braut mit einem Herolde abholen zu lassen, auch von den Fürsten, welche um die Penolope freiten, wird gesagt, daß sie in ihrem Gefolge Herolde hatten.

Die Thürpfosten des Hauses, in welches die Braut geführt wurde, waren bekränzt. Mit Feigen und andern Früchten wurde das Brautpaar beim Eintritt überschüttet, als Vorbedeutung des künftigen Ueberflusses. Auch ward die Axe des Wagens verbrannt, damit der Braut nie einfallen möchte, in ihr väterliches Haus zurückzukehren.

Nun folgte das hochzeitliche Gastgebot, wodurch man theils den Göttern der Ehe die schuldige Ehrfurcht unter feierlicher Anrufung erweisen, theils die Heirath in Gegenwart der geladenen Verwandten als Zeugen öffentlich bekannt machen, und Vergnügen und Freude genießen wollte. Hohe Pracht und Feierlichkeit herrschten bei diesem Mahle. Die Gäste legten ihren besten Schmuck an, Braut und Bräutigam saßen bekränzt oben an;

selbst das ganze Haus und alle Zimmer wurden geschmückt.

Während der Mahlzeit brachte in Athen ein Knabe, der mit Dornen und Eicheln bekränzt war, einen Korb mit Brod in den Hochzeitsaal und sang: ich habe das Schlimme verlassen, das Bessere gefunden: Eine Anspielung auf das ehemalige Leben der attischen Wilden ohne Brod und Ehe.

Die Leier und das Lied waren die Zierde und die Freundin der Gastmähler der Griechen. Die Hochzeitlieder, — Hymen genannt, waren mit Musik und Tanz begleitet. „Wenn die Gäste ihre Begierde nach Speise und Trank gestillt hatten, sagt Homer, dann stimmte der Barde seine Leier und sang ein Lied. Oefters sang er auch während des Mahles. Jedermann horchte auf die Lieder mit Wohlgefallen: selbst der wilde Schwarm der Freier im Hause des Ulyßes, wenn Phemius anfing zu singen."

Nach dem Mahle wurde getanzt; auch hierbei wechselte Gesang mit Musik. Wenn der Tanz geendigt war, führte man das neue Ehepaar in die Hochzeitkammer, Thalamus genannt. Hier stand das mit purpurnen Decken belegte und mit Blumen bestreute hochzeitliche Bette, das eine eigene Benennung hatte, je nachdem das Ehepaar noch jung war, zum erstenmal oder schon zum zweitenmal heirathete. Ein anderes, ebenfalls hier aufgestelltes Bette, war für den Bräutigam bestimmt, dessen er sich, im Falle üble Vorbedeutungen ihm die Vollziehung der Ehe fürchtbar machten, bediente.

Ehe die Braut das hochzeitliche Bette bestieg, wusch sie sich die Füße, wozu ein Knabe, der ein naher Verwandter der sich Vermählenden war, das Wasser aus der Quelle Callirhoe brachte. Darauf aßen beide Liebende eine Quitte, das Angenehme und Gefällige ihrer ersten Unterhaltung zu bezeichnen; eine Sitte, die Solon gesetzlich befahl, und die auf die Geschichte der Proserpine anzuspielen scheint.

Nun ward die Braut beim Glanze der Fackeln, die ihre nächsten Anverwandten trugen, zu Bette gebracht. Das Fackeltragen war für die Mutter der Braut das ehrenvollste Geschäft; sie umband die Fackeln mit ihrer

eigenen Haarbinde. Endlich löste der Bräutigam den jungfräulichen Gürtel der Braut, zum Zeichen der engsten Vertrautheit, und beide bestiegen nun das hochzeitliche Bette.

* (Auch Weiber trugen jenen Gürtel der Keuschheit, um sich gegen Anfälle einer wilden, unbändigen Liebe zu schützen; die Lösung dieses Gürtels bei kreisenden Frauen bezeuget es uns. — Mädchen, die noch nicht mannbar waren, hießen ungegürtete.)

Dieser der Braut abgenommene jungfräuliche Gürtel wurde öfters einer Gottheit, der keuschen Minerva, oder der spröden, zweifach gegürteten Diana gewidmet, und sie legte sich dann einen neuen um.

Während das junge Paar, in Liebe und Lager vermischt, Aphroditen die Erstlinge seiner Zärtlichkeit opferte, tanzten Knaben und Mädchen, blühend von Liebreiz, vor der Thüre der Brautkammer, stampften dabei mit den Füßen, und ließen laute Hymenäen erschallen, die Lobeserhebungen des Brautpaars und Wünsche für sein Wohlergeben enthielten. Alles dies geschah, um nicht die Klagetöne der Braut hören zu lassen, und damit etwa nicht eine mitleidige Matrone ihr zu Hülfe kommen möchte, mußte ein Mann von den nahen Verwandten des Bräutigams eine Wache an der Thüre halten. Das Chor der Knaben und Mädchen wünschte endlich dem Brautpaar sanfte Ruhe, und versprach, sie am folgenden Morgen wieder zu wecken.

Der beste Wunsch, den man einem Mädchen in jenem unverdorbenen Zeitalter Griechenlands darbringen konnte, war der, welchen Ceres in Gestalt einer Alten für Celeus Töchter hegte: mögen die Götter euch jugendliche Männer geben, um Kinder zu gebären, wie die Eltern es wünschen. Auch Ulysses wünscht der Nausikaa, so viel ihr Herz begehrt, einen Mann, und ein Weib, und selige Eintracht der Herzen. Ein Volk ist noch nicht von der Natur abgewichen, welches Ehe unter die größten Glückseligkeiten des Lebens, und den Besitz eines Mannes zu der Bestimmung eines Weibes rechnet.

Dennoch wollte die Sittsamkeit, daß Mädchen nicht

laut, selbst gegen Eltern nicht, von ihrer bevorstehenden Hochzeit sprachen, und Nausikaa, die ihre Kleider zu ihrer nahen Hochzeit waschen will, braucht gegen ihren Vater einen andern Vorwand: denn sie schämte sich, von der lieblichen Hochzeit vor ihrem Vater zu reden. Doch merkte er alles und gewährte ihre Bitten, ohne ihr zu erkennen zu geben, daß er ihre Gedanken verstehe. —

Um den Genius der griechischen Liebe kennen zu lernen, lese man den Homer und Theokrit, die den edlen und feinen Gefühlen, welche diese Leidenschaft in den Menschen ihres Zeitalters hervorbrachten, nur Sprache und Rhytmus geliehen haben. —

So erwuchs im Schooße der Natur eine Nation ohne Einfluß fremder Kultur zur Humanität, zur reinen Sitteneinfalt, zum feinsten Empfindungsvermögen, wovon wir erborgten Glanz bei

den Römern

auch in dem feierlichen Gepräge erblicken, wodurch diese das Fest der Liebe und der Ehe heiligten.

Die Römer hielten die Kalendä, die Nonä, die Idus für ungünstigere Hochzeittage für die Jungfrauen, als die wieder heirathenden Wittwen. In gleicher Absicht wurden die Festtage, die erste Hälfte des Junius vermieden, und vom Mai hieß es:

mense Majo male nubunt.

Juno war die große Hochzeitstifterin, und so wie sie unter den Göttinnen, als die Vermählte des Jupiters, vorzüglich die Ehefrau spielte, so stand sie auch auf Erden den Ehen der Sterblichen vor, indem sie den Neuvermählten das sanfte oder schwere Joch auflegte, wovon sie auch den Namen Juno Juga oder die jochende Juno führte, unter welcher Benennung ihr auch in Rom ein Altar errichtet war. Man brachte ihr daher am hochzeitlichen Tage ein zweijähriges Schaf zum Opfer, und ehe die Opferstücke auf den Altar gelegt wurden, nahm man die Galle aus der Leber des Thiers und warf sie hinter den Altar.

In den älteren Zeiten wurden bei der Confarreation von den Priestern und in der Folge von dem Pontifex

Maximus und dem Flamen Dialis gemeinschaftlich getrocknetes Dinkelkorn und Salz geopfert, und zehen Zeugen sprachen dabei gewisse feierliche Worte aus. Zugleich ward auch dem neuen Paar ein Brod von Dinkelkorn zum Zeichen seiner zukünftigen unzertrennlichen Gemeinschaft überreicht.

Während der Juno geopfert wurde, zertheilte man zu gleicher Zeit das Haar der Braut in sechs Locken mit der eisernen Spitze einer Lanze, welche davon den Namen Hasta coelebaris führte. Vielleicht wollte man dadurch auf den Raub der Sabinerinnen oder auf die Erzeugung tapferer Söhne anspielen. Hierauf legte die Braut ihren hochzeitlichen Schmuck an und begab sich auf den Schooß ihrer Mutter oder einer nahen Anverwandtin, welche Mutterstelle bei ihr vertrat.

Ihre als Jungfrau getragene verbrämte Toga weihete sie der jungfräulichen Glücksgöttin, das goldne Gehänge und andere Spielwerke der Venus oder den schützenden Hausgöttern. Als Braut legte sie nun ein unverbrämtes Gewand an; ihr Haupt zierte eine doppelte Kopfbinde, mit welcher die sechs Locken oder Zöpfe vom Nacken auf den Scheitel gebunden wurden; auf diesen Haarschmuck wurde der Brautkranz gesetzt, wozu die Braut selbst die Blumen und die Kräuter gepflückt hatte.

Zu den übrigen Stücken der Brautkleidung gehörte vorzüglich der Brautgürtel und der feuerfarbene Schleier, als das Symbol der jungfräulichen Unschuld. Er war von weißer Wolle, durfte noch nicht gebraucht seyn, und war mit einem Herkulesknoten, einer Art Schleife, geschürzt, den der Bräutigam in der hochzeitlichen Kammer lös'te. Mit dem Schleier verhüllte die Braut das Gesicht, und dieses zu entblößen war nur allein dem Bräutigam erlaubt.

Saß nun die Braut in diesem hochzeitlichen Schmucke auf dem Schooße ihrer Mutter oder Verwandtin, so überraschte sie der Bräutigam wie von ungefähr, und führte sie, wie man die Sabinerinnen geraubt hatte, aus den Armen ihrer Mutter.

Nun begann die feierliche Heimführung in die Wohnung des Bräutigams. Sie geschah in der Abenddäm-

merung beim Glanze der Fackeln. Zwei Jünglinge Paranymphi genannt, deren Eltern noch am Leben waren, führten die Braut, ein dritter oder mehrere, je nachdem die Hochzeit prunkreich seyn sollte, trugen fichtene Fackeln voraus. Hinter der Braut folgte ein Knabe mit ihrem Schmuckkästchen, die Mägde derselben mit ihren geschmückten Rocken und der Spindel; auch die Verwandten und Freunde der Braut, mit Geschenken versehen, waren bei diesem Geleite, dessen feierlichen Glanz überdies Leier- und Flötenspieler erhöheten.

In Katulls Gesang auf die Hochzeit des Manlius Torquatus heißt es:

Aus jungfräulicher Sittsamkeit geht sie langsam,
Und da sie hört, daß man gehen muß, weinet sie.
Säumst du noch? es verläuft der Tag.
Tritt hervor, o Verlobte!

Näher! sieh, nur die pechigen
Fackeln schütteln ihr goldnes Haar. — —
Keiner Buhlerin unterthan,
Noch leichtsinniger Hoffnung voll,
Eine schändliche Lebensart
Fortzusetzen, begehrt dein Mann
Dir am Busen zu liegen.

Wie der Weinstock die schlanken Arm'
Um die Stämme der Pappelbäum'
Und der grünenden Ulmen schlingt,
So wird ganz mit Umarmungen
Dich dein Jüngling umwickeln.

Bettchen, o! wie viel Wollust wird
Deinem Herrn bei Nacht zu Theil,
Die bei Tage der Glückliche
Wiederholet. Der Tag verläuft
Tritt hervor, o Verlobte!

Knaben, hebet die Fackeln hoch:
Schon erblick' ich den bräutlichen
Schleier. Singet den Weihgesang:
Heil dir, mächtiger Hochzeitgott!
Heil dir, gütiger Hymen!

Es war der Braut nicht erlaubt, die Thürschwelle des Hauses ihres Bräutigams zu betreten, denn diese war den Penaten und der Vesta heilig, und durfte von der Braut bei ihrer ersten Ankunft nicht entweiht werden; die Brautführer trugen sie darüber hinweg. Dies geschah vielleicht auch deswegen, damit sie nicht auf der

Schwelle stolperte, welches ein unglückliches Zeichen war; vorher schmückte sie aber erst die Pfosten der Thüre mit wollenen Bändern und salbte sie mit Wolfsfett, während sie sich von der Juno ein dauerhaftes häusliches Glück erbat.

Hierauf oder auch schon vor dem Hause wurde sie um ihren Namen gefragt. Statt ihres wirklichen Namens mußte sie mit einer von der Königin Tanaquil oder Caja herstammenden Formel antworten: Si tu Cajus, ego Caja, oder sie rief aus: Ubi tu Cajus, ego Caja. Damit nahm sie gleichsam von den Rechten einer Hausfrau Besitz. In eben der Absicht brachte man ihr nun auch die Schlüssel, die zum Weinkeller ausgenommen, ingleichen Feuer und Wasser; jetzt trat sie auf ein ausgebreitetes Schafsfell, um sich an die den römischen Frauenzimmern so wichtige häusliche Beschäftigung, die Verarbeitung der Wolle, zu erinnern.

Ehe der Hochzeitschmaus anfing, verbrannten die Verwandten der Neuvermählten mit großer Sorgfalt die Fackeln, welche man bei der Heimholung gebraucht hatte, weil man glaubte, es könne damit großes Unglück angerichtet werden.

Von allen Seiten erschallte nun das freudigste Zurufen der Hochzeitgäste: Du bist die Zierde des heutigen Tages (nulla te hodie pulchrior). Man rief den Hochzeitgott Thalassius an, und setzte sich unter einer lieblichen Musik zur Tafel.

Jünglinge und Mädchen stimmten Wettgesänge an, wovon wir beim Katull folgende schöne Probe finden:

Ein Jüngling.

Hesperus läßt sich am Himmel sehen: ihr Jünglinge laßt uns
Aufstehn; Hesperus schüttelt die längst erwartete Fackel:
Laßt uns aufstehen und die fette Tafel verlassen.
Bald erscheint die Braut, bald stimmt man den Hochzeitgesang an.

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen! komm, mächtiger Hymen!

Eine Jungfrau.

Seht ihr die Jünglinge stehen, zieht ihnen entgegen, ihr Jungfrauen;
Schon erhebt sich vom Oeta die Leuchte des nächtlichen Herolds.
Seht ihr es nicht? sie sprangen schnell auf; wahrhaftig, sie sprangen
Nicht vergebens auf: sie singen gewiß, was sich sehn läßt. —

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen! komm, mächtiger Hymen!

Ein Jüngling.

Brüder, die Siegespalme wird uns zu gewinnen nicht leicht seyn:
Seht, wie die Jungfrauen sinnen. Sie haben etwas ersonnen,
Nicht vergebens ersonnen: es muß der Mühe wohl werth seyn;
Und kein Wunder, sie richten alle Gedanken auf Eines:
Aber wir haben oft hier das Ohr und dort die Gedanken:
Billig besieget man uns; der Sieg wird mit Arbeit erkaufet.
Nun so nehmet zum mindesten jetzt die Sinne zusammen:
Denn sie singen gar bald, und heischen Gegengesänge.

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen! komm, mächtiger Hymen!

Die Jungfrauen.

Hesperus, ist wohl eines der himmlischen Feuer so grausam?
Mütterlichen Armen kannst du die Tochter entreißen?
Mütterlichen Armen die widerstrebende Tochter?
Ueberlieferst ein keusches Mädchen dem brünstigen Manne?

Geht wohl ein Feind so grausam mit einer eroberten Stadt um?

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen! komm, mächtiger Hymen!

Die Jünglinge.

Hesperus, ist wohl Eines der himmlischen Feuer so liebreich?
Durch dein Licht bekräftigest du die geschlossenen Verträge:
Was die Männer gelobten, und vor den Eltern gelobten,
Das vollzieht man nicht eher, als bis dein Stern sich erhebet.
Wünscht man wohl mehr von den Göttern, als ein so seliges Stündlein?

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen! komm, mächtiger Hymen!

Die Jungfrauen.

Hesperus hat uns eine von unsern Gespielen geraubet:
Wache hält man sonst vor mitternächtlichen Dieben,
Aber wer kann vor dir sich hüten: du stiehlest des Abends,
Hesperus stiehlest auch unter veränderten Namen des Morgens.

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen! komm, mächtiger Hymen!

Die Jünglinge.

Hesperus, hörst du? dich schmäh'n mit erdichteten Klagen die Jungfrau'n.
Herzlich mögen sie wohl nach eben dem Gotte sich sehnen,
Den sie so grausam tadeln. Vielleicht, daß jede sich heimlich
Wünschet, auf gleiche Weise von dir gestohlen zu werden.

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen! komm, mächtiger Hymen!

Die Jungfrauen.

Wie die Blume, — die frisch im verzäunten Garten emporsteigt,
Keiner Heerde bekannt ist, von keinem Pfluge verletzt wird,
Die der Regen erzeugte, die Sonne stärket, die Luft kühlt, —
Viele Jünglinge reizet, von vielen Mädchen gesucht wird:
Aber wenn sie, vom scharfen Nagel gebrochen, verblühet,
Keinen Jüngling reizet, von keinem Mädchen begehrt wird;
So die Jungfrau, die unberühret den ihrigen werth ist;
Aber wenn sie, befleckt, die Blume der Keuschheit verloren,
Weder so reizend den Jünglingen bleibt, noch den Mädchen so werth ist.

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen! komm, mächtiger Hymen!

Die Jünglinge.

Wie die Rebe; gewachsen auf nackter Fläche des Feldes,
Einsam sich immer erhebt, nie liebliche Trauben erzielet,
Unterliegend der Last, den zarten Körper herabsenkt;
Wenn sie so mit dem hohen Zopfe die Wurzel berühret,
Suchen sie keine Pflüger und keine Stiere der Pflüger;
Aber hat man sie mit dem starken Ulmbaume vermählet,
Suchen sie viele Pflüger und viele Stiere der Pflüger:
So veraltet, unachtbar, die nie berührete Jungfrau;
Hat sie, zur Ehe reif, ein glückliches Bündniß getroffen:
Ist sie dem Manne werther, und weniger lästig der Mutter.

Ein Jüngling.

Aber, Jungfrau, du mußt mit solchem Gemahle nicht streiten.
Unrecht, mit dem zu streiten, dem selbst dein Vater dich schenkte,
Er und deine Mutter: ein Kind muß den Eltern gehorchen.
Jungfrauschaft ist nicht ganz dein, ein Theil gehöret den Eltern:
Nur ein Dritttheil ist dein: dem Vater gehöret ein Dritttheil,
Und ein Dritttheil der Mutter. Du wirst mit Zweien nicht streiten,
Die mit der Mitgift ihr Recht dem Schwiegersohn vertrauten.

Der Chor.

Komm, Gott Hymen, du Stifter der Ehen! komm, mächtiger Hymen!

Während der Mahlzeit warf der Bräutigam, zum Zeichen, daß er seine jugendlichen Spiele mit männlichem Ernst vertausche, Nüsse unter die muthwilligen Knaben.

Nach dem Vergnügen der Tafel wurde die Braut feierlich zu Bette gebracht, und zwar von einer tugendhaften Matrone, die ihren ersten Mann noch hatte. Bei ihrem ersten Eintritt in die Brautkammer mußte sie dem Priapus die Erstlinge ihrer Jungfrauschaft opfern, und sich zu dem Ende auf eine schön geschmückte, aber ungeheuer große Abbildung desjenigen Theils setzen, dem die Schöpfung die Erhaltung des Menschengeschlechts anvertraute; dies war aber nur eine symbolische Weihe, und keineswegs von der Art, wie das jungfrauschaftliche Opfer, das man in Goa dem Phallus bringt. —

Es mußte dem römischen Ehemanne von keiner geringen Wichtigkeit scheinen, die Gunst jenes Schutzgottes der Gärten und schattigen Lauben zu erhalten, der den römischen Damen so gefährlich war, der selbst die jungfräuliche Ehre der auf einem grünen Rasen sanft entschlummerten keuschen Vesta nicht geschont haben würde,

hätte der Esel des Silens sie nicht zufälligerweise durch sein Geschrei vom Schlafe geweckt. —

Außer dieser Gottheit befanden sich in dem Brautgemache noch viele andere, die um thätigen Beistand bei dem Werke der Liebe angerufen wurden. Die Göttin Prema lösete der Braut den Gürtel, der Gott Subigus zwang die Braut, sich dem Bräutigam zu ergeben, die Göttin Prema nahm an dem zu erwartenden Glücke Theil, und verhinderte, daß das Ziel nicht verfehlt wurde; die Göttin Pertunda mußte endlich den Liebenden die Bahn des süßen Genusses erleichtern, und sie in dem Augenblick mit Blumen bestreuen, da Schmerz und Wollust den entscheidenden Kampf beginnen. —

Noch genauer beschreibt Meursius die Geschäfte der Götter bei diesem wichtigen Akt: Saturnus, ut semen conferret; Liber et Libera, ut semen emitterent, hic viris, illa foeminis; Janus, ut semini in matricem commeanti januam aperiret; Juno et Mena, ut flores menstruos regerent ad foetus concepti incrementum; Vitunus, ut vitam daret; Sentinus, ut sensum etc.

Die Matrone — die, wie es sehr wahrscheinlich ist, die sehr jung heirathenden und in einer glücklichen Unwissenheit der Werke der Liebe lebenden Frauenzimmer auch des Unterrichts wegen begleitete — legte nun die Braut ins Bette, Lectus genialis, — von gignere, oder weil es dem Genius des jungen Mannes heilig war, genannt. — Während dessen überreichte man den Gästen kleine Geschenke, die vornehmlich in einer Art Kuchen (Mustacea) bestanden.

Die jungen Frauenzimmer traten nun vor die Thüre der Brautkammer und stimmten einen Gesang an (Epithalamium), in dem sie die neu Vermählten auf das Feierlichste lobten und ihr Glück schilderten.

Um aber durch übertriebenes Lob der jungen Frau nicht zu schaden, und die Göttin Nemesis, oder wie eben bemerkt, den Priapus oder Fescinus nicht gegen sie aufzubringen, um ihre stolze Eitelkeit zu demüthigen, sang sogleich nach den Mädchen ein Chor von Knaben Lieder, in denen man dem leichtfertigsten Scherzen die größte Licenz einräumte, eine weit größere, als

Katull sie sich in der obigen Probe erlaubte. Dies waren die fescennischen Lieder, von der etrurischen Stadt Fescennia so genannt, wo man die Gewohnheit hatte, die muthwilligsten Hochzeitgesänge abzusingen. Hierauf entfernt sich nun das Chor und singt nach Katull:

Jungfrauen, schließet die Thüre zu:
Unser Spielchen ist jetzt ausgespielt.
Und nun liebendes, liebes Paar,
Lebe wohl, und bediene dich
Deiner Jugendkraft rüstig.

Genius der Liebe in den Ritterzeiten.

Schon in den frühesten Zeiten mischte sich dem schwärmerischen Geiste des Ritterwesens eine gewisse edle Galanterie gegen das schöne Geschlecht bei. Jeder Ritter rang nach hoher Minne, und unterwarf sich, wenn er sich in Gefahr stürzte, den Gesetzen seiner Gebieterin. Sie war es, für welche er angriff, vertheidigte, Schlösser und Städte einnahm und verwüstete; sie war es, zu deren Ehre er sein Blut verspritzte.

In den Turnieren selbst trugen, sagten und thaten die Ritter nichts, als was Beziehung auf die Damen, und vorzüglich auf ihre Geliebten hatte. Sie nannten sich Sclaven der Liebe, und diese Benennung schien ihnen ehrenvoller, als die erhabensten Titel. Als solche Sclaven der Liebe ließen sie sich von ihren Schönen an kleinen Ketten oder reichen Bändern, die an den Kopfriemen der Pferde befestiget waren, bis auf den Kampfplatz führen. Als solche Sclaven der Liebe trugen sie die Farbe und Livree ihrer Damen und gewisse geheimnißvolle Devisen.

So erschien Saintré, der berühmte Waffenbruder des Marschalls von Boucicaut, auf einem Turnier, das er einer vornehmen Prinzessin zu Ehren anstellte, auf einem Pferde, das mit einer Decke von weißem Atlas

bedeckt war, auf welchem lauter Lilien und die Worte: Ne m'oubliez mie, gestickt waren.

Eine unzählige Menge anderer Dinge waren der Liebe geweiht, die in einem Schleier, in einer Schärpe, einem Bande, Armbande, in der Feder und andern dergleichen Rippes der Damen bestanden, welche dieselben an der Rüstung ihres Geliebten befestigten, und die man Faveurs, Jojaux oder Emprises d'amour nannte.

Als Saintré nach Deutschland ziehen wollte, band seine Geliebte mit eigener Hand an den rechten Arm des Ritters ein goldenes Armband fest, das mit zwei Diamanten, sechs Rubinen und eben so viel Perlen besetzt war, und indem sie dieses that, küssete sie ihn, und nahm von ihm einen Abschied, der in der Ursprache etwas unbeschreiblich Herzliches und Anziehendes hat: Mon ami, et mon vrai desir; je prie à dieu et à notre Dame, que en telle heure et en telle point le vous puisse-je mettre, que à tout honneur en puissiez revenir, et se ainsi est, je leur voue, que tous les vendredis je ne porterai linge sur ma chair nue, par autant de vendredis, ou de samedis, que serez dehors. Ha! Madame, dit-il, que vous aije merité; qu'une telle Dame fasse tels voeux pour moi. Oui, mon ami, dit-elle, car vous estes tels, que je veuil.

Solche Zeichen werden nicht blos als Denkmale der Liebe und Gunst der Schönen, nicht blos als ein Sporn zu großen Thaten, sondern auch als heilige Talismane betrachtet, wodurch ihr Muth und ihre Kraft vermehrt, und die ihnen drohenden Unfälle abgewandt werden sollten.

In der Hitze des Kampfs waren die Ritter oft so unglücklich, daß sie alle ihnen von den Damen zugeschickten Faveurs nach und nach einbüßeten; bei einem gewissen Turnier sahen sich daher einmal diese unvermerkt von allem Schmuck, von allen Hüllen des Busens, ja des ganzen Körpers so entblößt, daß sie, da alle gleich viel für die Freunde ihres Herzens aufgeopfert hatten, über ihren halb nackten Zustand in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Man sah nicht selten edle Jünglinge und Ritter an ihren Hochzeitfesten mit Fesseln oder Banden an den

Beinen erscheinen; oder solche, die das Gelübde gethan hatten, goldne Ringe und goldne Ketten über dem Ellenbogen des rechten Arms und über dem Knöchel des einen Fußes ihren Damen zur Ehre so lange zu tragen, bis sie das Versprechen erfüllt hätten.

Eines der schwersten und gefährlichsten Gelübde, welches je ein Ritter abgelegt und eine Dame gefordert hat, war dasjenige, was eine edle Jungfrau von einem französischen Ritter verlangte. Die Schöne versprach nämlich dem um sie verblendeten Ritter, sich ihm mit Herz und Hand und ihrem ganzen Vermögen zu übergeben, wenn er ihr die Bildnisse von dreißig andern Schönen bringen würde, deren Anbeter er ihr zu Liebe überwunden hätte.

Der Ritter nahm diese Bedingung an, und zog zur Erfüllung der Wünsche seiner Göttin mit dem Porträt derselben auf dem Schilde aus. So oft er einen Ritter antraf, der nicht gestehen wollte daß des irrenden Abenteuers Dame schöner, als seine eigene wäre, so zwang er denselben, mit ihm zu kämpfen, und nach der Niederlage das Bild seiner Schönen und ihren Namen unter dem Bilde der Schönen des irrenden Ritters malen zu lassen. Der Geschichtschreiber versichert, daß der Ritter innerhalb eines Jahres mit dreißig Porträten von Schönen überwundener Ritter zurückgekommen sey und sie seiner Göttin zu Füßen gelegt habe.

Nicht selten geschahen Ausforderungen zu Kämpfen für die Ehre und Liebe der Damen, mitten im Schlachtgetümmel und bei Belagerungen von Städten und Burgen; sobald die kämpfenden Heere dieses sahen, ließen sie ihre Waffen sinken und rasteten so lange, bis die verliebten Ritter ihren Zweikampf geendigt hatten.

Unter Heinrich III. und IV. gab es einen Krieg, den man den Krieg der Verliebten nannte, weil er blos auf Anstiften der Vornehmsten der feindlichen Armeen angefangen wurde, damit die Ritter ihre Tapferkeit und zugleich ihre Liebe für ihre Schönen zeigen könnten.

Um eben diese Zeit wurde ein jeder für eine feige Memme gehalten, der nicht die Ehre seiner Dame bis auf das Blut vertheidigte, wenn es auch kundig war,

daß sie die Buhlerin des ganzen Hofes oder der ganzen Stadt war.

In der mündlichen Unterhaltung verloren sich die Verliebten in eine schmelzende Zärtlichkeit, und besonders war der Abschied des Ritters von seiner Gebieterin mit solchen Ausbrüchen von Andächtelei und Liebe begleitet, daß man versucht wird, ihnen die reinsten Empfindungen zuzutrauen.

Als der berühmte Saintré seinen Zug nach Deutschland antreten wollte, ward der Abschieds-Rendezvous zwischen ihm und seiner Gattin dadurch gegeben, daß er sich das Auge mit der rechten Hand rieb, und sie darauf eine Nadel oder Zahnstocher an die Zähne brachte. Bei ihrer Zusammenkunft bat ihn seine Geliebte zuerst, daß er nie unterlassen möchte, nach jeder Messe und vor jedem Kampfe den allgemeinen Segen seines Priesters über sich aussprechen zu lassen, den Gott der Herr aus seinem eigenen Munde über Moses ausgesprochen habe: Der Herr segne und behüte dich; der Herr erleuchte sein Angesicht über dich, und sey dir gnädig; der Herr wende sein Antlitz zu dir, und gebe dir seinen Frieden. —

Nachdem sie dies gesagt hatte, ergoß sich ein Strom von Thränen aus ihren Augen, daß sie nicht weiter reden konnte. Dies rührte den verliebten Rittersmann so sehr, daß er zu seiner Dame sagte: „Erhabene und unvergleichliche Göttin und unumschränkte Gebieterin meines Herzens, anstatt daß Sie mir den Schmerz zu scheiden hätten erleichtern sollen, haben Sie durch den Ihrigen mein Herz so durchbohrt, daß ich jetzt von hinnen gehen, in einem fremden Lande sterben werde. Gott befohlen, mein einziges Verlangen, meine einzige Freude und mein höchstes Gut.“

Bei diesen Worten wendete sich der Ritter um, allein die Dame, deren Thränenquelle fast erschöpft war, rief ihn mit einem tiefen Seufzer zurück, und redete zu dem betrübten Ritter folgendergestalt:

„Du weißt, mein Freund, daß wir Weiber zärtliche und mitleidsvolle Herzen in allen Dingen haben, die unsere Vielgeliebten betreffen; allein jetzo fühle ich mich

wieder ganz gestärkt, und hoffe zu Gott, daß er dich zu meiner großen Freude unversehrt wieder zu mir führen werde."

„Höre daher, mein edler Freund, mein einziges Gut, mein einziger Gedanke und höchster Schatz meines Lebens und Todes, sey stets getrost, und laß dir nichts abgehen, denn um deiner Liebe willen werde auch ich stets glücklich und guten Muths seyn. Von deinem Befinden aber melde ja mir nichts, so lieb dir mein Leben ist, sondern meiner Königin, von welcher ich schon alles erfahren werde."

Nach dieser Verabredung küßten sich, wie der Geschichtsschreiber des Ritters sagt, die beide Liebenden ohne Maß und Zahl, und jeder Kuß war mit einem rührenden Seufzer begleitet. In diesem Zustande von heimlicher Freude und schmerzhaftem Vergnügen (solche Antithesen liebten die witzigen Köpfe der Ritterzeit) brachten die Dame und ihr Ritter bis um Mitternacht zu. Als die Liebenden Zwölf schlagen hörten, erschracken sie über die Länge ihres Zusammenseyns, küßten sich zum letztenmale, und bei dem letzten Abschiedskuß steckte die Dame dem Ritter noch einen kostbaren Diamantring an den Finger.

Man denkt vielleicht, das Frauenzimmer jener Zeiten war doch gewiß viel glücklicher, als in irgend einer andern Periode der Welt! Dies war gleichwohl wirklich nicht der Fall.

Die Gewohnheit hatte eine lange Reihe von Jahren hindurch solchen Kämpfen, welche zur Vertheidigung der Unschuld oder zur Behauptung der Schönheit einer Dame unternommen wurden, ihre Sanction ertheilt, die Gewohnheit also nöthigte einen Mann, für die Dame, welche ihn darum ersuchte, zu fechten, oder brandmarkte seine Weigerung mit Schimpf und Schande. Aber eben diese Gewohnheit nöthigte ihn nicht, in jedem andern Theile seines Verhaltens gegen dies Frauenzimmer oder das weibliche Geschlecht die Ehrerbietung und Politesse zu beweisen, welche mit jenem Opfer der Liebe übereingestimmt hätten.

Derselbe Mann, der es mit Riesen oder riesenmäßigen Schwierigkeiten aufgenommen hätte, wenn eine Dame im Spiel war, ließ sichs fast nicht einfallen, ihr Glück

dadurch zu vermehren, daß er ihr den Genuß der Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens zu verschaffen suchte. Und hätte sie ihn gebeten, sich herabzulassen und ihr jene häusliche Sclaverei, welche fast in jedem Lande das Loos des weiblichen Geschlechts ist, nur etwas zu erleichtern, so würde er sich für beschimpft gehalten haben.

Außer jener romantischen Galanterie besaßen die Männer nichts, das sie hätte empfehlen können. Ohne Künste und Wissenschaften, ohne alles, was die menschliche Natur verfeinert und veredelt, waren sie rauh und ungeschliffen, und brachten ihre Zeit im Trinken, Kriegen, Müßiggang und in Galanterie, das heißt in Verführung der Frauen und Jungfrauen, zu.

Als im zwölften Jahrhundert der Geist der französischen Nation sich zu entwickeln anfing, verband man mit der heroischen Galanterie einen unbegreiflichen Ernst in metaphysischen Spitzfindigkeiten über die Natur der Liebe, und förmliche Gerichtshöfe der Liebe und verliebte Gesellschaften erhielten ihr Daseyn.

Jemehr sich aber über die Süßigkeiten und die Opfer, die man der Liebe weihete, mit den albernsten Disputationen in einer mystischen, romanhaften Sprache die Köpfe beschäftigten, desto tiefer sank man zu grobsinnlichen Trieben herab. Mitten unter den ehrerbietigsten Verbeugungen, dem Niederfallen auf die Knie, selbst Niederwerfen zur Erden, und den wortreichen Anbetungen erlaubten sich die Ritter die schmutzigsten Anspielungen und Scherze, und die Gedichte oder Erzählungen der Troubadours waren voll von Unfläthereien, vor welchen selbst Ovid erröthet seyn würde. —

Dieser Geist der Liebe war jedoch nicht allgemein, er war eben so verschieden als der Charakter der Spanier, Franzosen und nordischen Völker ist. In Frankreich erhitzte er die Köpfe so sehr, daß man, nicht zufrieden mit jenen abenteuerlichen Ausschweifungen der irrenden Ritter, auf weit lächerliche Extreme verfiel.

Es entstanden nämlich besonders in den südlichen Gegenden von Frankreich gewisse Gesellschaften oder Orden, deren Mitglieder Männer und Weiber waren. Sie machten sich verbindlich, die Stärke der Liebe durch die

härtesten Prüfungen an den Tag zu legen, welche vorzüglich in Erduldung und Vergrößerung aller Beschwerlichkeiten der Witterung und Jahreszeiten bestanden.

Die Thoren hielten es für ein Verbrechen, einen Mantel oder Pelzwerk, oder irgend ein erwärmendes Kleidungsstück mitten in dem rauhesten Winter zu tragen; und ihr ganzer Anzug bestand aus einem leichten Rocke und einer dünnen Mütze.

Eben so wenig war es ihnen während dieser Jahreszeit erlaubt, Feuer in ihren Häusern zu brennen, dafür schmückten sie aber ihr Kamin mit Laubwerk und Blumen, wenn sie dergleichen haben konnten.

Desto mehr verwahrten sie sich im Sommer; dann trugen sie die wärmsten Kleider und dicksten Pelze, und heitzten noch außerdem ihre Kamine mit dem stärksten Feuer.

Damit den Mitgliedern des Ordens diese Büßungen einigermaßen erleichtert und vergütet würden, so war den männlichen und weiblichen Mitgliedern desselben der freieste Umgang unter einander verstattet, der selbst noch in der Ehe fortdauerte.

Dessen ungeachtet nahm die Gesellschaft ein sehr trauriges Ende, denn die meisten Personen, die dazu gehörten, erfroren, während sie, schon ganz erstarrt von Kälte, sich noch über diejenigen lustig machten, die sich in warme Kleidung verhüllten. —

So weit griffen die Schwärmereien des Ritterwesens in unserm Vaterlande bei weitem nicht um sich; gewiß haben wir dem Cervantes die wenigsten Originale zu seinem Don Quixotte von Mancha geliefert. Aber ein allgemeinerer Zug dieses romantischen Geistes war, den Handlungen der Liebe das feierlichste Gepräge aufzudrücken. Der Schritt der Vornehmen zu ehelichen Verbindungen geschah mit einem Glanze, mit einem so verschwenderischen Aufwande, daß man kaum in einer Feenwelt ihn sich größer denken kann.

Von dem Geschmacke der Fürsten verbreitete sich der Modeton über die Provinzen; daher will ich hier die Feier der Hochzeit mittheilen, welche der Herzog Wilhelm von Jülich, Cleve und Bergen im Jahr 1585 zu

Düsseldorf veranstaltete, als er seinen Sohn Johann Wilhelm mit der Prinzessin Jakobine von Baden vermählte.

Die ansehnliche Verwandtschaft des Hauses und mehrere deutsche Fürsten wurden zu dieser Feierlichkeit eingeladen. Küche und Keller waren reichlich versorgt, die Zimmer im neuesten Geschmacke meublirt und aufgeputzt, und alles zum Empfang der fürstlichen Braut angeordnet.

Sechshundert Fußknechte in rothen Mänteln mit gelben Aufschlägen, rothen Westen und rothgefütterten weißen Hosen, grünen und gelben Strümpfen, mit Pulverflaschen und Lunten, standen an den Thoren des Schloßthores bereit, ihrer künftigen Gebieterin die erste Huldigung zu bringen.

Die Blüthe des Adels, im Abenteuer geprüfte Ritter, Grafen und Herrn drängten sich in dem großen Saale, indeß Knappen und Junker die glatten Schilder noch glatter putzten und die Rosse pflegten.

Die Bürger waren beschäftigt, aus herzoglicher Küche die ihrige zu versehen, damit ihre Gäste nicht darben möchten, wenn die Herrn derselben aus goldenen Pokalen zechten. Um Zank und Lärm zu verhüten, sorgte die Polizei für Wachen, und für Dollmetscher zum Behuf der Fremden.

Mehrere Stunden vergingen in diesem Taumel, und noch war man nicht fertig mit Zurüstungen, als die frohe Botschaft anlangte, die fürstliche Braut sey an das Land gestiegen, denn sie kam zu Schiffe auf dem Rhein herunter. Eine glänzende Gesellschaft bewillkommte sie im Namen des Bräutigams, der sie von da einzuholen versprach.

Johann Wilhelm, im rothen Karmoisinmantel, mit breiten goldenen Borten besetzt, zerschnittnen Hosen und Wamms von goldnem Tollet, rothen seidnen Strümpfen, mit einem Perlenkranz auf seinem mit grünen und weißen Federn geschmückten Hute, bestieg sein Roß, das unter seinen goldnen Decken und bunten Federn stolz einherging. Des Prinzen Seite deckte das goldne Gefäß seines Schwertes. Hinter ihm wurden drei Hengste, prächtig aufgeputzt, an der Hand geführt.

Bei dem Anblick seiner Braut stieg er von dem Roß und ging ihr entgegen. Pfalzgraf Philipp redete die Braut in seinem Namen an, und schloß mit einem herzlichen Gebet. Die Gegenrede hielt Jakobinens Bruder, Markgraf Philipp. Hierauf begann der Zug nach der Stadt, wo der Donner des Geschützes die Ankunft verkündigte, und mit drei und zwanzig Trompetern und zwei Heerpaukern wetteiferte.

Die Braut wurde aus ihrem Wagen nach dem Brautzimmer geführt, welches nach damaligem Geschmack mit schönen Tapeten, worauf die Liebe durch allerlei Figuren und Gemälde zum Genuß einlud, ausgeputzt war. Das Brautbett bedeckte ein goldenes Tuch, auf welchem man die Geschichte des Mars ohne einen Kommentar übersetzt sah. Der lose Näscher wurde vom Vulkan in einem Netz gefangen. Das Gegenstück dazu gab die Schloßkapelle, wo lauter evangelische Geschichten, und besonders die Hochzeit zu Kana, aufgestellt waren, so wie in dem großen Audienzsaal beinah die ganze Apostelgeschichte in den sonderbarsten Karrikaturen das Auge bezauberte! —

Nach alter Sitte ließen sich die fürstlichen Verlobten von ihrem nächsten Verwandten zum Altar führen. Die Braut erschien in einem ausgeschnittenen Rock von silbernem Stück mit Gold bordirt, mit einem Halsschmuck von Diamanten und Rubinen, und einer goldnen Krone auf ihren fliegenden niedergeschlagenen Haaren. Zwölf Ritter trugen ihr zwölf Fackeln von weißem Wachs vor; ihr selbst folgten die Damen und Fräulein in weißen seidenen Kleidern mit Gold und Silber gestickt. In der Mitte gingen Trompeter und Pauker und machten eine rauschende Musik. Hierauf folgte der Bräutigam in einem kurzen schwarzen Sammtmantel, weißen seidenen Hosen und Wamms, alles mit Perlen bordirt und silbernem Tollet gefüttert, weißen seidenen Strümpfen; auf seinem schwarzen Barett glänzte ein Kranz von Diamanten und Rubinen, in dessen Mitte eine Medaille hing, worauf Justitia mit ihren Insignien eingegraben war.

Vor der Trauung hielt der Hofprediger eine Rede über

den Text Ephes. 5. Außer diesem schlägt er sich weidlich mit andern Citaten herum und bringt endlich das große Geheimniß dieses Sacraments heraus, wobei er dann der schönen jungen Braut gewiß zur Unzeit das In dolore paries filios tuos zu wiederholtenmalen vorsagt.

Der Bräutigam legte hierauf in die Hand des Priesters einen goldnen Ring für die Braut, diese aber überreichte ihm in einer goldnen Schaale einen Kranz aus lauterm Golde gewirkt, mit Blumen, Diamanten und Rubinen eingefaßt, welchen der Priester auf das entblößte Haupt des Bräutigams setzte. Ein Te Deum laudamus unter Beistimmung der Trompeten und Pauken auf dem Burgplatze beschloß diese feierliche Handlung.

Die Unterhaltungen bei der Tafel entsprachen der Freude des festlichen Tages. Chöre von Trompetern und Paukern, von Geigern, Lautenschlägern und Sängern wechselten und ergötzten das Ohr der Ritter, das an einer rauschenden Musik weit mehr Behagen fand, als an sanften Adagio's. Unter dieser Musik eröffnete der Bräutigam mit seiner Braut den Ball und zwar mit dem berühmten Fackeltanz, wo ihnen zwölf Windlichter vor und nachgetragen wurden.

Nach geendigtem Tanz begab sich die Gesellschaft in den großen Versammlungssaal, wo ein herrliches Banket von Zuckerwerk in Gestalt eines wohlgeschmückten Gartens auf sie wartete. Hier sah man Lorbeerbäume mit goldnen Flittern behangen; Obstbäume in hohen Felsen und Bergen; perspectivische Wasserbäche, und darin mehrere Arten Fische; an den Ufern derselben Häuser, Schlösser und Thürme, Gehölz mit Elephanten, Löwen u. s. w. Auf Büschen und Bäumen schnäbelten sich verliebte Vögel, worunter der doppelte Adler auf einem Löwen stehend und das österreichische Wappen tragend, besonders hervorragte und die verliebten Vögel mit seinen Flügeln deckte. Ein Pelikan öffnete mit seinem Schnabel die Brust, und tränkte seine Jungen mit seinem Blute; auf den Flügeln trug er die Wappen der Vermählten. Die schalkhaften Ritter unterließen nicht, dies als ein herrliches Bild der jungen Braut vorzustellen. Mit dem Banket ging es wie mit dem Ochsen bei der Kaiserkrönung.

Das Brautpaar wurde hierauf in das Brautzimmer begleitet. Am ersten Morgen, da der Bräutigam seine Braut als Gattin küßte, überreichte er ihr die Morgengabe, ein Equivalent, wofür? dies wird man leicht errathen: den Werth derselben bestimmte der glückliche Bräutigam selbst. —

So wurde der erste Tag der Freude geendigt. Sieben und mehrere folgten gewöhnlich nach, und an jedem erschienen die Vermählten in neuem, bald spanischem, bald deutschem Putz; man sah kostbare Feuerwerke auf dem Wasser abbrennen, Ringrennen, Fechterspiele, feierliche Turniere zu Pferde und zu Fuße, alles mit einer Pracht, die an die ausschweifendste Verschwendung grenzte.

Von diesen schwelgerischen Festgelagen waren nun freilich in älterer und gleicher Zeit die hochzeitliche Feier bei Leuten von niedrigerem Stande weit verschieden. Zu Tacitus Zeiten bestanden die Galanterien und Rippes, welche der Bräutigam seiner Braut zum Beweis seiner Liebe schenkte, in einem Joch Ochsen, einem gesattelten Pferd, nebst Spies und Schild; zuweilen wurde diesen Brautgeschenken noch eine Zitter beigefügt; das erste war das Symbol des in den ältesten Zeiten vom weiblichen Geschlecht betriebenen Feldbaues; das andere erinnerte die Gattin an die Pflicht, in Krieg und Frieden die treue Gefährten des Mannes zu seyn. Gattinnen belebten auch wirklich durch ihre nahe Gegenwart im Schlachtgetümmel den Muth ihrer Männer zu einer Heldengröße, die wir staunend bewundern müssen; als Arminius gegen das Heer des Vaters seiner Gemahlin die Waffen führte, wich diese, ungeachtet ihrer Schwangerschaft, nicht von seiner Seite, und entglühete seine Tapferkeit zum feurigsten Heldenmuth.

In der Folge empfing die Braut für das Opfer ihrer jungfräulichen Unbeflecktheit eine Morgengabe von dem jungen Manne; Wittwen erhielten nur die Hälfte eines solchen Geschenks. Der sonderbare Gebrauch, daß sich Braut und Bräutigam gegenseitig das Haupthaar abschoren, herrschte unter verschiedenen deutschen Völkerschaften.

Am Tage der ehelichen Verbindung erschien der Bräu-

tigam bei den Eltern der Braut. Die Kopulations-Ceremonie bestand in der Wechselung der Ringe und einem öffentlichen Kuß, wobei der Vater seine Tochter dem Manne empfahl, sie zu ehren und zu lieben, und sie in die Gemeinschaft der Güter einsetzte und ihr Gewalt über Schloß und Riegel ertheilte.

Hiermit war aber die Hochzeit noch nicht vollzogen; die Braut wurde gewissen Personen anvertraut, die ihr so lange Gesellschaft leisteten, bis die feierliche Uebergebung an den Bräutigam geschehen konnte, denn sie vermieden gewisse Tage und Monate, die der Uebergabe und Heimführung der Bräute, nach ihrer Meinung, nicht günstig waren.

Dies geschah mit großen Feierlichkeiten. Zwei Brautjungfern führten die Neuvermählte unter Absingung hochzeitlicher Lieder in die Wohnung des Bräutigams. Hinten drein folgten die geladenen Gäste mit Hochzeitgeschenken beladen. Zum Willkommen reichte man diesen einen freundlichen Trunk, und genoß dann ein hochzeitliches Mahl.

Nach Endigung dieses hoben die Brautdiener den Bräutigam auf ihre Schulter und trugen ihn herum, wie man denjenigen, den man zum Fürsten oder Heerführer erwählt hatte, auf ein Schild zu setzen und herum zu tragen pflegte; ohne Zweifel war dies eine Anspielung, daß der Mann der Herr des Weibes und das Haupt der gestifteten neuen Familie seyn sollte. Statt sich mit Tanz zu belustigen, mußten Gaukler und Possenspieler durch ihre Grimassen und Einfälle den Gästen die Zeit verkürzen. Endlich geleitete man Braut und Bräutigam unter den feierlichsten Segenswünschen zum hochzeitlichen Bette.

* * *

Nach den deutschen Gesetzen des Mittelalters war aber die priesterliche Einsegnung zu einer gültigen Ehe nicht hinreichend, sondern es war die **Beschreitung des Ehebettes** (**Beschlagung der Decke, der Bettsprung**) als ein wesentliches Erforderniß einer völlig vollzogenen Ehe erfordert. Es bestand aber dieselbe zu

jenen Zeiten in einer unter vornehmen und gemeinen Personen üblichen Ceremonie, da Braut und Bräutigam nach geschehener priesterlicher Einsegnung an das Ehebett geführt und bekleidet in dasselbe gelegt wurden. So bestieg Joachim III., Churfürst von Brandenburg, noch vor dritthalb hundert Jahr mit seiner ganzen Rüstung das Brautbett.

Unter dem Beschlagen der Decke war also nicht die wirkliche eheliche Beiwohnung verstanden, welches man daraus sieht, daß diese Feierlichkeit auch alsdann nicht unterblieb, wenn die eheliche Verbindung unter fürstlichen Personen durch einen Bevollmächtigten vollzogen wurde; solcher genügte nämlich dieser Ceremonie dadurch, daß er den rechten Arm und den rechten Fuß, mit Stiefel und Sporn bekleidet, zu der Braut ins Bett legte; auch wurde zwischen beide ein bloßes Schwert ins Bett gelegt.

Das Beispiel Kaisers Friedrich III. erläutert die feierliche Beschreitung des Ehebettes sehr genau. Dieser hatte sich nämlich die Prinzessin Leonore von Portugal durch seine Gesandten verlobt, und der Pabst selbst hatte das Verlöbniß bestätigt. Der Kaiser reiste hierauf nach Siena, fand da seine Braut und nahm sie mit nach Rom. Indeß zauderte er mit Vollziehung der Ehe, unter dem Vorwande, daß er keine italienische Kinder zeugen wollte. Die Prinzessin, der dieser Verzug lange Weile verursachen mochte, wandte sich deswegen an ihren Oheim, den König Alfons von Neapel. Es sey ein glücklicher Zufall, sagte dieser, daß der Kaiser und seine Braut sich eben an dem Orte beisammen befänden, wo diese Heirath zuerst verabredet und beschlossen worden; der Kaiser möchte nun hier auch das Beilager halten.

Als hierauf der Kaiser bei seiner Weigerung beharrte, so hub nun Alfons in einem ernsthafteren Tone an: „Du willst also meine Nichte als Jungfer nach Deutschland führen, und wenn sie dir dort nicht gefällt, mir wieder zurücksenden, oder sie vielleicht gar vernachläßigen und dich mit einer andern vermählen; beschlafe sie vielmehr hier, damit du, wenn sie gefällt, die angenehme Waare mit dir nehmen, oder wo nicht, uns die Bürde zurücklassen kannst.

Der phlegmatische Friedrich fand diese Vorstellung so nachdrücklich, daß er sich augenblicklich entschloß, die Ehe zu vollziehen. Er ließ sich nach deutscher Sitte ein Lager bereiten, legte sich darauf, und ließ sich seine Braut Leonore in die Arme legen, und in Gegenwart aller Vornehmen des ganzen Hofs die Decke über beide herziehen.

Als die spanischen Damen sahen, daß man die Decke über das Brautpaar zog, erhoben sie plötzlich ein großes Geschrei und überhäuften den König mit Vorwürfen, daß er so etwas vor ihren Augen geschehen ließe. Indeß verschwand ihre Muthmaßung, da beide augenblicklich gekleidet, wie sie waren, wieder aufstanden. Bei dieser unter den Deutschen herrschenden Gewohnheit, sagt Aeneas Silvius, that der Kaiser weiter nichts, als daß er seiner Braut einen Kuß gab.

Man sieht hieraus, daß die Beschlagung der Decke große Wirkungen gehabt hat, weil die Ehe vor derselben nicht für vollzogen gehalten wurde.

Heut zu Tage ist diese Ceremonie noch in einigen Provinzen und Städten üblich, und von ihr hängt nach dem Sprichwort: Ist das Bett beschritten, so ist das Recht erstritten, und: wenn die Decke über den Kopf, sind die Eheleute gleich reich, das Recht der Gemeinschaft der Güter unter den Eheleuten ab.

In einigen Gegenden wird aber diese Feierlichkeit nicht für hinreichend gehalten, sondern in Ansehung der gegenseitigen Erbfolge und der statutarischen Portion der Wittwe wird der wirkliche eheliche Beischlaf erfordert, und nach Lübischen Rechten nimmt die Gemeinschaft der Güter zwischen Eheleuten sogar erst mit der Schwangerschaft der Frau ihren Anfang.

In den meisten deutschen Ländern sind aber bekanntlich jetzt alle diese Wirkungen des Bettsprungs verschwunden, und jene werden nur lediglich auf die Eheverträge und die priesterliche Trauung gegründet.

Indessen stand dieser feierlichen Vollziehung der Ehe in mehrern Provinzen, wo der allgewaltige Arm des geistlichen Despotismus zu herrschen begann, ein merk-

würdiges christliches Kirchengesetz entgegen, nach welchem die Brautnacht der Enthaltsamkeit geheiligt werden sollte, und zwar aus dem wichtigen Grunde, weil es dem jüngeren Tobias beim Eintritt in den Ehestand beliebt hatte, sich die drei ersten Nächte mit brünstigen Gebeten zu beschäftigen, anstatt sich mit seiner jungen Braut zu unterhalten; als man nämlich den Tobias in die Kammer zu der Sara, seiner Braut, geführt hatte, legte er die Leber von einem Fisch auf glühende Kohlen, um den Teufel (der Unzucht) zu vertreiben, vermahnete darauf die Jungfrau und sprach: „Sara, laß uns Gott bitten heute und morgen, denn drei Nächte wollen wir beten, darnach wollen wir uns zusammenhalten als Eheleute; denn wir sind Kinder der Heiligen, und uns gebühret nicht, solchen Stand anzufangen, wie die Heiden, welche Gott verachten, und allein um Unzucht willen Weiber nehmen, wie das dumme Vieh."

Diesem Beispiel zu Folge, verordnete die Synodalversammlung zu Carthago im Jahr 398, daß sich das neue Brautpaar in der erst folgenden Nacht aller fleischlichen Lust enthalten solle, mit dem Zusatz, der priesterlichen Einsegnung wegen (pro reverentia Benedictionis), denn der Priester sprach nicht nur über die jungen Eheleute den Segen, sondern auch über das Brautbett, zu dem Ende er sich des Nachts in die Brautkammer verfügte.

In der Folge wurde dieses Kirchengesetz noch strenger, und in einem Kapitulare der fränkischen Könige wird von drei Tagen und drei Nächten der Enthaltung gesprochen, damit die neuen Eheleute in dieser Zeit den Segen vom Himmel erbeten mögen; in der griechischen Kirche ward sogar die Uebertretung dieses Gebots mit Strafe belegt und mit Vernichtung der Ehe gedroht.

Zur Festhaltung dieser säuberlichen Kirchenzucht kam nun noch der Umstand, daß das Brautpaar nach der priesterlichen Einsegnung zugleich die Kommunion empfing, und es von den Bischöfen und selbst in den Kapitularien der fränkischen Könige auf das Strengste verboten war, sich vor und nach dem Zutritt zu dem Tisch des Herrn einen oder mehrere Tage alles ehelichen Genusses zu enthalten.

Dieses Kirchengesetz war noch im zwölften Jahrhundert in kräftigem Ansehn; allein es eröffnete bald den Priestern und Bischöfen eine reiche Quelle des Gewinns; sie sprachen für Geld die jungen Eheleute von der Enthaltsamkeit in der Brautnacht frei, und brandmarkten die Annalen der Geistlichkeit mit der Schande des famösen Jus primae noctis und Droit de Cuissage.

* * *

Nicht nur aus dem oben angeführten Beispiel des Kaisers Friedrich III., sondern auch aus vielen andern sieht man, daß es unter mehrern deutschen Völkern Sitte war, zur Erprobung der Ehestandsfähigkeit den Beischlaf vor der Hochzeit zu feiern. So hatte z. B. der Graf Johann IV. von Habsburg im Jahr 1497 schon ein ganzes halbes Jahr die nächtliche Probezeit mit der Herzland von Rappoltstein gehalten, als er von ihr endlich den Korb bekam, weil sie ihn der Unmännlichkeit beschuldigte.

Im alten Sachsen konnte der Bräutigam vor der Hochzeit eine Nacht bei der Braut schlafen, und nach dieser Probenacht hatte er die Freiheit, das geprüfte Mädchen zur Frau zu behalten oder nicht. Die heiligen Väter auf der Kirchenversammlung zu Trebours hoben zwar im Jahr 895 diese sächsische Sitte, als einen verdammlichen heidnischen Gebrauch, auf, allein nichtsdestoweniger dauerte sie gewiß bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, und wahrscheinlich noch länger fort.

In Schottland hielt man nicht blos Probenächte, sondern Probejahre. In dem obern Eskadale wurde noch vor etwa hundert Jahren eine Messe oder ein Markt gehalten, auf welchem junge Leute von beiderlei Geschlecht aus den umliegenden Gegenden zusammenkamen und sich gegenseitig einen Genossen oder eine Genossin aussuchten, welches man den Handschlag nannte, weil die Liebenden ihre Vereinigung mit einem Handschla anfingen.

Ein jedes Paar von Geliebten, das sich auf der Messe zusammengefügt hatte, wohnte ein ganzes Jahr als Mann und Frau beisammen, und wenn sie im folgenden

Jahre wieder auf der Messe erschienen, so konnte der Jüngling wie das Mädchen die jährige Verbindung aufheben oder fortsetzen. Wenn beide Theile sich nach einem jährigen Zusammenleben noch gefielen, so wurde der Handschlag auf Zeitlebens erneuert. Im entgegengesetzten Falle trennten sie sich ohne alle Strafe wieder, außer daß der Bräutigam das Kind, wenn ein solches im Probejahr erzeugt worden war, ernähren mußte.

Pennant glaubt, daß diese Probejahre aus der Seltenheit der Geistlichen entstanden seyen, und daß man auf dem Lande die Ehen nicht so lange habe aufschieben können, bis ein herumreisender Priester erschienen sey, um die priesterliche Einsegnung zu verrichten.

Allein wenn der Mangel an Priestern die Ursache an den Probejahren in Schottland gewesen wäre, so würde man freilich die eheliche Verbindung, wie dieses sehr häufig durch das Mittelalter geschah, vor der Trauung angefangen, aber man würde nicht die Freiheit gehabt haben, die einmal angefangene Ehe nach Belieben wieder zu trennen.

Ueberdem berichtet Pennat selbst, daß auch die vornehmsten Personen in Schottland und in den Hebriden Probejahre gehalten hätten, und daß die aus solchen Probeehen erzeugten Kinder nicht für unächt gehalten wurden, sondern gleiche Rechte mit solchen gehabt hätten, die man aus spätern fortgesetzten Ehen erzielt habe.

In andern Gegenden von Schottland und Irland hielt man solche Proben wie in Sachsen. Die Eltern überließen ihre Töchter den heirathslustigen Jünglingen gegen eine gewisse Summe Geldes zur Probe, welches verfallen war, wenn das Mädchen zurückgeschickt wurde.

Aus Schottland und Irland wurden die Probenächte in mehrern nordamerikanischen Provinzen, besonders in Connectut und Virginien eingeführt, wo sie noch fortdauern. Doch hat an der Massachusetsbai der junge Freier nach der gehaltenen Brautnacht nur alsdann die Freiheit, seine Geliebte wieder fortzuschicken, wenn er sie nicht zur Mutter gemacht hat. In diesem Falle aber muß er das Mädchen bei Strafe des Banns heirathen.

Die Probenächte hatten offenbar die Absicht, daß

junge Personen ihre gegenseitige Gaben erproben, und vielleicht auch erfahren möchten, ob nicht die eine oder die andere gewisse geheime Gebrechen des Körpers habe, die, wenn sie auch nicht zur Leistung der ehelichen Pflicht untüchtig, wenigstens die Fortsetzung des genauesten Zusammenlebens unangenehm oder ekelhaft machen könnten. Wahrscheinlich verlängerte man die Probenächte bis zu Probejahren, damit man außer den körperlichen Fähigkeiten auch noch die gegenseitige Gemüthsart, deren Uebereinstimmung oder Widerspruch erfahren möchte. Die Probenächte unterscheiden sich übrigens von dem Busenrechte dadurch, daß dies in der gleichsam schon angefangenen Ehe fortzuleben verpflichtet, jene aber diese Verbindlichkeit nicht hervorbringen. (Vom letzteren s. unten von sibirischen Nationen).

* * *

Will man übrigens den Genius der Liebe eines Volks oder eines Zeitalters kennen lernen, so muß man seine Dichter lesen, in so fern uns diese nämlich durch treue Gemälde der Natur die glaubwürdigsten und heiligsten Urkunden der Menschheitsgeschichte hinterlassen haben. Dies gilt vorzüglich von den Dichtern der alten deutschen und nordischen Vorzeit, die, von Liebe und Zärtlichkeit begeistert, die schönsten, naivsten Schilderungen herzlicher Empfindungen und gegenseitiger Liebe aufgestellt haben. Wer liest nicht mit Vergnügen die der Natur und Minne geweihete Lieder der schwäbischen Sänger, von denen Jakobi so schön sagt: — die Werke der Minnesänger, wie so warm, so innig und treu! Es sind Männer, gerüstet zu großer That, überwunden von der alles besiegenden Liebe. Nicht der flüchtige Rausch eines Abends hat auf wenige Tage sie erhitzt, es war um das Glück ihres Lebens zu thun. Sie besangen ihre Gemahlinnen, oder ihre Bräute; nicht um ein Gedicht zu machen, sondern wie der Vogel singen muß, wenn der Mai kömmt, wenn er hört den Flügelschlag des wartenden Weibchens und ihm die zärtlichen Spiele zum voraus ahnen.

Ich will daher meinen Lesern einige in unsere Mundart übergetragene Gedichte zur Charakteristik der Liebe in dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert mittheilen.

Jakob von der Warte.

Frühlingsklage.

Hört ihr nicht das süße Singen
In den Auen überall?
Nicht die Wunderlieder klingen?
Nicht den Sang der Nachtigall?
Schaut den weiten Anger an,
Und die leichte lust'ge Heide,
Die sich mit dem schönsten Kleide
Vor dem Mai hat angethan!

Wie sich ihm entgegen-freuen
Aus dem Thau die Blümelein!
Alle Welt wird sich erneuen
In der Sonne goldnem Schein!
Und nur ich muß trostlos seyn,
Ich soll keine Lust empfinden,
Ich soll keine Gnade finden
Vor der lieben Frauen mein!

O du liebereiche Minne,
Wend', ach! wende meine Noth!
Tröste die verlassnen Sinne,
Oder ich bin freudentodt.
Deine Hülfe hilft allein;
Muß ich scheiden von der Besten,
Wird mich nichts auf Erden trösten —
Laß mir Gnade angedeihn!

Von Gewalt, die Weisen sagen,
Wird der Starke selbst besiegt.
Seht! ich muß um Gnade klagen,
Die an einer Frauen liegt.
Himmel, ich verzage schier!
Krank nach ihren Minnefreuden,
Läßt sie mich vergebens leiden,
Und mein End' ist vor der Thür.

Minne! ach, sey gleich gesinnet,
Oder ich bin freudentodt!

Füg' es, daß mich lieblich minnet
Der Geliebten Mündlein roth.
Wie du wohnest, Minne, hie,
Wie du leitest meine Sinne,
Ach so leite, werthe Minne,
Werthe Minne! leit' auch sie.

Er an Sie.

Er.

Kenntest du die kleine Minne,
  Schönes Mädel, fromm und gut;
Trunken wären deine Sinne,
  Deine Seele hochgemuth.
Würde dir ihr Zauber kund,
Ach! dein kleiner rother Mund
Lernte seufzen zu der Stund.

Sie.

Ei, so sag mir, was ist Minne?
  Ist es denn Weib oder Mann?
Wie verführt es unsre Sinne?
  Und wie ist es sonst gethan?
Mach mir alles offenbar,
Wie es sey und wie es fahr,
Daß ich mich davor bewahr.

Er.

Minne, Kind, ist so gewaltig,
  Daß ihr dienen alle Land;
Ihre Macht ist mannigfaltig,
  Ihre Sitte viel gewandt;
Sie ist böse, sie ist gut,
Beides wohl und weh sie thut,
Gibt Geduld, tilgt Wankelmuth.

Sie.

Kann sie auch das Leid versenken?
  Wenden Noth und Traurigkeit?
Hohen Muth dem Herzen schenken?
  Geben Zucht und Würdigkeit?

Lieber Jüngling, sag mir dies,
Dann so sprech ich für gewiß,
Ist ihr Lohn ein Paradies.

Er.

Kind, der Minne Macht ist größer,
Und ihr Lohn ein Himmelreich;
Sie erbaut uns Ehrenschlösser,
Macht uns selig, Engeln gleich.
Augenwonnen, Herzensspiel
Gibt sie; wem sie lohnen will,
Und der hohen Freuden viel.

Sie.

Aber wie werd' ich empfangen
Ihren Lohn zu meinem Dank?
Muß ich ihn durch Leid erlangen —
O da wär mein Leib zu krank!
Kummer tragen kann ich nicht;
Drum so sag mir ins Gesicht,
Jüngling, was ist meine Pflicht?

Er.

Inniglich mußt du mich meinen,
So von Herzen wie ich dich;
Seel und Leib mit mir vereinen,
Mich und dich zu Einem Ich.
Sey du mein, und ich bin dein. . . .

Sie.

Jüngling, o! das kann nicht seyn!
Sey du dein, und ich bin mein!

Minneleid.

O weh! o weh! ein Ungeheuer!
Mir ist so weh!
Greif her an meine Brust! Ha, welch ein Feuer!
Der kält'ste Schnee
Müßt von der Flammenhitze brennen,
Die jetzt mein Herz verzehrt! —
O schönes Mädchen, dürft ich treu dich nennen,
Die Flamme stillte, die mein Busen nährt!

Minnesold.

Minnesold
Wird geholt,
Wenn ein Mann
Und ein Weib
Um ihren Leib
Kleiderlos
Mit vier Armen sich umfahn.
Freude groß
Wird dann allen beiden kund!
Wenn auch nicht
Mehr geschicht;
Der viel heiße rothe Mund
Wird ein wahrer Liebesfund,
Und dann gesund.

Genius der Liebe jetztlebender Nationen.

Die vorzüglichsten Ursachen, die den Charakter einer Nation bestimmen, hängen von der Lage des Landes, von ihrer religiösen und politischen Verfassung ab.

Der Charakter des Menschen ist die innere Quelle seiner äußeren freien Handlungen. Aus dem Einflusse des Charakters auf die Handlungen entsteht eine gewisse Uebereinstimmung zwischen beiden, und dies Uebereinstimmende des Charakters mit der Handlungsweise nennen wir die S i t t e n des Menschen.

So wie die Sitten, so sind auch die Begriffe der Völker vom Anständigen und Unanständigen, von Schamhaftigkeit und Schamlosigkeit das Resultat jener wichtigen Einflüsse auf Körper und Geist. Diese Einflüsse werden daher der Maßstab seyn müssen, nach welchem allein die Moralität eines Volks, das heißt, die Uebereinstimmung des Charakters mit den äußern freien Handlungen zu würdigen ist.

Bei der Darstellung der Natur und dem Umfange einer Leidenschaft werden ihre charakteristischen Züge in den

zunächst mit ihr verbundenen Aeußerungen aufgesucht werden müssen. In den feierlichen Gebräuchen bei Heirathen wird man daher vorzüglich den Genius der Liebe eines Volks erkennen können.

Je roher ein Volk ist, desto einförmiger sind seine Sitten und Gebräuche; — aber auch schon auf der ersten Stufe seiner Entwickelung mischt sich denselben, und vorzüglich denen, die auf Geschlechtsliebe Bezug haben, eine bald mehr bald minder glückliche Phantasie bei. —

Lappländer.

Wenn im schwedischen Lappland ein Jüngling sich eine Braut auserfehen hat, geht er mit seinem Vater und einem Freunde zu den Eltern des Mädchens und nimmt einen guten Vorrath von Branntwein mit. Die beiden Unterhändler gehen in die Hütte, er aber bleibt vor der Thüre und beschäftiget sich mit Holzspalten, oder mit einer andern, seinem künftigen Schwiegervater angenehmen Verrichtung.

Der Vater des jungen Menschen trinkt indessen dem Vater des Mädchens fleißig zu, und bei jedem Glase neigt er sich vor diesem, unter den schmeichelhaften Ausdrücken: großer Vater, ehrwürdiger Vater, höchster Vater.

Wird das Werbgeschäft günstig aufgenommen, so erscheint auf einen Wink der Heirathslustige in der Hütte, fängt mit dem Mädchen sogleich eine zärtliche Unterredung an, küßt sie, und um ihr den höchsten Grad seiner [illegible]lichkeit zu bezeugen, reibt er seine Nase an der ihrigen.

Hierauf zieht er aus seinem Busen etliche Stücke gekochtes Fleisch und bietet sie seiner Geliebten an. Sie schlägt es ab, gibt ihm aber zu gleicher Zeit einen Wink, ihr vor die Thüre der Hütte zu folgen. Auf nochmaliges Anbieten entschließt sie sich dann, das Mitgebrachte anzunehmen. — Nun kömmt aber der entscheidende Augenblick; der nach Genuß der Liebe sich sehnende Jüngling bittet sie, ihm zu erlauben, daß er in der Hütte bei ihr schlafen dürfe. Mißfällt ihr der kühn gewagte Vorschlag, so wirft sie die Geschenke auf die Erde, und hiermit ist zu[illegible]ich dem Jüngling die Hoffnung ihres Besitzes gänzlich entrissen. Ist ihr aber die Bitte ihres

Liebhabers angenehm, so behält sie die Geschenke und gestattet die Prüfung der physischen Ehestandsfähigkeit.

Das Schwierigste ist nun noch die Festsetzung des Hochzeittages. Der Brautvater sucht die Vollziehung der Heirath so lang als möglich zu verzögern, denn der Bräutigam besucht nie seine Geliebte, ohne dem Schwiegervater Branntwein und Taback mitzubringen, und diesen Genuß einer so angenehmen Freigebigkeit gibt er sehr ungerne auf. Oft hält er die Verlobten mehrere Jahre mit leerer Hoffnung hin. Der ungeduldige Bräutigam besucht indessen desto öfter seine Geliebte, und fliegt, wenn er weit von ihr entfernt ist, auf einem schnell eilenden Schlitten in ihre Arme, fühlt sich glücklich, singt fröhliche Hochzeitlieder, die weder Ton noch Melodie haben.

Ist endlich der Hochzeittag erschienen, so versammeln sich die Verwandten bei dem Vater der Braut, und alle empfangen vom Bräutigam Geschenke nach Standesgebühr und Würden. Ein feierlicher Zug geleitet das Brautpaar nach der Kirche. An der Spitze ist der Bräutigam und hinter ihm alle Mannspersonen. Alsdann folgt die Braut, von zweien ihrer Verwandten geführt, die ihre Mützen ehrerbietig unter dem Arm tragen; hinter ihr die Weiber und Mädchen.

So freudenvoll auch das Herz der jungen Lappländerin seyn mag, so erfordert doch Wohlstand und Pflicht von einer wohlerzogenen Dirne und Tochter, bei diesem feierlichen Act gerade das Gegentheil zu zeigen. Tiefe Traurigkeit spricht aus ihren Mienen, und ihr niedergesenkter Blick verkündet die Wehmuth, mit welcher sie das väterliche Haus verläßt.

So erscheint sie am Altar. Auf die Frage, ob sie ihren Bräutigam heirathen wolle, beobachtet sie ein tiefes Stillschweigen; bittend dringen nun die Verwandten in sie, sich zu erklären und ihre Einwilligung zu geben, aber sie beharrt bei ihrem stummen Schweigen. Endlich, nachdem alle Künste der Ueberredung erschöpft sind, spricht sie das Ja so sacht und mit so leisem Tone aus, daß es kaum das Ohr des Priesters vernehmen kann.

Je schwerer sie ihren Verwandten diesen Triumph macht, in einem desto höhern Glanze erscheint ihre jung-

fräuliche Sittsamkeit; von allen Lippen strömen ihr nun die süßen, ehrenvollen Lobeserhebungen ihrer Schamhaftigkeit und Keuschheit entgegen.

Nach der Zurückkunft aus der Kirche setzen sich die Hochzeitgäste zu Tische. Das Gastmahl gleicht einem förmlichen Picknik, ein jeder bringt sein Fleisch und seinen Branntwein, die Hauptbestandtheile einer lappländischen Tafel, mit.

Ist die Zahl der Gäste so groß, daß der Raum der Hütte sie nicht faßt, so steigen die Jüngsten auf das Dach, lassen einen Strick herab, an welchen das, was sie fordern, gebunden wird. Einer aus der Gesellschaft stellt den Haushofmeister vor und versieht die andern mit Speise und Trank.

Die Neuverehelichten sind verpflichtet, von der Hochzeit an noch ein ganzes Jahr dem Vater des Mädchens zu dienen. Dann hängt es aber von dem jungen Mann ab, überall, wo er will, seine eigene Haushaltung anzufangen und alles ihm Zugehörige mitzunehmen.

Wohlhabende Väter geben ihren Töchtern oft zweihundert Rennthiere mit. Auch empfängt der Mann von allen Verwandten, die er mit Geschenken beehrte, vier und fünfmal so viel zum Gegengeschenk.

Minder reich an Gebräuchen ist die Feier der Hochzeit bei den russischen Lappen. Hier versammeln sich die hochzeitlichen Gäste in der Wohnung des Bräutigamsvaters. Der ganze Act der ehelichen Verbindung wird durch ein auf den Zweck der Ehe anspielendes Symbol bekräftiget und besiegelt. Man nimmt nämlich einen Stahl und Stein und schlägt beide zusammen, daß Feuerfunken heraussprühen. Der Feuerstein, sagen sie, enthält eine Quelle von Feuer, welches sich nicht eher äußert, als bis es durch das Eisen erweckt wird; eben so findet sich in beiden Geschlechtern ein Lebensprincip, das sich nicht eher zeigt, als bis beide miteinander vereinigt sind.

Auch bei den

Esthen

im europäischen Rußland werden die ersten Werbgeschäfte um eine Braut mit Branntwein gemacht. Den Eltern

Branntwein senden, heißt, bei ihnen um ihre Tochter ansprechen; denselben trinken, gilt für ein Zeichen des Jaworts. Doch gebraucht der Heirathslustige die Vorsicht, ehe er auf diese Art anspricht, durch ein altes Weib zu erforschen, wie die Eltern des Mädchens, auf das er Jagd macht, gesonnen sind.

Hierauf erscheinen zwei Freiwerber in dem Hause des Mädchens und geben unter der lächerlichen Einleitung: „es sey ihnen ein Stück Vieh weggekommen, welches zu suchen sie gekommen wären," ihr Anliegen zu erkennen.

Nach einem kurzen Wechsel der Rede bieten sie den Eltern und der Dirne von ihrem mitgebrachten Branntwein an. Trinken diese nicht, so ist es ein Zeichen ihrer Abneigung; trinken sie aber, so werden alle Anwesenden mit diesem Getränke bewirthet.

In diesem Falle kömmt nach einiger Zeit der Bräutigam selbst und bringt Branntwein und Geschenke mit. Dreimal muß er den Besuch wiederholen und nie den Branntwein vergessen. Auch wenn er außerdem zur Braut kommt, ist er nie ohne dieses, seinen künftigen Schwiegereltern angenehme Getränk.

Dafür darf dann auch die Braut alle Wünsche ihres Liebhabers begünstigen, oder vielmehr berechtiget eine Landessitte die Liebenden, ihre gegenseitige physische Ehestandsfähigkeit zu prüfen. Dieser Umgang mag Folgen haben oder nicht, so kann doch die künftige Ehe von einem oder dem andern Theile widerrufen werden; der Schuldige verliert aber die gegebenen Geschenke oder muß die empfangenen doppelt vergüten.

Auch bei den Esthen erfolgt die Hochzeit erst zwei oder drei Wochen nach der Trauung. Die Feierlichkeit fängt in der Wohnung der Braut an und hört in dem Hause des Bräutigams auf. An Essen und Trinken darf es nicht fehlen, eine gedeckte, mit kalten Speisen, Brod, Butter, Würste, Fleisch und eine Art Kuchen besetzte Tafel, steht jedem Geladenen offen.

Am ersten Hochzeittag kommt der Bräutigam bei der Braut des Abends mit seinem Gefolge an. Ein Herold, mit einer Art von Ordensband behängt und mit bloßem Degen, reitet voraus, ein verheiratheter Mann, als

Bräutigamsvater, oder in der esthnischen Sprache, Vaterkerl, begleitet den Bräutigam; beide sind, so wie der Herold, mit Ordensband und Degen versehen; die übrigen folgen nach. Der Bräutigam muß dreimal um das Haus herum reiten und in das Dach schlagen; läßt er sich dabei erhaschen, so muß er etwas bezahlen. Eine Anspielung auf den in älteren Zeiten üblich gewesenen gewaltsamen Raub der Bräute.

Zu dem Staate der Braut gehören: ein Brautvater, eine Brautmutter und einige Weiber zum Singen, die man Kasikad nennt, vermuthlich wegen des in den Hochzeitliedern häufig vorkommenden Kassike Kanike, das ist, schönes Kätzchen.

Die Braut ist bei der Ankunft ihres Bräutigams versteckt und mit einem Gürtel umgeben. Sie wird aufgesucht, und alsdann fängt sogleich das Tanzen an. Hierauf setzt man sich zu Tische und speist Suppe, Fleisch und Braten.

Die Braut wird mit einer wollenen Decke, die ihr auch schon nach der Trauung auf das Gesicht gelegt wurde, verhüllt, und der sogenannte Brautvater steckt ihr einige Bissen unter der Decke in den Mund.

Nach dem Essen tritt der Bräutigam seinen und der Braut Löffel in Stücken, wahrscheinlich um einer zu befürchtenden Zauberei vorzubeugen.

Der Bräutigam und einige der vornehmsten Hochzeitsgäste führen beständig, selbst bei dem Tanze, einen bloßen Degen in der Hand, und so oft sie durch eine Thüre gehen, berühren sie mit demselben kreuzweise Schwelle und Pfosten. Auch diese Ceremonie mag wohl ihren Ursprung von der alten Gewohnheit, die Weiber zu rauben, haben.

Nachdem die ganze Nacht mit Tanzen, Schmausen und Sausen zugebracht worden, wird die Braut gegen Morgen in einem feierlichen Zug in das Haus des Bräutigams geführt. Die Braut hat ihren Bruder oder unter dessen Namen einen Fremden zum Fuhrmann. Ihr Kasten und einige gefüllte Trinkgeschirre, zuweilen auch ihre Eltern, folgen der Gesellschaft.

Sobald sie in des Bräutigams Hause ankommt, wird

sie gehaubet. Bei dieser Ceremonie muß sie sich auf ihres Bruders Schooß setzen. Der Bräutigam, der Bräutigamsvater und der Herold tanzen mit aufgehobenem Degen um sie herum. Man wirft ihr ein Kind in den Schooß, dem sie ein paar Strümpfe schenken muß. Eine Mannsperson bindet ihr eine Schürze vor, und reicht ihr für diese Ehre ein Geschenk an Geld. Alsdann setzt ihr eine der vornehmsten Weiber, mit Beihülfe anderer, die lange Haube auf, nebst den dazu gehörigen Tüchern und gibt ihr einen Backenstreich. Die Singweiber lassen ihre Hochzeitlieder aus vollem Halse erschallen. Die Braut gibt jedem Gaste ein Stückchen Butterbrod, darauf wird gegessen und getanzt. Am Abend theilt die Braut an jeden Gast durch den Bräutigamsvater Geschenke aus, die in einem Korbe aufgetragen werden, bestehend in Hemden, Gurten, Strümpfen und Handschuhen.

Der Austheiler wirft in den ausgeleerten Korb ein Geschenk an Geld; alle Gäste thun ein Gleiches, und versprechen dabei Geschenke an Bienenstöcken, großem und kleinem Vieh, welches sie auch nach der Hochzeit richtig abliefern.

An andern Orten tragen die Singweiber Bier mit Honig vermischt herum, und nöthigen durch ein Lied, dessen Inhalt ist: Koste, schmecke, bezahle! jeden Gast, davon zu trinken, wobei abermal für die Braut Geschenke an Geld gesammelt werden.

Endlich bringt man das neue Paar zur Feier der Brautnacht in den Viehstall, wo die Frau beim Aufstehen ein Geschenk auf ihrem Lager hinterlassen muß. Ein gleiches thut sie, wenn sie am Morgen im Hause herum geführt wird und zum erstenmal als Frau den Ofen fegt.

In gewissen Gegenden wird am Morgen nach der Brautnacht dem jungen Weibe das Haar abgeschnitten und ihr ein besonderes Band vor die Stirne gebunden, woran Geld oder Zahlpfennige hängen; dieses darf sie ein Jahr tragen. Bemerkt man den Ehestandssegen zu früh bei ihr, so wird ihr dieser Schmuck abgerissen.

Bei den

geschieht die Verlobung in Abwesenheit des Bräutigams, der durch seinen angenommenen Branntwein bereits das Jawort erhalten hat. Zur Verlobung erscheint im Namen des Bräutigams ein Freiwerber nebst einem Weibe. Von Seiten der Braut sind ein Weib nebst zwei Mannspersonen bestellt, einer, der sie herbeiführt, ein anderer, der für sie spricht. Sobald der Freiwerber kommt, wird sie von einem der vornehmsten aus einer Kammer gebracht in Begleitung vieler Dirnen. Vor ihr her werden zwei Lichter getragen und eben so viel hinter ihr, obgleich die Ceremonie am Tage geschieht. Auf dem Kopfe hat sie eine Krone in Gestalt eines Daches, die mit Marienglas besetzt, sehr glänzend und schwer ist. Der Freiwerber sagt: er sey einer Spur nachgegangen, die ihn bis in dieses Haus geführt habe. Der Brautführer fragt, was er denn suche? Jener antwortet: er suche jemand zum Kleider waschen, Strümpfe stricken u. dergl. Der Führer: suche dir aus, hier sind Dirnen genug. Der Freiwerber: Nein, gib du mir selbst! Der Führer gibt ihm die Braut. Sogleich tritt der Sprecher von Seiten der Braut herbei und fragt den Stellvertreter des Bräutigams, ob er ordentlich und gebührend mit ihr leben, sie ernähren und lieben wolle u. s. w. Der Repräsentant bejahet alles. Hierauf geben sich beide Deputirte zur Bestätigung die bloßen Hände, auf die ein Dritter mit der Seinigen einen sanften Schlag thut.

Nun wird die Braut hinter den Tisch geführt. Die zwei Weiber von des Bräutigams und der Braut Seite nehmen eine bereit stehende Kanne mit Honigbier und trinken. Alsdann trinken die Braut, ihr Führer, ihr Sprecher, der Freiwerber und hierauf alle Anwesende. Alle geben sich einander die Hände, die mit einem Schnupftuche bedeckt sind. Nachdem man die Braut von der andern Seite des Tisches wieder hervorgeführt hat, wird ihr die schwere Krone abgenommen und ein Band um das bloße Haupt gelegt. Alsdann nimmt das hochzeitliche Gastgebot seinen Anfang.

Die Hochzeit wird gewöhnlich am dritten Tag nach

der Trauung gefeiert. In einigen Gegenden hat der Bräutigam einen, in andern zwei Bräutigamskerl. Diese und jener hängen sich eine Gurt und ein weißes Tuch kreuzweise wie Ordensbänder um die Schultern. Der Bräutigam hat noch über dem Tuche ein seidenes Band, und gemeiniglich einen besondern Rock von blauer und grauer Wolle. An vielen Orten führen sie auch Degen.

Nachdem der Hochzeitschmaus einige Tage in dem Hause der Braut gedauert hat, so wird diese nun bei nächtlicher Zeit unter dem feierlichen Geleite ihrer und ihres Bräutigams Verwandten in die Wohnung ihres künftigen Mannes gebracht. Sie sitzt ihrer Schwiegermutter oder unter deren Namen einer andern im Schooße. Man erkennt sie beim Scheine des Mondes an ihrer glänzenden Krone. Einige Begleiter sprengen voraus, um sie an der Wohnung des Mannes zu empfangen und vom Schlitten oder Wagen zu heben; dies darf sie aber nicht geschehen lassen, sondern muß allein hurtig herabspringen. Bei ihrer Ankunft wird viel geschossen. Hier wird sie nun gehaubet. Die Schwiegermutter setzt ihr die Haube auf und gibt ihr dabei einen Backenstreich, den sie sogleich ihrem Bräutigam ziemlich derb wiedergibt. Hierauf muß sie zum erstenmal die Wirthin vorstellen, Brod auftragen und den Gästen Branntwein reichen. An einigen Orten wird ihr bei dem Hauben nach esthnischer Art ein Kind in den Schooß geworfen Die Brautkammer ist allzeit, selbst in der strengsten Kälte, die kalte Klete (ein zur Aufbewahrung des Korns rc. bestimmtes Gebäude), dahin werden beide zur Feier der Brautnacht gebracht, aber nach einigen Minuten schon wieder geweckt, da sie sogleich bereit seyn und wieder heraustreten müssen. Alsdann gibt man ihnen eine Schüssel mit Wasser zum Waschen, und wenn dies geschehen ist, werfen sich beide ein Schnupftuch zum Abtrocknen zu. In einigen Gegenden werden zwei Schüsseln hingesetzt, deren eine der Bräutigam, die andere die Braut mit dem Fuße umstößt, und es ist eine Ehre, sich hierbei an Hurtigkeit zu übertreffen.

Auch muß der Bräutigam eine von zwei Mannspersonen wagerecht gehaltene Stange zerbrechen, zum Zei-

chen, daß wer zwischen beiden Eheleuten Uneinigkeit stiftet, eben so zerbrochen werden solle.

Wenn bei den

Mordvanen

die Braut aus dem Dorfe, wohin sie eingepfarrt ist, zurückkommt, welches in einem Wagen geschieht, über dem ein weißes Tuch ausgespannt ist und worin zugleich die Freiwerberinnen sitzen, wird sie von zwei Freunden des Bräutigams unter beständigem Geheule vom Wagen gehoben und bis vor die Hausthüre gleichsam getragen, wo sie zwischen den Brautführern und Freiwerberinnen von der ganzen weiblichen Dorfschaft begrüßet wird.

Darauf kommt die Mutter mit einer runden Pfanne voll Hopfen, den sie mit einem brennenden Spahne anzündet, und setzt die Pfanne an den rechten Fuß der Braut nieder, die solche aber von sich stößt. Dies wird zweimal wiederholt, und jedesmal etwas von dem zerstreuten Hopfen in die Pfanne gescharrt. Man bemerkt genau, wie die Pfanne fällt; taumelt sie auf die verkehrte Seite, so bedeutet dieses dem jungen Paar allerlei Unglücksfälle, fällt sie aber dergestalt, daß die Höhlung oben ist, so gilt es für eine glückliche Vorbedeutung. — Hierauf folgt eine öffentliche Austheilung von dickem Grützbrei, wobei sich Alt und Jung aus dem Dorfe einfindet; man gibt einem jeden eine Kelle voll, dem einen in den Hut, dem andern in den Rockzipfel, oder wohin er es sonst haben will.

* * *

Ehemals bestand in Rußland die Vollziehung der Hochzeit in der wirklichen Feier der Umarmung; die Verlobten begaben sich bei hellem Tage in die Brautkammer; vor derselben stand ein Bedienter, der durch ein Zeichen den Augenblick der Vollziehung der Hochzeit verkündigen mußte, um denselben mit Trompeten und Pauken zu feiern.

Bei den

Tatarn in Sibirien

versammeln sich die zur Hochzeit geladenen Gäste in dem Hause, worin dieselbe gefeiert werden soll. Hier findet

man alle Bänke mit Decken behangen und eine Tafel mit allerlei Erfrischungen besetzt.

Vor dem Hause sind lange Stangen aufgesteckt, woran man gewisse Preise befestiget, welche das Brautpaar austheilt. Der Erstkommende empfängt den besten Preis, der Letzankommende den geringsten. Zu diesem Wettrennen werden an einem gewissen Ort der Stadt Pferde in Bereitschaft gehalten.

In dem Zimmer der Braut wechselt Musik mit fröhlichen Hochzeitliedern. Das Trinken wird dabei nicht vergessen.

Sind die Gäste beisammen, so führen die Verwandten der Braut den Bräutigam in den Hof, den er dreimal umgehen muß; kommt er bei dem Zimmer der Braut vorbei, so wirft man Stückchen von Tuch zum Fenster heraus, worüber das Volk unter lautem Jubel herfällt.

Hierauf begibt sich der Bräutigam in das Zimmer, worin der Priester ist: dieser fragt ihn, ob er die Person zur Ehe verlange. Alsdann schickt man zur Braut und läßt eben dieselbe Frage an sie thun.

Haben sie nun beiderseits mit Ja geantwortet und auch die Eltern ihre Einwilligung gegeben, so erklärt der Priester dem Bräutigam die im Lande üblichen Ehegesetze, von denen die Pflicht, ohne Bewilligung der ersten Frau nicht noch eine andere zu nehmen, ein Hauptartikel ist. Darauf segnet er das junge Paar ein, und endigt diese Ceremonie mit einem lauten Gelächter, wozu alle Umstehende mit einstimmen.

Viele Hochzeitgäste bringen einen Zuckerhut zum Geschenk, der in Stücke geschlagen und unter die ganze Gesellschaft ausgetheilt wird. Man begibt sich alsdann in einen großen Saal, wo das Mittagsmahl aufgetragen wird. Die Feier der Hochzeit dauert gewöhnlich drei Tage, die unter festlichem Schmausen und Sausen vollbracht werden.

Den Tag nach der Hochzeit versammeln sich bei der Neuvermählten ihre Verwandten und trautesten Freundinnen, den Verlust ihrer Jungfrauschaft zu beweinen. Sie sitzt hinter einem Vorhange von vielen Jungfrauen umgeben: den näheren Platz an ihrer Seite nimmt eine

ihrer liebsten Gespielinnen ein. Beide sind mit einem großen weißen Tuch bedeckt. Alle übrigen Frauenzimmer kommen und umarmen sie eine nach der andern, und gehen dann wieder zurück.

Endlich erscheinen zwei Freunde des jungen Mannes und stimmen den feierlichen Brautgesang an. Unterdessen weinen alle Jungfrauen und Weiber, und die Braut drückt ihre Wehmuth durch ein tiefes Schluchzen aus.

Wenn das Lied geendigt ist, gehen die Mannspersonen hinter den Vorhang, ergreifen den Teppich, worauf die Braut mit ihrer Gespielin sitzt, an den vier Enden, und tragen sie verhüllt in ein anderes Haus. Hier werden dieselben Gebräuche wie vorhin noch einmal wiederholt. Allgemeiner Gesang und Tanz nimmt nun seinen Anfang. Die Braut verweilt hier bis zum andern Tag, wo sie der junge Mann in seine Wohnung abholt.

Unter den

Kamtschadalen

werden die Töchter zwar gegen die Arbeiten einer bald kürzeren, bald längeren Dienstzeit von den Vätern verkauft, allein die Väter übergeben ihre Töchter nicht dem Ersten dem Besten, ohne ihre Neigung zu Rathe zu ziehen.

Wenn ein Jüngling ein Mädchen als Gattin zu besitzen wünscht, geht er in ihre Wohnung, fängt, ohne ein Wort von seiner Absicht zu sagen, alle Hausarbeiten gemeinschaftlich mit an, und sucht sich durch hervorstechende Arbeitsamkeit seinen Schwiegereltern und seiner Geliebten zu empfehlen. Eben so wenig bekümmert man sich oder fragt ihn um seine Liebe, während er eine ganze Reihe von Jahren im Arbeiten allen Fleiß anstrengt. Gefällt er seiner Schönen nicht, so ist alle seine angewandte Mühe umsonst gewesen, und er muß ohne alle, oder doch nur sehr geringe Vergeltung für seine Dienste, die Wohnung verlassen. Gibt ihm aber das Mädchen Zeichen seiner Gunst, so spricht er den Vater um sie an. Der Vater schlägt ihm seine Tochter nie ab; er sagt zu ihm: du bist ein fleißiger Bursche, fahre also fort, und siehe zu, wie du deine Geliebte bald betrügen und in deine Gewalt bekommen kannst.

Diese Erlaubniß gibt nun dem jungen Freier das Recht, jede Gelegenheit zu benutzen, seine Braut zu überraschen und sich ihrer auf eine gewisse Art zu bemächtigen. Da aber alle Weiber und Jungfrauen im Dorfe verpflichtet sind, eine Braut gegen die Unternehmungen ihres Liebhabers zu vertheidigen, und da jene sich sorgfältig in Acht nimmt, daß sie mit diesem nicht allein weder in noch außer der Wohnung zusammenkomme, so wendet der geduldige Freier oft lange und vergeblich alle List an, zu seinem Ziel zu kommen.

Ueberdieß verwahrt sich die Braut sorgfältig gegen alle Angriffe, indem sie ihre engen Röcke oder Hosen mit starken Riemen befestiget und mit Fischernetzen umwindet. Sobald nun der Bewerber einen glücklichen Zeitpunkt wahrnimmt, sein Mädchen allein oder in der Gesellschaft weniger Gespielinnen anzutreffen, fällt er plötzlich über sie her, schneidet mit steinernen Messern Netze, Riemen und selbst die Hosen, wenn er sie nicht aufknüpfen kann, entzwei. Hierauf nimmt er sein Halsgehänge ab, und steckt solches als ein Zeichen seiner Eroberung in die Hosen des Mädchens.

Die junge Schöne erhebt hierbei ein lautes Geschrei; kommen andre Mädchen und Frauen hinzu, so wird ihm der Sieg sehr schwer gemacht. Sie schlagen ihn mit Fäusten, reißen ihn bei den Haaren von der Braut weg, und verwunden ihn oft so, daß ihm auf lange Zeit die Lust vergeht, einen ähnlichen Versuch zu wagen. Ereignet sich hingegen ein solches Scharmützel nicht, oder ist er dessen ungeachtet stark genug, mit seinem Mittelfinger das non plus ultra zu erreichen, so hat er gewonnen. Die Braut selbst verkündiget diesen Triumph durch den weinerlichen Ton: Ri! ni! Alle laufen sogleich hinweg und lassen das glückliche Paar allein. Oft macht Temperament und Liebe des Mädchens ihrem Bräutigam den Sieg minder schwer; doch darf jener nie, der weiblichen Ehre wegen, ohne allen Widerstand zum Ziel gelangen.

Man hat aber auch Beispiele, daß Jünglinge sieben Jahre hindurch gekämpft haben und fast ganz zu Krüppel geworden sind, und doch ihre Geliebte nicht errungen haben.

Der Liebhaber führt seine bezwungene Braut nach seinem Dorf und zeigt sie seinen Verwandten und Freunden. Nach einigen Tagen kommen sie von da zurück und besuchen die Verwandten der Braut. Nun beginnt das feierliche Opfer eines Fischkopfs. Man spricht über denselben und den Strick, womit er umwunden wird, allerlei Beschwörungen aus, zieht der jungen Frau ein langes Kleid von Schaffellen an, und behängt sie mit vier großen schweren Bildern, unter deren Last sie fast erliegt. Die Ceremonie geschieht auf Kähnen und Schiffen. Ein Knabe empfängt die Braut beim Aussteigen und führt sie in die Hütte ihres Vaters; ein altes Weib trägt den Fischkopf vor ihr her, und alle übrige folgen nach; dieser Fischkopf wird nun auf die letzte Stufe der Treppe gelegt, von dem neuen Ehepaar und allen Anwesenden mit Füßen getreten, und dann in das Feuer geworfen. Der junge Ehemann bereitet von seinen mitgebrachten Lebensmitteln ein festliches Mahl und bewirthet die anwesenden Gäste. Dieses Fest dauert einige Tage lang. Das junge Paar bleibt nun entweder in der Wohnung des Brautvaters, oder begibt sich nach dem Dorfe des Mannes. Aus obigen Ceremonien sieht man deutlich, daß die Kamtschadalen den Jüngling prüfen wollen, ob er das Mädchen auch wirklich liebe. Sie schließen aus seiner Standhaftigkeit, aus seinem unabläßigen Muthe, daß es ihm ernstlich darum zu thun ist, ihre Tochter zu besitzen. Da die Kamtschadalen oft in Kriege verwickelt sind und einander Weiber und Lebensmittel rauben, so verlangt die Frau einen Mann, der sie beschützen und vertheidigen kann.

Man wird hieraus auch zugleich begreifen können, daß die von ihren Liebhabern so eroberten Bräute nun auch als Weiber einen gewissen Ascendant über ihre Männer behaupten werden. Sie nehmen sich das Recht, über alles zu befehlen und alles im Hause unter ihrer Verwahrung zu halten, woran etwas gelegen ist. Versieht der Mann etwas, so untersagt ihm die Frau den Taback und ihre Umarmung, zwei Dinge, die seine ersten Bedürfnisse sind, und die wieder zu erlangen, er im Bitten und Schmeicheln alle seine Kunst aufbietet.

Die Kamtschabalinnen sind übrigens in den Geheimnissen der Venus Pandemos gar nicht unerfahren; sie geben sich ihren jungen Männern nie auf einmal ganz hin; stufenweise müssen sie immer weiter zu kommen suchen, immer feuriger werden, um durch Verlängerung des Genusses, durch längere Züge aus dem Zauberbecher der Wollust die unersättliche Begierde ihrer Weiber zu befriedigen.

Bei den Heirathen der

Neuern Griechen

herrscht der sonderbare Gebrauch, daß sich die Verlobten einen Pathen oder eine Pathe, ja manchmal deren drei oder vier wählen.

Der Pope empfängt das Brautpaar an der Kirchthüre, und macht damit den Anfang, daß er es um seine Einwilligung fragt. Alsdann führt er es zum Altar, und setzt beiden einen Kranz von Weinblättern, mit Bändern und Spitzen umgeben, auf das Haupt.

Er steckt dem Bräutigam einen goldenen, der Braut aber einen silbernen Ring an den Finger, und wechselt solche mehr als dreißigmal an dem Finger, dergestalt, daß er bald der Braut den Ring des Bräutigams, bald aber diesem den Ring der Braut von dem Finger zieht.

Die Pathen nähern sich darauf und machen eben diese Ceremonie mit den Ringen des Brautpaars. Wenn dieses geschehen ist, nehmen die Pathen den jungen Eheleuten die Kränze vom Kopfe, ergreifen sich bei den Händen und gehen einigemal im Kreise mit einander herum, wobei ihnen von den Umstehenden Faustschläge und Stöße mit den Füßen gegeben werden.

Hierauf nimmt der Pope ein Messer und schneidet damit etliche längliche Stückchen Brod ab, die er in eine Schüssel legt und Wein darauf gießt. Er ißt eins davon, und überreicht davon ein anderes zuerst der jungen Ehefrau, hernach dem jungen Manne, und endlich auch allen Anwesenden.

Der Bräutigam gibt unter dem Segen des Priesters

seiner Braut den Kuß der Liebe, und beide halten brennende Kerzen in der rechten Hand.

Die eheliche Verbindungen, welche

Die Türken

schließen, werden entweder auf die ganze Lebenszeit eingegangen, oder sie dauern nur eine kurze Zeit, die man theils unbestimmt läßt, theils durch einen Vertrag festsetzt. In diesem Falle werden die Bedingungen von dem Kadi entworfen und in ein Protokoll eingetragen. Man nimmt die Braut ohne alle Feierlichkeiten an, und verabschiedet sie wieder ohne alle Umstände. Von dieser Ehe ist der Konkubinat mit Sclavinnen, der ohne weiteren Vertrag statt findet, verschieden.

Im erstern Falle verbinden sich die Türken zwar auf Lebenslang, aber ohne daß das Band durch gegenseitige Einwilligung hervorgebracht würde; man verspricht dieselben schon einander, ehe sie einmal im Stande sind, zu wählen. Vater und Mutter vergleichen sich über die Punkte der Heirath. Den Verlobten wird kein Umgang, ja sich nicht einmal zu sehen, erlaubt; sie kennen sich also weder von Person, noch von Charakter.

An dem Tage der Hochzeit steigt die Braut zu Pferde und begibt sich unter einer Musik, von Frauenzimmern und Sclaven begleitet, in die Wohnung ihres Bräutigams. Ihren ganzen Körper verhüllt ein Schleier und über ihrem Haupte wird ein Baldachin getragen. Der von den Eltern ihr mitgegebene Brautschatz ist im Gefolge; Pferde und Kameele sind mit Kasten und Päcken beladen, die oft leer sind, oder nichts als Kleinigkeiten enthalten, und die nur dem Zuge ein stolzes Ansehen geben sollen.

Der Bräutigam empfängt seine Braut an der Thüre; sie reichen sich die Hände und geben sich die zärtlichsten Versicherungen der Liebe, obgleich ihr Herz davon nichts weiß.

An der feierlichen Verbindung der Ehe haben die Priester nicht den geringsten Antheil. In Gegenwart des weltlichen Richters verpflichtet sich die Mannsperson eidlich zur Ehe, und verspricht auf den Fall des Todes oder der Scheidung der Gattin ein Gewisses auszusetzen,

worüber sie nach Gefallen disponiren kann. Der Richter allein unterzeichnet den Kontrakt, und der Inhalt desselben faßt weiter nichts in sich, als die Namen der Heirathenden, und diejenige Summe, welche der Mann seiner Braut zur Entschädigung für den Verlust ihres vorigen Standes verspricht.

Bei der Ceremonie selbst ist die Braut nicht gegenwärtig, sondern ein Bevollmächtigter erscheint in ihrem Namen. Die Verwandten führen den Bräutigam mit einigen Feierlichkeiten in das Haus der Braut, worunter auch diese gehört, daß einige von ihnen zwei entblößte Degen über seinem Kopf auf dem Wege zusammenhalten, um dadurch Bezauberung zu verhüten.

Wenn sich am Abend das junge Paar in die Brautkammer begeben hat, so kleidet der Bräutigam die Braut aus. Zur Keuschheit einer türkischen Braut gehört vorzüglich die Sorgfalt, ihren Leibgürtel mit einer Menge Knoten zu befestigen. Diese löset der Bräutigam auf, während die Braut ein andächtiges Gebet verrichtet. Da jene mühsame Arbeit oft eine Stundenlange Beschäftigung ist, so läßt es sich denken, welche Probe dies für die Geduld des Bräutigams und die Andacht der Braut seyn muß.

Den Tag nach der Hochzeit erscheinen die jungen Hochzeitgäste wieder bei den Neuvermählten. Findet sich, daß der Mann mit der unentweiheten körperlichen Keuschheit seiner Braut zufrieden ist, so werden die hochzeitlichen Feierlichkeiten verdoppelt. Hat der Mann hingegen keine Merkmale der unbefleckten Keuschheit gefunden, so wird die Braut mit Schimpf behandelt und ihren Eltern wieder zurückgeschickt. Die Rache dieser geht oft so weit, daß sie wegen solcher auf sie zurückfallenden Schande ihre Tochter auf der Stelle ermorden.

Die Perser

haben, wie die Türken, dreierlei Arten von Ehen, welche von den Gesetzen begünstiget werden. Sie heirathen nämlich entweder förmlich, oder miethen eine Frau auf eine gewisse Zeit, oder sie verbinden sich mit Sclavinnen.

Auch in Persien geschehen die Heirathen durch Bevoll-

mächtigte, weil die Frauen sich vor den Männern nicht sehen lassen dürfen.

Die Eltern beider Theile versammeln sich in der Wohnung der Tochter. Der Vater empfängt den Bräutigam in Begleitung seiner Verwandten, umarmt ihn, führt ihn in das Zimmer, wo der Kontrakt geschlossen werden soll, und entfernt sich. Hier sind die Prokuratoren und ein Priester. Die Braut befindet sich in Gesellschaft vieler Frauen in einem Nebenzimmer, dessen Thüre nur halb geöffnet ist, damit Niemand darin gesehen werden kann. Der Prokurator der Braut wendet sich nun gegen das Zimmer, worin sich solche befindet und ruft die Heirath also aus: Ich N. Prokurator, von euch dazu bevollmächtigt, verheirathe euch jetzt an N. Ihr werdet seine beständige Frau für die festgesetzte Morgengabe seyn. Der andere Prokurator antwortet hierauf: Ich N. Prokurator, von N. bevollmächtigt, nehme in seinem Namen die beständige Frau N. an, welche ihm durch N. den hier gegenwärtigen Prokurator gegeben worden, unter Bedingung der versprochenen Morgengabe. Hierauf muß die Braut die Genehmigung des Versprechens mit Ja bekräftigen. Dieser Kontrakt wird besiegelt und der Frau in Verwahrung gegeben. Die Freiwerberinnen sind gemeiniglich die Mütter oder alte Weiber.

Die feierliche Hochzeit geschieht gewöhnlich bei dem Bräutigam und dauert zehn Tage. Am zehnten Tage wird ihm bei hellem Tage die Mitgabe seiner Frau zugeschickt. Solche besteht in ihrer Kleidung, in Edelgesteinen, einer Menge von Hausgeräthe, in Sclaven und Verschnittenen. Viele Kameele sind damit beladen, und ein Chor Musikanten macht die Begleitung. Oft leihet man allerlei Geräthschaften und leere Kasten, um den Troß zu vergrößern.

Die Braut wird des Nachts unter einer rauschenden Musik, ganz verschleiert, von zwei Frauen und Verschnittenen begleitet, in das Haus des Bräutigams geschickt. Eine Stunde nach ihrer Ankunft führen sie zwei Matronen in das Schlafgemach, ziehen sie aus, und legen

sie in das Bette. Bald hierauf erscheint der Bräutigam, von Verschnittenen oder alten Weibern begleitet, und erblickt nun seine Verlobte zum erstenmal.

Bei den

Beduinen,

einer nomadisirenden Nation in dem wüsten Arabien, werden die Heirathen so geheimnißvoll gehalten, wie ein verbotnes Liebesverständniß in Spanien oder Italien. Da überhaupt den Morgenländern aller Umgang mit andern Weibern und Töchtern versagt ist, so erwacht die Liebe nicht durch den Anblick eines schönen Mädchens in dem Herzen eines Jünglings, sondern durch das, was er von demselben hört.

Doch sind unter den herumschweifenden Arabern, den Beduinen, die Väter oft so gefällig, den in ihre Tochter verliebten Jüngling im Zelt zu verstecken, um ihm insgeheim den erwünschten Anblick ihrer Tochter zu gewähren, oder auch die Schöne, von der Neigung eines Jünglings unterrichtet, läßt ihren Schleier vor den Augen des Liebhabers, wie von ungefähr, fallen.

Der junge Mensch wirbt alsdann durch einen seiner Verwandten um die Hand des Mädchens. Man vereinigt sich über den Kaufpreis, der dem Schwiegervater bezahlt werden soll, der immer in Schafen, Kameelen und Pferden, nie in Gelde besteht; dieser Kontrakt wird vor dem Kadi und einigen Zeugen schriftlich vollzogen.

Nach geschlossenem Vertrag wird die Braut von Weibern in das Bad geführt, wo sie dieselbe waschen, ihre Haare salben und ihr die besten Kleider anziehen. Dann wird sie auf ein mit Decken, Blumen und Zweigen geschmücktes Pferd oder Kameel gesetzt, und mit Musik in das Zelt gebracht, wo die Hochzeit gefeiert werden soll. Die Mannspersonen begleiten ihrer Seits den Bräutigam ebenfalls in das Bad, ziehen ihn auf das Beste an, und führen ihn zu Pferde in einem feierlichen Zuge wieder zurück.

Die Mannspersonen machen sich bei dem Bräutigam die Frauenspersonen bei der Braut lustig; diese tanzen singen, spielen auf kleinen Trommeln, und sagen

Braut über ihre Schönheit und Verdienste tausend Schmeicheleien. Hierauf beten alle und bitten Gott, daß er die Eheleute vor den Augen des Neids, d. h. vor Bezauberung, welche böse Leute an ihnen ausüben möchten, bewahren wolle.

Wenn es Abend wird, bringt man die Braut zu ihrem Manne, der sie in einem besondern Zelte allein und sitzend erwartet. Sie sagen einander nichts; die Weiber aber machen dem Bräutigam ein Kompliment, der mit einer ernsthaften Miene sitzen bleibt, kein Wort spricht, und sich nicht eher bewegt, als bis die Braut vor ihm niederkniet, da er ihr dann ein Stück Gold oder Silber auf die Stirne legt. Diese Ceremonie wird an demselben Abend dreimal wiederholt, und jedesmal verändert die Braut ihre Kleider. So oft sie dem Bräutigam vorgeführt wird, empfängt er sie auf gleiche Art und mit eben der Ernsthaftigkeit. Bei dem drittenmal, da ihm die Braut vorgeführt wird, steht der Bräutigam auf, umarmt sie und trägt sie in das Zelt, wo sie schlafen wollen. Hier bleiben sie etwa eine Viertelstunde allein und opfern die Erstlinge ihrer Liebe; hernach waschen sie sich beiderseits mit kaltem Wasser und kleiden sich um.

Die junge Frau begibt sich wieder zu den andern Weibern, der junge Mann aber zu seiner Gesellschaft, und zeigt daselbst die Beweise der unbefleckt gewesenen körperlichen Reinigkeit seiner Braut. Jedermann wünscht ihm Glück, und man bringt den Rest der Nacht vergnügt zu. Das Fest dauert noch den folgenden Tag; alsdann entfernen sich alle, und das junge Paar fängt seine Haushaltung an.

Unter allen Verwandten ist der Brautvater der Einzige, welcher sich nicht bei der Hochzeit einfindet, weil er glaubt, seine Ehre erfordere, daß er, während seine Tochter im Begriff ist, eine Frau zu werden, sich nach Hause begebe.

Bei andern arabischen Stämmen beobachtet man noch seltsamere Gewohnheiten. Der Bräutigam, von einem Trupp junger Leute begleitet, die, wie er selbst, mit Stöcken bewaffnet sind, dringt in das Zelt der Braut

ein, als ob er sie mit Gewalt entführen wollte. Die Weiber, welche eben so bewaffnet sind, widersetzen sich, und er muß Gewalt mit Gewalt vertreiben, wenn er seine Braut sogleich in Besitz haben will; der Streit wird daher meistentheils so ernsthaft, daß der Bräutigam selten mit heiler Haut davon kömmt.

Unter allen Nationen ist vielleicht keine, bei denen die eheliche Verbindung für eine wichtigere Handlung gehalten würde, als bei den

Hindus;

diese sind so sehr überzeugt, daß ihnen die Götter nur der Fortpflanzung ihres Geschlechts wegen das Daseyn gegeben haben, daß sie die Unfruchtbarkeit als das größte Unglück ansehen. Sie verheirathen sich so oft von neuem, bis sie eine männliche Nachkommenschaft erzielen; und wenn alle ihre Weiber unfruchtbar sind, so adoptiren sie einen Knaben aus ihrer nächsten Verwandtschaft, damit jemand da ist, der die kindlichen Pflichten bei ihrem Leichenfest an den Tag legen könne. Dies ist der mächtige Beweggrund, sich eine zahlreiche Nachkommenschaft zu wünschen, der unter allen Nationen ihnen nur allein eigen ist.

So wie viele andere morgenländische Völker, verbinden sie mit der unbefleckten körperlichen Reinheit der Jungfrauen den höchsten Werth. Sie knüpfen schon das Band der Ehe mit Mädchen, die noch lange nicht die Jahre der Reife erreicht haben; sie verachten die mannbaren Jungfrauen, weil sie von ihrer noch unentweiheten Keuschheit keine völlige Sicherheit haben zu können glauben.

Wenn es aber einem Mädchen zur Schande gereicht, vor ihrer Mannbarkeit noch unverheirathet zu seyn, so ist es gleichwohl keine für einen Mann, der in einem Alter noch zur Ehe schreitet, wo er seine Zeugungskraft schon verloren hat; daher sieht man nicht selten sechzigjährige Greise, die sich mit Mädchen von vier Jahren verbinden.

Wittwen dürfen nie wieder heirathen; wenn sie auch als Jungfrauen und ohne die Bestimmung der Natur

erfüllt zu haben, ihre Männer verlieren, so verurtheilt sie dennoch der Aberglaube zu einer immerwährenden Ehelosigkeit. Man sieht den Stand einer Wittwe als eine sich durch das vorige Leben zugezogene verdiente Strafe an. Wer eine Wittwe zur Frau nehmen wollte, würde als ein Mann angesehen werden, der sich dem unaufhaltsamen Gange der göttlichen Gerechtigkeit entgegensetze und den Zorn der Götter auf sich ziehe. Die Eltern jeder Wittwe, wenn sie nur ein wenig auf Frömmigkeit halten, stellen Wallfahrten an, thun Bußwerke und geben Almosen zur Versöhnung der Sünden ihrer Töchter, damit diese wenigstens bei der bevorstehenden Seelenwanderung glücklicher seyn möchten.

Da die Mädchen in einem Alter heirathen, wo sie weder Liebe empfinden noch einflößen können, so lenkt auch diese Leidenschaft nie die Wahl des Indiers. Es bedarf weiter nichts, als daß die Eltern des Mädchens sich an die Auguren unter den Braminen wenden, um den Willen des Himmels um Rath zu fragen, welcher jederzeit um so günstiger, je reicher diese Wahrsager und Zeichendeuter beschenkt werden.

Wenn ein Indianer ein Mädchen von seiner Verwandtschaft als Gattin für seinen Sohn wünscht, so läßt er erst den Vater des Mädchens durch einen Fremden erforschen, damit er durch den Korb nicht beschimpft werden möchte. Gefällt der Jüngling, so bestimmen die Auguren den Tag und den Augenblick, wo der Vater aus dem Hause gehen soll, um auf eine förmliche Art um das Mädchen zu werben. Er muß wenigstens von einer bemannten Frau, einigen Verwandten und einem in der Zeichendeutung erfahrnen Braminen begleitet seyn. Stößt ihnen unterweges etwas Ungünstiges auf, z. B. ein Oelkrämer, ein Hund, welcher die Ohren schüttelt, ein über sie wegfliegender Rabe u. dergl., so wird das Geschäft auf einen andern Tag verschoben.

Geht hingegen alles nach Wunsch, so darf doch der Brautvater nicht augenblicklich seine Einwilligung geben; er wendet vor, daß er den jungen Menschen erst sehen müsse. Auch die Bestimmung dieses Besuchs wird den Auguren überlassen. Hierauf folgen von Seiten der

Eltern gegenseitige kostbare Geschenke und Gastmahle.

Wenn der Tag der Hochzeit bestimmt ist, so fängt man an, den Kal in dem Hofe der Wohnung der Braut oder des Bräutigams zu pflanzen, d. h., einen Pfahl von, dem Zelt in die Erde zu setzen, welches hier aufgerichtet wird.

Beim Pflanzen des Kals finden sich alle Verwandte und Freunde ein, dem Vater ihre Glückwünsche abzustatten, und es würde als ein entscheidendes Zeichen der Feindschaft angesehen werden, bei dieser Feierlichkeit nicht zu erscheinen.

Die Freundinnen bringen den Verlobten Betel zum Geschenk und sitzen unter einem Dach. In der Mitte des Hofes errichtet man einen steinernen Pollear, so heißt der Gott der Ehen, der mit einem Elephantenkopf und einem dicken Bauch vorgestellt wird. Die Braminen opfern ihm Kokosnüsse, Bananen und Betel, und bitten ihn, durch seinen Schutz die Heirath zu begünstigen. Hierauf wird ein Ast von einem dem Ehestand geheiligten Baume in die Erde gesteckt; der Kal wird in einer Ecke des Hofs errichtet; sobald aber das Zelt aufgeführt wird, entfernt man den Pollear. Unter dem Zelt werden alle Feierlichkeiten der Hochzeit vollzogen. Man bringt vor dem Hause Verzierungen und Gemälde an, worauf zuweilen die Geschichte des nicht sehr züchtigen Gottes Guichena zu sehen ist.

Täglich erscheinen die Tänzerinnen, um die Verlobten durch ihre Ballets und durch auf ihre Verbindung abgefaßte Hochzeitlieder zu ergötzen. Am Morgen und Abend reiben sie dieselben in dem Innern des Gezelts mit Beeren von einer der Ehe geweiheten Pflanze.

Reiche Leute lassen am Abend das junge Paar in prächtigen Palankins auf den Straßen und Spaziergängen beim Glanze zahlreicher Lichter herumtragen, von Musik, von tanzenden und singenden Bajaderen, den reich geschmückten Kindern der Verwandten und Freunden, von Elephanten, Kameelen und Pferden 2c. begleitet.

In diesem feierlichen Zug führt man den Bräutigam in die Wohnung der Braut. Wenn er in die Thüre

tritt, wird er auf eine gewisse Art entzaubert, denn die Indier glauben, daß boshafte Blicke neidischer Menschen die verderblichsten Folgen über andere bringen können. Wenn z. B. während des Essens Jemand die Augen auf die mir vorgesetzten Speisen heftet, von denen ich essen will, so ist es eine ausgemachte Sache, daß dieser Blick für mich ansteckend sey.

Die gewöhnlichste Art, den bösen Blick zu verscheuchen, besteht darin, daß man ein mit besonders dazu bereitetem, roth gefärbtem Wasser angefülltes Becken vor dem Gesicht der Verlobten dreimal herumdrehet und es hernach auf die Straße gießt. Auch reißt man bisweilen ein Stück Leinwand in zwei Theile und wirft solche nach den zwei entgegengesetzten Seiten von sich; oder man schwingt es auch dreimal vor ihren Augen in die Luft, und wirft es dann, als ganz vom Gifte des Neides geschwängert, von sich; oder aber, man heftet dem Brautpaar gewisse geheimnißvolle Ringe an den Kopf.

Wenn ein vornehmer Mann ein Vermählungs-Fest feiert, so kommen auf zwanzig Meilen weit aus den umliegenden Gegenden oft fünf bis sechstausend Braminen zusammen, die man täglich beköstigen muß. Nach vollzogener Hochzeit empfängt ein jeder eine Schürze, sich zu bedecken. Daher sind oft die Heirathen die Zerrüttungen der Familien: ihre Kosten belaufen sich zuweilen auf zweimal hundert tausend Thaler.

Am Tage der Vermählung selbst, die bei den Brautleuten in einer Ecke des innern Gezelts vor sich geht, stellt man viele mit Wasser angefüllte Krüge in einen Kreis vor sie hin. Unter diesen sind zwei größere, die zunächst bei dem Brautpaar stehen. Mitten im Kreise ist ein kleines hölzernes Gerüste. Eine Menge kleiner, brennender Lampen, den Gott des Feuers vorzustellen, nehmen den übrigen Raum ein.

Nun fangen die Braminen ihre Gebete an, mit denen sie den obersten Gott und die oberste Göttin in die zwei größere Krüge herabzusteigen bitten, nämlich den Schiwen und Parwadi, wenn die verheirathende Familie von der Secte beider Götter ist. In die kleinern Krüge laden sie die Untergottheiten ein.

Die Braminen verrichten nun das Opfer; sie sagen im der Sprache der Sanscritta Gebete her, die sie oft selbst nicht verstehen, zünden Feuer an und unterhalten es mit Butter. Hierauf sagt ein Bramine dem neben ihm stehenden Brautvater mit lauter Stimme vor, was er thun und sprechen soll.

Nach diesem Unterricht gibt der Vater dem Mädchen Betel, Bananen und eine goldne Pagode in die Hand, und legt dieselbe auf die Hand des Bräutigams. Die Mutter des Mädchens, oder wer sonst deren Stelle vertritt, gießt etwas weniges Wasser über die Hände der Verlobten, und nun spricht der Vater mit lauter Stimme, in Gegenwart des Gottes, der Göttin, der Untergottheiten, und indem er den Feuergott zum Zeugen anruft: Ich N., Sohn des N., Enkel des N., gebe meine Tochter N. Euch N., Sohn des N. und Enkel des N.

Hierauf nimmt der Bramine den Tali (eine Figur von Gold, Elfenbein, worauf gewöhnlich ein Pollear oder Lingam abgezeichnet ist und den jedes Weib bis zum Tode ihres Mannes tragen muß), reicht ihn den Göttern, den beiden Verlobten, den zwei Vätern, den gegenwärtigen Braminen, den Verwandten und eingeladenen Gästen; Jedermann muß die Hand darüber legen, und der Bramine wiederholt indessen, bis es alle gethan haben, in der Sanskrittensprache folgenden Spruch: Sie werden Getreide, Geld, Kühe und viele Kinder bekommen. Nachdem er den Tali allen dargereicht hat, gibt er ihn dem Bräutigam, der ihn seiner Braut an den Hals hängt; von diesem Augenblick an ist sie sein Weib, und das Eheband ist geknüpft. —

Nach dieser Ceremonie schwört der neue Ehemann vor dem Feuer in Gegenwart des Braminen, daß er für seine Braut sorgen wolle. Er faßt sie darauf beim kleinen Finger der rechten Hand, und führt sie in dieser Stellung dreimal um das hölzerne Gerüst herum, neben dem ein flacher Stein steht, worauf man die Gewürze zerreibt. Wenn sie zu diesem Stein kommen, nimmt der Mann einen Fuß seines Weibes und stellt ihn auf diesen Stein, um sie an ihre künftige Schuldigkeit zu erinnern, für das Hauswesen zu sorgen. Oben an dem

Zelt ist eine Oeffnung angebracht, durch die man gegen den Himmel sehen kann. Wenn sie unter diese Oeffnung zu stehen kommen, ruft der Bramine dem neuverheiratheten Weibe zu: Betrachtet die Arindody (eine wegen ihrer Klugheit und Tugend sehr geehrte Heilige) und folget ihrem Beispiel! Das Weib sieht in die Höhe und geht weiter.

Sobald sie nun dreimal um das Gerüst gegangen, wird ein großes Becken mit rohem Reis aufgetragen. Der Bramine nimmt etwas Safran, vermischt ihn mit dem Reis und murmelt einige Worte dazu: darauf ergreift er beide Hände voll, wirft sie auf die Schultern des Mannes, und eben so viel auf die Schultern des Weibes. Alle Anwesenden stehen auf und thun ein Gleiches. Dies ist der Segen, den Jedermann zu der neugestifteten Ehe gibt.

Die übrigen Weiber vom Hause bringen nun, mit rohem Palmzucker vermischt, Milch und Bananen, die sie den Neuvermählten verehren, welche auch davon etwas weniges kosten müssen. Die übrige Zeit des Tags wird mit verschiedenen Ergötzlichkeiten zugebracht; am Abend lassen sich die beiden Eheleute in einem Palankin auf öffentliche Spaziergänge, von dem prunkreichsten Gefolge begleitet, herumtragen.

Sobald die Vermählte die Jahre der Mannbarkeit erreicht, stellt man neue Opfer an und wiederholt beinahe die nämlichen Feierlichkeiten wie am Hochzeitfeste. Man erhält von Jedermann neue Glückwünsche und ladet seine Verwandten zu Gast. Diese Feierlichkeit heißt die kleine Hochzeit oder die zweite Hochzeit.

Die erste Schwangerschaft ist ein Anlaß zu einem neuen Fest, den Göttern für das geschenkte Kind zu danken. Im siebenten Monat der Schwangerschaft dankt man abermals den Göttern auf das Feierlichste für den der Leibesfrucht bisher gewährten Schutz. Der Geburtstag ist vollends ein Tag der höchsten Freude und Dankbarkeit.

Die Frau darf nie bei ihrem Manne schlafen, außer wenn es ihr die Schwiegermutter bewilliget, und selbst dann muß sie sich ganz unbemerkt in seine Schlafkam-

mer schleichen. Wahrscheinlich will man hierdurch den unmäßigen Genuß der Liebe bei den Neuvermählten verhüten, oder vielleicht glaubt man auch, das Weib empfange desto leichter, wenn sie die Umarmung ihres Mannes nur verstohlenerweise genieße. Sobald sie aber einmal Mütter sind, haben sie hierin eine uneingeschränkte Freiheit. —

Geist der Liebe unter den Morgenländern.

Bei der strengen Eingeschlossenheit, wozu Mädchen und Frauen bei den Morgenländern verdammt sind, ist es ihnen unmöglich, die Annehmlichkeiten des Geistes zu erlangen, welche ihnen nur der Umgang mit Männern gewähren kann. Ungebildet, leer an allen möglichen Kenntnissen, können sie eben so wenig Liebe, Freundschaft und Hochachtung einflößen, als sie solche selbst empfinden.

Die frühe und kurz dauernde Jugend der Morgenländerinnen, die zum Theil zu den schönsten und reizendsten Weibern auf der ganzen Erde gehören, gleicht einer Rose, die, ohne Knospen zu tragen, plötzlich aufblüht und verwelkt. Mit jenem schnell vorüberfliehenden Augenblick, wo ihre Reize den feurigen Liebhaber zum sinnlichen Genuß einladen, verschwindet zugleich jede andere Bestimmung ihres Daseyns. —

Die Ursachen des verachteten, darniedergedrückten Zustandes des weiblichen Geschlechts liegt zunächst in dem religiösen und politischen Despotismus und Aberglauben.

Ungeachtet Muhamed die Vergnügungen, welche Weiber geben, höher als alle andere Freuden schätzte, und allen Glaubigen die Umarmungen himmlischer Jungfrauen, aus deren großen schwarzen Augen ein ewiges Feuer der Liebe strahlt und deren Jungfrauschaft sich unaufhörlich erneuert, als die höchsten Belohnungen ihres Glaubens und ihrer guten Werke verhieß, so redet er doch in seinem Koran von Weibern, nicht als von

vollständigen Menschen. Daher ist es bis auf den heutigen Tag bei den Muhamedanern noch ein Problem, ob die Weiber eine Seele haben oder nicht. Selbst diejenigen, welche ihnen Fortdauer und Glückseligkeit nach diesem Leben nicht absprechen, behaupten wenigstens, daß sie nicht in das Paradies der Männer kommen, sondern in abgesonderte glückliche Wohnungen eingehen werden.

Von Seiten der bürgerlichen Gesetze sind sie noch mehr eingeschränkt; denn sie können kein unbewegliches Eigenthum besitzen, keine gültige, bürgerliche Geschäfte verrichten, können nie Bestandtheile der Nation werden, sondern bleiben stets Mitglieder von Familien. Selbst ihre persönliche Freiheit wird ihnen geraubt, sie hängen ihr ganzes Leben hindurch entweder von ihrem Manne oder Vater oder einem Verwandten ab. Da sie in einer solchen Sclaverei über nichts Herr sind, so begreift man leicht, daß es keinem Manne einfällt, sich um ihre Gunst zu bewerben.

Wenn ein Morgenländer daher in seinen Harem tritt, so schmeichelt und liebkoset er nie seine geliebtesten Weiber und Beischläferinnen, sondern diese küssen ihrem Gebieter ehrfurchtsvoll die Hand. Es ist unter den Türken und Morgenländern sogar schimpflich, wenn ein Mann das Ansehen hat, als wenn er eins seiner Weiber lieben könne.

Die Perser, Egyptier und andere Orientalen sehen es als eine unumstößliche Erfahrung an, daß die Weiber einzig und allein zum sinnlichen Genusse für die Männer und zur Zeugung der Kinder hervorgebracht würden. Sie schätzen sie daher nicht nach ihren Fähigkeiten, Kenntnissen und Geschicklichkeiten, sondern nach dem Grade des sinnlichen Vergnügens, den sie geben können, das heißt, nach einer gewissen Rundheit und Fettheit, die in ihren Augen einen größern Werth hat, als die vollkommenste Schönheit oder als die größten Talente, die schätzbarsten Kenntnisse und die edelsten Tugenden.

Die Morgenländer verlangen von den Weibern nicht allein keine Tugenden, sondern sie trauen denselben ohne

Ausnahme alle Laster zu, deren Weiber nur fähig sind. Die Lust eines Weibes, heißt es in den Gesetzen der Hindus, kann eben so wenig gesättiget werden, als ein verzehrendes Feuer durch brennbare Materialien, die man hinein wirft.

In der bürgerlichen Verfassung ist auch die Hauptursache der Eingeschlossenheit der Weiber zu suchen. Wären die Ehescheidungen nicht mehr so leicht, wäre der Despotismus minder mächtig; so dürfte man nicht fürchten, seine Frau oder Tochter durch einen mächtigern, nach ihrem Besitze begierigen Despoten zu verlieren; so würde man sie öffentlich erscheinen lassen und weniger Ursache haben, ihren Anblick den Augen aller Männer zu entziehen.

Die Delikatesse der Morgenländer in den Verhältnissen mit dem andern Geschlecht geht so weit, daß es augenblicklich ihre Eifersucht entflammen würde, wenn man sich nach dem Befinden der Weiber oder Töchter erkundigen wollte, und sie halten es für eine große Unanständigkeit, wenn einer von den Frauenzimmern seines Hauses, als den niedrigsten, verachtetsten Wesen, die sie mit andern Hausthieren in eine gleiche Klasse setzen, sprechen wollte.

Man muß mit ihnen schon auf einem sehr vertrauten Fuß stehen, wenn man es wagen will, die Unterhaltung auf diese Materie zu lenken. —

Sie können nicht begreifen, wie unsere Weiber mit unbedecktem Gesichte gehen können, sie, bei denen ein aufgehobener Schleier das Kennzeichen einer Buhlerin oder das Signal eines glücklichen Abenteuers ist. Eben so wenig können sie sich vorstellen, wie man, ohne Begierden zu empfinden, sie sehen, sprechen, sie bei der Hand nehmen, und mit ihnen ein Tête-à-tête haben kann, ohne dabei die letzte Gunst zu verlangen.

Ihr Erstaunen hierüber lehrt uns, was sie von dem weiblichen Umgange denken; man siehet sehr deutlich, daß sie mit dem Wort Liebe keinesweges solche Begriffe verbinden als wir.

Das Bedürfniß, der erste Keim der Liebe ist bei ihnen

aller jenen feinen Nuancen beraubt, die ihm erst seinen höchsten Reiz verschaffen; des Mädchens Hingebung geschieht ohne Aufopferung, denn sie besitzt über ihre Person nicht das geringste Recht; die Männer siegen ohne Kampf und genießen ohne Delikatesse; sie gehen von der ersten bei ihnen erwachenden Begierde ohne Zwischenraum zur Sättigung über.

Verliebte gleichen hier Gefangenen: stets einverstanden, ihre Wachen zu betrügen, und stets bereit, jede Gelegenheit zu benutzen, weil sie schnell und selten kömmt; verschwiegen wie Verschworne, verbergen sie ihr Glück wie ein Verbrechen, weil ihnen die schrecklichsten Folgen drohen. Dolch und Gift würden den Unbesonnenen verfolgen, der sich seines Glücks rühmen wollte.

In großen Städten, wo die Intrique mehr Unterstützung findet als in der Provinz, herrschen eben so viel Ausschweifungen als bei uns, nur mit dem Unterschiede, daß sie weniger bekannt werden. Alep, Damas und vorzüglich Kairo, geben hierin Paris und London nichts nach. Die jungen Mädchen sind zwar daselbst eben so zurückhaltend, wie anderwärts, weil ihnen ein entdeckter Liebeshandel das Leben kosten würde; die verheiratheten Frauen aber erlauben sich desto mehr Freiheiten, da sie weit länger unter dem Zwange leben mußten und zuweilen die gerechtesten Ursachen zu haben glauben, sich an ihren despotischen Gebietern zu rächen; und wirklich werden die Türken durch die Vielweiberei sehr frühzeitig entkräftet. Nichts ist gewöhnlicher, als Männer von dreißig Jahren sich über ihr Unvermögen beklagen zu hören. Dies ist die Krankheit, wegen welcher sie die Europäer am meisten um Rath fragen, und von ihnen Madsum oder stimulirende Pillen verlangen. Ihr Kummer ist desto bittrer, weil bei ihnen die Unfruchtbarkeit für die größte Schande geachtet wird. Dennoch sind sie unvernüftig genug, selbst zur Zeit, wenn ihre Gesundheit zerrüttet ist, noch immer die Gränzen der Natur zu überschreiten; auch dies ist eine von den schönen Wirkungen des Korans, worin der große Prophet sagt: Man könnte eher einen Brunnen, als die Zeugungskraft eines Mannes erschöpfen.

In welche Verhältnisse der Geschlechter man auch seinen Blick wirft, da findet man alles vereinigt, was jedes Gefühl von Liebe aus dem Herzen der Weiber verscheucht. Im Innern der Familien sieht man den Schauplatz eines immerwährenden bürgerlichen Kriegs. Stets zankt sich eine Frau mit der andern und belästiget ihren Mann mit Klagen. Die vier rechtmäßigen Frauen beklagen sich, daß man ihnen Sclavinnen vorzieht, und die Sclavinnen, daß sie der Eifersucht ihrer Gebieterinnen Preis gegeben sind. Hat die eine ein Merkmal von Zuneigung, ein Geschenk oder die Erlaubniß erhalten, ins Bad zu gehen, so wollen alle übrige das nämliche vom Manne haben und machen gemeinschaftliche Sache.

Um den Frieden herzustellen, muß dann der Mann als Despot befehlen; dies ist der Augenblick, wo seine Weiber wahren Sclavensinn annehmen, wo sie äußerlich die größte Anhänglichkeit zu heucheln und im Herzen ihn zu verabscheuen anfangen. Wie Buhlerinnen denken sie nun auf weiter nichts, als durch unaufhörliche Betheuerungen, daß sie ihn mehr wie alle andere lieben, durch Liebkosungen, Schmeicheleien und übertriebene Gefälligkeiten sich durch Geschenke von ihm zu bereichern, und ihn erst zu plündern, ehe sie verstoßen werden. Ein solcher Liebhaber, dessen Wünsche zwar Befehle sind, der aber schon seit langer Zeit keine Begierden mehr fühlt, der von allen diesen Liebkosungen, von dem Ueberdrusse der Sättigung zu Boden gedrückt wird — der genießt wahrlich kein beneidenswerthes Loos. —

Wie können diese Weiber jene ausschließende, nur allein beglückende Liebe für ein einziges Wesen fühlen, wenn sie sehen, daß solche ihre Männer unter mehrere vertheilen? Wie können sie jene Schamhaftigkeit, ohne die der Mensch in der Liebe zum Thier herabsinkt, besitzen, wenn sie täglich Auftritte der schamlosesten Ausschweifungen erblicken? Mit einem Worte, wie können sie durch ihre Sitten eine gewisse Achtung erwecken, wenn man für ihre Erziehung nicht die geringste Sorge trägt!

Es läßt sich leicht begreifen, daß in so kindischen, unwissenden und geschäftlosen Geschöpfen, als die morgenländischen Mädchen und Weiber sind, die Begierde nach

jeder Art von sinnlichem Genuß, alle Leidenschaften um so heftiger seyn müssen, da sie durch Einschränkung und Täuschung natürlicher Triebe unaufhörlich gereizt werden.

Aber die Sprache, die Gedichte, die Lieder der Liebe und Mährchen in der Manier der Tausend und eine Nacht, welche die morgenländischen Völker haben, zeichnen sich durch einen unnachahmlichen Reiz des Kolorits ihrer aus der Natur gewählten Bilder aus. Sie haben in ihren Poesien ganz eigene Nationalschönheiten, die freilich sehr oft, der Natur der asiatischen Begeisterung gemäß, die Schranken der Mäßigkeit überschreiten.

Die Beduinen, bei denen man kein einziges Buch antrifft, haben ihre Lieder der Liebe, in denen aber mehr Natur und Gefühl herrscht, als in den Gesängen der übrigen Morgenländer und der Bewohner der Städte; ohne Zweifel deswegen, weil jene reinere Sitten haben und die Liebe im höhern Sinne kennen, da bei diesen hingegen sinnlicher Genuß das einzige Bedürfniß ist.

Eine besondere Leidenschaft haben die Beduinen für romantische Erzählungen, und füllen damit einen großen Theil ihrer Muße aus. Wenn sie des Abends im runden Zirkel vor oder in ihrem Zelte traulich beisammensitzen, fängt unversehends einer an: vor vielen Jahren war einmal, und theilt ihnen von Anfang bis zu Ende die Abenteuer eines jungen Schaiks und einer jungen Beduine mit. Er erzählt, wie der junge Mensch seine Geliebte anfangs nur verstohlen sahe, und dadurch sterblich in sie verliebt wurde. Er malt die junge blühende Schönheit Zug für Zug, rühmt ihre schwarzen Augen, groß und sanft, wie die Augen einer Gazelle; ihren melancholischen und leidenschaftlichen Blick; ihre wie zwei Bogen von Ebenholz gewölbte Augenbraunen; ihre Taille gerade und schlank wie eine Lanze; er schildert sie, wie sie leicht einhertritt, gleich einem jungen Füllen, wie ihre Augenlieder schön geschwärzt sind, wie Kohel, ihre Lippen mit blau, und ihre Nägel goldfarbig mit Henné gefärbt sind; wie ihr Busen ein paar Granatäpfeln gleicht, und ihre Worte süßer sind als Honig. Er erzählt die Leiden des jungen Liebhabers, der sich von Sehnen und heißer Liebe so ver-

zehrte, daß sein Körper keinen Schatten mehr von sich warf. Nachdem er endlich die Bemühungen des jungen Schaiks, seine Geliebte zu sehen, die Hindernisse, welche ihm die Eltern in den Weg legten, einen Einbruch der Feinde und die Gefangenschaft, in welche beide geriethen u. s. w. ausführlich dargestellt hat; endigt er zur Zufriedenheit seiner Zuhörer, daß er beide Liebende vereinigt und glücklich in das väterliche Zelt wieder zurückbringt, und jeder opfert seiner Beredtsamkeit das ma cha allah, d. h. vortrefflich. —

* * *

Wenn einmal die Leidenschaft der Liebe in dem Herzen einer Morgenländerin erwacht ist, so können ihren Begierden weder Schlösser noch unerbittliche Hüter Einhalt thun. Selbst der fürchterlichste Tod mag über ihrem Haupte schweben; sie wenden alle Mittel an, ihre Wünsche zu befriedigen. — Zur nähern Kenntniß, wie man im Morgenlande liebt, dient folgende Geschichte, die sich nach Savary vor kurzem zu Rosette in Egypten zugetragen hat.

Hassan, ein alter, reicher und äußerst eifersüchtiger Muselmann, heirathete eine Georgierin von sechszehn Jahren, in der alle Grazien einer morgenländischen Schönheit vereinigt waren. Auf das sorgfältigste ward die junge Gemilé (so hieß die Georgierin) durch Riegel und Schlösser und Sclaven gefesselt, aber ihr Herz konnte er nicht bewachen. Aus grenzenloser Liebe oder vielmehr Eifersucht schlug er ihr selten einen Wunsch ab, wenn er nur von weitem keine Gefahr ahnete. So gab er auch Gemilé die Erlaubniß, in seinem nahe an der Stadt gelegenen anmuthvollen Garten frische Luft zu athmen. Hassan entließ sie zuweilen des Abends dahin, aber nie ohne zahlreiche Begleitung seiner treuesten Sclaven und Sclavinnen; jene bewachten die Thüre und die Ringmauer des Gartens; diese waren ihre Begleiterinnen in den schattigen Bogengängen von Datteln und Pomeranzenbäumen.

Gemilé hatte ein gefühlvolles Herz und ahnete hier die glücklichen Freuden eines fesselfreien Genusses der

Lebens. Das sanfte Rauschen einer Quelle, das wollüstige Düften der Blumen und Früchten in der Kühle des Abends, die zärtlich lockenden Töne der ungestörten Bewohner der Bäume und Lauben weckten bald die reizendsten Bilder in der Phantasie der Georgierin, bald senkten sie sie in die tiefste Melancholie. Die Früchte, die sie brach, waren ihr geschmacklos, die Blumen, die sie pflückte, gewährten ihr kein Vergnügen. Sie ward immer traurig in diesem Aufenthalt, und fühlte hier ihr Schicksal, ihre Ketten tausendmal qualvoller und unerträglicher, als selbst in Hassans Harem, und doch ward ihre Sehnsucht nach diesem Aufenthalt so unwiderstehlich, daß sie unaufhörlich dahin zurückkehrte.

Als sie eines Abends den Weg nach diesem Garten längs am Ufer eines Flusses nahm, erblickte sie einen Mann in europäischer Kleidung. Die lebhafte Farbe blühender Jugend, die auf seinen von den brennenden Strahlen der Sonne noch nicht geschwärzten Wangen glänzte, fesselte ihren Blick. Sie geht langsamer, läßt ihren Fächer fallen, steht einen Augenblick still, und gewinnt Gelegenheit, den Fremden anzusehen; ihre Blicke begegnen den seinigen und dringen so tief in ihr Herz, daß von nun an der schöne Europäer mit seinem schlanken Wuchs, mit seinen blonden Haaren und Augen unaufhörlich vor ihrer Phantasie schwebte.

Kaum war sie in dem Garten, so zog sie ihre trauteste Sclavin beiseit und entfernte sich mit ihr unvermerkt von den übrigen in das tiefste Gebüsch. „Hast du den schönen Fremdling gesehen? Welch ein Feuer in seinen Augen! Welch ein Blick, den er auf mich warf! O meine Freudin, meine liebe Zetfe! geh und suche ihn auf, sag' ihm, daß ich übermorgen ihn erwarte dort unter den Pappelbäumen am Ende des Gartens, wo die Mauer am niedrigsten ist. Sag' ihm, daß ich ihn sehen, daß ich mich mit ihm unterreden muß, aber sag' ihm auch, daß er sich der Gefahr, von meinen Hütern gesehen zu werden, nicht aussetze.

Dieser Auftrag ward pünktlich ausgerichtet. Der Europäer fand die Einladung so reizend, daß er im ersten Augenblick sein Wort gab. Aber kaum dachte er an

die Gefahr, entdeckt zu werden, so bereuete er seine Unbesonnenheit und erschien nicht.

In eine Krämerin verkleidet, kommt zum zweitenmal die Sclavin zu ihm, und kehrt mit Entschuldigungen und neuen Versicherungen des Europäers, sich an dem bestimmten Ort einzufinden, zu ihrer Gebieterin zurück. Aber die Vorstellung, auf einen Pfahl gespießt zu werden, siegt über seine Begierden, und macht ihn zum zweitenmal wortbrüchig.

Nun wird Zetfe mit heftigen Vorwürfen an den Europäer abgeschickt; doch diesen folgt sogleich eine Schilderung, wie feurig er von ihrer Gebieterin geliebt würde; ein hinreißendes Gemälde ihrer Reize, ihrer Schönheit und ihres Unglücks, ihren Eltern entrissen und an einen Barbaren verkauft zu seyn, den sie verabscheue. Der Jüngling, den diese Darstellung bezaubert, schwört, daß er sich am folgenden Tage eine Stunde nach Sonnenuntergang unfehlbar einfinden werde.

Die schöne Gemilé, von neuer Hoffnung belebt, setzt heute in ihre Schönheit Mißtrauen. Sie verweilt länger an ihrer Toilette als gewöhnlich, und schmückt sich eben so prächtig als geschmackvoll. Ein leichtes Gewand bezeichnet die Umrisse ihres schönen Körpers, und ein reich gestickter Gürtel umgibt ihre schlanke Taille. Es war ein heißer Tag vorüber, als sie nach dem Garten eilte. Um die Kühle ganz zu genießen, wirft sie ihren Schleier und Mantel ab. Die Sonne war verschwunden, die Sterne glänzten schon am Firmament, und Gemilé's sehnsuchtsvolle Unruhe wird immer höher gespannt. Bald entfernt sie sich schnell von dem glücklichen Ort, bald nähert sie sich demselben wieder mit zitternden Schritten. Lauschend hörte sie auf die Bewegung des kleinsten Lüftchens um sich her, Furcht und Hoffnung wechseln in ihrer Seele. Sie schwebte in diesem quälenden Kampf, als Zetfe sie erinnerte, die Stunde ihrer Rückkehr sey da. Zum drittenmal betrogen, verließ Gemilé diesen Ort.

Kaum war sie in ihrem Zimmer, so überließ sie sich den heftigsten Anwandlungen von Wuth, den fürchterlichsten Entwürfen von Rache. Es wäre ihr ein Leich-

tes gewesen, selbst ein gerichtliches Todesurtheil über den Fremdling aussprechen zu lassen; aber dieser Gedanke ging in ihrer Seele schnell vorüber, und heißes Verlangen nach Liebe bewegt Gemilé, noch einen Versuch zu wagen.

Die getreue Zetfe wird wieder zu dem Europäer gesandt. In ihren Worten, in ihrer Schilderung von dem Zustande ihrer Gebieterin liegt so viel geheime Zauberkraft, daß es dem schwachen, lüsternen Jüngling unmöglich ist, zu widerstehen; er erneuert seine Schwüre, und bricht sie von neuem.

„Neun Monate habe ich den Fremdling vergebens angefleht; soll ich nun alle meine Hoffnung aufgeben, vergeblich die Qualen dieser langen Zeit empfunden haben? Nein! ich muß es noch einmal wagen, sein Herz zu rühren; vielleicht ist es dann nicht unerbittlich.“ So sprach Gemilé nach dieser abermaligen Täuschung zu sich, und entschuldigte den Europäer, der es so wenig verdiente.

Eines Abends hatte sie sich länger als gewöhnlich in dem Garten verweilt. Stets mit dem Bilde ihres Geliebten beschäftigt, irrt sie lange umher, wirft sich, von Sehnsucht ermattet, auf ein Blumenbeet und bricht in einen Strom heißer Thränen aus. Hassan hatte sie schon lange erwartet und begegnete ihr nun mit harten und drohenden Ausdrücken. Dies lös'te den Zauber ihrer Liebe.

Voll Wuth begab sie sich in ihr Zimmer. Die zur Verzweiflung gebrachte Liebe reizte sie zur Rache. „Höre, sprach sie zu ihrer getreuen Zetfe, eile morgen beim Anbruch des Tags zu dem treulosen Europäer und bring ihm in meinem Namen diese letzte Botschaft: Fremdling, ich sah dich, ich liebte dich — ich traute deinem Herzen Gefühl zu. Neun lange Monate hast du meine süßeste Hoffnung auf das schrecklichste getäuscht. Du spielst mit Meineiden! — Zittre, ich bin zur Rache gereizt. Dein Leben ist in meinen Händen. Morgen verreist Hassan, — mein Gemahl; spät kehrt er wieder zurück. Ich werde diesen Tag in meinem Garten zubringen. Du empfängst entweder Verzeihung zu meinen Füßen, oder ein Sclave bringt mir deinen Kopf. Wähle! —

Gemilé soll gerächt oder befriedigt werden! Dies schwöre ich dir bei dem großen Propheten."

Bei dieser Nachricht zögerte der Europäer keinen Augenblick, dem Tod, der ihn zu einem zaubervollen Vergnügen einlud, den Vorzug zu geben. Er bewaffnet sich und begibt sich mit einbrechender Nacht auf den Weg. Mit klopfendem Herzen nähert er sich dem Wäldchen von Dattelbäumen, sieht erst schüchtern um sich her, und ersteigt nun muthig die Mauer.

Gemilé erschrickt bei seinem Anblick, gibt ihrer Sclavin einen Wink, sich zu entfernen, und geht ihm entgegen. „Fremdling, warum täuschtest du mich so oft? du liebtest mich also nicht!" Verzeihe, schöne Gemilé; du erriethest schon bei dem ersten Begegnen unserer Blicke, daß du mir nicht gleichgültig warest; ich liebte dich, und eben darum wollte ich dein theures Leben einer fürchterlichen Gefahr nicht preisgeben. —

Gemilé will ihre Vorwürfe erneuern, aber sie ersterben auf ihren Lippen. — Sie ergreift die Hand des Jünglings, die in der ihrigen zittert. „Fürchte nichts, schöner Europäer, sprach Gemilé, folge mir in jene Laube, wo uns selbst das Licht der Gestirne nicht belauschen kann." — Eine weiche, mit Blumen bestreute Rasenbank wartete hier des glücklichen Paars. Die Zeit war kostbar, und die schmachtende Gemilé wollte keinen Augenblick von dieser glücklichen Stunde ungenossen lassen. —

* *
*

Unter den hochzeitlichen Gebräuchen der Ostindier und übrigen asiatischen Völker sind noch folgende merkwürdig.

In Macassar

führt man das Brautpaar in eine dunkle Kammer, worin nur eine kleine Lampe in einem Winkel brennt. Hier werden sie drei Tage und drei Nächte allein gelassen, ohne daß sie heraus oder andere hinein gehen dürfen. An der Thüre steht eine alte Frau, welche ihnen dasjenige, was sie nöthig haben, reichen muß. Damit sie unter keinem Vorwand herausgehen dürfen, befindet sich

zur Entledigung der natürlichsten Bedürfnisse in der Kammer ein kleines Kabinetchen.

Wahrscheinlich will man die jungen Eheleute an einander gewöhnen und ernsthafte Betrachtungen über die Beschwerlichkeiten desjenigen Zustandes bei ihnen veranlassen, in welchen sie sich begeben wollen. Während sie diese drei Tage in der Einsamkeit zubringen, belustigen sich ihre Verwandten und Freunde mit Schmausereien. Am Morgen des vierten Tags nimmt der neue Ehemann von den Verwandten seiner Frau Abschied, um das Haus, welches er bewohnen soll, zu beziehen. Ehe er aber aus der finstern Kammer geht, bringt ein Diener mit Tagesanbruch eine Stange Eisen, worauf einige geheimnißvolle Charaktere stehen, und einen Eimer mit frischem Wasser hinein. Der Aelteste von der Gesellschaft kommt gleich hinter ihm nach, nähert sich dem Bette, befiehlt den neuen Eheleuten aufzustehen und mit bloßen Füßen auf die Stange Eisen zu treten. Alsdann gießt er ihnen den ganzen Eimer Wasser über den Leib und sagt einige Gebete dabei her. Hierauf gehen die Bedienten hinein, um ihre Herrschaft abzutrocknen und anzukleiden. Den andern Tag verehrt der Mann seiner Frau eine kleine goldne Kette, zum Zeichen, daß sie von nun an seine erste Sclavin sey. —

Auf den

Philippinnen,

wo man nur entjungferte Mädchen heirathet, und wo, ehe die Spanier ins Land kamen, das Geschäft der Entjungferung ein öffentliches Amt war, sind die Heirathen mit unmäßigen Kosten verknüpft. Zuerst muß der Heirathslustige die Erlaubniß bezahlen, daß er zu seiner Geliebten in das Haus gehen darf, dies heißt Passava; hierauf erlegt er das Patignog, und darf mit ihr sprechen; alsdann folgt das Passalog, für die Erlaubniß, mit ihr zu essen und zu trinken, und endlich zahlt er den Eltern für die Freiheit, bei ihr zu schlafen, das China-puang, welches nach Stand und Vermögen bestimmt wird. —

Im Königreiche

S i a m

ist es Landessitte, nie außer der Familie zu heirathen; bei ihnen ist kein Grad der Verwandtschaft verboten, als zwischen leiblichen Geschwistern. Die Eltern der Mädchen wählen sich einen Schwiegersohn, der ihnen gefällt. Sind die ersten Unterhandlungen geschlossen, so bringen des Bräutigams Eltern den Eltern der Braut sieben Schachteln mit Betel. Einige Zeit hernach wird dieses Geschenk wiederholt. Endlich aber kommt auch der Verlobte selbst und bringt das Seinige, welches in vierzehn Schachteln besteht. Nun bleibt er einige Monate im Hause seines künftigen Schwiegervaters, um seine Braut genauer kennen zu lernen und um sich an ihren Umgang zu gewöhnen. Die Hochzeit wird nun ohne alle Einmischung von Religionsgebräuchen vollzogen; die Verwandten und Aeltesten des Orts versammeln sich, und ein jeder legt etwas in die Börse, als: Armbänder, Ringe, Geld 2c. Einer von ihnen nimmt hierauf ein brennendes Licht und fährt damit siebenmal um die Geschenke herum. Die andern erheben ein Freudengeschrei und bringen dem neuen Ehepaar ihre Glückwünsche dar. Nun wird ein Gastmahl gegeben und die Braut zum Bräutigam gebracht.

Im Königreiche Pegu überlassen die Vornehmen die Feier der Brautnacht einem andern, als ein sehr mühsames Geschäft, und bezahlen ihn dafür.

Wenn auf der Insel

J a v a

zwei Liebende sich verlobt haben, so bestreut der Bräutigam das Haupt seiner Braut einigemal mit Blumen; die Braut wiederholt daselbe mit dem Bräutigam; alsdann schließt er sie in seine Arme, gibt ihr einen Kuß und bietet ihr eine Schaale Milch an, wovon jedes viermal trinkt. Hierauf läßt der Bräutigam Betel in seinem Munde zergehen, theilt ihn der Braut mit, die ihn vollends zerkäuet. Zu gleicher Zeit erscheint des Bräutigams Mutter mit einer Lampe, hält sie viermal vor das Gesicht des jungen Paars und ertheilt ihnen den Segen.

Hierauf knüpft sie den Zipfel der Weste ihres Sohns an das Kleid ihrer Schwiegertochter, führt beide in die Kammer und läßt sie allein. —

Wenn in Bantam der Bräutigam mit feierlichem Geleite durch die Stadt geführt und hierauf das Gastmahl geendigt worden ist, so wird das junge Paar von den Anwesenden unter ein mit Vorhängen umgebenes Dach geführt, um hier die Brautnacht zu feiern.

Auf der Insel

Formosa

geschehen die Heirathen ohne alle kirchlichen Gebräuche und mit einer besondern Ehrlichkeit. Findet ein Jüngling ein Mädchen nach seinem Geschmack, so macht er vor dessen Hause mit Musik einigemal seine Aufwartung. Hat die Schöne Lust zu dem Bewerber, so zeigt sie sich ihm, und die Bedingungen werden bestimmt. Das Hochzeitfest wird in dem Hause der Braut gefeiert, wo auch das neue Paar seine künftige Wohnung aufschlägt. Dies sieht der Schwiegervater keineswegs als eine Last, sondern vielmehr als eine Glückseligkeit für seine Familie an. Man wünscht sich auch daher lieber Töchter als Söhne, weil man durch diese Schwiegersöhne bekommt, die in der Folge die Stütze der Familie sind. Aber hier herrscht die grausame Sitte, daß eine Frau nicht eher als nach ihrem sechs und dreißigsten Jahre es wagen darf, Mutter zu werden. Empfängt sie vor diesem Alter, so treiben ihr die Priesterinnen die Frucht ab, indem sie die Frau mit Füßen treten. Ist sie so unglücklich, vor dieser Zeit ein Kind zur Welt zu bringen, so wird sie beschimpft und als eine Verbrecherin bestraft.

* * *

Als eine merkwürdige Feier der Liebe gehört jene, die Hülle der Tugend tragende unmenschliche Gewohnheit:

das Verbrennen der indischen Frauen

mit den Leichen ihrer Männer, hierher.

In den ältesten Zeiten zwang ein barbarisches Gesetz

die Frauen zu diesem Opfer; der Ursprung desselben wird von den alten Schriftstellern also erzählet:

In dem alten Indien ward zu einer ehelichen Verbindung mehr nicht erfordert, als gegenseitiges Einverständniß der Liebenden.

Verbindungen, wobei man nur den Instinkt, nicht die Vernunft zu Rathe zieht, pflegen selten glücklich zu seyn; und da man in Indien sogar den jüngsten Personen das Recht, sich selbst zu wählen, zugestand, so trat jener Fall natürlich nur zu oft ein. Sobald der allmählig verschwindende Taumel der Sinne den Rechten der zurückkehrenden Vernunft wieder Platz machte, bereuten oft beide Gatten ihre unbesonnene Wahl.

Die Männer behandelten nun ihre Frauen wie Sclavinnen, und diese rächten sich an der Härte ihrer Männer durch Untreue.

Auf diese Art mußte der Druck auf der einen, die Verzweiflung auf der andern, und der Abscheu auf beiden Seiten immer höher steigen, bis zuletzt in dem sanfteren Geschlechte sogar die Stimme der Menschheit erstickt wurde: die Frauen suchten durch Vergiftung ihrer Despoten sich von ihrem Joche zu befreien.

Die Natur des Landes bot denselben selbst Mittel zur Befriedigung ihrer Rache dar; Indien bringt eine große Menge schädlicher Kräuter hervor, worunter einige ein so durchdringendes Gift enthalten, daß man, um jemand aus der Welt zu schaffen, blos seine Speisen und Becher damit reiben darf.

Die Ruchlosigkeit erreichte binnen kurzer Zeit den höchsten Grad des Verderbnisses. Das Beispiel der Mörderinnen, welche man vor ihren Augen hinrichtete, machte nicht den mindesten Eindruck auf ihre Mitschwestern; sie fuhren fort, ihre Männer zu vergiften.

Endlich erschien ein Gesetz, welches allen Wittwen, wenn sie nur nicht Mütter oder schwanger wären, die Pflicht auferlegte, sich auf der Leiche ihrer Männer zu verbrennen. Welche Indierin diesem Gesetze zu unterwerfen sich weigern würde, diese sollte zu einem ewigen Wittwenstande verdammt, als eine Missethäterin ange-

sehen, und aller Rechte der Menschheit und jedes Trostes der Religion verlustig seyn.

Dies Gesetz hatte die Wirkung, welche die Gesetzgeber sich davon versprachen. Die Frauen Indiens, welche vorher die Tage ihrer Männer abkürzten, machten nun mit gleicher Sorgfalt für das Leben derselben, wie für ihr eigenes, und stritten bei ihrem Tode um die Ehre, mit ihnen zu sterben.

Bei einem Streite von so sonderbarer Art war, nach Diodors Erzählung, einst ein ganzes griechisches Heer Augenzeuge, und seine Feldherrn machten die Richter.

Keteus, der Anführer der indischen Hülfstruppen, war in dem hitzigen Treffen geblieben, welches Eumenes dem Antigonos in Parätakene lieferte; er hatte zwei Frauen zurückgelassen, die ihn mit gleicher Zärtlichkeit liebten und einander den Vorzug streitig machten, ihn nicht überleben zu dürfen.

Die Sache kam endlich vor die griechischen Feldherrn. Die beiden Frauen vertheidigten ihre grausamen Rechte mit einem Eifer, womit andere nur ihr Leben vertheidigen würden. Die Aeltere führte den Vorzug ihres Alters an, welchem in jedem Falle mehr Ehre als der Jugend gebühre. Die Jüngere berief sich hingegen auf das Gesetz, welches ihre Nebenbuhlerin von dem ruhmvollen Tode aus dem Grunde ausschloß, weil sie schwanger wäre. Die griechischen Richter, von der Wahrheit dieses Beweises überzeugt, fällten das Urtheil, daß die Ehre zu sterben der Jüngern gebühre.

Dieser Ausspruch war ein Donnerschlag für die besiegte Indierin; sie riß sich die Binde vom Haupte, raufte sich die Haare aus, und entfernte sich heulend und in Thränen gebadet von dem Tribunal. Indeß ging die junge Siegerin ganz entzückt, mit Blumen bekränzt und mit kostbaren Ringen, Armbändern und Perlen auf das prächtigste geschmückt, zum Scheiterhaufen, wie zu einem Hochzeitfeste. Ihre Verwandten begleiteten sie und erhoben ihren Heldenmuth in schönen Liedern.

Beim Scheiterhaufen nahm sie ihren Schmuck und ihre Kostbarkeiten wieder ab und vertheilte sie unter ihre Freunde und Verwandten, um ihnen ein Denkmal ihrer

Liebe zu hinterlassen. Sie umarmte sodann alle zum letztenmale, und bestieg, von ihrem Bruder geführt, mit feierlichem Stolze den Scheiterhaufen, legte sich neben dem Ueberreste ihres nur zu theuren Gemahls hin, und starb, ohne auch nur durch den geringsten Laut ihre Furcht oder das Gefühl ihres Schmerzes zu verrathen.

Dieses außerordentliche Schauspiel von ehelichem Fanatismus machte auf die Gemüther der unzähligen Zuschauer verschiedene Eindrücke. Einige priesen den Heldenmuth des unerschütterlichen Weibes; andere fühlten Mitleiden mit ihrer überspannten Zärtlichkeit, und der kleinere, aber edlere Haufe nannte die ganze Behandlung grausam und barbarisch.

Vergebens rühmen die Dichter des Alterthums diesen Gebrauch und preisen uns die Gatten und Gattinnen Indiens glücklich, wie wir aus dem sonst schönen und kraftvollen Gemälde des Properz sehen.

Felix Eois les funeris una maritis,
  Quos aurora suis rubra colorat equis.
Namque ubi moritifero jacta est fax ultima lecto,
  Uxorum fusis stat pia turba comis;
Et certamen habent lethi, quae viva sequatur
  Conjugium: pudor est non licuisse mori.
Ardent victrices, et flammae pectora praebent,
  Imponuntque suis ora perusta viris. —

Der Philosoph, welcher sich von ihrem Enthusiasmus nicht hinreißen läßt, verwirft dieses Gepränge von Tugend mit Abscheu. — Ist jene Quelle des Ursprungs dieses Menschenopfers gegründet, desto schlimmer für die Männer: diese stolzen und hartherzigen Despoten lassen dem schwächeren Geschlecht nur zu oft ihr Uebergewicht fühlen und spielen nur mit dem Loose der Weiber. Nicht zufrieden, sie während ihres Lebens nur als Sclavinnen behandelt zu haben, erlauben sie ihnen nicht einmal ihr Joch zu überleben, und verdammen sie zu dem nämlichen Scheiterhaufen, auf welchem die Gebeine ihrer Tyrannen verbrennen.

Wahr ist es, daß im alten Indien die Vergiftungen sehr häufig gewesen seyn müssen, weil, dem Strabo

zufolge, ein Gesetz nöthig war, welches demjenigen, der eine neue Giftart entdeckte, ohne zugleich ein Gegengift zu erfinden, den Tod zuerkannte. Dessen ungeachtet scheint der Ursprung, von welchem die alten Schriftsteller den heroischen Selbstmord der indischen Frauen herleiten, verdächtig; sollte nicht vielmehr derselbe in den fanatischen Begriffen von Religion und Ehre zu suchen seyn? Die enthusiastische Liebe der alten und heutigen Indianerinnen begünstigt diese Vermuthung; auch ist es nicht wohl möglich, daß aus ruchlosen Mörderinnen, vermittelst eines unmenschlichen Gesetzes, tugendhafte Weiber werden können. —

Um die unglücklichen Frauen zu zwingen, sich diesem grausamen Schicksal mit Geduld und selbst mit einer Art von Heroismus zu unterwerfen, so flößt man ihnen von Jugend auf überspannte Begriffe von Treue und Ehre ein, erhitzt ihre Phantasie durch religiöse Mährchen und fanatische Heldengeschichten.

Man verlobt die indischen Mädchen schon in ihrer zartesten Jugend, und erlaubt ihnen nie, einen andern Mann zu sehen, selbst nicht einmal den Vater oder die älteren Brüder ihres Mannes. — Man lehrt sie, ihren Gatten als ein höchst vortreffliches Wesen zu betrachten und zu verehren; man prägt ihnen die eheliche Treue als den wichtigsten Punkt ihrer Religion ein, und dieser Gedanke wird bei ihnen so stark, daß ihn selbst die Hitze des Klimas nicht auslöschen kann. Es fällt diesen gutmüthigen und sanftfühlenden Geschöpfen gar nicht ein, ihren von der Welt entfernten Aufenthalt in dem Zenana (Harem) hart und abscheulich zu finden. Sie halten ihn vielmehr für eine Bedingung ihres Daseyns, und genießen in dieser Einschränkung alle Glückseligkeit, von der sie einen Begriff haben. Alle ihre Wünsche vereinigen sich in dem Besitz ihres Mannes, ihrer Kinder, ihrer Speisen, ihrer Juwelen und weiblichen Bedienten.

Aus der Religion und Erziehung rührt der große Unterschied zwischen den mongolischen und indischen Frauen unter Einem Himmelsstriche her. Die Frauen der Muhamedaner werden durch Schlösser, Gitter und

Verschnittene vor Verführung gesichert, und dennoch fällt es den Europäern nicht schwer, über ihre Unschuld und Treue zu siegen. Die Weiber der eingebornen Hindus (Dschentu) werden nicht so bewacht, hängen mit ganzer Seele an ihren Männern, und halten ihnen, so lange sie leben, beispiellose Treue; wenig Fremdlinge können sich rühmen, Eindruck auf eine derselben gemacht zu haben, außer auf die von den niedrigsten Kasten.

(Auch die alten Schriftsteller rühmen die Keuschheit der indischen Frauenzimmer: Arrian und Strabo versichern, edle Indianerinnen hätten um keinen Preis zur Ausschweifung gereizt werden können, außer um einen Elephanten. Nur um diesen Preis befriedigten sie die Wünsche des Liebhabers. Denn die Indier hielten es für keine Schande, die Keuschheit für einen Elephanten aufzuopfern: die Ehre einer Frau gewann vielmehr dadurch, daß ihre Schönheit dem Werthe eines solchen Thiers gleich geschätzt wurde.

Hieraus läßt es sich begreifen, wie es möglich ist, daß ein indisches Weib freiwillig den schrecklichen Entschluß fassen kann, sich mit ihrem verstorbenen Manne lebendig zu verbrennen.

Bei welcher Frau dessen ungeachtet die Natur über den Zwang des Gesetzes siegt und welche diesem zum Trotze ihren Mann zu überleben wagt; diese wird als Wittwe mit unaustilgbarer Schande gebrandmarkt; man schneidet ihr die Haare ab, verdammt sie zu unverbrüchlicher Keuschheit, zu den verächtlichsten Sclavendiensten, und zwingt sie, eine Art rother Kleidung, zum auffallendsten Zeichen ihrer Erniedrigung, zu tragen.

Diese durch so viel Schmach niedergebeugten Weiber erliegen gewöhnlich unter dem Druck ihres Schicksals und sterben an Gram; oder sie trennen sich auf ewig von ihrer Nation, fliehen in die Arme anderer Menschen, und entsagen der Religion ihrer Väter.

Man denke sich auf der andern Seite den bezaubernden Reiz, den ihre Phantasie durch die Vorstellung, ihren eigenen Namen zu verewigen, auf ihre Kinder, auf ihres Mannes und auf ihre eigene Familie einen unsterblichen Glanz zu verbreiten; den lebhafteren Schimmer, den sie

durch die ihre Standhaftigkeit prüfenden Bitten aller Freunde, ihren Vorsatz zu ändern, empfängt. — Welche Banden vermögen wohl noch das unglückliche Opfer an eine Erde zu fesseln, auf der sie nur Höllenqualen entgegensieht! —

Obgleich das Verbrennen der Wittwen mit den Leichen ihrer Männer in den muhamedanischen Staaten heutiges Tages abgeschafft ist, so ist es hingegen in jenen Ländern, in welchen sich die Oscentu von dem Joche der Ausländer frei erhalten haben, nichts ungewöhnliches, der Eitelkeit und Eifersucht der Männer dieses barbarische Leichenopfer zu bringen. Man verbrennt die Betäubten auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer, oder wo es Sitte ist, die Todten zu begraben, begräbt man sie lebendig mit denselben.

Der unvermuthete Tod eines Braminen brachte seine Frau zu dem Entschluß, sich mit ihm verbrennen zu lassen, nicht etwa aus einer rasch aufwallenden Leidenschaft, sondern aus heroischer Entschlossenheit, aus hohem Stolze, einen durch das Ansehen der Religion geheiligten Gebrauch zu ehren. Es war eine Person von acht und zwanzig Jahren, vollkommen gesund und blühend schön. Gegen Sonnenuntergang versammelten sich alle Verwandte, Freunde, Nachbarn und Bekannte des Verstorbenen. Mitten unter ihren trostlos weinenden Verwandten erscheint sie allein ruhig und unerschrocken. Ein sanftes Lächeln verbreitet sich über ihr heiteres Gesicht. Man trägt die Leiche an das Ufer des Flusses; derselben folgt zunächst die Gattin, von Braminen und allen andern begleitet, mit festem Schritt und erhabenem Haupte; sie spricht mit ihnen von den Tugenden des Verstorbenen und der Freude, die sie entzücken wird, wenn in jener Welt sein Schatten dem Ihrigen begegnet. Nachdem sie sich in dem Flusse gewaschen hat, nähert sie sich dem Holzstoß und verweilt zu den Füßen der Leiche; man reicht ihr Betel und ein mit Opium vermischtes Getränk. Nun wird die Leiche auf den Scheiterhaufen gelegt, und mit Reis, Butter, Früchten, Betel und andern Lebensmitteln versorgt. Unterdessen entkleidet sich die Wittwe von ihrem Obergewand, nimmt ihre

Armbänder, ihre Ohrringe, ihren ganzen Schmuck ab, und vertheilt alles unter ihre Verwandten und Freunde, welche begierig darnach streben und das Empfangene als ein Heiligthum aufbewahren.

Hierauf besteigt sie, mit einer brennenden Fackel in der Hand, den Holzstoß, legt sich nach einigen Ausrufungen bei dem Leichnam ihres Mannes nieder und umarmt ihn auf das Feurigste. Man reicht ihr noch eine Dosis betäubender Mittel. Schallende Instrumente und Triumphgesänge erfüllen die Luft, man vernimmt keinen Ton des Wehklagens — sie stirbt als das bedauernswürdigste Opfer einer religiösen Schwärmerei. —

Die Chinesen

haben zwei Arten von ehelicher Verbindung; die eine ist unzertrennlich, die andere kann zu allen Zeiten aufgehoben werden.

Die erste Art wird mit vielen gesetzlich bestimmten Feierlichkeiten angefangen und vollzogen. Eltern verloben ihre Kinder schon in der zartesten Jugend, und oft ehe sie geboren sind, ohne sich um ihre Neigung zu bekümmern. Zwei Männer, deren Weiber schwanger sind, vergleichen sich dahin, daß wenn dem einen ein Sohn und dem andern eine Tochter geboren wird, beide Kinder sich heirathen sollen, sie mögen nun gleich gebrechlich geboren oder es hernach werden, schön oder häßlich seyn. Aus der Benennung dieses Kontrakts, Chi fo, das heißt, Bäuche bestimmen, sieht man schon, was sie von der ehelichen Treue für Begriffe haben. — Vor dem Tage der Hochzeit bekommen sich die Verlobten nie zu sehen.

Nach dem Einverständniß beiderseitiger Eltern, ihre Kinder mit einander zu verheirathen, gehen sie in den Tempel ihrer Vorfahren. Hier zeigen sie denselben umständlich an, wie der oder jener, ihr Enkel, von dem und dem Alter, vorhabe, sich mit der oder jener zu verehelichen, und wie sie sich deswegen ihren Beistand ausbäten. Ein gleiches thun die Eltern der Braut.

Zu den andern vor der Hochzeit gebräuchlichen Feierlichkeiten gehört vornämlich, daß der Bräutigam seiner

Braut mancherlei Speisen, Weine und Früchte überreicht. Der Hochzeittag wird mit besondern Ceremonien durch den Rath der Sternseher festgesetzt, und der Bräutigam macht seiner Geliebten hierauf allerlei Geschenke an Gold und Edelsteinen.

Den Tag vor der Ankunft der Braut in dem Hause des Bräutigams werden dahin alle Mobilien und Geräthschaften der Braut gebracht. Dieser Zug nimmt oft eine ganze Straße ein, und besteht meistentheils aus Stühlen, Bänken, Sänften und Sonnenschirmen. Ueberdies muß die Braut ein Pferd mit Sattel und Zeug mitbringen.

Der Verlobte holt seine Braut in seine Wohnung, wohin sie in einem sehr prachtvoll ausgeschmückten Tragsessel gebracht wird. Pfeifer, Trompeter und Trommelschläger gehen voraus; Miethlinge mit Kerzen und Fackeln, am hellen Mittag, umgeben die Sänfte; den Beschluß des feierlichen Geleites machen die Verwandten und Freunde von beiden Seiten.

Die Braut nimmt von ihrer Familie förmlich Abschied, und setzt sich hierauf in die Sänfte, welche verschlossen wird. Den Schlüssel aber sendet man entweder der Mutter des Bräutigams, oder man vertraut ihn dem nächsten Verwandten, oder einem treuen Bedienten an. Dieser muß ihn dem Bräutigam, welcher an seiner Thüre in reich geschmückter Kleidung die Braut empfängt, einhändigen. Er öffnet alsdann die Sänfte, und erblickt seine künftige Gattin nun zum erstenmal. Glaubt er mit ihr nicht glücklich leben zu können, so schließt er die Sänfte sogleich wieder zu und schickt das Mädchen wieder zurück. In diesem Fall, der jedoch selten eintritt, verliert er alle gemachten Geschenke.

Wenn die Braut aus der Sänfte gestiegen ist, begibt sich das junge Paar in den Saal. Hier machen sie vier Verbeugungen gegen den Tyen, das ist, Himmel oder Gott, und hernach thut die Braut dasselbe gegen die Anverwandten des Bräutigams. Alsdann wird sie seiner Mutter oder andern Frauenzimmern, welche zu dem Feste mit eingeladen sind, überliefert. Mit diesen bringt sie den ganzen Tag unter Schmausen und Lustbarkeiten

zu. Der Bräutigam bewirthet unterdessen seine Freunde in einem andern Zimmer.

Endlich wird die Braut von ihrer Schwiegermutter in das für sie und ihren Bräutigam bestimmte Zimmer geführt. Dieses Zimmer wird als heilig angesehen. Keiner Mannsperson wird der Eingang in dasselbe verstattet. Weder der Schwiegervater noch des Bräutigams Brüder dürfen dasselbe betreten.

Nach Verlauf eines Monats reiset die junge Frau auf eine Zeitlang zu ihrem Vater zurück, welche Reise die Wiederkehr zur Ruhe genannt wird. —

In der Bucharei sehen sich die Verlobten während der Hochzeitceremonie gar nicht; der Jüngling begibt sich unentkleidet und in Gegenwart vieler Matronen zur Braut ins Bette; er darf aber nur einen Augenblick darin verweilen. Diese Farçe wird drei Tage wiederholt; in der dritten Nacht endlich genießt er die Rechte des Ehestandes.

In der Provinz Schan herrscht eine lächerliche Gewohnheit von einer andern Art. Man verehelicht hier sogar Todte miteinander. Wenn nämlich der Fall eintritt, daß der Sohn des einen und die Tochter des andern zu gleicher Zeit sterben, so werden die Eltern einig, sie mit einander zu verheirathen. Die Särge bleiben zuweilen zwei bis drei Jahre und noch länger im Hause stehen. Sie schicken einander die gewöhnlichen Geschenke zu, als ob sie noch lebten, und alles dies geschieht mit vielem Gepränge und mit Musik.

Die Särge werden neben einander gestellt, man hält vor denselben den Hochzeitschmaus, und endlich werden sie in einem Grabe beigesetzt. Die Eltern betrachten sich von der Zeit an nicht nur als gute Freunde, sondern auch als die nächsten Anverwandte, wie sie es gewesen seyn würden, wenn ihre Kinder noch bei ihrem Leben mit einander verehelicht worden wären. —

Gegen Mädchen, an denen man außer der Ehe Zeichen wahrnimmt, daß sie der Liebesgöttin gehuldigt haben, sind die Chinesen sehr unbarmherzig; sie werden auf den öffentlichen Markt geführt und an den Meistbietenden zur ewigen Sclaverei verkauft. —

Im Königreiche

Japan

erhebt sich am frühen Morgen die zum Hochzeitfeste gebetene Gesellschaft und holt die Verlobten ab. Braut und Bräutigam besteigen jedes seinen besondern Wagen, der mit vier Ochsen bespannt ist. Der Zug geht vor die Stadt und ist mit Musik begleitet. Die Hochzeit selbst wird auf einem Hügel gefeiert.

Wenn beide an dem Hügel auf verschiedenem Wege gelangt sind, so gehen sie, die Verwandten und Musikanten alle auf verschiedenen Seiten, den Hügel hinan. Auf demselben nehmen die Verwandten ihren Platz, zwei und zwei, unter einem von Bedienten gehaltenen Sonnenschirm hinter der Braut; die Musikanten stellen und lagern sich hinter dem Bräutigam; einige spielen auf Instrumenten, andere schlagen auf messingene Kugeln, die an zwei Stücken Holz mit Ketten hängen, noch andere tanzen nach dieser seltsamen Musik.

Die feierliche Verbindung oder die Trauung geschieht in einem Zelte, welches auf dem Hügel errichtet ist. Die Form desselben ist achteckig. Ueber denselben erheben sich Pyramiden, welche zur Bedeckung dienen. Die äußern Wände des Gezelts sind mit in Oel getränktem Papier überzogen, die innern mit reichen Stoffen ausgeschlagen.

In der Mitte des Zelts befindet sich ein schön geschmückter Altar; auf demselben steht das Bild des Gottes der Ehe. Er ist mit einem Hundskopf abgebildet, um Treue und Wachsamkeit, gleich wichtige Eigenschaften im Ehestande, anzuzeigen. Der Götze breitet seine Arme auseinander, und hält, die Festigkeit des Ehebandes anzudeuten, in den Händen einen messingenen Draht. Vor dem Altar steht ein Priester, an beiden Seiten das Brautpaar, die Braut zur Rechten und der Bräutigam zur Linken. (Die linke Hand hat bei diesen Nationen den Vorzug.) Jedes hält, nach altgriechischer und römischer Sitte, eine Hochzeitfackel in der Hand.

Während der Priester einige Gebete hermurmelt, steckt die Braut ihre Fackel an einer Lampe an, hierauf der

Bräutigam die Seinige an der Fackel der Braut. Der Priester ertheilt ihnen seinen Segen; alle Umstehenden erheben ein Freudengeschrei, singen Hochzeitlieder und bringen den Neuvermählten ihre Glückwünsche dar.

Unterdessen diese Ceremonien auf dem Hügel vor sich gehen, beschäftigt sich ein Theil der am Fuße desselben gebliebenen Hochzeitgäste mit andern durch die Gewohnheit geheiligten Gebräuchen.

Einige werfen die Puppen und dergleichen Gegenstände der jugendlichen Spiele der Braut in's Feuer; andere haben ein Spinnrad und einen Rocken in den Händen, und machen damit verschiedene Wendungen, um anzudeuten, daß die Neuvermählte die scherzenden Spiele der Kinder mit den ernsthaften Geschäften einer Hausfrau vertausche.

Zum Beschluß opfern die Priester am Fuße des Hügels zwei siamische Ochsen und einige Hämmel dem Heirathsgotte.

Hierauf führt man die Braut wieder zurück und begleitet sie unter dem jauchzenden Zurufen und Glückwünschen des Volks in die Wohnung des Bräutigams. Jünglinge und Mädchen, mit Blumenkränzen geschmückt, pflanzen Fahnen auf den Gipfel des Hauses und bestreuen mit Blumen alle Zimmer. Das Fest dauert gewöhnlich acht Tage und verursacht ungeheure Kosten.

Man verlangt in Japan kein Heirathsgut von der Frau, damit es ihr nicht einfallen möge, stolz und herrschsüchtig zu werden. Es wird sogar den Schwiegereltern eine Summe Geld bezahlt, welche die Tochter, als eine Erkenntlichkeit für die Mühe ihrer Erziehung, ihnen selbst überbringt.

Die Japanischen Ehen sind mit keinem Zwange verknüpft, beide Eheleute haben die Freiheit, sich der geringsten Ursachen wegen zu trennen. Der Ehemann darf sich soviel Beischläferinnen halten, als ihm beliebt, und dennoch sind die Japaner vielleicht die einzigen Männer in der Welt, die bei einer so großen Strenge gegen ihre Frauen die Herzen derselben zu gewinnen und sie bei der aufrichtigsten Gesinnung zu erhalten wissen. Alle Reisebeschreiber rühmen die Treue und große Liebe der Frauen zu ihren Männern, und erzäh-

len, daß sich oft Wittwen zu Tode hungern, weil sie kein ander Mittel wissen, sich mit ihren Männern in jener Welt zu vereinigen. —

Unter den

Mauren

ist es einem Frauenzimmer nicht erlaubt, sich zu verheirathen, sondern es muß von einer Mannsperson angegeben werden. Hat sie keinen Vater, Bruder, oder sonst jemand in der Familie mehr, so kömmt dieses dem Kadi zu, und sie darf sich einer solchen Wahl nie widersetzen; nur in dem Fall, wenn sie eine Wittwe ist, wird ihre Einwilligung erfordert.

Der Liebhaber wendet sich zuerst an den Vater, oder an den, der seine Stelle vertritt, und verlangt seine Tochter zur Ehe, die er noch nie gesehen hat; dabei gelobt er zugleich eine gewisse Summe Geldes, z. B. hundert Dukaten, und setzt fest, wie viel er gleich baar bezahlen, wie viel die Braut zu Kleidern und zum Staat haben, und was als Rest bis auf den Fall rückständig bleiben soll, da es ihm gefallen möchte, sich von ihr zu trennen. Selbst die, welche nichts besitzen, versprechen doch etwas, ob sie gleich nie etwas bezahlen.

Sind sie einig geworden, so wird ein Kontrakt vor den Adduln (d. i. Notariis publicis) errichtet, und der Vater gibt eine kleine Kollation.

Nach Verlauf eines halben Jahres geht die Hochzeit vor sich. Der Bräutigam reitet am Abend vor dem Hochzeittage durch die Straßen, und eine große Schaar junger Leute folgt hinter ihm her. Am Tage der Hochzeit wird dieser Aufzug wiederholt, und die Braut ist in dem Gefolge. Sie sitzt auf einem Maulthier in einem viereckigen Käfig, der mit feiner weißer Leinwand, bisweilen auch mit Gaze und seidenem Zeuge, Nürnberger Spiegeln und andern Kleinigkeiten bedeckt ist. Eine Anzahl von jungen Mannspersonen stellt sich gegen den Bräutigam und schießt mit bloßer Pulverladung. Kommt ihnen ein Jude in den Weg, so nehmen sie ihm seine Mütze weg und schießen so lange darnach, als ein Stück daran ist.

Der Bräutigam reitet auf einem schönen Pferde und hat einen blauen Mantel über den Haik (ein langes, weißes, wollenes Stück Zeug, das vom Kopf nach der linken Schulter herabhängt) und einen Turban auf dem Kopf. Ueber seine rechte Schulter hängt in einem breiten Bande ein großer Säbel.

Wenn er vornehm thun will, so hält er ein Schnupftuch vor den Mund, welches auch bei andern Gelegenheiten bei den Mauren ein Zeichen des Stolzes ist, und wenn sie oft nicht einmal ein Schnupftuch dazu haben, so halten sie alsdann den Haik vor den Mund.

Ein Miethling geht vor dem Zug her, welcher mit einem Stück Tuch den Rauch, den Staub und die Fliegen vertreibt. Die unmittelbar auf den Bräutigam folgende Musik besteht aus drei Hautboisten und eben so viel Trommelschlägern. Hinter diesen geht eine große Anzahl von Mauren mit spanischen Schritten. Das ganze Gefolge schließen Negerinnen, die den Kuskus (eine Art von Grütze) und die übrigen Gerichte auf dem Kopfe tragen, womit die Hochzeitgäste bewirthet werden.

Die Frauenzimmer speisen, so wie bei jeder andern festlichen Gelegenheit, allein, und kommen den Mannspersonen nie zu Gesichte.

Nach der noch am Tage geendigten Mahlzeit wird der Bräutigam in die ganz finstre Kammer seiner Braut begleitet. Nach Lempriere, wenn das Brautpaar von Stande ist, findet sie der Bräutigam auf einem seidenen oder sammetnen Polster hinter einem kleinen Tische sitzen, auf dem zwei Wachslichter brennen, mit den Händen vor den Augen. —

Auf ein gegebenes Zeichen wird die Thür wieder geöffnet, und zweien Adduln, welche erwartungsvoll vor derselben stehen, wird das Tuch mit den mosaischen Zeichen des verlornen jungfräulichen Zustandes überreicht, worüber sie sogleich ein Dokument abfassen, welches dem Vater der Braut überliefert wird. Einige Weiber nehmen dieses Tuch in Empfang, und bringen es unter Freudengeschrei und unter Trommeln nach dem Hause des Vaters, wo es nebst dem schriftlichen Dokument

zum Beweis bei einer, etwa von dem Bräutigam zu erhebenden Klage, als eine heilige Urkunde in Verwahrung niedergelegt wird.

Bei der Eröffnung der Thür erlangt der Bräutigam erst das Recht, seine Braut zum erstenmal zu sehen, und er muß nun mit ihr zufrieden seyn, es wäre denn, daß jener Beweis ihrer unbefleckten Keuschheit gefehlt hätte, in welchem Fall er sie sogleich verstoßen darf, und der Vater derselben verbunden ist, die Mitgabe und alles, was der Bräutigam auf dieselbe verwandt, zurückzugeben.

Die Braut darf in den ersten acht Monaten nicht aus dem Hause gehen; dem Mann steht solches aber schon nach den ersten acht Tagen frei. Während dieser Zeit wird er von seinen Freunden und Verwandten im Scherz für einen König angesehen, der Urtheile sprechen und Strafen auflegen kann. Seitdem aber Mulei Abd Allah einst an einem Tage acht dergleichen Bräutigams- oder Bohnenkönige an die Schwänze von Mauleseln binden und sie so lange auf den Straßen herumschleifen ließ, bis sie den Geist aufgaben, verfährt man sehr vorsichtig mit dieser Königswürde. —

Es ist einem Mauren erlaubt, vier rechtmäßige Eheweiber zu nehmen. Kann er außer diesen noch Beischläferinnen ernähren, so darf er sich auch diese halten. Die Reichen haben für jede Frau ein Haus. Die jungen Männer sind gewöhnlich sehr eifersüchtig, und verschließen daher die Häuser ihrer Weiber, wenn sie sich von da wegbegeben. Dessen ungeachtet sind sie wegen der Treue ihrer Weiber wenig gesichert, da diese nicht allein selbst zu Liebeshändeln aufmuntern, sondern auch die Mittel, die die Mauren zur Verhütung der Untreue ihrer Weiber gebrauchen, gerade zur Beförderung derselben dienen. In Weiberkleidern kann ein Mann leicht unbemerkt über die Straßen kommen, denn er ist sicher, daß ihn kein Mohr anreden oder auch nur ansehen werde, da Frauenzimmer ihr Gesicht weder selbst entblößen, noch Männer ein solches an denselben thun dürfen. Gelingt es nun einem Liebhaber, das Haus einer Frau zu einer Zeit zu besuchen, wo der Mann abwesend ist, so darf er gar nicht fürchten, selbst bei dessen unvermuthe-

ten Rückkehr entdeckt zu werden; denn wenn der Herr vom Hause Pantoffeln von einem fremden Frauenzimmer vor der Thüre seines Harems stehen sieht, so schließt er daraus, es sey eine Nachbarin da, und nähert sich dem Zimmer nicht eher, als bis die Pantoffeln weggenommen sind.

Die Neger in

Senegambien

verloben sich gewöhnlich mit Mädchen, ehe diese in einem Alter sind, wo sie heirathen können. Doch geschieht dieß nicht ohne Einwilligung ihrer Verwandten, in deren Hände der Bräutigam das festgesetzte Leibgeding oder die Morgengabe übergibt. Auch der König oder der oberste Statthalter fordert als Obervormund der Jungfrau ein Geschenk für seine Einwilligung.

Wenn das Mädchen das Alter erreicht hat, worin sie zur Heirath fähig ist, so geht der Bräutigam in Begleitung einiger jungen Leute, beim Mondscheine, Abends in das Haus seiner Braut und entführt sie mit Gewalt; die Braut sträubt sich und schreit aus allen Kräften. Auf ihr Geschrei kommen alle junge Mädchen aus dem ganzen Orte zusammen, ihr Hülfe zu leisten. Die jungen Männer stellen sich, als ob sie die Braut der Gewalt ihrer Freundinnen entreißen wollten, und der Bräutigam und seine Freunde führen sie nun im Triumph in sein Haus.

Hier bleibt sie eine Zeitlang versteckt. — Einige Monate hernach geht sie nie ohne Schleier aus, der nach spanischer Art alles, bis auf das eine Auge, bedeckt.

Die Morgengabe wird ihr aufgehoben, damit sie sich im Fall der Wittwenschaft einen Mann kaufen könne. Denn dies ist bei den Wittwen sehr gewöhnlich.

Moore versichert, die Eltern versprechen ihre Töchter oft, sobald sie geboren sind, und dann können sie den Vertrag nimmermehr brechen; eben so wenig dürfe das Mädchen, das auf eine solche Art verschenkt worden, sich einem andern Manne ohne Erlaubniß des erstern überlassen. Der Mann hingegen behält seine völlige Freiheit. Sie holen ihre Weiber gemeiniglich sehr jung

nach Hause; ehe die Braut aber mitgeht, muß der Bräutigam den Eltern derselben zwei Kühe, zwei Stangen Eisen und zweihundert Kolanüsse erlegen.

Bei dieser Heimholung stellt der Mann eine Gasterei an, zu welcher alle Leute, die Lust haben, ohne Einladung kommen, und drei bis vier Tage mit schmausen können.

Die Frau wird aus dem Hause ihrer Eltern von Mannspersonen auf den Schultern getragen, und hat einen Schleier über das Gesicht, den sie bis nach vollendeter Hochzeit behält. Unterdessen tanzen und singen die Gäste, rühren die Trommeln und feuern Flinten ab.

Nach Labats Berichte wendet sich ein junger Neger am Senegal, der seine Augen auf ein Mädchen wirft, zuerst an ihre Eltern, um die Einwilligung zu erhalten; und wenn sie eine Waise ist, an die nächsten Verwandten. Weil sich die Parteien gemeiniglich schon verglichen haben, ehe sie noch zusammen kommen, so hat der Vertrag seine Richtigkeit, sobald der Liebhaber zu einem Geschenk an die Eltern oder Verwandte geneigt ist, welches gemeiniglich in Vieh, baumwollenen Tüchern, Glasperlen und Branntwein besteht.

Wenn das Geschenk entrichtet ist, so wird die Braut zu ihrem Manne nach Hause geführt, der sie bei der Hand empfängt, und ihr dann nach dem Wasser, Holz und dem ganzen Hauswesen zu sehen befiehlt. Sie gehorcht seinen Befehlen. Wenn derselbe seine Abendmahlzeit zu sich genommen hat, so ißt sie die ihrige, und wartet dann, bis sie zu Bette gerufen wird.

Die Morgengabe, sagt le Maire, besteht höchstens aus fünf Stück Rindern, die dem Vater in Verwahrung gegeben werden. Nach geschlossenem Vergleiche gehen sie ohne weitere Ceremonie zu Bette.

Wenn die Braut sich für eine unentehrte Jungfrau ausgibt (Jungfrauen gibt es aber hier selten): so wird ein weißes Tuch auf das Brautbette gelegt, wozu? wird man leicht errathen. Findet man nach dem ersten Opfer der Liebe das Erwartete, so wird mit dem Tuche um das ganze Dorf ein feierlicher Zug gehalten, wobei sich die Quirioten einfinden, die das Lob der Schönen in hochzeitlichen Liedern besingen.

Hat aber der junge Mann irgend einen Grund zu dem Verdachte, daß seine Frau nicht die strengste Keuschheit bewahret habe, so ist der Vater auf sein Verlangen verbunden, sie zurückzunehmen und das geschenkte Rindvieh herauszugeben. Dies geschieht aber selten; denn die Braut wird vor der Hochzeit scharf untersucht, und der Mann begnügt sich nicht eher, als durch einen thätigen Beweis.

Das zurückgeschickte Mädchen wird jedoch deswegen nicht verachtet; denn wenn sie gleichwohl nicht seine Frau seyn darf, so kann sie doch bei einem andern Beischläferin werden, und auf diese Art kann sich der Vater beständig neue Vortheile machen.

Jannequin erzählt, daß sie der Mann von den Eltern nackend empfängt und mit ihr zu dem Priester oder Marabuten geht, der sie unter allerlei Ceremonien ein wenig Sand verschlucken läßt, und ihnen dann befiehlt, die Heirath diese Nacht zu vollziehen. Die Braut wird auf ein weißes Ziegenfell gelegt, und wenn den folgenden Morgen die Zeichen der Jungfrauschaft nicht darauf gefunden werden, so wird sie von dem Mann verstoßen. Daher sind denn auch die Jungfrauen der Schwarzen in diesem Punkte so gewissenhaft, daß sie lieber sterben, als sich den Schatz ihrer jungfräulichen Ehre vor der Heirath rauben lassen. Doch sind die betrogenen Männer an dem Gambia sehr duldsam; sie würden sich großem Aergernisse aussetzen, wenn sie die in der Brautnacht gemachte unangenehme Entdeckung verbreiten wollten.

Wenn es einem Neger erlaubt ist, so viel Weiber zu nehmen, als er ernähren kann, so genießt doch nur eine die Vorrechte einer Ehefrau und ist beständig um ihren Mann. Die Engländer nannten sie die Handfrau. Diese ist verschiedener mühsamen Geschäfte überhoben, welchen sich die übrigen unterziehen müssen. Doch darf sie nicht mit dem Manne, auch nicht einmal in seiner Gegenwart essen, sondern in einem andern Hause. Er erlaubt sich auch nie öffentlich einiger Liebkosungen oder Küsse gegen sie, eben so wenig gegen eine von den übri-

gen, die nur bloße Beischläferinnen sind und gegen welche er keine eheliche Neigung heget.

Sehr merkwürdig ist es, daß sich die Weiber nie unter einander veruneinigen oder zanken. Abends geht jede in ihre eigene Wohnung und ist zu dem Dienste des Mannes bereit; des Morgens begrüßen sie ihn auf den Knien und legen die Hand auf seinen Schenkel.

Bei den Negern auf

Sierraleona

versöhnt Weiberliebe alle zwischen Familien, ja selbst zwischen ganzen Stämmen geherrschte Feindschaft, oder knüpft aus andern Gründen das engste Band der Freundschaft. So sieht man oft nach den blutigsten Kriegen zwischen verschiedenen Völkern Friede und Eintracht zurückkehren, nachdem die Oberhäupter durch wechselseitigen Tausch ihrer Töchter die Grundlage zu den engsten Verbindungen gelegt haben. Eben dies geschieht bei Familien und Privatpersonen.

Um Familien mit einander zu vereinigen, bestimmen sie oft einem Mädchen gleich nach der Geburt ihren Gatten, welchem es auch sogleich übergeben wird. Bei den Susiern aber bleibt das Mädchen unter der Aufsicht seiner Mutter, bis es zur Vermählung das gehörige Alter erreicht hat; dieses wird mehr nach dem Körperbau als nach den Jahren bestimmt.

Am Tage der Hochzeit stellt der Bräutigam in eine gewisse Entfernung mit Getränken und Erfrischungen versehene Leute an den Weg hin, auf dem man die Braut erwartet. Sobald der Zug die Stadt erreicht hat, hält er stille, um sich mit des Bräutigams Gesandtschaft zu vereinigen; der ganze Troß bezeugt seine Freude durch Schießen, Jauchzen, Singen und Schreien, wobei das Trinken nicht vergessen wird.

Die Braut ist mit einem Tuche bedeckt und darf sich von Vollziehung der Heirath von keiner Mannsperson sehen lassen. Ein altes Weib nimmt sie auf den Rücken, und schleppt sie unter dem Jauchzen und Lärmen ihrer Begleiter in die Wohnung des Bräutigams. Der Weg, den das alte Weib mit ihrer Bürde betritt, ist mit

Matten belegt, damit ihre heiligen Füße die Erde nicht berühren.

Abends begibt sich der Bräutigam mit der Braut in die Brautkammer und löset ihr den Gürtel. Glaubt er an ihrer Keuschheit zweifeln zu dürfen, so verläßt er sie auf der Stelle wieder. Sobald dies ihre Verwandte erfahren, entfernen sie sich schreiend und heulend vor Beschämung. Ist er aber mit ihr zufrieden, so bleibt er die ganze Nacht über bei ihr.

Ihre Verwandten freuen sich dieses Triumphes, und ziehen mit dem ehrenvollen Zeichen ihrer Jungfrauschaft im wilden Taumel durch die Straßen der Stadt. —

In jedem Falle steht es dem Bräutigam frei, die Braut wieder zurückzuschicken, dabei muß er ihr aber die ganze Mitgabe herausgeben.

Bei den Bullamern, Bagoern und Timmaneiern ist es Sitte, daß der Bräutigam seine Braut schon als Kind ins Haus nimmt und sie an seiner Seite erzieht. Er muß nach seinem Vermögen den Alten ein Geschenk machen, welches man unter denselben Wein für dasselbe abziehen heißt.

Sollte aber dem Mädchen vor der Heirath übel begegnet werden, so haben die Eltern das Recht, es zurückzunehmen, wenn sie ihm das Geschenk zurückgeben; aber auch der Bräutigam hat das Recht, sie zurückzuschicken, ohne daß er das Geschenk zurückfordern darf.

Bei diesen Völkern stehet die Keuschheit des schönen Geschlechts nur vor der Hochzeit in einem hohen Werthe. Die Weiber achten sie nicht sehr.

Es herrscht unter ihnen sogar eine gewisse galante Lebensart, die zum guten Tone gehört und es ihnen zur Ehre macht, ihre Männer zu krönen. Eine solche galante Dame hält es für eine große Unhöflichkeit, ihrem Anbeter einen Korb zu geben, wenn sie schon weiß, daß auf seine Begünstigung eine große Strafe gesetzt ist. Eheliche Untreue gehört so sehr zum modischen Geschmack, daß der gute Name eines Weibes bei der Ueberführung gar nicht darunter leidet.

Fast jede verheirathete Negerin hat in dieser Gegend ihren Buhlen oder Cicisbeo, den sie Sangih Ka-

nih nennen, und dem sie den ersten Antrag macht. Die Ehebrecherin gibt sich auch gar nicht viel Mühe, diesen Umgang geheim zu halten; denn der Mann sieht sich sehr oft genöthigt, zu schweigen, wenn er sich keinen schlimmen Folgen aussetzen will. Zwar sind die Landesgesetze gegen den Ehebruch sehr scharf; aber es erfordert ein groses Ansehen, sie in Ausübung zu bringen. Indessen sind solche Liebschaften doch meistens nur unter den Vornehmen zu finden, welche eine grose Menge Weiber haben, da der gemeine Neger sich mit einer oder zweien Frauen begnügt. — Tout comme chez nous!

Nach des Marchais sind die Neger nur auf die erste oder eigentliche rechtmäßige Frau eifersüchtig, die andern Weiber und Beischläferinnen überlassen sie gern den Fremden.

Indessen wagt es eine Ehebrecherin nicht leicht, ihren Mann bei der Geburt des Kindes zu hintergehen, und gibt ihm meistens den rechten Vater an. Wünscht der Mann von einem geliebten Weibe gern Kinder, so nöthigt er sie, zu schwören, daß sie sich eine Zeitlang alles fremden Umgangs enthalten wolle. Ist aber ein solches Weib nach der Hand schwach genug, durch List oder Gewalt ihren Schwur zu brechen, so erkühnt sie sich nicht, es zu läugnen, und die beiden Schuldigen setzen sich dann der schimpflichsten Strafe aus; ja sie werden auf immer mit Verachtung angesehen und für ehrlos gehalten.

Die Gewohnheiten und Formalitäten der Neger bei ihren Heirathen sind zwar längs der

Goldküste in Guinea

in einigen Umständen verschieden, in der Hauptsache aber einerlei.

Ihre Hochzeiten werden mit sehr wenigen Ceremonien vollzogen. Wenn ein junger Mann im Stande ist, sein Brod zu verdienen, so sucht er entweder selbst oder sein Vater eine Frau für ihn. Sind die jungen Leute mit einander einig, so spricht der Vater des Bräutigams mit den Eltern der Braut, und kommt mit ihnen über das überein, was sie für dieselbe haben wollen. Sobald dieser Punkt berichtigt ist, wird ein Fetischier geholt,

um den Eid ablegen zu lassen. Die Braut schwört, ihren Mann zu lieben und ihm getreu zu seyn; der Bräutigam schwört auch, sein zukünftiges Weib zu lieben; den Punkt der Treue übergeht er aber.

Nach dieser Ceremonie beschenken die Eltern von beiden Seiten einander und bringen den Tag mit Schmausen und Lustbarkeiten zu. Auf den Abend führt der Mann seine Braut in Begleitung einiger junger Frauenspersonen, welche ihr die erste ganze Woche Gesellschaft leisten, nach Hause, um der neuen Verbindung das Siegel aufzudrücken. Müller sagt, während der ersten sieben Nächte müsse ein Mädchen von sieben bis acht Jahren zwischen den Neuvermählten liegen, um zu verhindern, daß sie während der Zeit einander nicht berühren.

Es ist auf der Goldküste nicht selten, daß Mädchen vor ihrer Mannbarkeit sich verheirathen. In diesem Falle kommen die beiderseitigen Verwandten in dem väterlichen Hause der Braut zusammen und machen sich lustig.

Abends wird die Braut in des Bräutigams Haus geführt und daselbst in des Ehemanns Bette zwischen zwei Weiber gelegt, um zu verhüten, daß er sie nicht berühre. Diese Ceremonie wird drei Nächte hinter einander wiederholt, worauf sie der Mann seinen Eltern wieder zurückschickt, um daselbst bis zu ihrer Mannbarkeit zu verbleiben. Wenn nun dieser Zeitpunkt kommt, so wird die Ehe vollzogen, und der Bräutigam muß jeder der jungen Weibspersonen, die die Braut nach Hause begleitet hatten, einen Akki (den sechszehenten Theil von einer Unze) Gold geben.

Es heirathet hier jeder so viel Weiber, als er ernähren kann, doch beläuft sich die Zahl derselben, außer den Beischläferinnen, selten über zwanzig, und wenn jemand so viel nimmt, so geschieht es blos, um für groß und reich angesehen zu werden.

Alle diese Weiber bauen das Feld, säen Mais und pflanzen Ignames, außer zweien, welche bei reichen Männern gemeiniglich von der Arbeit frei sind. Die Vornehmste heißt Odufu, die große Frau, und hat die Aufsicht im Hause. Die andere heißt die Bossum, weil sie ihrer Gottheit geweiht ist.

Auf diese zwei Weiber sind die Männer sehr eifersüchtig, vornämlich auf die Bossum; dies sind meist sehr schöne Sclavinnen, die sie gekauft und ihren Gottheiten geweihet haben. Sie schlafen bei denselben, entweder aus Religionsgründen oder wegen ihrer Schönheit, an gewissen Tagen, als an ihrem Geburtstage, oder am Dienstage, als an ihrem Fetischtage oder Sabbath. Dies erhebt den Zustand der Bossumsfrau über den Zustand der übrigen Weiber, die schwere Arbeit verrichten müssen.

Die große Frau hat des Mannes Geld in Verwahrung; sie ist gar nicht eifersüchtig, wenn ihr Mann mehr Weiber nimmt, sondern sie muntert ihn vielmehr dazu auf, weil sie alsdann vier oder fünf Akki's Gold von der neuen Frau zum Geschenke bekommt. Zuweilen ist sie aber auch hartnäckig, erschwert dem Manne das Heirathen mehrerer Weiber, und läßt sich ihre Einwilligung abkaufen.

Wird die große Frau alt, so setzt der Mann eine jüngere an ihre Stelle, und die Abgesetzte wird zur Aufwärterin erniedrigt.

Die Weiber wetteifern unter einander, um die Gunst des Mannes zu gewinnen und sich den größten Antheil an seinen ehelichen Gunstbezeugungen zu versichern, welche von des Mannes Belieben abhängen, wiewohl sie solche gemeiniglich so mittheilen, daß aller Streit vermieden, und jeder Frau nach ihrer Reihe genügt wird. Doch sucht der Mann zuweilen nach seiner Laune die Frau aus, bei der er die Nacht zubringen will. Diese begibt sich in ihre Hütte, und hält ihre Begünstigung, zur Vermeidung aller Eifersucht, sehr geheim.

Mit noch geringern Kosten und Ceremonien sind die Verheirathungen zu Fidah begleitet, denn da ein reicher Neger hier einige hundert Weiber oder Beischläferinnen hat, so würde er die Kosten zu weitläuftigen Hochzeitfesten nicht aufbringen können. Auf der westlichen Küste von Afrika kaufen die Neger ihre Bräute oft um hohe Preise, und schicken sie zurück, wenn sie nicht mehr Jungfrauen sind; zu Fidah aber ist dies alles nicht Mode. Die Weiber sind hier nicht sehr fruchtbar; Mädchen,

die schon Proben von ihrer Fähigkeit in diesem Stücke gegeben haben, werden daher allen andern vorgezogen.

Wenn ein Neger zu Fidah Neigung zu einem Mädchen hat, so geht er ohne Ceremonie zu ihrem Vater und spricht ihn um sie an. Dieser versagt ihm selten seine Einwilligung.

Ihre Eltern führen sie nach ihres Bräutigams Hause, wo ihr derselbe beim ersten Eintritt einen neuen Pagne schenkt, welcher gemeiniglich der erste ist, den sie anlegt; denn sie bringt weiter nichts als ihre Person mit, und wenn sie etwas erworben hat, so läßt sie solches zurück.

Der Bräutigam schlachtet ein Schaf, welches er mit ihren Eltern verzehrt, und wovon er seiner Braut auch ein Stück schickt, denn die Sitte erlaubt hier nicht, daß sie mit ihrem Bräutigam speiset. Wenn sie hierauf ein Paar Flaschen Branntwein miteinander geleert haben, so kehren die Eltern zurück und lassen die Tochter bei ihrem jungen Manne.

Die Priester und Priesterinnen der großen Schlange zu Fidah (die wahrscheinlich als eine wohlthätige Würgerin anderer dem Feldbau schädlicher Thiere ursprünglich vergöttert wird) spielen eine merkwürdige Rolle bei diesem Volke. Unter der Maske der Religion durchstreifen die Priesterinnen wie begeisterte Furien das ganze Land und holen die schönsten Mädchen zusammen, um sie dem ehrenvollen Dienste ihrer Gottheit zu weihen. Sie bringen solche in Wohnungen, die unsern Nonnenklöstern gleichen, und heiligen sie der Schlange, indem sie solche Tettauiren, d. h. ihnen Figuren von Blumen, Thieren und besonders von Schlangen in den Leib schneiden. Unter den fürchterlichsten Drohungen müssen die Eingeweiheten die Sage verbreiten, die große Schlange selbst habe sie mit den Mahlen bezeichnet, und ihre Eltern müssen diese Ehre und die Kosten ihres Unterhalts in dem Schlangenhause den Priesterinnen theuer bezahlen. Diesen Gewinn theilen sie mit den Priestern. Die jungen Priesterinnen bleiben dann bei ihren Eltern und gehen von Zeit zu Zeit in das Haus, wo sie eingeweihet worden sind, um die Tänze und Gesänge, die sie zu Ehren der Schlange gelernt haben, zu wiederholen.

Auf diese zwei Weiber sind die Männer sehr eifersüchtig, vornämlich auf die Bossum; dies sind meist sehr schöne Sclavinnen, die sie gekauft und ihren Gottheiten geweihet haben. Sie schlafen bei denselben, entweder aus Religionsgründen oder wegen ihrer Schönheit, an gewissen Tagen, als an ihrem Geburtstage, oder am Dienstage, als an ihrem Fetischtage oder Sabbath. Dies erhebt den Zustand der Bossumsfrau über den Zustand der übrigen Weiber, die schwere Arbeit verrichten müssen.

Die große Frau hat des Mannes Geld in Verwahrung; sie ist gar nicht eifersüchtig, wenn ihr Mann mehr Weiber nimmt, sondern sie muntert ihn vielmehr dazu auf, weil sie alsdann vier oder fünf Akki's Gold von der neuen Frau zum Geschenke bekommt. Zuweilen ist sie aber auch hartnäckig, erschwert dem Manne das Heirathen mehrerer Weiber, und läßt sich ihre Einwilligung abkaufen.

Wird die große Frau alt, so setzt der Mann eine jüngere an ihre Stelle, und die Abgesetzte wird zur Aufwärterin erniedrigt.

Die Weiber wetteifern unter einander, um die Gunst des Mannes zu gewinnen und sich den größten Antheil an seinen ehelichen Gunstbezeugungen zu versichern, welche von des Mannes Belieben abhängen, wiewohl sie solche gemeiniglich so mittheilen, daß aller Streit vermieden, und jeder Frau nach ihrer Reihe genügt wird. Doch sucht der Mann zuweilen nach seiner Laune die Frau aus, bei der er die Nacht zubringen will. Diese begibt sich in ihre Hütte, und hält ihre Begünstigung, zur Vermeidung aller Eifersucht, [illegible]

Mit noch gering[illegible]
Verheirathung[illegible]
Neger hier [illegible]
hat, so [illegible]
festen n[illegible]
von [illegible]
Prei[illegible]
Ju[illegible]
M[illegible]

die schon Proben von ihrer Fähigkeit in diesem Stücke gegeben haben, werden daher allen andern vorgezogen.

Wenn ein Neger zu Fidah Neigung zu einem Mädchen hat, so geht er ohne Ceremonie zu ihrem Vater und spricht ihn um sie an. Dieser versagt ihm selten seine Einwilligung.

Ihre Eltern führen sie nach ihres Bräutigams Hause, wo ihr derselbe beim ersten Eintritt einen neuen Pagne schenkt, welcher gemeiniglich der erste ist, den sie anlegt; denn sie bringt weiter nichts als ihre Person mit, und wenn sie etwas erworben hat, so läßt sie solches zurück.

Der Bräutigam schlachtet ein Schaf, welches er mit ihren Eltern verzehrt, und wovon er seiner Braut auch ein Stück schickt, denn die Sitte erlaubt hier nicht, daß sie mit ihrem Bräutigam speiset. Wenn sie hierauf ein Paar Flaschen Branntwein miteinander geleert haben, so kehren die Eltern zurück und lassen die Tochter bei ihrem jungen Manne.

Die Priester und Priesterinnen der großen Schlange zu Fidah (die wahrscheinlich als eine wohlthätige Würgerin anderer dem Feldbau schädlicher Thiere ursprünglich vergöttert wird) spielen eine merkwürdige Rolle bei diesem Volke. Unter der Maske der Religion durchstreifen die Priesterinnen wie begeisterte Furien das ganze Land und holen die schönsten Mädchen zusammen, um sie dem ehrenvollen Dienste ihrer Gottheit zu weihen. Sie bringen solche in Wohnungen, die unsern Nonnenklöstern gleichen, und heiligen sie der Schlange, indem sie solche Tettauiren, d. h. ihnen Figuren von Blumen, Thieren und besonders von Schlangen in den Leib schneiden. Unter den fürchterlichsten Drohungen müssen die Eingew[illegible] Sage verbreiten, die große Schlange [illegible] Mahlen bezeichnet, und ihre El[illegible] und die Kosten ihres Unterhalts [illegible] den Priesterinnen theuer bezah[illegible] theilen sie mit den Priestern. Die [illegible] dann bei ihren Eltern und [illegible] aus, wo sie eingeweih[illegible] und Gesänge, die sie [illegible] hen, zu wieder[illegible]

zum Beweis bei einer, etwa von dem Bräutigam zu erhebenden Klage, als eine heilige Urkunde in Verwahrung niedergelegt wird.

Bei der Eröffnung der Thür erlangt der Bräutigam erst das Recht, seine Braut zum erstenmal zu sehen, und er muß nun mit ihr zufrieden seyn, es wäre denn, daß jener Beweis ihrer unbefleckten Keuschheit gefehlt hätte, in welchem Fall er sie sogleich verstoßen darf, und der Vater derselben verbunden ist, die Mitgabe und alles, was der Bräutigam auf dieselbe verwandt, zurückzugeben.

Die Braut darf in den ersten acht Monaten nicht aus dem Hause gehen; dem Mann steht solches aber schon nach den ersten acht Tagen frei. Während dieser Zeit wird er von seinen Freunden und Verwandten im Scherz für einen König angesehen, der Urtheile sprechen und Strafen auflegen kann. Seitdem aber Mulei Abd Allah einst an einem Tage acht dergleichen Bräutigams- oder Bohnenkönige an die Schwänze von Mauleseln binden und sie so lange auf den Straßen herumschleifen ließ, bis sie den Geist aufgaben, verfährt man sehr vorsichtig mit dieser Königswürde. —

Es ist einem Mauren erlaubt, vier rechtmäßige Eheweiber zu nehmen. Kann er außer diesen noch Beischläferinnen ernähren, so darf er sich auch diese halten. Die Reichen haben für jede Frau ein Haus. Die jungen Männer sind gewöhnlich sehr eifersüchtig, und verschließen daher die Häuser ihrer Weiber, wenn sie sich von da wegbegeben. Dessen ungeachtet sind sie wegen der Treue ihrer Weiber wenig gesichert, da diese nicht allein selbst zu Liebeshändeln aufmuntern, sondern auch die Mittel, die die Mauren zur Verhütung der Untreue ihrer Weiber gebrauchen, gerade zur Beförderung derselben dienen. In Weiberkleidern kann ein Mann leicht unbemerkt über die Straßen kommen, denn er ist sicher, daß ihn kein Mohr anreden oder auch nur ansehen werde, da Frauenzimmer ihr Gesicht weder selbst entblößen, noch Männer ein solches an denselben thun dürfen. Gelingt es nun einem Liebhaber, das Haus einer Frau zu einer Zeit zu besuchen, wo der Mann abwesend ist, so darf er gar nicht fürchten, selbst bei dessen unvermuthe-

ten Rückkehr entdeckt zu werden; denn wenn der Herr vom Hause Pantoffeln von einem fremden Frauenzimmer vor der Thüre seines Harems stehen sieht, so schließt er daraus, es sey eine Nachbarin da, und nähert sich dem Zimmer nicht eher, als bis die Pantoffeln weggenommen sind.

Die Neger in

Senegambien

verloben sich gewöhnlich mit Mädchen, ehe diese in einem Alter sind, wo sie heirathen können. Doch geschieht dieß nicht ohne Einwilligung ihrer Verwandten, in deren Hände der Bräutigam das festgesetzte Leibgeding oder die Morgengabe übergibt. Auch der König oder der oberste Statthalter fordert als Obervormund der Jungfrau ein Geschenk für seine Einwilligung.

Wenn das Mädchen das Alter erreicht hat, worin sie zur Heirath fähig ist, so geht der Bräutigam in Begleitung einiger jungen Leute, beim Mondscheine, Abends in das Haus seiner Braut und entführt sie mit Gewalt; die Braut sträubt sich und schreit aus allen Kräften. Auf ihr Geschrei kommen alle junge Mädchen aus dem ganzen Orte zusammen, ihr Hülfe zu leisten. Die jungen Männer stellen sich, als ob sie die Braut der Gewalt ihrer Freundinnen entreißen wollten, und der Bräutigam und seine Freunde führen sie nun im Triumph in sein Haus.

Hier bleibt sie eine Zeitlang versteckt. — Einige Monate hernach geht sie nie ohne Schleier aus, der nach spanischer Art alles, bis auf das eine Auge, bedeckt.

Die Morgengabe wird ihr aufgehoben, damit sie sich im Fall der Wittwenschaft einen Mann kaufen könne. Denn dies ist bei den Wittwen sehr gewöhnlich.

Moore versichert, die Eltern versprechen ihre Töchter oft, sobald sie geboren sind, und dann können sie den Vertrag nimmermehr brechen; eben so wenig dürfe das Mädchen, das auf eine solche Art verschenkt worden, sich einem andern Manne ohne Erlaubniß des erstern überlassen. Der Mann hingegen behält seine völlige Freiheit. Sie holen ihre Weiber gemeiniglich sehr jung

nach Hause; ehe die Braut aber mitgeht, muß der Bräutigam den Eltern derselben zwei Kühe, zwei Stangen Eisen und zweihundert Kolannüsse erlegen.

Bei dieser Heimholung stellt der Mann eine Gasterei an, zu welcher alle Leute, die Lust haben, ohne Einladung kommen, und drei bis vier Tage mit schmausen können.

Die Frau wird aus dem Hause ihrer Eltern von Mannspersonen auf den Schultern getragen, und hat einen Schleier über das Gesicht, den sie bis nach vollendeter Hochzeit behält. Unterdessen tanzen und singen die Gäste, rühren die Trommeln und feuern Flinten ab.

Nach Labats Berichte wendet sich ein junger Neger am Senegal, der seine Augen auf ein Mädchen wirft, zuerst an ihre Eltern, um die Einwilligung zu erhalten; und wenn sie eine Waise ist, an die nächsten Verwandten. Weil sich die Parteien gemeiniglich schon verglichen haben, ehe sie noch zusammen kommen, so hat der Vertrag seine Richtigkeit, sobald der Liebhaber zu einem Geschenk an die Eltern oder Verwandte geneigt ist, welches gemeiniglich in Vieh, baumwollenen Tüchern, Glasperlen und Branntwein besteht.

Wenn das Geschenk entrichtet ist, so wird die Braut zu ihrem Manne nach Hause geführt, der sie bei der Hand empfängt, und ihr dann nach dem Wasser, Holz und dem ganzen Hauswesen zu sehen befiehlt. Sie gehorcht seinen Befehlen. Wenn derselbe seine Abendmahlzeit zu sich genommen hat, so ißt sie die ihrige, und wartet dann, bis sie zu Bette gerufen wird.

Die Morgengabe, sagt le Maire, besteht höchstens aus fünf Stück Rindern, die dem Vater in Verwahrung gegeben werden. Nach geschlossenem Vergleiche gehen sie ohne weitere Ceremonie zu Bette.

Wenn die Braut sich für eine unentehrte Jungfrau ausgibt (Jungfrauen gibt es aber hier selten): so wird ein weißes Tuch auf das Brautbette gelegt, wozu? wird man leicht errathen. Findet man nach dem ersten Opfer der Liebe das Erwartete, so wird mit dem Tuche um das ganze Dorf ein feierlicher Zug gehalten, wobei sich die Quirioten einfinden, die das Lob der Schönen in hochzeitlichen Liedern besingen.

Hat aber der junge Mann irgend einen Grund zu dem Verdachte, daß seine Frau nicht die strengste Keuschheit bewahret habe, so ist der Vater auf sein Verlangen verbunden, sie zurückzunehmen und das geschenkte Rindvieh herauszugeben. Dies geschieht aber selten; denn die Braut wird vor der Hochzeit scharf untersucht, und der Mann begnügt sich nicht eher, als durch einen thätigen Beweis.

Das zurückgeschickte Mädchen wird jedoch deswegen nicht verachtet; denn wenn sie gleichwohl nicht seine Frau seyn darf, so kann sie doch bei einem andern Beischläferin werden, und auf diese Art kann sich der Vater beständig neue Vortheile machen.

Jannequin erzählt, daß sie der Mann von den Eltern nackend empfängt und mit ihr zu dem Priester oder Marabuten geht, der sie unter allerlei Ceremonien ein wenig Band verschlucken läßt, und ihnen dann befiehlt, die Heirath diese Nacht zu vollziehen. Die Braut wird auf ein weißes Ziegenfell gelegt, und wenn den folgenden Morgen die Zeichen der Jungfrauschaft nicht darauf gefunden werden, so wird sie von dem Mann verstoßen. Daher sind denn auch die Jungfrauen der Schwarzen in diesem Punkte so gewissenhaft, daß sie lieber sterben, als sich den Schatz ihrer jungfräulichen Ehre vor der Heirath rauben lassen. Doch sind die betrogenen Männer an dem Gambia sehr duldsam; sie würden sich großem Aergernisse aussetzen, wenn sie die in der Brautnacht gemachte unangenehme Entdeckung verbreiten wollten.

Wenn es einem Neger erlaubt ist, so viel Weiber zu nehmen, als er ernähren kann, so genießt doch nur eine die Vorrechte einer Ehefrau und ist beständig um ihren Mann. Die Engländer nannten sie die Handfrau. Diese ist verschiedener mühsamen Geschäfte überhoben, welchen sich die übrigen unterziehen müssen. Doch darf sie nicht mit dem Manne, auch nicht einmal in seiner Gegenwart essen, sondern in einem andern Hause. Er erlaubt sich auch nie öffentlich einiger Liebkosungen oder Küsse gegen sie, eben so wenig gegen eine von den übri-

gen, die nur bloße Beischläferinnen sind und gegen welche er keine eheliche Neigung bezeugt.

Sehr merkwürdig ist es, daß sich die Weiber nie unter einander veruneinigen oder zanken. Abends geht jede in ihre eigene Wohnung und ist zu dem Dienste des Mannes bereit; des Morgens begrüßen sie ihn auf den Knien und legen die Hand auf seinen Schenkel.

Bei den Negern auf

Sierraleona

versöhnt Weiberliebe alle zwischen Familien, ja selbst zwischen ganzen Stämmen geherrschte Feindschaft, oder knüpft aus andern Gründen das engste Band der Freundschaft. So sieht man oft nach den blutigsten Kriegen zwischen verschiedenen Völkern Friede und Eintracht zurückkehren, nachdem die Oberhäupter durch wechselseitigen Tausch ihrer Töchter die Grundlage zu den engsten Verbindungen gelegt haben. Eben dies geschieht bei Familien und Privatpersonen.

Um Familien mit einander zu vereinigen, bestimmen sie oft einem Mädchen gleich nach der Geburt ihren Gatten, welchem es auch sogleich übergeben wird. Bei den Susiern aber bleibt das Mädchen unter der Aufsicht seiner Mutter, bis es zur Vermählung das gehörige Alter erreicht hat; dieses wird mehr nach dem Körperbau als nach den Jahren bestimmt.

Am Tage der Hochzeit stellt der Bräutigam in eine gewisse Entfernung mit Getränken und Erfrischungen versehene Leute an den Weg hin, auf dem man die Braut erwartet. Sobald der Zug die Stadt erreicht hat, hält er stille, um sich mit des Bräutigams Gesandtschaft zu vereinigen; der ganze Troß bezeugt seine Freude durch Schießen, Jauchzen, Singen und Schreien, wobei das Trinken nicht vergessen wird.

Die Braut ist mit einem Tuche bedeckt und darf sich vor Vollziehung der Heirath von keiner Mannsperson sehen lassen. Ein altes Weib nimmt sie auf den Rücken, und schleppt sie unter dem Jauchzen und Lärmen ihrer Begleiter in die Wohnung des Bräutigams. Der Weg, den das alte Weib mit ihrer Bürde betritt, ist mit

Matten belegt, damit ihre heiligen Füße die Erde nicht berühren.

Abends begibt sich der Bräutigam mit der Braut in die Brautkammer und löset ihr den Gürtel. Glaubt er an ihrer Keuschheit zweifeln zu dürfen, so verläßt er sie auf der Stelle wieder. Sobald dies ihre Verwandte erfahren, entfernen sie sich schreiend und heulend vor Beschämung. Ist er aber mit ihr zufrieden, so bleibt er die ganze Nacht über bei ihr.

Ihre Verwandten freuen sich dieses Triumphes, und ziehen mit dem ehrenvollen Zeichen ihrer Jungfrauschaft im wilden Taumel durch die Straßen der Stadt. —

In jedem Falle steht es dem Bräutigam frei, die Braut wieder zurückzuschicken, dabei muß er ihr aber die ganze Mitgabe herausgeben.

Bei den Bullamern, Bagoern und Timmaneiern ist es Sitte, daß der Bräutigam seine Braut schon als Kind ins Haus nimmt und sie an seiner Seite erzieht. Er muß nach seinem Vermögen den Alten ein Geschenk machen, welches man unter denselben Wein für dasselbe abziehen heißt.

Sollte aber dem Mädchen vor der Heirath übel begegnet werden, so haben die Eltern das Recht, es zurückzunehmen, wenn sie ihm das Geschenk zurückgeben; aber auch der Bräutigam hat das Recht, sie zurückzuschicken, ohne daß er das Geschenk zurückfordern darf.

Bei diesen Völkern stehet die Keuschheit des schönen Geschlechts nur vor der Hochzeit in einem hohen Werthe. Die Weiber achten sie nicht sehr.

Es herrscht unter ihnen sogar eine gewisse galante Lebensart, die zum guten Tone gehört und es ihnen zur Ehre macht, ihre Männer zu krönen. Eine solche galante Dame hält es für eine große Unhöflichkeit, ihrem Anbeter einen Korb zu geben, wenn sie schon weiß, daß auf seine Begünstigung eine große Strafe gesetzt ist. Eheliche Untreue gehört so sehr zum modischen Geschmack, daß der gute Name eines Weibes bei der Ueberführung gar nicht darunter leidet.

Fast jede verheirathete Negerin hat in dieser Gegend ihren Buhlen oder Cicisbeo, den sie Gangih Ka-

nih nennen, und dem sie den ersten Antrag macht. Die Ehebrecherin gibt sich auch gar nicht viel Mühe, diesen Umgang geheim zu halten; denn der Mann sieht sich sehr oft genöthigt, zu schweigen, wenn er sich keinen schlimmen Folgen aussetzen will. Zwar sind die Landesgesetze gegen den Ehebruch sehr scharf; aber es erfordert ein großes Ansehen, sie in Ausübung zu bringen. Indessen sind solche Liebschaften doch meistens nur unter den Vornehmen zu finden, welche eine große Menge Weiber haben, da der gemeine Neger sich mit einer oder zweien Frauen begnügt. — Tout comme chez nous!

Nach des Marchais sind die Neger nur auf die erste oder eigentliche rechtmäßige Frau eifersüchtig, die andern Weiber und Beischläferinnen überlassen sie gern den Fremden.

Indessen wagt es eine Ehebrecherin nicht leicht, ihren Mann bei der Geburt des Kindes zu hintergehen, und gibt ihm meistens den rechten Vater an. Wünscht der Mann von einem geliebten Weibe gern Kinder, so nöthigt er sie, zu schwören, daß sie sich eine Zeitlang alles fremden Umgangs enthalten wolle. Ist aber ein solches Weib nach der Hand schwach genug, durch List oder Gewalt ihren Schwur zu brechen, so erkühnt sie sich nicht, es zu läugnen, und die beiden Schuldigen setzen sich dann der schimpflichsten Strafe aus; ja sie werden auf immer mit Verachtung angesehen und für ehrlos gehalten.

Die Gewohnheiten und Formalitäten der Neger bei ihren Heirathen sind zwar längs der

Goldküste in Guinea

in einigen Umständen verschieden, in der Hauptsache aber einerlei.

Ihre Hochzeiten werden mit sehr wenigen Ceremonien vollzogen. Wenn ein junger Mann im Stande ist, sein Brod zu verdienen, so sucht er entweder selbst oder sein Vater eine Frau für ihn. Sind die jungen Leute mit einander einig, so spricht der Vater des Bräutigams mit den Eltern der Braut, und kommt mit ihnen über das überein, was sie für dieselbe haben wollen. Sobald dieser Punkt berichtigt ist, wird ein Fetischier geholt,

um den Eid ablegen zu lassen. Die Braut schwört, ihren Mann zu lieben und ihm getreu zu seyn; der Bräutigam schwört auch, sein zukünftiges Weib zu lieben; den Punkt der Treue übergeht er aber.

Nach dieser Ceremonie beschenken die Eltern von beiden Seiten einander und bringen den Tag mit Schmausen und Lustbarkeiten zu. Auf den Abend führt der Mann seine Braut in Begleitung einiger junger Frauenspersonen, welche ihr die erste ganze Woche Gesellschaft leisten, nach Hause, um der neuen Verbindung das Siegel aufzudrücken. Müller sagt, während der ersten sieben Nächte müsse ein Mädchen von sieben bis acht Jahren zwischen den Neuvermählten liegen, um zu verhindern, daß sie während der Zeit einander nicht berühren.

Es ist auf der Goldküste nicht selten, daß Mädchen vor ihrer Mannbarkeit sich verheirathen. In diesem Falle kommen die beiderseitigen Verwandten in dem väterlichen Hause der Braut zusammen und machen sich lustig. Abends wird die Braut in des Bräutigams Haus geführt und daselbst in des Ehemanns Bette zwischen zwei Weiber gelegt, um zu verhüten, daß er sie nicht berühre. Diese Ceremonie wird drei Nächte hinter einander wiederholt, worauf sie der Mann seinen Eltern wieder zurückschickt, um daselbst bis zu ihrer Mannbarkeit zu verbleiben. Wenn nun dieser Zeitpunkt kommt, so wird die Ehe vollzogen, und der Bräutigam muß jeder der jungen Weibspersonen, die die Braut nach Hause begleitet hatten, einen Akki (den sechszehenten Theil von einer Unze) Gold geben.

Es heirathet hier jeder so viel Weiber, als er ernähren kann, doch beläuft sich die Zahl derselben, außer den Beischläferinnen, selten über zwanzig, und wenn jemand so viel nimmt, so geschieht es blos, um für groß und reich angesehen zu werden.

Alle diese Weiber bauen das Feld, säen Mais und pflanzen Ignames, außer zweien, welche bei reichen Männern gemeiniglich von der Arbeit frei sind. Die Vornehmste heißt Odufu, die große Frau, und hat die Aufsicht im Hause. Die andere heißt die Bossum, weil sie ihrer Gottheit geweiht ist.

Auf diese zwei Weiber sind die Männer sehr eifersüchtig, vornämlich auf die Bossum; dies sind meist sehr schöne Sclavinnen, die sie gekauft und ihren Gottheiten geweihet haben. Sie schlafen bei denselben, entweder aus Religionsgründen oder wegen ihrer Schönheit, an gewissen Tagen, als an ihrem Geburtstage, oder am Dienstage, als an ihrem Fetischtage oder Sabbath. Dies erhebt den Zustand der Bossumsfrau über den Zustand der übrigen Weiber, die schwere Arbeit verrichten müssen.

Die große Frau hat des Mannes Geld in Verwahrung; sie ist gar nicht eifersüchtig, wenn ihr Mann mehr Weiber nimmt, sondern sie muntert ihn vielmehr dazu auf, weil sie alsdann vier oder fünf Akki's Gold von der neuen Frau zum Geschenke bekommt. Zuweilen ist sie aber auch hartnäckig, erschwert dem Manne das Heirathen mehrerer Weiber, und läßt sich ihre Einwilligung abkaufen.

Wird die große Frau alt, so setzt der Mann eine jüngere an ihre Stelle, und die Abgesetzte wird zur Aufwärterin erniedrigt.

Die Weiber wetteifern unter einander, um die Gunst des Mannes zu gewinnen und sich den größten Antheil an seinen ehelichen Gunstbezeugungen zu versichern, welche von des Mannes Belieben abhängen, wiewohl sie solche gemeiniglich so mittheilen, daß aller Streit vermieden, und jeder Frau nach ihrer Reihe genügt wird. Doch sucht der Mann zuweilen nach seiner Laune die Frau aus, bei der er die Nacht zubringen will. Diese begibt sich in ihre Hütte, und hält ihre Begünstigung, zur Vermeidung aller Eifersucht, sehr geheim.

Mit noch geringern Kosten und Ceremonien sind die Verheirathungen zu Fidah begleitet, denn da ein reicher Neger hier einige hundert Weiber oder Beischläferinnen hat, so würde er die Kosten zu weitläuftigen Hochzeitfesten nicht aufbringen können. Auf der westlichen Küste von Afrika kaufen die Neger ihre Bräute oft um hohe Preise, und schicken sie zurück, wenn sie nicht mehr Jungfrauen sind; zu Fidah aber ist dies alles nicht Mode. Die Weiber sind hier nicht sehr fruchtbar; Mädchen,

die schon Proben von ihrer Fähigkeit in diesem Stücke gegeben haben, werden daher allen andern vorgezogen.

Wenn ein Neger zu Fidah Neigung zu einem Mädchen hat, so geht er ohne Ceremonie zu ihrem Vater und spricht ihn um sie an. Dieser versagt ihm selten seine Einwilligung.

Ihre Eltern führen sie nach ihres Bräutigams Hause, wo ihr derselbe beim ersten Eintritt einen neuen Pagne schenkt, welcher gemeiniglich der erste ist, den sie anlegt; denn sie bringt weiter nichts als ihre Person mit, und wenn sie etwas erworben hat, so läßt sie solches zurück.

Der Bräutigam schlachtet ein Schaf, welches er mit ihren Eltern verzehrt, und wovon er seiner Braut auch ein Stück schickt, denn die Sitte erlaubt hier nicht, daß sie mit ihrem Bräutigam speiset. Wenn sie hierauf ein Paar Flaschen Branntwein miteinander geleert haben, so kehren die Eltern zurück und lassen die Tochter bei ihrem jungen Manne.

Die Priester und Priesterinnen der großen Schlange zu Fidah (die wahrscheinlich als eine wohlthätige Würgerin anderer dem Feldbau schädlicher Thiere ursprünglich vergöttert wird) spielen eine merkwürdige Rolle bei diesem Volke. Unter der Maske der Religion durchstreifen die Priesterinnen wie begeisterte Furien das ganze Land und holen die schönsten Mädchen zusammen, um sie dem ehrenvollen Dienste ihrer Gottheit zu weihen. Sie bringen solche in Wohnungen, die unsern Nonnenklöstern gleichen, und heiligen sie der Schlange, indem sie solche Tettauiren, d. h. ihnen Figuren von Blumen, Thieren und besonders von Schlangen in den Leib schneiben. Unter den fürchterlichsten Drohungen müssen die Eingeweiheten die Sage verbreiten, die große Schlange selbst habe sie mit den Mahlen bezeichnet, und ihre Eltern müssen diese Ehre und die Kosten ihres Unterhalts in dem Schlangenhause den Priesterinnen theuer bezahlen. Diesen Gewinn theilen sie mit den Priestern. Die jungen Priesterinnen bleiben dann bei ihren Eltern und gehen von Zeit zu Zeit in das Haus, wo sie eingeweihet worden sind, um die Tänze und Gesänge, die sie zu Ehren der Schlange gelernt haben, zu wiederholen.

Wenn sie mannbar sind, nämlich in ihrem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre, wird die Feier ihrer Verehelichung mit der großen Schlange vollzogen. Die Eltern, die auf diese Verbindung stolz sind, geben bei dieser Gelegenheit ihren Töchtern die feinsten Pagnes. Sie werden mit Ceremonien in den Tempel der großen Schlange geführt; hier steigen bei Nacht zwei oder drei auf einmal in eine gewölbte Grube hinab, worin sich, wie man sagt, zwei oder drei Schlangen als Anwälte der großen Schlange befinden. Wenn sie darin sind, tanzen und singen die Priesterinnen und ihre Gefährtinnen nach dem Klange von Instrumenten um den Ort herum, doch aber in solcher Entfernung, daß sie nicht hören können, was vorgeht. Nach Verlauf einer Stunde werden sie wieder herausgerufen, und dann als Frauen der großen Schlange betrachtet. —

Selbst die Klügern der Nation vermuthen, diese Stellvertreter der großen Schlange möchten wohl ganz andere Wesen seyn, die zu einem Beilager mit jungen Negerinnen weit mehr Empfehlung haben, als jene kriechenden Thiere. Die nach einer gewissen Zeit in menschlicher Gestalt erscheinenden Früchte dieser heiligen Weihe beweisen, daß sie sich nicht geirrt haben.

Wenn sich diese Priesterinnen neben der großen Schlange noch einen andern Gemahl beizulegen belieben, so üben sie über solchen eine unumschränkte Herrschaft aus: ihre Männer müssen eben so demüthig und in solchen knienden Stellungen mit ihnen reden und ihnen aufwarten, in welchen die übrigen Männer von ihren Weibern bedient werden. Würde ein Mann jemals die Ehrerbietung aus den Augen setzen, die er seiner geheiligten Gattin, sie mag immerhin die zügelloseste Metze seyn, schuldig ist, so würde er das Opfer der Rache aller ihrer Mitpriesterinnen werden, ohne sich gegen diese unverletzlichen Repräsentantinnen der höchsten Nationalgottheit im geringsten vertheidigen zu dürfen.

Dieser despotischen Vorrechte ungeachtet, fehlt es diesen Betas (so heißen sie in der Sprache des Landes) selten an Freiern, weil sie meistens sehr schön sind. Man-

gelt ihnen hingegen diese Eigenschaft, so verkaufen sie ihre Gunstbezeigungen so hoch als sie können.

Jene alte Priesterinnen oder Priorinnen von Nonnenklöstern sind weiter nichts als Kupplerinnen, welche die unter ihrer Aufsicht habenden Jungfrauen für Geld schänden lassen. Sie werden von den Kaboschiren bestochen, um ihnen diese Mädchen zur Wollust zu überliefern. Diese Novizen zu hintergehen gaben die Priesterinnen vor, in einer Unterredung mit der Schlange erfahren zu haben, wie angenehm es dieser Gottheit seyn würde, wenn sie dieser oder jener Mannsperson günstig wären. Hierauf lehren sie solche, durch mancherlei Geberden und Stellungen die Wollust ihrer Liebhaber zu reizen, um den Preis ihrer Begünstigungen erhöhen zu können. Für alle diese Gefälligkeiten versprechen sie den Mädchen, im Lande der großen Schlange reichlich belohnt zu werden.

Erkühnte sich eine in diese Mysterien eingeweihete Novize, etwas zu entdecken, so stünde ihr der gewisse Tod bevor, und Niemand würde es wider die Versicherung dieser Priesterzunft glauben, wenigstens es nicht öffentlich behaupten, daß sie ermordet wäre. —

Also auch schwarze Pfaffen in dem ungesitteten Afrika treiben scheußliche Werke der Finsterniß, schmieden egoistische Systeme zur Volksbetrügerei, lassen unschuldige Schlachtopfer unter ihrem würgenden Messer bluten! —

Auch in Kongo und Loango werden die Heirathen ohne besondere Ceremonien vollzogen. Hier herrscht jedoch der Unterschied, daß es in Kongo den Männern erlaubt ist, ihre Braut einige Zeit auf die Probe zu nehmen, um ihre Eigenschaften zu prüfen und sich von ihrer Fruchtbarkeit zu überzeugen. Das Fortschicken gereicht den Mädchen keineswegs zur Schande; aber auch die Mädchen haben die Freiheit, die Männer zu proben, und sind gemeiniglich eigensinniger und unbeständiger als diese.

In Loango hingegen findet diese Sitte nicht statt, und es wird hier vielmehr für das größte Verbrechen angesehen, ein Mädchen vor der wirklichen Heirath zur Frau zu machen. Zur Strafe muß das liebende Paar

vor dem König erscheinen, und vor seinen Augen dasjenige wiederholen, wozu beide wahrscheinlich vorher keine Zeugen gerufen hatten. —

Bei den

Hottentotten

übernehmen der Vater oder die nächsten Verwandten des Freiers bei dem Vater oder den nächsten Verwandten des Mädchens die Werbgeschäfte. Hat sich ein 18jähriger Jüngling ein Mädchen ausersehen, so besucht sein Vater mit ihm die Eltern desselben. Der Jüngling beschäftigt sich, der Gesellschaft Taback zuzubereiten und anzubieten. Sie rauchen alle, und der um die Braut werbende Vater des Jünglings eröffnet nicht eher sein Anliegen, als bis der Rauch alle benebelt hat. Alsdann hält er um das Mädchen für seinen Sohn an. Der Vater entfernt sich hierauf aus der Gesellschaft, um seiner Frau den Antrag bekannt zu machen und sich mit derselben zu berathschlagen; er kommt bald mit einer bestimmten und selten abschlägigen Antwort zurück, wenn anders die Tochter nicht schon versprochen ist.

Gefällt der junge Freier dem Mädchen nicht, so hat sie nur einen Weg, ihn los zu werden. Sie legt sich nämlich mit ihm zu Bette und bringt eine Nacht an seiner Seite zu. Wird sie von dem Jüngling nicht besiegt, so ist sie frei; überwindet er sie aber, wie es gewöhnlich geschieht, so muß sie ihn heirathen.

Nun wird der Junggesell als Mann angesehen. Alle seine Verwandten und Freunde beiderlei Geschlechts begleiten ihn, treiben einen oder mehrere Ochsen vor ihm her und führen ihn so im Triumph nach der Wohnung der Braut, wo sie mit großer Freude aufgenommen werden. Der Ochs wird hier geschlachtet, alle beschmieren sich über und über mit dem Fette und bestreuen sich mit einem röthlichen Pulver, welches sie aus einer wohlriechenden Wurzel bereiten, die Buku heißt; die Weiber aber bemalen sich die Wangen, Stirn und Kinn mit rohem Kalkstein.

Darauf geschieht die Verehelichung unter folgenden Ceremonien. Die Männer hucken in einem Kreise nie-

der, in dessen Mitte der Bräutigam in eben der Stellung sitzt. In einiger Entfernung befinden sich die Weiber um die Braut, alle in derselben Attitüde.

Der Priester tritt nun zuerst in den Kreis der Männer und weiht den Bräutigam mit seinem eigenen frischen Wasser ein; der Braut erweiset er hierauf eben diese Ehre, und geht dann von einem zum andern der Hochzeitgäste so lange fort, bis sein Vorrath erschöpft ist. Während dieser Einweihung sagt er kurze Segenswünsche her von ungefähr folgendem Inhalt: Lebet glücklich zusammen! Habt einen Sohn, ehe ein Jahr vorbei ist! Sey du ein guter Jäger, oder Krieger! u. s. w.

Eine Wittwe darf nicht ungestraft zum zweitenmal heirathen, sie muß sich ein Glied vom Finger abschneiden, und diese Verstümmelung vom kleinen Finger an so oft wiederholen, als sie eine neue Ehe anfängt. Wahrscheinlich beschränkt sich die hottentottische Kenntniß der Jungfrauschaft nur auf diese Zeichen.

Die Bewohner des Königreichs

Arrakan

sehen die Entjungferung eines Mädchens als ein niedriges, ihrer unwürdiges Geschäft an. Man bezahlt daher gewöhnlich Leute vom verworfensten Pöbel, um diese für einen Indier so beschwerliche Verrichtung zu übernehmen. Nur dann, wenn ein Mädchen sich rühmen kann, nicht mehr Jungfer zu seyn, darf es sich Hoffnung machen, einen Mann zu bekommen; je mehr Buhler sie gehabt hat, desto eifriger betreiben Jünglinge die Werbegeschäfte um ihre Hand; und ist sie schwanger oder hat gar eine lebendige Probe ihrer Fruchtbarkeit aufzuweisen, so sind mit ihrem Besitz die ehrenvollsten Vorzüge verbunden.

Jedoch scheint der König von Arrakan einen ganz andern Geschmack zu haben, als seine Unterthanen. Er wählt seine Weiber fast auf dieselbe Art, wie der Kaiser von China. Er läßt in dem ganzen Königreiche zwölf keusche Jungfrauen aussuchen, so schön als man sie nur finden kann. Diese Mädchen werden in weißen Kattun gekleidet, und während einem Zeitraume von sechs Stun-

den den brennendsten Strahlen der Sonne ausgesetzt. Hierauf trocknet man ihnen den Schweiß mit ihren Kleidern ab und gibt ihnen andere. Jene ausgezogenen Kleider werden gewissen Leuten überreicht, die dazu bestimmt sind, mit der Feinheit ihrer Nase den Geruch derselben zu untersuchen. Diejenigen Mädchen, deren Kleider keinen unangenehmen Dunst von sich geben, werden als die gesündesten betrachtet, und haben das Glück, dem König als Beischläferinnen überliefert zu werden.

Bei einem Mädchen in

Nordamerika

einen galanten Besuch machen, nennen die Wilden sein Hölzchen anzünden. Bei Tage nehmen es die Schönen dieses Landes sehr übel auf, wenn man ihnen etwas von Liebe vorsagen wollte; allein des Nachts stehen jedem verliebten Abenteurer ihre Hütten offen. Er geht hinein, zündet an dem unter der Asche glimmenden Feuer eine Art Schwefelhölzchen an und nähert sich damit dem Mädchen. Man muß über die Bescheidenheit eines amerikanischen Anbeters erstaunen, der sich, wenn er nicht gut aufgenommen wird, augenblicklich und ohne alles Geräusch wieder davon schleicht; oder der in eben dem Augenblicke, da ihm die hoffnungsvolle Gunst gewährt wird, sich zu den Füßen des Bettes niederzulassen, von einem andern Ankommenden, der in den Augen des Mädchens ein Ascendant über ihn hat, verdrängt wird und ganz kaltblütig die Hütte verläßt. Dies zeugt von einem Geiste der Unabhängigkeit, den das amerikanische Frauenzimmer gegen die Männer blicken läßt. Sitten und Gebräuche sind indessen bei diesen Völkern sehr verschieden.

Gewöhnlich geschehen die ersten Schritte zu Verheirathungen durch Matronen. Sie werden unter den Verwandten der beiden Familien geschlossen, ohne auf die Einwilligung des jungen Paars Rücksicht zu nehmen. Viele versprechen ihre Kinder, besonders ihre Töchter, schon in der frühesten Kindheit, und verkaufen sie um eine gewisse Dienstzeit oder Geschenke. Die Mädchen sind indessen nicht sehr zum Ehestande geneigt, weil sie

ohne solchen und ohne Nachtheil ihrer Ehre die Liebe genießen können, und durch die Ceremonie des Ehestands ihre Lage nur verschlimmert sehen. Wenn man diejenigen Völker ausnimmt, unter welchen Mädchen und Jünglinge ohne alle Feierlichkeiten zusammenlaufen und sich auch wieder verlassen, so sind selbst die Hochzeitgebräuche symbolische Zeichen der Sclaverei. Die Braut empfängt nämlich im nördlichen Amerika ein Halsband, das aus einem langen breiten ledernen Riemen besteht, einen Kessel und einen Holzstoß, um anzudeuten, daß sie verbunden ist, die Lasten des Hauses zu tragen, die Küche zu versehen und Holz anzuschaffen.

In einigen Gegenden gehört es zum weiblichen Wohlstand, im ersten Jahr in einer strengen Enthaltsamkeit zu leben, und man begegnet einem jungen Weibe verächtlich, die früher Zeichen ihrer Fruchtbarkeit würde blicken lassen.

Wenn ein junger Wilder in

Kanada

seine Wünsche auf den Besitz eines Mädchens gerichtet hat, so besucht er sie des Nachts in ihrer Hütte, vor deren Eingang weiter nichts als ein Fell hängt. Er zündet auf dem Heerd einen kleinen Spahn an, nähert sich mit diesem dem Bette seiner Geliebten, und zieht sie dreimal an der Nase. Diese Feierlichkeit muß wenigstens zwei Monat lang wiederholt werden, und während derselben geht alles in größter Ehrbarkeit ab. Kann ihn das Mädchen leiden, so sagt er es seinem Vater, und dieser besorgt nun die Werbgeschäfte. Er geht bei Nacht zum Vater oder zu den Anverwandten des Mädchens, weckt ihn auf, zündet seine Pfeife an, überreicht sie dem Vater des Mädchens, und spricht ihn um dieselbe für seinen Sohn an. Der Vater antwortet, er wolle darüber mit seiner Familie sprechen. Willigt diese ein, so läßt der Vater des Bräutigams seiner Seits alle Verwandten zusammen kommen und macht ihnen die Verheirathung seines Sohnes bekannt. Die Verwandten bringen mancherlei Bedürfnisse der Haushaltung in die Hütte.

Bei verschiedenen Nationen tritt das neue Paar auf

eine Matte, und hält ein hölzernes Stäbchen, jedes an einem Ende in der Hand, zerbricht es endlich in so viele Stücken, als Zeugen da sind, denen es solche mittheilet. Darauf führt man die Neuvermählte wieder aus der Kabane, und junge Mädchen begleiten in feierlichem Zuge dieselbe nach ihres Vaters Hütte, wo sie so lange wohnet, bis sie Mutter wird. Alsdann führt der Mann sie erst in seine Hütte. Wollen sie sich scheiden, so werden die kleinen Stückchen von dem Stäbchen, welche unter die Verwandten vertheilt worden, wieder in die Hütte gebracht, wo die Ceremonie vor sich gegangen ist, und daselbst in ihrer Gegenwart verbrannt.

In

Pensylvanien

hängt es von der Willkühr eines jeden ab, sich von dem Priester trauen zu lassen, oder die Heirath vor dem Richter zu schließen.

Wenn zwei Liebende einig sind, sich zu heirathen, und die Eltern nicht einwilligen wollen, so ist kein anderes Mittel, diese Verweigerung zu vereiteln, als daß beide flüchtig werden. Um aber der gerichtlichen Verfolgung zu entgehen, muß die Geliebte den jungen Menschen auf ihren Nacken nehmen, und, mit dieser Bürde beladen, vor dem Richter erscheinen. Hier legt das Mädchen das freimüthige Bekenntniß ab, daß sie ihren Liebhaber entführt habe, und bittet den Richter, ihre Heirath zu bestätigen. Dies verweigert derselbe nie, und das junge Paar tritt in die Rechte der Ehe, ohne daß die Eltern zur Vernichtung etwas unternehmen dürfen. —

Ehe der Vater auf

Terrafirma

dem Bräutigam seine Tochter übergibt, muß er, oder an seiner Stelle ein Verwandter, dieselbe sieben Nächte in seine engste Verwahrung nehmen, um dadurch zu beweisen, wie ungern er sie verliere. Darauf übergibt er sie ihrem Manne. Alle Indianer des Orts werden zum Hochzeitfeste eingeladen. Die Männer bringen Haken und Beile zur Arbeit, und jedes Weib ein halbes Maaß

Mais. Die Knaben bringen Früchte und Wurzeln, und die Mädchen Wildpret und Eier. Niemand erscheint ohne ein solches hochzeitliches Geschenk. Ein jeder legt das seinige vor die Hochzeitshütte. Sind die Gäste alle versammelt, so gehen die Männer zuerst in die Hütte, und der Bräutigam empfängt einen nach dem andern mit Ueberreichung einer voll eingeschenkten Schaale starken Getränks. Die Weiber, und dann auch die Knaben und Mädchen, folgen den Männern, und werden eben so bewillkommt.

Nun erscheinen die beiden Väter des Brautpaars vor der Versammlung. Der Bräutigamsvater hält eine lange Rede, und fängt unter den sonderbarsten Stellungen und Drehungen einen Tanz an; diesen setzt er so lange fort, bis er ganz ermüdet und völlig athemlos ist. Darauf setzt er sich auf das Knie und übergibt seinen Sohn der Braut, deren Vater in eben der Stellung sitzt und sie an der Hand hält.

Jetzt erhebt sich der Brautvater und tanzt seiner Seits. Nach Endigung des Tanzes umarmt sich das Brautpaar, und die Ehe ist geschlossen. Alles läuft hierauf aus der Hütte: die Männer ergreifen ihre Haken und Beile, und fangen an ein Stück Land zu bearbeiten, welches man den Neuvermählten angewiesen hat. Sie fällen die Bäume, harken und graben das Erdreich um. Die Weiber und Kinder säen Mais oder anderes Getreide, nach Beschaffenheit der Jahreszeit. Alle zusammen bauen daselbst eine Hütte, welche zur Wohnung für das neue Paar bestimmt wird. Wenn dasselbe in den Besitz gesetzt worden, so hängt der junge Mann alle zum Geschenk erhaltene Geräthschaften in der Hütte auf. Man bereitet nun das Chicacopa, ein starkes Getränk, in großer Menge, und trinkt so lange, als etwas da ist. Dies Fest dauert gewöhnlich drei bis vier Tage. — Aehnliche Heirathsgebräuche herrschen in Kumana; der junge Mann schätzt es sich hier zur größten Ehre, wenn ein Priester die Brautnacht mit seiner jungen Frau feiert.

Wenn sich ein

bei den Arowacken und Karaiben verheirathen will und mit dem Mädchen und seinen Eltern einig ist, so versammeln sich die Blutsverwandte und Freunde; der Vater oder einer der nächsten Freunde ermahnt den Bräutigam, für seine Frau Sorge zu tragen: täglich auf die Fischerei und Jagd auszugehen; sein Fruchtfeld fleißig zu bearbeiten, um die Haushaltung zu versorgen; und die Braut, ihrem Manne ehrerbietig zu begegnen, ihm getreu zu seyn, ihm jedesmal, wenn er zu Hause kommt, Speise und Trank vorzusetzen, und alles gehörig in Acht zu nehmen. Diese feierliche Rede wird mit Singen und Tanzen beschlossen, und der Bräutigam nimmt seine junge Frau, die öfters erst eilf oder zwölf Jahr alt ist, mit in seine Hütte, um der Heirath sogleich das Siegel aufzudrücken.

Bei den Guay-gu[illegible]es und Palencos sind mehr Feierlichkeiten gebräuchlich. Diese lassen ihre Töchter, ehe sie verheirathet werden, vierzig Tage fasten, in der Voraussetzung, daß junge Mädchen, wenn sie in diesen gefährlichen Tagen sind, alles, was sie etwa anrühren, verderben, und daß derjenige, welcher seine Füße auf eine Stelle setzt, worauf das Mädchen gegangen ist, geschwollene Beine bekomme. Um diesen und dergleichen Unheilen vorzubeugen und sie ihren Männern ganz rein zu übergeben, sperren sie das Mädchen ein, und reichen demselben während dieser Fastenzeit nicht mehr als drei Datteln von dem Palmietbaume, und drei Unzen Kassavo mit einem Kruge Wasser zur täglichen Speise, so daß das Mädchen, wenn der Hochzeitstag kommt, eher einer Leiche, als einer reizenden Braut ähnlich ist.

Die ganze Nacht vor der Hochzeit bringen sie damit zu, sich zu bemalen, zu beschmieren, und zierlich mit Federn von verschiedenen schönen Farben zu bedecken. Daher es denn öfters fast Mittag wird, ehe die Braut vollkommen angeputzt ist. Indessen kommt doch der Cacique, oder Oberste des Dorfs, nach dem Orte,

um seine Befehle, das Fest zu feiern, ergehen zu lassen. Ein Haufen von Tänzern, mit mancherlei Blumen, Federn und Federbüschen geschmückt, versammeln sich bei der Wohnung der Braut und tanzen unter Flötenspiel und Trommeln um dieselbe herum; der Bräutigam mischt sich unter die tanzenden Reihen und tanzt auf das beste mit. Während dieses Tanzes kommt die Braut zum Vorschein, von zwei alten häßlichen Indianerinnen geführt, welche abwechselnd und heulend in ihrer Sprache Lieder singen, wovon dasjenige, womit die erste anfängt, die Beschwerlichkeiten des Ehestandes und die Last des Hauswesens betrifft, wogegen aber die letzte das Vergnügen des Ehestandes besingt. Sie gehen im ganzen Dorfe herum, und wenn sie wieder nach Hause gekommen sind, finden sie die Mahlzeit bereitet, welche aus allerlei Fischen und Wildpret besteht, hierbei wird tapfer getrunken, und das Fest mit Tanzen beschlossen.

In

Quito

werden diejenigen Mädchen am eifrigsten zu Eheweibern gesucht, von denen man weiß, daß sie recht viele Liebhaber gehabt haben. Die Heirath geschieht ohne alle Ceremonie. Gefällt das Mädchen nicht, so schicken sie es ohne Umstände wieder fort, und beschweren sich beim Schwiegervater, daß er sie habe betrügen wollen, denn seine Tochter habe vorher keine Liebhaber gehabt.

* * *

Bei den

Heirathen der Sabbäer

geht es folgendermaßen zu: Sie führen Braut und Bräutigam zur Kirche. Die Verwandten und Freunde begleiten sie. Nachdem der Geistliche sie unter Gebet und Segen in sabbäischer Sprache angeredet hat, nimmt der nächste Verwandte des Bräutigams väterlicher Seite ihn auf die Schultern, und zwar so, als wenn er auf ihm ritte; eben dies thut der nächste Verwandte der Braut mütterlicher Seite mit ihr. Derjenige, welcher in Zukunft Priester zu werden denkt, nimmt auf gleiche Art

den Priester auf die Schulter. Auf diese Weise tragen sie sie dreimal um die Kirche unter Gesang, Tanz und Musik auf Kupferplatten, die sie gegen einander schlagen; alle in der Kirche Anwesende stimmen in dieses feierliche Spiel.

Hierauf führen sie Braut und Bräutigam zu Hause. Beide sind in ihrer reichsten Kleidung, mit Blumenkronen auf dem Haupte geschmückt. Die drei ersten Tage und Nächte hindurch ist es dem Bräutigam durchaus nicht erlaubt, seine Braut oder eine andere Frauensperson zu besuchen.

Ihre hochzeitliche Lustbarkeit besteht vorzüglich im Tanze. Dieser ist sehr einfach, aber desto sonderbarer. Die Mannspersonen haben in ihren Händen zwei lange Säbel, den einen in der rechten, den andern in der linken; mit diesen laufen sie umher und schwingen sie bald hoch in die Luft, bald lassen sie sie kreuzweise unter starkem Geklirre auf einander fallen. Dies geschieht unter dem Tanz, Gesang und Trompetenschall. Der Bräutigam eröffnet den Tanz und ihm folgen alle Anwesende, je zwei und zwei. Der Tanz der Weibspersonen, welcher in einem besondern Zimmer angestellt wird, ist von jenem in nichts weiter verschieden, als daß sie kleine hölzerne Stäbe in ihren Händen tragen, zwei in jeder Hand, die sie auf eben die Art, wie jene die Säbel, zusammenschlagen. Die Braut fängt den Tanz an.

In derselbigen Nacht, ehe sie die Braut in das Haus des Bräutigams geleiten, waschen sie dieselbe äußerst sorgfältig mit warmem Wasser und Seife. Darauf nehmen sie eine gewisse Art Kraut, das türkisch roth färbt, und legen es in Wasser. Ist solches ganz durchwässert, so legen sie Blätter davon der Braut auf Gesicht, Wangen, Lippen, Hals, beide Brüste, Arme und Beine. Darauf drücken sie mit einem großen Pettschafte von hartem Holze, in welches Blumen eingeschnitten sind, die Blätter dicht auf die Haut; diese lassen nun ein Gepräge zurück, das niemals verlischt. Doch lassen nicht immer alle Bräute an allen besagten Theilen des Körpers sich stempeln, sondern einige nehmen das Gepräge nur an einem oder dem andern Ort. Darauf ziehen sie

die Braut sehr festlich an und bedecken sie vom Kopf bis auf die Füße, und so bleibt sie in ihrem Hause drei Tage und Nächte bedeckt. Niemand bekommt in dieser Zeit sie zu sehen, außer ihre Hebamme, welche sie in ein Bette legt und ihr in allem zur Hand geht, was sie bedarf. Nach Verlauf dieser Zeit kommen die Angehörigen des Bräutigams und begleiten sie aus ihres Vaters Hause nach dem seinigen: unterweges geht niemand mit, außer ihre Bademutter. Im Hause des Bräutigams ist sie ebenfalls drei Tage und Nächte bedeckt.

Es wird nun für die Hochzeitgäste ein großes Gastgebot angerichtet, welches in gekochten Schafen besteht, die ganz gelassen werden, in Reissuppe, nebst einem Gemengsel von gebratnem Fleisch und Reis. Das wird auf einem großen Tisch ohne Füße und Gestell aufgetragen, und ohne Löffel und Messer auf der Erde verzehrt.

Die Morlacken.

Obgleich die morlackischen Schönen einen freien Umgang mit dem männlichen Geschlechte genießen, so steht bei ihnen doch die jungfräuliche Ehre in hohem Preise. Man sieht an Festtagen alle Frauen und Jungfrauen, alle Männer und Jünglinge von mehr als einer Stadt sich unter einander küssen, wenn sie auf dem Kirchplatze zusammen kommen. Dies schöne Schauspiel bringt jeden fremden Zuschauer auf die Vermuthung, alle gehörten zu einer Familie. Man erblickt sogar noch andre kleine Freiheiten, die sich der kühne Jüngling bei seiner Schönen ungestraft herausnimmt. Indessen verliert mit der Keuschheit ein Mädchen zugleich das Recht, den jungfräulichen Schmuck zu tragen, der in einer scharlachenen Mütze besteht, von der ein Schleier über die Schultern herunter hängt, und an dem sich oft noch einige Schnüre von Silbermünzen befinden, wenn eine vornehme morlackische Jungfrau in glänzendem Putze erscheint.

Es ist so schändlich für eine Morlackin, ihre Keuschheit verloren zu haben, daß sie sich den Armen ihrer Familie entreißt und aus ihrem Vaterlande flieht. Abbate Fortis sah den barbarischen Auftritt in einer

Kirche, daß der Priester einem Mädchen, das sich einen schlimmen Ruf zugezogen hatte und durch ihre Gegenwart diesen Ort entweihete, den jungfräulichen Schmuck abriß, und daß einer ihrer Verwandten ihr zum Zeichen der Schande das Haar abschnitt.

Es geschieht sehr oft unter den Morlacken, daß ein Mädchen von einem Jünglinge, der viele Meilen weit von ihr wohnt, zur Frau begehrt wird. Die Väter der Familien betreiben solche Heirathen, und suchen sich mit solchen zu verbinden, die unter ihren Vorfahren eine große Reihe tapferer Leute aufzählen können. Der Vater oder ein Verwandter betreibt das Werbgeschäft und läßt sich alle Mädchen des Hauses vorführen; ihre Auswahl wird meistentheils durch das Recht der Erstgeburt bestimmt.

Dieser Eheprokurator kehrt hierauf zu dem Heirathslustigen zurück und holt denselben zum Beschauen des Mädchens herbei. Gefallen sich beide, so ist die Heirath geschlossen. Man bestimmt den Tag der Hochzeit. Der Bräutigam versammelt an demselben die Angesehensten aus der Verwandtschaft, die bei dieser Feierlichkeit Suati genannt werden. Sie sind alle zu Pferde und begeben sich in einem feierlichen Zuge, auf das beste geschmückt, und besonders ihre Hüte mit Pfauenfedern geziert, nach der Wohnung der Braut. Diese wird, verschleiert und bekränzt, zwischen den Suaten zu Pferde nach der Kirche geführt. Nach vollendeter Kirchenceremonie wird sie unter Abfeuerung von Flinten und Pistolen, unter lärmendem Zujauchzen und wildem Freudengeschrei in ihr väterliches oder in das Haus ihres Bräutigams zurück begleitet. Jeder von den Suaten hat sein besonderes Amt während dem Zuge und bei der Mahlzeit.

Das Mittagsessen des ersten Tags wird zuweilen in dem Hause der Braut, meistens aber bei dem Bräutigam gehalten. Bei diesen Gastmahlen herrscht die ausschweifendste Unmäßigkeit im Essen und Trinken. Obst und Käse eröffnen die Tafel, und die Suppe macht den Beschluß.

Der Nachmittag wird mit Tanzen, mit Singen alter Volkslieder, mit körperlichen und andern scherzhaften

Spielen zugebracht. Nach dem Abendessen wird das Brautpaar in das Brautgemach begleitet, welches gewöhnlich der Keller oder der Viehstall ist. Einer von den Suaten führt die Braut zu Bette und löst ihr den Gürtel auf, das übrige Auskleiden verrichten einander Braut und Bräutigam. Sobald sich das Brautpaar im Hemde befindet, entfernt sich der Suate und horcht an der Thüre, um den glücklichen Erfolg der ersten Umarmung mit einem Pistolenschuß bekannt zu machen, worauf sogleich einige andere von den Suaten antworten. Macht der Bräutigam aber die unangenehme Entdeckung einer nicht verwahrten Keuschheit, so hat die Feierlichkeit augenblicklich ein Ende.

Diese Hochzeitfeste dauern drei, sechs, acht und mehrere Tage, nachdem die Familie, die sie anstellt, mehr oder weniger reich oder verschwenderisch ist. Die junge Hausfrau findet am meisten ihre Rechnung dabei, indem sie binnen dieser Zeit beträchtliche Geschenke gewinnt, die den Grund zu ihrem künftigen kleinen Eigenthum legen. Jeden Morgen bringt sie den Gästen Wasser zum Handwaschen, wobei ein jeder ein Stück Geld in das Waschbecken werfen muß.

Auch erlaubt die Gewohnheit einer solchen neuvermählten Frau, die Suaten auf verschiedene Art zu necken, ihnen ihre Opanken (Schuhe), ihre Mützen und Messer und andere dergleichen Dinge zu verstecken, welche sie alsdann mit einer Geldsumme, die von der Gesellschaft bestimmt wird, wieder auslösen müssen.

Neben diesen theils freiwilligen, theils abgedrungenen Kontributionen, muß ein jeder von ihnen, nach eingeführtem Gebrauche, der Braut ein Geschenk machen, das sie von ihrer Seite am letzten Tage mit einigen kleinen Geschenken, die aus Hemden, Brusttüchern, Halsbinden, Mützen und andern dergleichen Kleinigkeiten bestehen, erwiedert.

Die Hochzeitgebräuche sind sich durch die ganze Morlachei, kleine Besonderheiten abgerechnet, einander ziemlich ähnlich. In dem Dorfe Novaglio, auf der Insel Pagus, herrscht z. B. der Gebrauch, daß die Eltern in dem Augenblick, da sie ihre Tochter dem Bräu-

tigam übergeben, nicht unterlassen, ihm zugleich alle schlimmen Eigenschaften seiner jungen Frau mit weitläuftigen Karrikaturgemälden zu schildern. Z. B.: „Weil du sie durchaus haben willst, so wisse, daß sie eine nichtswürdige Kreatur ist, hartnäckig, eigensinnig u. s. w." Hierauf kehrt sich der Bräutigam mit einer unwilligen Miene gegen die Braut: „O wenn du so bist, sagt er zu ihr, so werd' ich dir den Kopf schon zurecht zu setzen wissen," gibt ihr dabei das Zeichen zu einer derben Maulschelle, tritt mit geballter Faust auf sie zu, oder erweist ihr andere Zärtlichkeiten dieser Art.

Die hochzeitlichen Feierlichkeiten bei den

Wallachen

in der Moldau nehmen mit Gastereien in den beiderseitigen Wohnungen der Verlobten ihren Anfang, wozu die Gäste mancherlei Lebensmittel mitbringen. Bei dem dritten Gastgebot am Sonnabend (das erste ist am Donnerstag) überschickt der Bräutigam seiner Braut durch einen seiner Verwandten, in Begleitung von Musik, verschiedene Geschenke, worunter sich ein Paar schön genähte und mit Perlen besetzte Weiberhosen befinden. Der Bräutigam selbst überbringt seinem Beistande oder Gevatter unter dem Schall einer andern Musik einen neuen Teppich, nebst ein Paar Luchs- oder andern Pelzen zum Geschenk, und beide kehren wohl bezecht in das väterliche Haus des Bräutigams zurück.

Des Tages darauf, am Sonntage, während von schön geschmückten Mädchen in dem untern Hofe vor des Bräutigams Wohnung der gewöhnliche Reihentanz mit sittsamem Anstand beginnt, holt der Bräutigam seinen Naschut oder Gevatter wieder ab, und reitet unter Musik, von guten Freunden und einem Haufen von Seimenier oder rothen Soldaten umgeben, nach der Behausung der Braut. Hier erwartet er im Hofe die Brautgevatterin; sobald diese ankömmt, verfügt sie sich zu der Braut und führt solche verschleiert in den Hof hinab. Ein Zuber voll Wasser wird vor den Füßen des Pferdes, auf welchem der Bräutigam sitzt, ausgegossen, worauf dieser sogleich absteigt.

Beide, Bräutigam und Braut, begeben sich nun, von ihren Beiständen oder sogenannten Gevattersleuten geführt, in den Saal, knieen vor dem Priester nieder und sprechen demselben das Hochzeitgebet nach. Ist dieses geschehen, so nimmt die Braut unter Vergießung vieler Thränen von ihren Eltern Abschied. Man setzt sich hierauf in Wagen, die Gevatterin ergreift ein volles Glas Wein und gießt solches auf die Erde, zerbricht eine Bretzel und wirft das eine Stück zum rechten, das andere zum linken Schlage der sechsspännigen Kutsche heraus. Hiermit eröffnet sie den Zug über die mit Blumen und Zweigen bestreute Straße nach der Kirche, wo die Trauung nach griechischem Ritual mit vielen Ceremonien geschieht.

Diese Ceremonien bestehen darin, daß sie unter vielen, für eine jede Handlung besonders bestimmten Gebeten, worunter auch das Evangelium von der Hochzeit zu Kana begriffen ist, die Ringe dreimal wechseln. Sie legen die Hände kreuzweis in einander, setzen eiserne Kronen auf und thun dem trauenden Priester aus einem Becher einigemal Bescheid. Auch empfangen sie von demselben ein in Honig eingetauchtes Stück Brod, nach welchem er sie zum Spaß einigemal schnappen läßt. Hierauf werden sie von dem Priester und seinen Ministranten, die einen Freudengesang anstimmen, und von ihren Beiständen um das Pult, worauf das Liturgiebuch liegt, mit brennenden Kerzen in der Hand und mit tanzenden Schritten herumgeführt. Zum Beschluß wirft das Brautpaar etwas Geld, oder wenn es arm ist, Nüsse und Kastanien unter die Zuschauer in der Kirche.

Nach vollendeter Trauung wird im Hause der Braut ein hochzeitliches Mahl gegeben, wobei aber das Brautpaar nicht erscheinen darf, sondern es muß von einander abgesondert, und zwar die Braut immer verhüllt und von dem Bräutigam ungesehen, in einem besondern Zimmer speisen.

Sulzer bemerkt, daß diese Gewohnheit, so wie jene, nach welcher die Mädchen von jeder Mannsperson, selbst die Braut von ihrem Bräutigam, bis nach vollbrachtem Beilager ungesehen bleiben mußten, unter den vorneh-

men Wallachen altmodisch zu werden anfängt, seitdem der heutige Fürst in der Wallachei seine Tochter mit Fränkischer Freiheit, wie sie es nennen, erzogen und verehlicht hat. Es wird jedoch noch von vielen Bajaren dieses alte wallachische Herkommen in Ehren gehalten und pünktlich befolgt.

In Siebenbürgen sind sie noch so streng, daß der Bräutigam mit seinen Gästen und Anverwandten nicht einmal in der Braut Behausung speisen darf, sondern ein jeder Theil der Verlobten und Getrauten bewirthet die Seinigen bei sich in seinem eigenen Hause, und nur erst den folgenden Tag, da den Abend zuvor die Braut dem Bräutigam zugeführt und beigelegt worden, versammeln sich die beiderseitigen Gäste an einer Tafel in des Bräutigams Behausung. Auf diese Tafel, bei welcher die junge Frau zum erstenmal ohne Schleier erscheint, wird unter gemeinen Leuten, sowohl im Cis- als Transalpinischen Dacien, eine Schüssel gesetzt, in welche die Geschenke für die neuen Eheleute gelegt werden.

Bei den Adlichen pflegen die beiderseitigen Schwiegereltern in der Wallachei an diesem Tage mit ihren neuen Schwiegerkindern ganz allein zu speisen, und während der Mahlzeit läßt der Vater der jungen Frau durch den ganzen Schwarm seiner Dienstboten unterm Schalle der Trompeten und anderer Instrumente seinem neuen Eidam den Hausrath feierlich übergeben, den er seiner Tochter zur Ausstattung bestimmt hat. Dieser Gebrauch ist aber nicht mehr so allgemein, als vorhin; darin bleibt man jedoch der alten Sitte getreu, daß die Hochzeitschmausereien wenigstens volle acht Tage dauern, denn erst am zweiten Donnerstage werden dieselben mit dem letzten öffentlichen Gastmahle in dem väterlichen Hause der jungen Ehefrau beschlossen, und wenn es der Vater oder die Mutter im Vermögen hat, so empfängt nach dieser Mahlzeit der Schwiegersohn ein gesatteltes Pferd, die Tochter aber einen sechsspännigen Staatswagen zum Geschenk, worin sie in feierlichem Zuge heimgeführt wird.

Während der junge Mann beschäftigt ist, seiner neuen Bettgenossin den Gürtel zu lösen, machen, nach Raicewich's Bemerkung, die Verwandten der Braut Jagd

auf die jungen Brüder und nächsten Blutsfreunde des Bräutigams, um an ihnen, wie sie vorgeben, das Vergeltungsrecht auszuüben und die schmerzhafte Gardinenscene des jungen Mädchens zu rächen.

Nach der Ankunft in dem Hause des Bräutigams werden die Neuvermählten, nachdem vorher einige Becher Wein ausgeleert worden, von den Brautführern in das Schlafzimmer begleitet.

Die im Punkte der Keuschheit der jungen Frau gemachten Entdeckungen verbirgt der Mann, besonders vor seinen Schwiegereltern, in den ersten Tagen sehr sorgfältig, denn dieselben müssen drei Tage nach der Hochzeit mit allen Blutsfreunden ihre Tochter besuchen, welche Reise der große Weg genannt wird, weil auf demselben den Eltern entweder viele Ehre oder Schande widerfährt.

Wird die Tochter als unbefleckte Jungfrau befunden, so herrscht nicht nur unter der ganzen Familie die ausgelassenste Freude, sondern die Eltern werden auch mit einer ansehnlichen Mahlzeit bewirthet; und nachdem zum zweitenmal Essen aufgetragen worden, so erscheint auf einer Schüssel das Brauthemd mit den ehrenvollen Urkunden der aufbewahrten Keuschheit. Dieses Schaugerichte geht von Hand zu Hand, und keiner reicht es seinem Nachbar, bevor er nicht, zur Bezeugung seines Wohlgefallens, ein kleines Geschenk auf die Schüssel gelegt hat. Doch geschieht dies nur bei den gemeinen Leuten; unter den Vornehmen erlaubt die Delikatesse nur den Schwägern die Besichtigung der Geheimnisse der Brautnacht.

Findet sich aber der junge Mann in seiner Erwartung betrogen, so versammelt er am andern Tage alle seine Verwandte und macht ihnen die Schande seiner jungen Frau kund. Diese bringen, wenn die Eltern der Frau ankommen, einen schlechten Karren mit zerrissenen Riemen herbei, setzen die junge Frau auf denselben, spannen ihre Eltern statt der Pferde daran, und zwingen sie unter Schlägen, ihre darauf gesetzte Tochter als eine H — nach Hause zu ziehen. Dieses darf niemand auf der Straße oder unterweges verhindern, und wenn sich jemand unterstünde, die Eltern davon loszumachen, so

würde er, außer einer Tracht derben Prügel, auch noch von dem Richter als ein Uebertreter der Gesetze und Landesgebräuche bestraft werden. Der beleidigte Mann behält die ganze Mitgabe, und wenn er Kosten auf die Hochzeit verwendet hat, so bekommt er sie von den Eltern seiner zurückgeschickten Braut auf Befehl des Richters zurück.

Um dieser Schande nicht ausgesetzt zu seyn, halten die Vornehmen ihre Töchter in der strengsten Eingeschlossenheit, lassen sie nicht einmal die Kirche besuchen, und erlauben selbst den Bräuten nicht, sich vor ihren Freiern zu entschleiern oder nur mit ihnen zu sprechen. Sulzer bemerkt, daß dieser letztere Umstand bei den Wallachen so wie bei den Slaven deswegen eingeführt ist, damit die häßlichen Gesichter nicht ohne Männer bleiben möchten. Daher geschieht es denn nicht selten, daß mancher Bräutigam, in der süßen Erwartung, eine schöne Rahel zu umarmen, vor einer triefäugigen Lea zurückfährt.

Hat sich aber dennoch ein wallachisches Fräulein, bei aller Einsperrung, gewisser Schwachheiten schuldig gemacht, so suchen sie den jungen Mann durch einen reichen Brautschatz an Dörfern und Gelde zu entschädigen; will er sich aber durchaus nicht befriedigen lassen, so nehmen sie die Tochter wieder zu sich, und erlauben ihm, eine andere zu heirathen.

Ein Jahr nach der Hochzeit versammeln sich alle Verwandten, den Jahrstag der Trauung zu feiern. Es werden nun auch jene Angriffe auf die Verwandten des Mannes erneuert, die man in der Brautnacht versuchte, jedoch mit der Nachgiebigkeit, daß den Jünglingen frei steht, mit Weine sich loszukaufen.

Wenn ein

Serbe

aus der Gegend von Kamenz in der Oberlausitz ein Mädchen aus einem andern Dorfe heirathen will und mit seinem Brautwerber (Druschba) und Begleitern angezogen kommt, so läßt er den Richter des Dorfs fragen, ob es einigen fremden Männern erlaubt sey, herein zu kommen; worauf er die Antwort erhält: wenn sie

ehrliche und brave Leute sind, so mögen sie in Gottes Namen kommen, aber nur der alten Weiber und jungen Kinder schonen. Dies scheint sich auf die Gewohnheit, Bräute zu rauben, zu beziehen.

Die serbischen Jünglinge haben noch jene mitternächtliche Freiheit bei ihren Bräuten, Frejot genannt, die bei den Schwarzwäldern und Hochschottländern Kommnächte, Probenächte, in der Schweiz der Kilpgang, in Franken das Fenstergehen, in Böhmen Bettelnächte, und in Sibirien das Busenrecht heißen.

Sonntags vor der Hochzeit schicken die geladenen Gäste Flaschen voll Käse zu den Kuchen und eine mit Butter hoch aufgethürmte Butterbüchse. In der Gegend von Kamenz senden diejenigen, welche bei der Verlobung gegenwartig waren, nach dem ersten Aufgebot Gänse, und die Weiber, welche zur Hochzeit kommen, bringen Butter und Käse mit.

Die Einladung geschieht zu Pferde; der Bräutigam hat einen Degen, auch oft Pistolen.

In der Gegend von Kamenz versammeln sich die Dirnen am Abend vor dem Hochzeittage bei der Braut und singen ein Brautlied, das noch Spuren von dem alten Beklagen der Jungfrauschaft zu tragen scheint.

Am Hochzeittage versammeln sich die Freunde des Bräutigams bei demselben und begleiten ihn unter Musik zur Braut. Alle erscheinen im feierlichen Gewande.

Die Braut trägt auf dem Kopfe eine schwarz sammetne nach oben zugespitzte Mütze, die oben offen ist, hinten einen runden Absatz hat, der Borda genannt wird. Diesen umgibt ein messingener Reifen, woran Sternchen von eben diesem Metall hängen. Auf der Spitze der Borda sitzt der Kranz von grüner und rother Seide. Um den Hals trägt sie Korallen, darüber hängen an einer Schnur eine oder zwei Reihen altes Geld, mehrentheils Thaler mit Oehrchen, herunter. Ihre Arme sind mit einem Band umwunden, damit sie, die Ungewisse*), nicht entfliehen oder leicht geraubt werden könne. Um den Leib haben sie einen Gürtel oder Band. Jetzt tragen sie ordentliche Strümpfe und in den Schuhen Schnal-

*) So heißt die Braut noch bei den mehresten slavischen Stämmen.

len, doch an vielen Orten zeichnen sie sich noch, wie ehemals, durch rothe oder weiße gewickelte, oder in Falten oder Rollen gelegte Strümpfe und gebundene Schuhe aus.

Der Braut wird eine Matrone zur Aufsicht gegeben, die Slonka, und bei den Deutschen in Meißen und der Lausitz Salzmeste heißt.

Mit vielem Gepränge und unter Musik beginnt nun der Zug nach der Kirche. Man singt dabei:

Wir führen sie, wir führen sie,
Wir haben sie, wir haben sie,
Und geben sie sonst niemand! *)

Die Salzmeste nimmt zerschnittene Kuchen mit in die Kirche und wirft sie beim Heimgange unter die Leute. Ihre Gastgebote gränzen an Ueberfluß und Verschwendung. Die Slonka bedient die Braut und bringt ihr von jedem Gerichte den ersten Bissen in den Mund. Die Braut steckt über Tische ein Stückchen Brod ein, das sie sorgfältig aufhebt, und welches nie schimmeln oder verderben, sondern zu vielen Dingen gut seyn soll **). Die Hochzeitgeschenke werden, wie bei den übrigen Slaven, mit vielen Ceremonien überreicht.

In der Gegend von Budissin schenkt die Braut, wenn sie in ihre Wohnung kommt, der zuerst ihr begegnenden Person ein Brod. In manchen Orten läßt sie alle Zuschauer aus einem Milchgefässe Bier trinken. Den Tag nach der Hochzeit muß sie sogleich die beim Hochzeitmahl gebrauchten Tücher waschen. —

Unter den übrigen europäischen National-Feierlichkeiten bei Hochzeiten (die sich einander ziemlich ähnlich sind) verdienen noch einige Eigenheiten der

*) Wedzemy ju, wedzemy ju,
Mamy ju, a mamy ju,
Et nikomu je hewek ujedami.

Man sieht hieraus, daß die Braut ehemals mit Gewalt genommen und gegen Räuber vertheidigt werden mußte.

**) Mit dem Brod zeigt sich bei der schon vorhin angeführten Sitte ein ehrwürdiger Gebrauch. Es hat wahrscheinlich, als Symbol der Fruchtbarkeit und des Ueberflusses, hierzu Anlaß gegeben. Bei der Trauung der Wallachen werden sie vom Priester mit einem in Honig getauchten Brod gespeiset. Die Kassubischen Brautleute beißen aus einem Brode ein Stückchen aus und heben dasselbe auf.

bemerkt zu werden. Ueberhaupt wird bei diesen ein ungezwungener Umgang zwischen jungen Leuten beider Geschlechter, besonders in den niedern Ständen, so sehr als Würze, wo nicht als Bedürfniß des Lebens betrachtet, daß gewiß zwei Dritttheil aller Bürger- und Bauermädchen ihre bestimmten Liebhaber besitzen, von denen sie spät oder früh, nachdem es die Umstände erlauben, geehelicht werden. Oft dauern solche Verbindungen zehen und mehrere Jahre, ohne daß man einander dadurch gleichgültiger würde.

In verschiedenen Gegenden gibt es ganz besondere Sitten und Gebräuche, die den verliebten Umgang junger Leute begünstigen. In Nordholland z. B. gehen die jungen Bursche auf dem Lande gegen Abend vor die Hausthüre der jungen Mädchen, die schon auf dergleichen Besuche gefaßt sind, klopfen an, werden gefragt, was ihr Begehr sey? thun hierauf ihrer Schönen eine scherzhafte Liebeserklärung, oder schützen sonst einen Vorwand ihres Besuchs vor, und finden ihn auf alle Fälle in der Bitte, ihre Pfeife anzünden zu dürfen. Gefällt der junge Mann, ist das Mädchen etwa gar schon mit ihm näher bekannt, oder auch nur um Gesellschaft verlegen, so öffnet sich die Thüre, andere Paare kommen dazu, und nun wird die Nacht fröhlich durchschwärmt. Beim Anbruch des Tages bringt jeder Liebhaber sein Mädchen nach Hause; denn in Nordholland ist nicht Hesper, sondern der Morgenstern der Stern der Liebe. Auf der Insel Texel heißt daher dieser Gebrauch auch Krieken, d. i. Grauen des Tags, oder Morgendämmerung; weil dieses eine alte hergebrachte Sitte ist, so halten sie die Eltern für sehr löblich, und sagen nicht nur nichts dagegen, sondern würden selbst sehr verlegen seyn, wenn ihre Töchter nicht zu dergleichen Parthien gezogen würden und keine nächtlichen Besuche erhielten.

In dem nordholländischen Dorfe Schaagen herrscht eine andere hierher gehörige Sitte, die vielleicht Gelegenheit zu der niederländischen Volkssage von einem Schaagen'schen Mädchenmarkt gegeben hat. Hier

pflegen sich nämlich um die Kirchmeßzeit*) die Mädchen in ihrem schönsten Putze zu zeigen, und die Spaziergänge, vor allen aber den Kirchhof, als den bestgelegensten, zu besuchen, um einen Kirmeßburschen zu fesseln. Die jungen Mannsleute benutzen diese willkommne Gelegenheit, begeben sich auch zu diesen Rendezvous, und suchen sich eine Schöne aus, bei der sie den ganzen Jahrmarkt über den Liebhaber spielen, sie in allem frei halten, und nicht eher von der Hand lassen, bis das Fest ein Ende hat.

Andere ähnliche Gebräuche herrschen in den übrigen Gegenden von Holland, andere aber sind, ihrer mißlichen Folgen wegen, durch strenge Verbote abgeschafft worden. Zu diesen gehört besonders das Queesten, welches ehedem auf der Insel Vlieland, dem Helder und in einigen andern Gegenden von Nordholland im Schwange ging. Hier waren nämlich die Eltern, welche mannbare Töchter hatten, verbunden, eine Scheibe über der Hausthüre auszuheben, zum Zeichen, daß man hier queesten könne. Das Queesten selbst geschahe auf folgende Weise. Ein junger Bursche, der Lust hatte, sich näher mit einem Mädchen bekannt zu machen, begab sich zur Abendzeit an ihre Thüre, und machte Anfangs einen Versuch, durch gute Worte, Schmeicheleien, Versprechungen und andere zärtliche Mittel ins Haus zu kommen. Glückte dies nicht, so stieg er durchs Fenster hinein, und nun mußte ihm das Mädchen erlauben, sich zu ihr ins Bette legen zu dürfen, jedoch nur zwischen die wollene und Kattundecke, so daß sich allezeit eine Decke zwischen ihm und dem Mädchen befand. Der Texel'sche Kroniker sagt, daß bei solcher zärtlichen Liebeswerbung Zucht und Ehrbarkeit allezeit Wache gehalten hätten.

Dergleichen Begünstigungen finden aber bei der gebildeteren Klasse nicht statt. Will ein junger Mann die Erlaubniß erhalten, ein Frauenzimmer in ihrer Wohnung zu besuchen, so muß er ernsthafte Absichten haben, solche den Eltern und Vormündern entdecken und sie

*) Mit den Kirchmessen sind in den Niederlanden die Jahrmärkte verbunden, daher heißt Kirchmeß überhaupt so viel als Jahrmarkt.

in sein Interesse ziehen. Darf er sein Mädchen einmal öffentlich besuchen, so ist dies ein sicheres Zeichen einer bevorstehenden Ehe. Bekanntlich halten die Niederländer die Ehe für nichts weiter als einen feierlichen bürgerlichen Vertrag, bei dessen Schließung die Geistlichkeit eigentlich nichts zu thun hat, und wobei die Prokuratoren weit mehr als die Beichtväter zu Rathe gezogen werden.

Sobald die interessirten Partheien übereingekommen sind, wird der Verlobungstag festgesetzt. Der Bräutigam begibt sich an solchem mit seinem Vater und die Braut mit ihrer Mutter oder ein Paar andern Zeugen auf das Rathhaus, wenn die Verlobung aber auf dem Lande geschieht, zum Amtmann oder Gerichtsactuar des Dorfes. Hier werden die Kontrahenten gefragt, ob sie einander zu heirathen Willens sind? und ihre Erklärungen niedergeschrieben. Gewöhnlich nennt man diese Handlung das Anzeichnen (aantekenen); in Amsterdam bezeichnet man sie unter dem Bürgerstand mit dem Ausdruck vor die rothe Thür gehen: weil die Ehestandsrichter sich vor Zeiten in eine Kapelle in der sogenannten alten Kirche versammelten, die eine rothe Thüre hatte. Die elterliche Einwilligung wird nur dann unumgänglich zu dem Verlöbniß erfordert, wenn das Brautpaar noch nicht die Jahre der Mündigkeit erreicht hat, d. h. wenn das Mädchen noch unter dem zwanzigsten und der Bräutigam noch unter dem fünf und zwanzigsten Jahre ist, außerdem aber nicht. Nach geschehener Anzeichnung lassen sich reformirte Brautleute drei Sonntage nach einander in der Kirche, andere Glaubensgenossen aber auf dem Rathhause aufbieten. In dieser Zeit schenkt man sich den Mahlschatz. Unter den gemeinen Klassen besteht solcher, wie in Deutschland, in einem goldnen Ringe, und bei den Vornehmern außerdem in allerhand Kostbarkeiten. Diesen Trauring tragen die Frauenzimmer an der linken, hernach aber an der rechten Hand, und zwar gemeiniglich am Daumen.

Die Tage zwischen dem Verlöbniß und der Hochzeit werden durch kleine Feste und mancherlei Feierlichkeiten ausgefüllt. Angesehenen Leuten auf dem Lande errich-

ten ihre Freunde Ehrenpforten, flechten ihnen Kränze, und hängen solche an ihren Thüren auf. Ist das Brautpaar im Verdacht, Amors Freuden zu früh gekostet zu haben, so flicht man ihnen statt der Palmen Strohkränze, oder hängt ihnen auch wohl eine Strohpuppe über die Thüre, oder bestreut die Straßen vor dem Hause mit gehacktem Stroh u. dergl. Die Verlöbnißmahlzeit zeichnet sich durch Tafelstreuen aus, welches darin besteht, daß man die Tafel mit Blumen und allerhand gefärbtem Sand künstlich bestreut.

Kurz vor der Hochzeit werden Freunde und Nachbarn auf die Brautsthränen geladen. Bei den Vornehmen bestehen solche in Rheinwein oder Pontak, welchen man mit Zucker, Zimmt und andern Gewürzen, auf Art des Hypokras, bereitet. Bei dem gemeinen Volk nimmt man gewöhnlich rothen Wein mit Zucker dazu. In Amsterdam und andern Städten pflegt man mehrere Flaschen von diesen Brautsthränen mit vielem Gepränge an Freunde und Verwandte zu schicken und für sich selbst einen beträchtlichen Vorrath davon aufzubewahren, um bei Geburtstagen und andern feierlichen Gelegenheiten Gebrauch davon zu machen.

Am Hochzeittage selbst eilen die Freundinnen der Braut, sie anzukleiden. Die ganze Familie versammelt sich im Hochzeithause, und das Brautpaar begibt sich, wenn es vor der herrschenden Religion ist, nach der Kirche, um sich trauen zu lassen. Gegenwärtig gehört es zum Modeton, diesen Akt in einer französischen oder englischen Kirche zu verrichten, und es trifft sich zuweilen, daß beide Brautleute kein Wort von der fremden Sprache verstehen, in der die Trauungsformel gesprochen wird, so daß der Küster dem Brautpaar das entscheidende oui oder yes in die Ohren flüstern muß. Indessen können Trauung und Aufgebote bei den Reformirten eben so wohl, als bei andern Religionsverwandten vor dem weltlichen Richter geschehen. In diesem Falle geht das Brautpaar nach dem Rathhause; die Heirathskommissarien ermahnen es zur Treue, Friede und Eintracht, stellen ihm ein Certifikat über den vollzogenen Vertrag aus, und damit hat die Feierlichkeit ein Ende. Man begibt sich nach

Hause, begeht den Tag nach seinen Umständen, und erfüllt das göttliche Gebot: seyd fruchtbar! mit eben dem Eifer, als wenn es ein Priester durch seine Trauungsformel eingeschärft hätte.

Ehen, die nicht auf diese Weise vollzogen sind, werden für ungültig gehalten und als Konkubinat nach einer gewissen Taxe bestraft; ein monatlicher Konkubinat wird mit 100, ein zweimonatlicher mit 200, ein dreimonatlicher mit 7000 Gulden, und ein längerer mit willkührlicher Geldbuße und einer zehnjährigen Verbannung bestraft.

Was in andern Ländern der Klerus thut, geschieht hier von der weltlichen Obrigkeit; sie belegt den Eintritt in den Ehestand mit einer Abgabe. Ehe nämlich das Verlöbniß auf dem Rathhause vollzogen wird, legt man dem Brautpaar eine in verschiedene Klassen vertheilte Rechnungsliste vor, um sich selbst zu schätzen. Von dieser Vermögensangabe hängt zum Theil der Kredit der jungen Eheleute ab. Daher zeichnen sich gewöhnlich alle nur etwas wohlhabende in die erste oder zwölftausend Gulden Klasse, und zahlen für diese Ehre sechzig Gulden. So unpolitisch und zweckwidrig diese Einrichtung ist, so hat sie doch nicht den geringsten Einfluß auf die Nation, und wenn die Menge der Ehen als ein Maaßstab der Sittlichkeit einer Nation angesehen werden kann, so sind die Niederländer noch immer die moralischste Nation unter den Europäern, da bei ihnen auf 64 Menschen jährlich eine Ehe kommt.

Die Feierlichkeit, womit die Niederländer das 25. und 50. Jahr nach ihrer Verbindung zu begehen pflegen, beweist, wie sehr sie eine glückliche Ehe zu schätzen wissen. Jenes nennen sie die silberne, und letzteres die goldne Hochzeit. Ehegenossen, die diese Periode erreichen, lassen sich aufs Neue feierlich in der Kirche einsegnen, wobei gewöhnlich die ganze Nachkommenschaft gegenwärtig ist. Wohlhabenden Personen werden bei diesen Gelegenheiten Jubelmedaillen geschlagen, sie selbst geben Mahlzeiten, woran nicht nur die ganze Familie, sondern auch alle Bekannten Theil nehmen. Für ein fühlendes Herz kann es kein reizenderes Fest geben, als bei einer

solchen Jubelhochzeit eines greisen und noch muntern Paars-Kinder, Enkel und Urenkel das reinste Opfer der Liebe auf eine so mannigfaltige Art darbringen zu sehen.

Unter den verschiedenen Religionskasten zeichnet sich das Eigenthümliche der

Herrenhuter

bei Hymens Feier vorzüglich aus. Bei uns ist die Heirath entweder eine Art von Handel, oder die Wahl der Empfindung, oder in höchst seltenen Fällen ein Geschäft der Vernunft. Bei den Herrenhutern ist die Heirath weder ein Werk des Geizes, der Liebe, oder der Vernunft, sondern das Geschäft der — Würfel.

Wie bekannt, sind in allen Herrenhuterischen Anstalten die unverheirathen Mädchen und Jünglinge von einander abgesondert. Aller Umgang ist den beiden Geschlechtern mit einander untersagt; sie sehen sich höchstens in der Kirche oder im Vorübergehen einmal, und wenn der leidige Amor einmal durch die Augen eines Mädchens und eines Jünglings sich einen Weg in ihrer beiden Herzen zu eröffnen wußte, so macht dies das Ding auf keine Weise besser; die Gesetzgeber der Brüderschaft haben durch die strenge und genau befolgte Absonderung beider Geschlechter diesem Tausendkünstler eine so feste Barriere entgegengesetzt, daß es ihm nur sehr selten gelungen ist, einen Schleichhandel von Liebe mit der herrenhuterischen Jugend zu treiben.

Ueber die heirathslustige Jugend werfen die strengen Vorsteher das Loos, das einzige bei den Herrenhutern erlaubte, und gewiß das allergefährlichste Hazardspiel. Man kündigt dem jungen Manne an, welche Frau auf seinen Wurf getroffen ist, und er hat keine Freiheit weiter, wenn etwa seine Augen schon in der Kirche gewählt haben, als zu diesem Gottesurtheile nein zu sagen. Er darf es nicht einmal wagen, die zu nennen, die sein Auge liebt. Er muß unverheirathet bleiben, oder er muß aufhören, Herrenhuter zu seyn, wenn er sich diesem strengen Gesetze nicht unterwerfen will.

„Abscheulich! abscheulich!" werden hier die jungen Damen ausrufen; „also das Loos gibt einem Mädchen ei-

nen Mann, der etwa häßlich ist, wie die Nacht, oder der mürrisch, oder von einem schlechteren Stande ist, oder — (der Himmel weiß, wie viel Oder man hier herzählen könnte); — welch fürchterliches Unglück muß nicht durch dieses unmenschliche Gesetz in allen Ehen bei den Herrenhutern entstehen; da müssen auch wohl die Ehescheidungen äußerst leicht zu erhalten seyn?" —

Gerade der entgegengesetzte Fall; die Ehescheidungen sind äußerst schwer, nur der Ehebruch und eine vollkommene Abneigung kann nach den Gesetzen der Brüdergemeinde eine Ehe scheiden! In allen herrenhutischen Kirchenarchiven liegt nicht eine Klage auf die Ehescheidung! Und Processe dieser Art, welche unsere Richter täglich beschäftigen, sind ganz etwas Unerhörtes. — Bedarf man einen überzeugenderen Beweis von glücklichen Ehen?

Dieses unbegreifliche Wunder löst sich, sobald man einen Blick auf unsere und die Lebensart der Herrenhuter wirft. Lebten sie, wie wir, unter den mannigfaltifaltigen Zerstreuungen, unter den tausendfachen Bedürfnissen des Mannes und des Weibes, die sich durchkreuzen, und den so vielfachen Verhältnissen, worin bei uns Mann und Weib gegen einander stehen, durch Luxus, Gesellschaft, Vergnügungen, Beschäftigungen, Kleidung, Kinderzucht u. s. w., so würde eine gute Ehe bei den Herrenhutern, die das Loos geschlossen hätte, ein noch weit selteneres Wunder seyn, als sie es bei uns ist. Der Herrenhuter, von Jugend auf zu dem einfachsten Leben, zur steten Arbeit gewöhnt, gewöhnt zum Gehorsam gegen die Befehle seines Obern, ohne darüber zu urtheilen, empfängt sein Weib, wie der alte Grieche, einen Befehl, den die phythische Priesterin auf ihrem heiligen Dreifuß aussprach. Sie zieht in sein Haus, und er hat, ohne im mindesten seine Beschäftigung oder seine Lebensart deshalb zu ändern, ein Weib, und durch das Weib die große Bequemlichkeit, sich nicht mehr dem langweiligen Zwange des Brüderhauses unterwerfen zu müssen. Seine Frau hat durch die Ehe ebenfalls eine Bequemlichkeit mehr erhalten, sich von dem Zwange des Schwesterhauses befreit zu sehen, ohne ebenfalls etwas anders in ihrer Lebensart geändert zu haben.

Mann und Frau stehen auf, trinken stumm oder unter wenigen Worten Kaffee, gehen an ihre Arbeit, essen Mittags, arbeiten bis Abends, essen dann und gehen schlafen. Woher sollen bei dem häuslichen, wortarmen, immer beschäftigten Herrenhuter Ursachen zu Streitigkeiten kommen? Die Kinderzucht hat ihre bestimmten Regeln: Fleiß und Beten. Putz für Mann und Weib ist bestimmt, Gesellschaft ist wenig und ohne alle mögliche Unordnungen, Vergnügungen sind wie nach Klosterregeln abgezählt. —

Allein dies Leben, verdient es den Namen eines glücklichen? — Wo die süßen Ergießungen des Herzens nicht durch Feinheit, kleine Verlegenheiten, Selbstentschluß, gegenseitige Hülfe und gegenseitiges Verzeihen die Würze des Lebens sind; wo das Weib des Mannes nur bedarf, um Mutter zu werden, und der Mann des Weibes nur, um seinen Namen fortzupflanzen, da kann unmöglich Glück wohnen. —

Zu gleicher Zeit aber führen diese unglücklosen Ehen der Herrenhuter auf die ernsthafte Bemerkung: wie glücklich könnten bei uns der größere Theil unserer Ehen seyn, da bei uns Herz und Neigung, Ueberlegung und Vernunft freie Wahl haben, wenn wir nur einigermaßen zu einer simplen, natürlichen Lebensart zurückkehren wollten, von welcher uns Luxus, Eitelkeit und die Sucht, in Kleinigkeiten zu glänzen, vertrieben haben; häusliches Leben würde die meisten Quellen des Elendes in den Ehen verstopfen, und die Liebe, welche unsere Ehen schließt, würde Leben und Freude, Fröhlichkeit und Wonne an der Seite des jungen Weibes in jede Hütte einführen.

Die Feierlichkeiten bei der Verlobung und Trauung bei den Herrenhutern sind übrigens sehr einfach. Jene geschieht in Gegenwart der Aeltesten der Brüderschaft und der nächsten Verwandten, diese vor der ganzen Gemeine. Man singt ein Paar Verse, der Prediger trägt einen biblischen Text vor, gibt ihnen hierauf die Hände zusammen und spricht den Segen über sie. Hernach wird wieder gesungen. Alles übrige geschieht ohne Aufwand von Kosten und Prunk. Die nächsten Verwandten

bewirthen gewöhnlich das neue Paar mit einer frugalen Mahlzeit. —

Bei den Heirathen der heutigen

Juden

herrschen noch mancherlei sonderbare Gebräuche. Es wird vorzüglich darauf gesehen, die Trauung im Vollmond oder doch im zunehmenden Mond zu vollziehen, warum? läßt sich aus der weiblichen Physiologie leicht erklären *). Der Talmud bestimmt sogar die Heirathstage; es heißt darin: eine Jungfrau heirathet man am vierten (Mittwoch), eine Wittwe aber am fünften Tage in der Woche (Donnerstag); denn zweimal in der Woche sitzen die Richter in den Städten, nämlich den zweiten und fünften Tag, damit der Bräutigam, wenn er wegen der Jungfrauschaft etwas vorzubringen hätte, sogleich vor dieselben kommen könne. Mit einer Wittwe soll man am fünften Tage Hochzeit machen, damit man die übrigen drei Tage bis zum Sabbath fröhlich seyn könnte.

Heut zu Tage dauern die Hochzeitfeierlichkeiten gewöhnlich sieben Tage, während welcher Zeit der Bräutigam nichts arbeiten, auch nicht allein über Feld oder sonst ausgehen darf, damit ihm nicht der Teufel, wenn er ihn allein anträfe, Schaden thun könnte. Acht Tage vor der Kopulation gehen weder Braut noch Bräutigam aus dem Hause, sondern die Freunde derselben bleiben bei ihnen und machen sich mit Essen, Trinken und Spielen lustig. Den Tag vor der Hochzeit wird die Braut in das sogenannte kalte Bad geführt. Einige Weiber begleiten sie mit Musik dahin, damit Jedermann sehen möge, daß eine Braut dahin geführt werde. An eben diesem Tage schicken Braut und Bräutigam einander einen Gürtel zu. Zuweilen schickt der Bräutigam der Braut gestickte Schuhe und Pantoffeln, diese aber jenem einen Tallis, ein Sterbekleid und eine leinwandene Mütze. Am Tage der Hochzeit versammeln sich die Weiber von der Familie bei der Braut und schmücken sie auf das Prächtigste. Ihr Haar wird in mehrere Zöpfe geflochten, denn 1. B. Mos. 2, 22. steht geschrie-

*) Nova luna purgat puellas.

ben, sagen die Rabbinen: Er machte der Eva Haarlocken. Bei diesem Flechten erfordert es der Wohlstand, daß sie sich sehr kläglich bezeige. Sie hängen ihr auch einen dünnen Schleier vor die Augen, nach dem Beispiel der Rebecca, von der es 1. B. Mos. 24, 65. heißt: sie nahm den Mantel und verhüllte sich. Nun erscheint der Bräutigam in seinen besten Sabbathskleidern vor der ausgeputzten Braut. An einigen Orten trägt er eine schwarze Kappe während der Trauung auf dem Haupt, zum Zeichen seiner Trauer über die Zerstörung Jerusalems. Einige Männer begleiten den Bräutigam, Weiber die Braut im feierlichen Zug nach der Synagoge. Die Trauung geschieht unter freiem Himmel, um anzuzeigen, daß sich dies neue Paar vermehren soll wie die Sterne am Himmel. Der Brauthimmel, Chuppah, wird von vier Knaben getragen. Ein Chor Musikanten geht voraus. Braut und Bräutigam treten mit einigen Männern und Weibern unter diesen Himmel, und die ganze Versammlung schreiet aus vollem Halse: gelobot sey, der da kommt. Die Braut wird dreimal um den Bräutigam herumgeführt, nach der Auslegung der Stelle: Jer. 31, 22. Das Weib wird den Mann umgeben. Hierauf führt sie der Bräutigam auch dreimal um den Himmel. Die zuschauenden Juden streuen Weizen und Korn auf sie, und rufen dabei: seyd fruchtbar und mehret euch. Beide, die Braut zur rechten Seite, treten nun wieder unter den Himmel, das Gesicht nach Mittag gekehrt, nach der talmudischen Lehre: wer sein Bette zwischen Mittag und Mitternacht setzet, daß er das Gesicht gegen Mittag und die Füße gegen Mitternacht kehret, der bekommt viel Kinder. Hierauf nimmt der Rabbiner, oder wer sonst die Kopulation verrichtet, die Hände des Brautpaars, legt sie zusammen, und deckt über beide den Tallis, denn die Ruth sagte zu ihrem Vetter Boas: Breite deinen Mantel über deine Magd, Ruth 3, 19. Hierauf läßt sich der Rabbiner einen Becher mit Wein geben und spricht dreimal den Segen darüber. Der Bräutigam steckt der Braut einen goldenen Ring an den Zeigefinger und sagt: nach

diesem Ring sollst du mit mir verheirathet seyn, nach dem Rechte Mosis und Israel. Einige andere Zeugen erscheinen, und der vorher geschlossene Ehekontrakt wird laut vorgelesen. Der Rabbiner und einige andere trinken etwas von dem gesegneten Weine und gießen das übrige auf die Erde. Nun trinkt auch der Bräutigam ein Glas Wein, und wirft das leere Glas gegen die Mauer des Tempels an den daselbst befindlichen Stern. An einigen Orten wird das Glas, wenn die Braut eine Wittwe ist, an die Erde geworfen. Dies soll zur Erinnerung der Zerstörung des Tempels zu Jerusalem geschehen. Eine Lüge ists, daß der Bräutigam, der jenen Stern mit seinem Wurf nicht trifft, die erste, oder gar die acht ersten Nächte bei seiner Braut nicht schlafen dürfe. Nach dem Wurf eilt der Bräutigam mit seiner Begleitung nach Hause, um früher als die Braut in die Thüre zu treten. Das Hochzeitmahl wird am Abend genossen. Der Braut wird zuerst eine Henne und ein Ei vorgesetzt, als eine Anspielung auf die Fruchtbarkeit der Ehe. Der Bräutigam legt ihr davon vor. Nach dem Mahl bringen die Freunde des Bräutigams die Hochzeitgeschenke. Das Tanzen beginnt mit dem sogenannten Mitzrehtanz, oder dem Gebotstanz; der vornehmste unter den Männern nimmt den Bräutigam bei der Hand und tanzt mit ihm; die übrigen Männer folgen Paarweise nach. Die Weiber machen es eben so. —

An einigen Orten ist es üblich, daß sich am Verlöbnißtage, wenn die Heirathsverträge verfertigt und verlesen werden, eine Menge Jünglinge, mit neuen Töpfen in den Händen, in dem Zimmer versammeln. In dem Augenblick, daß der Ehevertrag verlesen worden, werfen sie solche auf einen Haufen, zum Zeichen, daß, so wenig die Trümmer dieser Töpfe wieder ganz gemacht werden können, das Ehebündniß getrennt werden könne. Dieser Gebrauch ist fast in ganz Deutschland unter dem Namen des Polterabends bekannt.

Es wird den Lesern nicht unangenehm seyn, hier noch einige Bemerkungen über verschiedene, bei der Feier der Verlobung und Hochzeit vorkommende Gegenstände zu finden.

Der Brautring.

Der Gebrauch des Rings verliert sich tief in den Zeiten des Alterthums. Aegypter und Hebräer bedienten sich seiner schon in den frühesten Zeiten. Von Aegypten erhielten ihn die Griechen, und von diesen die Völkerschaften Italiens, worunter er besonders von den Hetruskern zu den Römern kam. In den ersten Zeiten ihrer Republik bedienten sich diese, gleich unsern alten deutschen und andern Völkern, blos eiserner Ringe. Goldene waren anfangs nur ein Vorzug derer, die in wichtigen Angelegenheiten als Gesandte verschickt wurden, und nächst diesen bezeichneten sie den Charakter der Senatoren und des Ritterstandes. Die Damen fingen bald an, silberne Ringe zu tragen. Später, nach Vernichtung des Gesetzes, welches ihnen Gold zu tragen verbot, gab es eine Zeit in Rom, wo man beide Hände dergestalt einschmiedete, daß nicht nur jeder Finger, sondern auch jedes Fingergelenke links und rechts seinen Ring hatte.

Die ursprüngliche und Hauptbestimmung des Ringes aber ist nicht sowohl Gegenstand des Schmucks, als vielmehr ein Pettschaft zu seyn. Und in dieser Beziehung ist er ein so allgemein übliches Pfand der Verlobten geworden. Der Bräutigam gab seiner Geliebten einen Ring, als Symbol, daß ihre getroffene Verabredung als unverbrüchlich, hiemit so gut wie untersiegelt sey. Diese Bedeutung hatte er bei den Griechen und Römern, wie bei den ältesten Hebräern und andern Völkern, deren die Geschichte gedenkt, so daß also der Gebrauch, Ansprüche des Herzens durch Ringe zu verpfänden, eine vor Alter bereits grau gewordene Sitte war, als das Christenthum entstand. Die ersten Anhänger dieses neuen Glaubens behielten den Ring nicht allein zum Unterpfande der Verlobung bei, wozu er vordem blos diente, sondern sie flochten

ihn auch in die Feierlichkeiten des Altars mit ein, um die Verlobung nochmals vor den Augen der Gemeine zu bestätigen. Die Brautringe wurden nämlich, als das öffentliche Eheverlöbniß in der Kirche vor dem Priester, und zwar kurz vor der ehelichen Trauung geschah, von dem Geistlichen zuvörderst eingesegnet und den Verlobten an die Finger gesteckt. Zuerst brachte der Priester den geweiheten Ring der Braut an den Finger des Bräutigams, unter den Worten: im Namen Gottes des Vaters; hierauf zog er den Ring wieder ab und steckte ihn an den andern Finger, mit den Worten: und des Sohnes; dann brachte er ihn endlich an den dritten Finger, unter den Worten: und des heiligen Geistes.

An welcher Hand man den Ring führte, war nicht bei allen Völkern gleich. Die Juden hatten ihn an der Rechten. Griechen und Römer trugen ihn am vierten Finger, weil man, wie Isidorus bemerkt, wissen will, daß dieser Finger eine Ader enthalte, die mit dem Herzen in genauer Verbindung stehe. Den Ring hingegen am Mittelfinger zu tragen, wurde für ein unsittliches Symbol gehalten und vermieden. Martene bemerkt, die christlichen Bräute hätten den Ring an der linken Hand tragen müssen, weil nur der Bischof denselben, zum Zeichen einer vollkommenen Keuschheit, an der rechten trüge. In einem alten Meßbuch zu Rennes ward hingegen verordnet, der im Namen der heiligen Dreifaltigkeit gesegnete Ring sollte an den Finger der rechten Hand gesteckt werden.

So wie der Werkmeister des ersten Rings vergessen ist, ebenso liegt das Andenken dessen, der den ersten

Brautkranz

gewunden hat, tief in dem Labyrinthe der Vorzeit. Der Kranz überhaupt war ein Symbol von sehr mannigfaltigen Dingen, worunter die Bedeutung der Unvergänglichkeit und Hoheit die älteste Idee der Völker gewesen zu seyn scheint. Aus diesem Grunde dachten sie sich zuerst ihre Gottheiten bekränzt*). Kö-

*) Janus führte die Kronen zuerst in Italien ein. Apollo trug eine Krone von Lorbeeren. Die Pandora wurde zuerst von

nige, als Götter der Erde, ahmten bald das Zeichen der himmlischen Wesen nach, und so entstand das Diadem hoher Häupter, das aus einem anfänglich einfachen Kranze in eine Krone ausgeartet ist. Die älteste Erwähnung eines solchen königlichen Kranzes ist die des hebräischen Geschichtschreibers Mose, da, wo er die Schicksale des frommen Josephs erzählt, den der Souverän von Egypten durch ein Diadem zum Großvezier dieses Landes auszeichnete. Nach und nach erweiterte sich der Gebrauch der Kränze; als Zeichen der Ehre, des Glücks und der Freude wurden sie endlich bei jeder Gelegenheit üblich, die mit einem dieser drei Dinge Zusammenhang hatte. So bekränzte man bei Opfern sich und das Opferthier sammt Priester und Altar, um die Gottheit dadurch zu ehren. Auch die Sieger erhielten Kränze*), wenn sie im Felde den Feind besiegt oder in öffentlichen Spielen den Vorzug errungen hatten, so wie Dichter damit beschenkt wurden, die ihren Helden am würdigsten besangen.

Besonders aber vervielfältigte sich ihr Gebrauch bei fröhlichen Mahlen und Angelegenheiten der Liebe. Nicht nur Pokale wurden bekränzt, sondern sogar oft jeder Gast zwei- und dreifach; indem sie nicht nur auf den Kopf einen Kranz legten, sondern auch einen um die Schläfe, und einen dritten um den Hals wanden oder an der Brust herabhängen ließen**).

den Grazien mit einer Krone geschmückt. Die Pallas trug eine Krone von Oelzweigen, die Venus eine von Rosen, Isis und Ceres trugen sie von Kornähren.

*) Die Athenienser führten die Bürgerkronen ein und beschenkten den Perikles zuerst damit. Der reiche Crassus trug in seinem Triumph zuerst eine Lorbeerkrone, an der die Blätter von Silber, das übrige von Gold war.

**) Den Ursprung der Bekränzungen des Haupts schrieb man der Trunkenheit der Alten zu, welche die dadurch verursachten Kopfschmerzen zu lindern, oder ihnen vorzubeugen suchten, indem sie sich den Kopf banden. Anfangs bestand ein solches Band aus wollenem oder leinenem Zeug, nachher wurden sie mit Myrthen, Rosen und dergl. durchflochten, und man trug sie zur Zierde. Bacchus soll sich die erste Krone von Epheu aufgesetzt haben, und ward daher als doppelter Arzt gepriesen, nicht nur als Erfinder des Weins, sondern auch der Kunst, mit kühlendem Epheu die Hitze der Stirne zu dämpfen.

Liebende behingen bei nächtlichem Harren vor der Thür einer spröden Schönen ihre Pfosten mit Kränzen; Braut und Bräutigam trugen Kränze, als glückliches Symbol der Vollendung, theils wegen ihrer zum Ziel gekommenen Wünsche, theils aus Rücksicht bisher besiegter Leidenschaften und Triebe der Jugend; zugleich aber auch dem Gott der Hochzeit, Hymenäus, zu Ehren. Wurde das neue Paar zum erstenmal Vater und Mutter, so wurden Kränze, zum Zeichen der Freude, an die Thüren des Hauses gehangen; bei einem Knaben war es ein Kranz von Oelzweigen, bei einem Mädchen ein Kranz von Linnen.

Nicht blos aber die heidnischen Völker der alten Welt, auch der Hebräer freute sich des Hochzeitkranzes, wie aus dem Liebesgedicht, Hohes Lied Salomonis genannt, und mehreren Bibelstellen*) zu wissen steht.

Lange zwar sträubte sich das christliche Gewissen, diese Sitte der Heiden nachzuahmen; sie hielten Hochzeitkränze sowohl als andere für Zeichen der Abgötterei, womit sie die Heiligkeit ihres Glaubens nicht entweihen dürften. Tertullian predigte sogar vom Kranze auf dem Kopfe einer Frau, als einem Zeichen der schändlichsten Unzucht. Und andere Väter der Kirche versäumten nicht, ihren Gläubigen die Unschicklichkeit solcher Kränze damit ans Herz zu legen, daß es Verspottung Christi sey, sich leichtsinnig, blos zum Spiel und Scherz, mit duftenden Blumen den Kopf zu umwinden, da Christus bei seinem ehrwürdigen Leiden eine Krone von Dornen getragen habe. Dabei blieb es, bis mit den ersten christlichen Kaisern, die sich und ihren Bräuten am Tage der Hochzeit ohne Bedenken den Kranz aufsetzten, der Scrupel verschwand. Das Volk ahmte nach, und Gewissensbisse kamen bald so sehr aus der Mode, daß der heilige Chrysostomus die Brautkrone als ein Zeichen des Siegs erklärte, welchen die Unschuld der beiden jungfräulichen Verlobten über das Laster der ehelosen Ausschweifungen davon getragen habe; und Gregor von Nazianz rieth den Hochzeitvätern, ihren Töchtern

*) Aus dem Esaiä LXI., 10. sehen wir, daß die Bräutigame gekrönt wurden.

am Ehrentage selbst den Kranz aufzusetzen. Somit ward diese Sitte sogar heilige Ceremonie vor dem Altar. Wenn das verlobte Paar in die Kirche gekommen war, fanden sie auf dem Altare, vor dem sie unter ausgestreuten Blumen standen, den gesegneten Kelch, und dabei zwei Kränze, die ihrer warteten. Der Diakonus verlas die Formel der Collekte, worauf der Priester nach verrichtetem Gebet ihnen feierlich im Namen des Vaters 2c. den bereitliegenden Kranz aufsetzte, der vorher gleichsam durch heilige Formeln geweihet war.

Der Kranz war also auch bei den Christen ein Theil des hochzeitlichen Schmuckes; als Ehrenzeichen des Wohlverhaltens und Trophäe besiegter Anfechtungen für jedes junge Paar, trat er, sammt seinem Gebrauch, zugleich in seine alte Bedeutung ein, mit der er aus den heidnischen Händen überliefert war. Und was ihm sonst von heidnischem Religionsbezug anklebte, wurde, als unverträglich mit christlichen Ideen, abgestreift. Seitdem nun blieb dieser hochzeitliche Kranz in ungestörtem Brauch und ist noch immer ein Zeichen des Glücklichen, der den Erstling seiner ehelichen Tage lebt. Kränze bei einer zweiten Ehe waren nie häufig, und kamen bald ganz ab, weil die Christen der früheren Jahrhunderte wiederholte Verheirathungen, wo nicht ganz für unerlaubt, doch für ein Zeichen der Wollust hielten, und durch die entzogene Ehre des Kranzes solche Ehen wenigstens herabwürdigen wollten; ähnlich darin den heidnischen Römern, die derjenigen Frau einen Keuschheitskranz zu tragen verstatteten, die, ohne mehrere Ehen zu versuchen, nur einem Manne ergeben blieb. In der Constantinopolitanischen Kirche, wo der Gebrauch noch herrscht, das zum zweitenmal vor den Altar tretende Ehepaar zu krönen, wird die Krone nicht auf das Haupt, sondern auf die Schulter geheftet. In verschiedenen morgenländischen Orten nimmt am achten Tage nach der Trauung der Priester die Kronen von den Köpfen der Gekrönten. — Der Brautkranz selbst ist gewöhnlich aus einem Oelzweig gewunden und mit weißen und rothen Bändern durchflochten, als Symbol der

Unschuld und Schamhaftigkeit des jungen hochzeitlichen Paares. —

In den meisten Gegenden Deutschlands ist es unter den Verlobten Sitte, daß die Braut ihren Geliebten mit einem oder mehreren

Brauthemden

beschenkt, und dieser überdies am Abend seiner Wünsche einen Schlafrock und eine Mütze auf dem hochzeitlichen Bette findet. Diese Kleider sind in ihrer ursprünglichen Bestimmung Badekleider, die als entfernte Folgen mit Aussatz und Kreuzzügen Zusammenhang haben. Der Aussatz war bekanntlich ein den Morgenländern schon seit den ältesten Zeiten sehr gemeines Uebel, welches die zurückkommenden Kreuzfahrer in alle Länder verschleppten, und ganz Europa dergestalt damit ansteckten, daß einige Jahrhunderte verstrichen, ehe es ausgerottet werden konnte. Man kannte anfangs kein besseres Mittel, als die Gesunden von den Kranken abzusondern, und erbauete in den Städten umher eigene Aussatzhäuser. Matthieu versichert, daß es unter Ludwigs VIII. Regierung über 19,000 dergleichen Häuser in Europa gegeben habe, und ihrer allein in Frankreich im Jahre 1225 mehr als 2000 gewählt worden seyen.

In Deutschland gaben sich Fürsten und Geistlichkeit alle Mühe, der Verbreitung dieser Seuche Einhalt zu thun; es gelang ihnen, das Mittel in Gang zu bringen, welches Moses dem Volke Gottes empfohlen hatte: fleißiges Baden.

Die Geistlichen machten es zu einer Handlung der Andacht, durch welche man seine Sünden abwasche und Vergebung bei Gott erwerbe.

In vielen Klöstern, so wie von den Obrigkeiten in den Städten wurden Badestuben angelegt, deren viele durch fromme Stiftungen zu Seelenbädern gemacht wurden. Diese hatten den Zweck, daß arme Leute zu bestimmten Zeiten entweder in den Klöstern, oder auch in den Badestuben der Städte und in Hospitälern umsonst gebadet, und wenn sie es verlangten, auch geschröpft und zur Ader gelassen und hernach gespeiset, oder auch mit

Brod, Bier und Salz beschenkt wurden, zum Heil des Stifters und zur Abkühlung seiner Seele im Fegfeuer.

Um auch den Ritterstand zur Reinlichkeit zu gewöhnen, wurde demselben das Baden und das Abscheeren des Barts bei der Aufnahme eines Ritters in einen Orden, oder eines Knappen zum Ritter, zur Ordenspflicht gemacht; schwerer hielt es jedoch mit dem letztern, weil die Geistlichen in langen Bärten eine Zierde suchten.

So ward auf einmal das auf die Bahn gebrachte Mittel zur herrschenden Mode. Bald in den ersten Zeiten kamen Brautbäder, das Baden der Hochzeitgäste, und wöchentliches Baden der Handwerksgesellen in häufigen Brauch.

Die Handwerksbursche forderten nicht allein von ihren Meistern wöchentliches Badegeld oder eine Vermehrung des Lohns, sondern führten auch Sonnabends sogenannte Badeschichten ein, und liefen früh von der Arbeit, um nach der Badstube zu kommen. Wahrscheinlich schreibt sich hiervon der noch bestehende Gebrauch der Handwerker her, Sonnabends eine Stunde eher als andere Tage Feierabend zu machen. —

Auch die Geistlichen, und selbst Bischöfe, wußten sich den neu aufgekommenen Gebrauch, Badehemden zu verschenken, nützlich und zu einer Art von Auflage zu machen. Die Bürger von Augsburg zum Beispeil mußten ihrem Bischofe, so oft er badete, zwei neue Badeschürzen, und dem Kapellan vierzig Pfenninge schenken.

Am wenigsten aber unter allen konnte die Liebe diesen Zweig einer möglichen Gunstbezeugung unbenutzt lassen. Wie man nach und nach überhaupt eine eigene Pracht mit Badekleidern trieb, so wurden sie vorzüglich von Bräuten zu einem wesentlichen Artikel derjenigen Geschenke gemacht, die jeder Bräutigam von den Händen seiner Verlobten zu erwarten hatte. Es wurde überdies Sitte, daß die Braut nicht allein vor der Hochzeit gebadet und dabei wacker geschmauset wurde, sondern daß auch Braut und Bräutigam auf ihre Kosten die Hochzeitgäste zum Bade führten, und die Braut ihre und des Bräutigams Verwandte mit Badehemden beschenkte.

Diesen lästigen Aufwand nahmen hier und da Polizeigesetze in Anspruch; man verbot die Hinführung der Hochzeitgäste zum Bade, und bestimmte zugleich die Schranken, in welchen sich Bräute mit ihren Geschenken zu halten hätten. Die Rostockische Kleiderordnung von 1581 z. B. setzt fest, daß die Braut dem Bräutigam nicht mehr schenken solle, als eine Badekappe, nicht über fünf Gulden an Werth, ferner zwei Hauptüber und einen Badebeutel.

Nachdem der veränderte Geist der Zeit das Baden weder als Nothmittel der Reinlichkeit, noch als Artikel der Ordenspflichten, oder zum Wohl der Seele im Fegefeuer nöthig findet; und anderer Seits eine neuere Krankheit, als jener Aussatz war, die öffentlichen Badestuben überhaupt verdächtig und in mancherlei Rücksicht bedenklich gemacht hat; so ist auch das Baden der Braut und der Hochzeitgäste dahin, jedoch das sonst übliche Badegeschenk an den Bräutigam, obgleich unkenntlich, noch vorhanden.

Verfolgt man so die Spur der meisten Gebräuche und Sitten der neuern Zeit in die ältesten hinauf, so findet man, wie wenig Neues seit den ersten Zeiten in dieselben hineingekommen ist. Oft haben sie nur den Namen verändert, und man glaubt etwas anders zu thun, weil man etwas anders dabei dachte oder zu denken wähnte; oft erscheinen sie noch in ihrer alten Gestalt, wie

der Fackeltanz

bei den Hochzeitfesten der Könige und Fürsten.

Es würde mich hier zu weit führen, von den mannigfaltigen religiösen Gebräuchen der Fackeln bei den Festen, bei den Schlachten der Griechen und Römer, bei der Taufe, den Geburtstagen, bei Hochzeiten und Begräbnissen, dem Osterfeste, beim Meßlesen, bei öffentlichen Kirchenbußen, feierlichen Processionen u. s. w. der ersten Christen zu reden.

Aus der hochzeitlichen Feier der Griechen und Römer wissen die Leser schon, daß dem Hymen zu Ehren die Braut mit der unzertheilbaren Zahl von fünf Fackeln tanzend in das Haus ihres Bräutigams geführt wurde.

Dieser Fackeltanz herrschte eine Zeitlang auch bei dem hochzeitlichen Ceremoniel der ersten Christen, verschwand darauf, und fand dann wieder unter der Etikette des byzantinischen Hofstaats, den der erste christliche Souverain auf das glänzendste einrichtete, eine förmliche Aufnahme. Seit dieser Zeit ist er das Vorrecht der fürstlichen Vermählungen geblieben. Indessen erhielt er in den Ritterzeiten einen neuen Glanz. Wenn nach geendigtem Turnier die Dame dem siegenden Ritter den Preis überreicht hatte, so tanzte sie triumphirend und allein mit ihm, unter Vor- und Nachtragen der Fackeln.

Am Hofe zu Berlin ist der Fackeltanz bei Vermählungsfeierlichkeiten noch üblich. Er besteht in weiter nichts, als daß beim Beschluß der Feier des Vermählungstags das Brautpaar nebst allen Anwesenden unter Trompeten- und Paukenschall und anderer Musik langsam einhertreten, wobei dann die Staatsminister die Fackeln tragen.

Inhalt

VII.

Seite

Inhalt

VIII.

Seite

